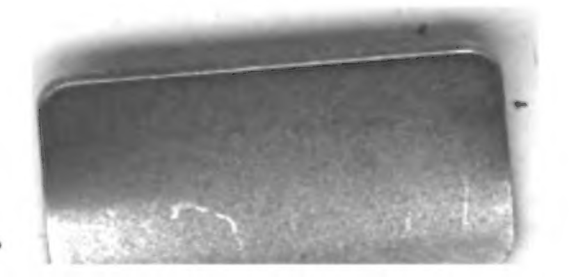
Digitized by Google

Anthr. 122 qa Scheve



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Phrenologische Bilder.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. Scherr

Digitized by Google

Phrenologische Bilder.

Zur Naturlehre des menschlichen Geistes

und deren

Anwendung auf Wissenschaft und Leben.

Von

Gustav Scheve.

Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen,

dem

Portrait des Verfassers und einer Steindrucktafel, gezeichnet von M. Rugendas.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Leipzig,

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1855.

Digitized by Google

Der Weltbetrachtung beste Hälfte ist die Betrachtung der menschlichen Geisteswelt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Vorwort IX

I. Die Phrenologie im Umrisse.

1. Grundzüge der Phrenologie 3
2. Zur Geschichte der Phrenologie 13
3. Vier Grundsätze der Phrenologie 36
4. Die Grundkräfte des Geistes und ihre Organe 53
5. Wissenschaft und Leben 84
6. Die Verschiedenheit der Kopfgestalten 103

II. Phrenologie und Psychologie.

1. Das Gebiet der Geisteslehre 111
2. Die Grundkräfte des Geistes 117
3. Ueber die Einheit der Seele 125
4. Der Mensch und das Thier 130
5. Verstand und Vernunft 137
6. Phrenologische Charakteristik 143
7. Psychologie und Phrenologie 152
8. Das System 254

III. Phrenologie und Medizin.

1. Aus meinen wissenschaftlichen Begegnissen zu Hamburg 267
2. Dr. Nathan 276

Digitized by Google

Seite
3. Der Anatom Arnold 288
4. An Deutschlands Aerzte 298
5. Eine Giftmörderin 305
6. Praktischer Unterricht in der Phrenologie 314
7. Zur Gehirn- und Nervenlehre 345

IV. Die Phrenologie in der Anwendung.

1. Phrenologie und Religion 403
2. Phrenologie und Strafrecht 445
3. Phrenologie und Erziehung 450
4. Phrenologie und bildende Kunst 563
5. Phrenologie und Politik 588
6. Anhang 628

Digitized by Google

Verzeichniß der Abbildungen.

		Seite
1.	Porträt des Verfassers	Titelbild
2—5.	Der phrenologische Kopf	7
6.	Porträt Gall's	15
7.	Der menschliche Nervenbau rc.	37
8.	Seitendurchschnitt des menschlichen Gehirns	41
9. 10.	Blödsinn aus Kleinheit des Gehirns. Michel Angelo, großes Gehirn	46
11.	Die Stirnhöhle	52
12. 13.	Große und kleine Kinderliebe	57
14. 15.	Kleiner Kampfsinn, große Vorsicht; großer Kampfsinn, kleine Vorsicht	60
16. 17.	Großer — kleiner Zerstörungssinn	62
18. 19.	Großes — kleines Selbstgefühl	67
20. 21.	Großes — kleines Wohlwollen	69
22.	Ehrerbietung klein, Wohlwollen und Festigkeit mittelmäßig	70
23.	Ehrerbietung groß, Festigkeit klein	—
24.	Festigkeit klein, Gewissenhaftigkeit groß, Vorsicht ziemlich groß	72
25.	Festigkeit groß	—
26.	Alexander v. Humboldt	107
27—51.	Steindrucktafel mit 24 Porträts	108
52.	Porträt H. Kothe's	144
53—55.	Schädel der Giftmörderin Beckenbach von der Seite, von vorn, von oben	310. 311
56—59.	Schädel eines neugebornen Kindes von vorn, von der Seite, von oben, von hinten	319
60—62.	Mittelgroßes, kleines, großes Organ der Veneration	323
63.	Obere Schädelansicht	324
64.	Großes Organ der Veneration: Klopstock	325

Seite
65—67. Große, kleine, mittlere Vorsicht 311
68—76. Euripides, großer Geschlechtssinn, schlechte Kopfbildung, großes Selbstgefühl, starkes und schwaches Wahrnehmungsvermögen, Voltaire, Eustache, Lavater, Sokrates ... 339—344
77—81. Konstantin der Große, Gustav Adolf, Spinoza, Stephan d. Heilige, Sailer 408
82—86. Winkelmann, Jakob Böhme, Van Dyk, M., Mörder, D., Mangel an Festigkeit .... 570—573
87—90. A. v. Humboldt — Vitellius, Humboldt mit Vitellius' — Vitellius mit Humboldt's Stirn 578. 579
91—98. Geberdensprache des Scherzes, der Idealität, der Sorglichkeit, der Sorglichkeit und der Festigkeit, der Kinderliebe, der Beifallsliebe, des Gegenstandsinns, des Kunstsinns .... 580—587

Vorwort zur ersten Auflage.

Was der Phrenologie in ihrem Vaterlande vor allem noth thut, ist die Kenntniß ihrer Einheit in ihren mannigfaltigen Sätzen. Ich fand in Deutschland allenthalben höchst verschiedene, nach allen Seiten auseinander gehende, stückweis anerkennende und absprechende Urtheile über diese Wissenschaft. Dieselbe tritt uns aber, von welcher Seite wir sie immer betrachten, zuletzt als die nämliche einfache Wahrheit entgegen. Dies darzuthun, sind die folgenden Bilder bestimmt, Aufsätze, welche alle die Phrenologie von verschiedenem Gesichtspunkt aus beleuchten, deren jeder also im Gegenstand ein anderer, für sich verständlicher ist, die aber alle im Ergebniß die nämlichen sind. Die vorliegende Schrift ist so ein streng folgerichtiges Ganzes, doch ohne Künstelei und Einförmigkeit der Darstellung: sie sollte den Leser durch die Mannigfaltigkeit des Stoffes ansprechen, nur im Ergebniß ihn von jener einen Wahrheit überzeugend.

Meinem verehrten Freunde Rugendas in München

sage ich auch hier meinen Dank für die schöne und werthvolle Zierde, welche durch ihn dieses Werkchen erhalten hat.

Dresden, den 16. Oct. 1850.

G. Scheve.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die vorliegende Schrift, welche in ihrer ersten sehr unvollkommenen Gestalt mit großer Nachsicht aufgenommen wurde, ist in dieser zweiten Auflage ein neues Werk geworden, an Umfang weit ausgedehnter und, wie ich hoffe, ihrem Zweck, zur besseren Würdigung der Phrenologie in Deutschland beizutragen, weit mehr entsprechend. Die früher lose zusammengestellten und nur durch die wissenschaftliche Einheit verbundenen Aufsätze sind in eine systematische Ordnung gebracht und an Zahl bis zur Herstellung eines wissenschaftlichen Ganzen vermehrt worden. Die Anwendung der Phrenologie, welche früher zu wenig, und die medicinische Seite der Wissenschaft, welche fast gar nicht berücksichtigt war, haben nun ihre ausführliche Bearbeitung gefunden. Eine ebenso bedeutende Ausdehnung erhielt die Schrift durch die Darstellung der Elemente der Phrenologie, — der Grundkräfte des Geistes und ihrer Organe, der Geschichte der Phrenologie zc. — so daß die Schrift, was sie früher nicht war, auch für solche Leser geeignet ist, welche daraus die erste Kenntniß der Phrenologie schöpfen wollen. Diese letztere Vergrößerung wäre dadurch zu umgehen gewesen, daß ich die Leser für

jene Elemente auf meinen „Katechismus der Phrenologie“ oder auf irgend ein anderes phrenologisches Buch verwiesen hätte. Allein es schien mir würdiger, daß das Werk das Ganze der Phrenologie, also auch die Elemente (freilich nur in kurzem Umrisse) umfaßte. Obgleich nun aber der Leser des Katechismus dessen Inhalt in dem ersten Abschnitt dieses Werkes wiederfindet, und selbst mit denselben Worten, wo ich keine Veranlassung zur Aenderung hatte, so ist doch die Darstellung hier oft etwas ausführlicher, und gibt Neues, im Katechismus nicht Enthaltenes.

Die Eintheilung der Schrift in vier Hauptabschnitte ist, wie leicht zu erkennen, in dem Wesen der Phrenologie begründet, ohne daß jedoch diese Trennung in der Darstellung ängstlich festgehalten worden wäre oder zu werden brauchte. Oft ist in einem Aufsatze über die Geisteslehre auch die Organenlehre berührt ꝛc. Die Schrift ist andrerseits ihrem ursprünglichen Charakter darin treu geblieben, daß jeder einzelne Aufsatz, obgleich alle zusammen ein großes Ganzes bilden, doch zugleich ein für sich verständliches kleines Ganzes ist. Ich würde hierin, wenn es mir erlaubt wäre, ein Verdienst meiner Schrift erblicken: denn ein volles Verständniß unserer so neuen und vielseitigen Wissenschaft läßt sich, wie mir scheint, nur dadurch gewinnen, daß deren einzelne Wahrheiten von möglichst vielen und verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet und erwogen werden.

Daß ich mich bemüht habe, in der Schrift allgemein verständlich zu sein, brauche ich nicht erst zu bemerken. Die Phrenologie, selbst das Bild der Vielseitigkeit, schließt alle Einseitigkeit, allen Kastengeist in der Wissenschaft aus.

Gewissen Philosophen ist die Philosophie der Phrenologie nicht philosophisch, gewissen Medicinern deren Organenlehre nicht medicinisch, gewissen Juristen deren Strafrecht nicht juristisch genug ꝛc. Aber dies ist für die Phrenologie nicht ein Tadel, sondern ein Lob. Denn der Philosoph, damit er nicht einseitig sei, soll zugleich Mediciner sein u. s. f. Die Phrenologie in ihrer Allseitigkeit vereinigt daher alle Wissenschaften zu einer einzigen und — was ihr den höchsten Werth gibt — zu einer solchen, welche nicht dem Wechsel der Ansichten und der Systeme unterliegt, sondern welche auf den Felsengrund naturwissenschaftlicher Thatsachen ihr Fundament gelegt und darauf ihren großartigen Bau errichten wird.

Cöln, den 24. März 1852.

G. Scheve.

Des Verf. Bitte um Entschuldigung, daß das Erscheinen besonders des vierten und letzten Heftes dieses Werks sich über die Gebühr verzögerte, wollen die verehrlichen Subscribenten gütigst annehmen. Was die im Anhang gegebene Literatur betrifft, wobei u. A. die fleißige Zusammenstellung von Choulant benutzt ist, so war es wegen des allzugroßen Umfangs der französischen und noch mehr der englischen phrenologischen Literatur wol passend, außer Gall's und Spurzheim's Werken nur die deutschen zu geben. Sollte unter den neueren Schriften die eine oder die andere übergangen sein, so ist dies ohne Absicht geschehen.

Leipzig, den 12. Febr. 1855.

G. S.

I.

Die Phrenologie im Umrisse.

Digitized by Google

I.

Grundzüge der Phrenologie.

Brevis esse laboro.
Horat.

---

1. Die Geisteslehre.

Die Phrenologie — Geisteslehre — ist die Lehre vom Geiste und seinen Organen.

Die erste Aufgabe der Geisteslehre ist, die Grundkräfte des Geistes aufzufinden, d. i. diejenigen Geisteskräfte, welche allen Geistesthätigkeiten zum Grund liegen oder auf welche sich alle Geistesthätigkeiten zuletzt zurückführen lassen.

Die Phrenologie, als Geisteslehre, ist eine neue Wissenschaft. Denn obgleich von jeher die Geistesforscher die Grundkräfte des Geistes aufzufinden suchten, so ist ihnen dieses doch vordem niemals gelungen. Sie meinten alle, auf dem Wege der Selbstbeobachtung dieses Ziel erreichen zu können. Allein das eigene Gefühl, die Selbstbeobachtung, das Selbstbewußtsein, gibt uns von der inneren Beschaffenheit, gleichsam von dem Baue unseres Geistes — wenn das Bild gestattet ist — ebenso wenig Kenntniß, als vom innern Bau, von den Organen und Eingeweiden unseres Körpers. Wir fühlen nur, daß wir, aber nicht wie wir geistig und körperlich leben.

Die ganze Geschichte der Geisteslehre ist nur ein fortlaufender Beweis für das Gesagte. Alle Geistesforscher, weil sie immer

suchten, nie fanden, waren unter sich verschiedener Ansicht über den inneren Geistesbau, jeder nahm andere Grundkräfte des Geistes an, der eine zwei, der andere drei, der andere sieben, der eine diese, der andere jene. Einer sagt z. B., Empfindung und Gedächtniß seien zwei Grundkräfte; ein anderer, das Gedächtniß sei nur die Wiederholung der Empfindung, beide seien daher nur eine Grundkraft. Einige neuere Geistesforscher meinen dem ewigen Streite dadurch ein Ende zu machen, daß sie gar keine Grundkräfte im Geiste unterschieden wissen wollen, sondern alle, wenn auch scheinbar noch so verschiedenen Geisteskräfte, z. B. Verstand und Gemüth, für im Grunde eines und dasselbe erklären. Aber der alte Streit ist durch die neue Meinung nur vergrößert, ein Streit, der auf dem bisherigen Wege nicht entschieden werden kann.

Welcher andere denkbare Weg aber, außer dem der Selbstbeobachtung, könnte zur Kenntniß des Geistesbaues führen? Noch weniger, könnte es scheinen, die Beobachtung des Geistes anderer Menschen. Gleichwol ist eben dieser Weg der allein richtige und gangbare.

Da nämlich der Geist der einzelnen Menschen nicht gleich, sondern verschieden ist, so ist in dieser Verschiedenheit des Geistes das Mittel zur Kenntniß des Geistesbaues gegeben. Da z. B. ein Mensch sehr viel Verstand und sehr wenig Gemüth, ein anderer sehr wenig Verstand und sehr viel Gemüth haben kann, so ist dadurch gleichsam mathematisch bewiesen, daß Verstand und Gemüth nicht nur scheinbar, sondern im Geistesbaue selbst verschieden sind; gerade so wie (von den Organen abgesehen) das Sehvermögen vom Hörvermögen als im Geistesbaue dadurch als getrennt erscheint, daß ein Mensch gut sehen und schlecht hören, ein anderer schlecht sehen und gut hören kann.

Die auf diesem Wege der Forschung geschaffene Geisteslehre ist bereits mit vielem Fleiß und vielem Erfolg bearbeitet worden. Hier einige Andeutungen über das Gefundene.

Der Geistesbau zeigt zuerst im Allgemeinen drei getrennte Gruppen der Geisteskräfte: die niederen oder thierischen Sinne,

die Gemüthssinne und die Sinne des Verstandes. Denn irgend welche dieser Gruppen wird oft bei einem Menschen sehr stark oder sehr schwach vor den übrigen gefunden. Es gibt Menschen, welche vorzugsweise leidenschaftlich sind, andere, welche Gefühlsmenschen, andere, welche Verstandesmenschen sind. Jedoch die Unterscheidung der drei Sinnesgruppen als solcher ist deswegen von geringerem Werth, weil ja wieder die einzelnen Sinne selbstständig und unter sich getrennt sind: es kann z. B. bei einem Menschen die Gruppe der thierischen Sinne im Allgemeinen stark, aber einer dieser Sinne schwach sein. Ein Mensch kann von Charakter leidenschaftlich in der einen Beziehung und leidenschaftslos in der andern sein.

Die aufgefundenen einzelnen Grundkräfte sind hauptsächlich die folgenden. In der Gruppe der thierischen Sinne: der Geschlechtssinn, der Sinn der Kinderliebe, der Sinn der Anhänglichkeit, der Kampfsinn, der Zerstörungssinn, der Verheimlichungssinn, der Eigenthumssinn, der Nahrungssinn.

In der Gruppe der Gemüthssinne: der Sinn der Vorsicht, des Selbstgefühls, der Beifallsliebe, der Festigkeit, der Gewissenhaftigkeit, der Ehrfurcht oder Religiosität, der Hoffnung, des Wohlwollens, der Sinn für Nachahmung, der Sinn für Wunderbares, der Schönheitssinn, der Sinn für Scherz.

In der Gruppe der Verstandessinne: der Gegenstandsinn, der Gestaltsinn, der Ortsinn, der Gewicht- oder Wägesinn, der Farbensinn, der Ordnungssinn, der Zahlensinn, der Thatsachensinn, der Zeitsinn, der Tonsinn, der Bausinn, der Wortsinn, der Sinn des Vergleichungsvermögens und der des Schlußvermögens.

Alle diese Sinne sind als unter sich getrennt, als selbstständig im Geiste vorhanden dadurch nachgewiesen, daß jeder derselben entweder sehr stark oder sehr schwach vor allen übrigen gefunden wird. Jeder verhält sich daher zu jedem anderen, wie z. B. der Gesichtssinn sich zum Gehörssinn verhält. Ueberhaupt finden zwischen den äußeren und den inneren Sinnen mehr Aehnlichkeiten als Verschiedenheiten Statt. Eine Verschiedenheit ist aber, daß in der Regel die äußeren Sinne in gleichem, die inneren

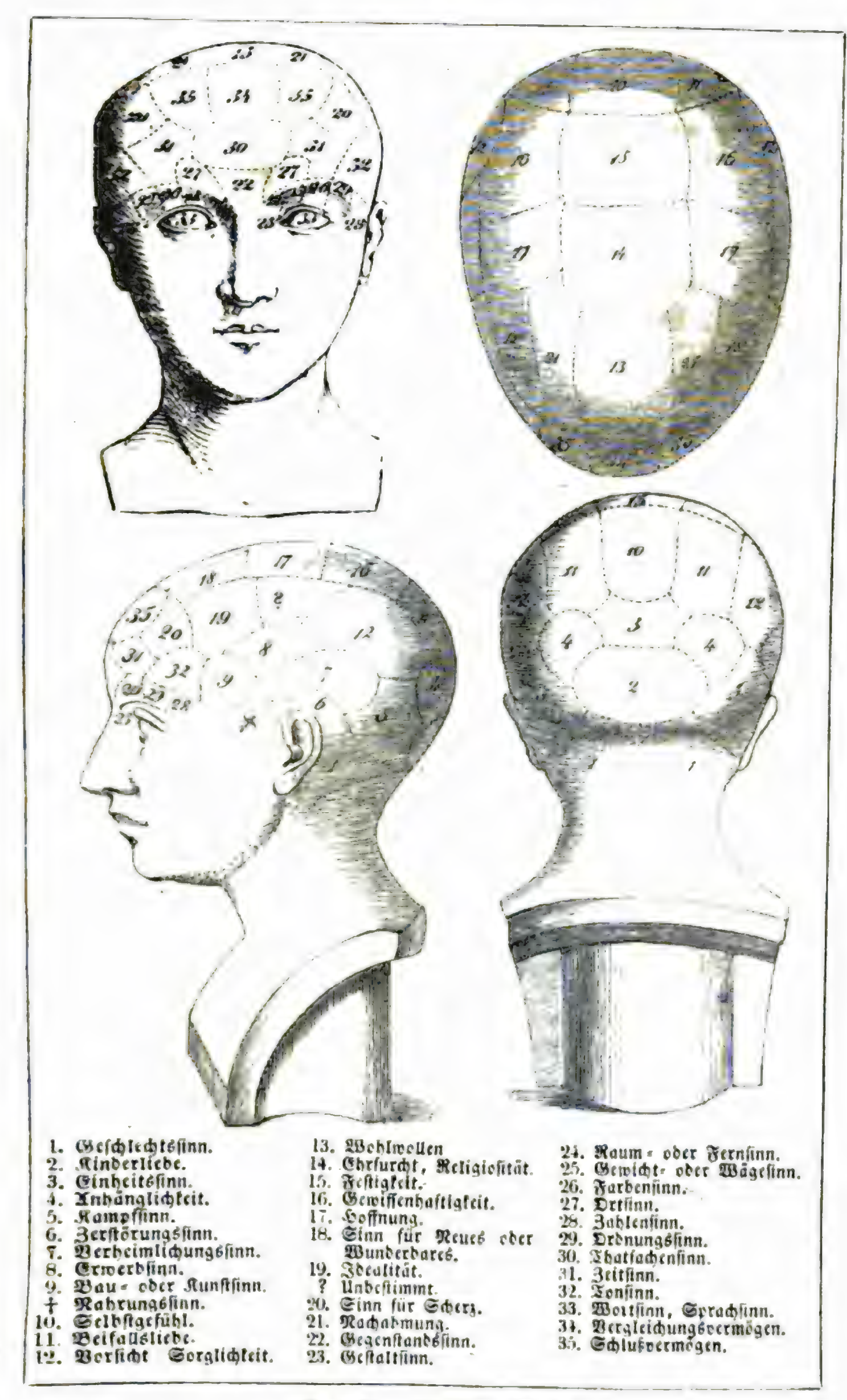
in höchst ungleichem Maße vorhanden sind. Ein Mensch sieht und hört (in gesundem Zustande) ziemlich so gut, wie der andere; dagegen wird selten ein Mensch gefunden, dessen stärkster und dessen schwächster innerer Sinn unter sich im Maße nicht äußerst verschieden wären. Daher die so unendlich große geistige Verschiedenheit der Menschen.

Diese Art und Weise, die Grundkräfte des Geistes aufzufinden, ist, wie wir sehen, eine Scheidekunst, ähnlich derjenigen der Körperwelt. Nur können in der letzteren die Trennungen beliebig gemacht werden, in der ersteren legt die Natur dieselben bereits gemacht uns vor. Auch ist die Schwierigkeit der Forschung bei der geistigen Scheidekunst, entsprechend dem höheren Standpunkte der Wissenschaft, eine größere. Beide Wissenschaften sind neu. Ehe es eine wissenschaftliche Scheidekunst der Körper gab, nahm man vier Grundstoffe der Körper an, jetzt kennt man deren mehr als fünfzig. Ehe die Geisteslehre eine Wissenschaft war, nahm man (am öftersten) drei Grundkräfte des Geistes an, jetzt hat man deren etwa sechsunddreißig aufgefunden. Merkwürdigerweise ist selbst das Zahlenverhältniß der früher angenommenen zu den später nachgewiesenen Grundstoffen der Körper und Grundkräften des Geistes ein ähnliches.

2. Die Organenlehre.

Obgleich diese Weise der Geistesforschung eine streng wissenschaftliche, genügende ist, so wurde dabei doch außerdem noch ein zweiter Beweis, gleichsam eine Probe, für die Richtigkeit der wissenschaftlichen Erfunde dadurch hergestellt, daß für jede nachgewiesene Grundkraft des Geistes auch ein besonderes Organ im Gehirn nachgewiesen wurde. Dadurch wurde die an sich sehr schwierige Wissenschaft einerseits ergänzt und erleichtert, andrerseits umfangreicher, verwickelter, leichter Mißverständnissen ausgesetzt. Das Wesentliche der Organenlehre ist dieses.

Das Gehirn ist das Organ aller inneren Sinne. Ein Beweis dafür unter vielen ist, daß das Gehirn von den niederen Thieren zu den höheren und zum Menschen übereinstimmend mit



Der Phrenologische Kopf.

Digitized by Google

Digitized by Google

den geistigen Fähigkeiten an Größe zunimmt. Der Mensch hat das größte Gehirn, weil er geistig am höchsten steht, oder er steht geistig am höchsten, weil er das größte Gehirn hat.

Dieser Schluß wird, wie im Ganzen, so im Einzelnen gelten. So wurde nun erstens der Hinter- und Unterkopf in der Größe übereinstimmend mit der Stärke der thierischen Sinne, der Oberkopf in Uebereinstimmung mit den Gemüthssinnen, der Vorderkopf in Uebereinstimmung mit den Verstandessinnen nachgewiesen. Der obige Satz wiederholt sich daher im Einzelnen z. B. so: dieser Mensch hat einen sehr starken Hinter- und Unterkopf, weil er sehr starke thierische Sinne hat, oder er hat sehr starke thierische Sinne, weil er einen sehr starken Hinter- und Unterkopf hat.

Aber es wurden auch zweitens besondere einzelne Gehirntheile in der Größe übereinstimmend mit einzelnen Grundkräften nachgewiesen, so daß jener Satz sich noch weiter im Einzelnen z. B. so wiederholt: dieser Mensch zeigt den und den bestimmten Theil des Hinterkopfs besonders groß, er besitzt also den und den thierischen Sinn besonders stark, und umgekehrt. (Der Kürze wegen ist hier der zahlreichen Beweise, welche sich für das Dasein der einzelnen Organe aus deren Verletzung oder Erkrankung ergeben, nicht gedacht.)

Die große Frage, die Vorfrage der Organenlehre, ist nun aber, ob auch die Gehirngestalt und die Organengröße äußerlich aus der Kopfgestalt erkannt und beurtheilt werden könne. Der Anatom Arnold sagt darüber so: „Die Gestalt des Schädels im Ganzen und seinen einzelnen Abtheilungen ist in hohem Grade von der Form des Hirns abhängig; denn die Knochen des Kopfes sind nach dem Gehirn gebildet und werden daher in ihrer eigenthümlichen Form durch die Gehirnform bestimmt. Es müssen also auch die geistigen Eigenthümlichkeiten einzelner Menschen in besonderen Formen des Kopfes zu erkennen sein*)." Genauer ist die Frage etwa so zu beantworten. Die Verschiedenheit der mensch-

*) Lehrbuch der Physiologie des Menschen von Friedr. Arnold S. 859.

lichen Kopfgestalten ist eine höchst bedeutende, so daß z. B. der Hinterkopf bei dem einen Menschen oft um zwei bis drei Zoll stärker, der Oberkopf zwei bis drei Zoll höher gefunden wird, als bei dem andern. Die Unregelmäßigkeiten in der Dicke der Hirnschale dagegen sind sehr gering und betragen gewöhnlich nicht über eine bis zwei Linien. An der Verschiedenheit der menschlichen Kopfgestalten hat daher die Verschiedenheit der Hirngestalten einen mindestens zehnfach größeren Antheil, als die Unregelmäßigkeit der Schädeldicke. Obgleich man daher die Größe eines Gehirnorgans nicht mathematisch genau (nicht ohne etwa um einen Grad bei einem zehngradigen Maßstab zu irren) äußerlich erkennen kann, so ist doch ein großes oder vollends sehr großes Organ von einem kleinen oder sehr kleinen sicher zu unterscheiden. Dies genügt schlechthin für die Forderungen der strengen Wissenschaft, da diese, als die Nachweisung der Grundkräfte des Geistes und ihrer Organe, nur auf der Erkennung sehr großer Unterschiede beruht.

Hieraus ergibt sich zugleich der große Irrthum der Ansicht, als ob die Phrenologie den ganzen Charakter jedes Menschen aus seiner Kopfgestalt wissenschaftlich sicher bestimmen zu können behaupte. Denn die Frage, ob durch eine hinlängliche Zahl sehr ausgesprochener Fälle eine Grundkraft oder ihr Organ im Menschen überhaupt nachgewiesen werden könne, ist möglichst weit von der verschieden, ob der ganze Charakter jedes einzelnen Menschen aus seiner Kopfgestalt zu bestimmen sei. Die erstere Frage ist unbedingt zu bejahen, und darum ist die Phrenologie eine strenge Wissenschaft; die letztere läßt nur eine bedingte Bejahung zu, und darum ist die Kunst der Phrenologie, welche auf die möglichst genaue Größenbestimmung aller Organe, auch derjenigen mittleren Maßes, eingeht, eine, je weiter sie geht, stufenweis unsicherer werdende, mehr dem Irrthum ausgesetzte. Ueberdies treten hier Einflüsse auf (Temperament, Uebung u. s. w.), welche bei den Organen der äußersten Entwickelung noch nicht entscheidend in Frage kommen. Ganz ebenso kann die körperliche Scheidekunst einen Stoff als von allen andern wesentlich verschieden oder als

Grundstoff wissenschaftlich sicher nachweisen: allein mathematisch genau zu bestimmen, wie viel von dem oder jenem Grundstoffe in einem vorliegenden Körper, z. B. einem Mineralwasser, enthalten sei, dies vermag sie nicht. Aehnliches gilt von allen übrigen Naturwissenschaften.

Nach dem Gesagten sollte man wol nicht erwarten, daß die Phrenologie eine von Vielen bestrittene, oft schroff verworfene Lehre sei; allein mancherlei Ursachen standen bisher ihrem Studium und ihrer Anerkennung, besonders in Deutschland, im Wege. Vor allem erscheint das Neue in der Organenlehre auf den ersten Blick so auffallend, so überschwenglich, daß es unwillkürlich zum Zweifeln zwingt. Die Geschichte kennt bekanntlich mehre ähnliche Beispiele. Dann ist das Studium dieser Lebenswissenschaft blos aus Büchern ein überaus schwieriges. Ferner spielt Selbstgefühl oder Beifallsliebe hier oft eine Rolle. Wenn z. B. der Laie den Arzt über die Phrenologie um Auskunft bittet, so zieht dieser leicht die Antwort, daß diese Lehre ein längst widerlegtes Hirngespinnst sei, der anderen vor, daß er selbst diese Wissenschaft nicht genau kenne. Ferner haben die Phrenologen selbst wol darin gefehlt, daß sie nicht streng wissenschaftlich die Geisteslehre von der Organenlehre getrennt haben, eine Trennung, durch die allein eine gründliche philosophische Klarheit in die Phrenologie kommen kann.

Was aber das gründliche Studium der Phrenologie am mächtigsten und nachhaltigsten hindert, ist die irrige Meinung aller Gegner, als hätten Gall und die Phrenologen aus ihren Vermuthungen über Hirnbau ꝛc. die Phrenologie zusammengesetzt. Daher legen diese Gegner, eine Prüfung der phrenologischen Thatsachen gänzlich abweisend, ihren eigenen widersprechenden Vermuthungen natürlich mehr Gewicht bei. Der Eine meint, die Phrenologie „nehme keine Rücksicht" auf den Entstehungsbau des Gehirns, der Andere findet die unregelmäßigen Gehirnwindungen im Widerspruch mit den phrenologischen Organen; der berühmte V. in B. ist Gegner der Phrenologie, weil er Fälle kennt, wo fehlerhafte Gehirnbildungen nicht äußerlich

erkennbar waren u. dgl. Als die neue Entdeckung der Bewegung der Erde um die Sonne von den damaligen Gelehrten bestritten wurde, wiesen diese scharfsinnig die Unmöglichkeit hiervon nach, da z. B. der Sturm dann Alles von der Erdoberfläche rein wegfegen müßte, oder sie spotteten über die Albernheit des Sternsehers, der die Leute auf die Köpfe stelle. Siehe, Minerva hält die Wage: in der einen Schale liegen neue Thatsachen, in der andern alte Ideen; die Geschichte steht aufmerksam zur Seite mit dem Griffel.

Die Organenlehre, wohlverstanden! beruht schlechthin auf Thatsachen. Entkleiden wir sie auch aller ihrer allgemeinen Sätze, die Thatsachen stehen fest. Die Größe des Gehirns sei nicht ein Maßstab seiner Kraft, die Gehirngestalt lasse sich nicht aus der Kopfgestalt erkennen, das Gehirn sei nicht das Organ des Geistes. Aber in Tausenden von Fällen, d. i. immer und ohne eine einzige Ausnahme, wurde z. B. die Stelle des s. g. Haarwirbels am Kopfe (Nr. 10 der phrenologischen Organe) da sehr erhöht oder sehr vertieft gefunden, wo das Selbstgefühl in einem Menschen sehr groß oder sehr gering war, und so bei allen Organen. Wenn wir ein Geldstück in die Höhe würfen, und es fiele zehnmal auf dieselbe Seite nieder, so würden wir das auffallend finden; wenn es aber tausendmal und immer auf gleiche Weise niederfiele, so würden wir stark nach einer Erklärung dieser Thatsache suchen. Naturforscher Deutschlands! hier sind die Thatsachen der Organenlehre, sucht zu ihnen die Erklärung, welche es immer sei; ihr werdet vielleicht zu denselben Ergebnissen kommen, zu denen auf diese Weise viele hochgestellte Männer Englands und Frankreichs gekommen sind.

II.

Zur Geschichte der Phrenologie.

> Quiconque a une trop haute idée de la force et de la justesse de ses raisonnements, pour se croire obligé de les soumettre à une expérience mille et mille fois répétée, ne perfectionnera jamais la physiologie du cerveau.
>
> *Gall.*

Ueber die Art, wie Gall, geb. im Jahre 1757 zu Tiefenbrunn bei Pforzheim, zu seiner Entdeckung kam, erzählt er selbst Folgendes. „Von meiner ersten Jugend an lebte ich im Schooße meiner Familie mit mehren Brüdern und Schwestern und mit sehr vielen Kameraden und Mitschülern. Jedes von ihnen hatte etwas Besonderes, ein Talent, eine Neigung, eine Gabe, die es von Anderen unterschied. Wir beurtheilten bald, wer von uns tugendhaft oder lasterhaft, stolz oder bescheiden, offen oder verstellt, freundlich oder streitsüchtig, gut oder böse war. In der Schule zeichneten sich Einige durch ihre schöne Schrift aus, Andere durch die Leichtigkeit, mit der sie rechneten, Andere lernten leicht Geschichte, oder Geographie, oder Sprachen. Sehr viele hatten Neigung und Talent für Dinge außerhalb des Unterrichts: sie schnitten aus, zeichneten, Andere malten, suchten Blumen, Insekten &c. So zeichnete sich jeder durch seinen besonderen Charakter, seine besonderen Fähigkeiten aus, und ich beobachtete niemals, daß der, welcher ein Jahr vorher ein betrügerischer

Digitized by Google

und untreuer Kamerad war, das nächste Jahr ein sicherer und treuer Freund wurde, oder daß der, welcher sich heute durch ein großes Rechentalent auszeichnete, morgen dieses mit dem für Sprachen vertauschte.

In der Schule hatte ich am meisten die zu fürchten, welche mit so großer Leichtigkeit auswendig lernten, daß sie mir oft die Stelle wieder abgewannen, welche ich durch meine Ausarbeitungen erhalten hatte. Später änderte ich meinen Aufenthaltsort und hatte das Unglück, wieder Mitschüler zu bekommen, welche sich durch die Gabe, leicht auswendig zu lernen, auszeichneten. Nun bemerkte ich und es fiel mir auf, daß sie meinen ehemaligen Nebenbuhlern durch große hervorstehende Augen glichen. Zwei Jahre nachher ging ich auf eine Universität und richtete nun zuerst meine Aufmerksamkeit auf die meiner Genossen, welche eben solche hervorstehende Augen hatten. Man rühmte mir allgemein ihr gutes Wortgedächtniß. Ich konnte daher nicht glauben, daß dies nur ein zufälliger Umstand sei und fing nun an, einen Zusammenhang zwischen dieser Augenbildung *) und der Leichtigkeit, auswendig zu lernen, zu vermuthen. Durch Beobachtung und Nachdenken kam ich dahin, zu schließen, daß auch andere Talente sich durch äußere Merkmale verrathen könnten, und suchte nun Personen auf, welche besondere Gaben hatten, um ihre Kopfgestalt zu studiren. Ich glaubte andere Kennzeichen zu finden, welche bei allen großen Malern, bei allen großen Musikern, bei allen großen Mechanikern u. s. w. bemerklich waren. In der Zwischenzeit hatte ich Medicin zu studiren angefangen. Man sagte uns viel von den Verrichtungen der Muskeln, der Eingeweide rc., aber gar nichts von den Verrichtungen des Gehirns und seiner einzelnen Theile. Ich muthmaßte Anfangs, was ich bald zur Gewißheit brachte, daß die Verschiedenheit der Kopfgestalt durch die verschiedene Gestalt des Gehirns veranlaßt wird

---

*) Das Auge ist vom Gehirn nur durch eine dünne Knochenplatte getrennt; es steht mehr vor oder liegt mehr zurück, je nachdem der Gehirntheil (das Organ) über demselben größer oder kleiner ist.

Digitized by Google

Digitized by Google

und daß die verschiedenen Theile des Gehirns die verschiedenen Organe der menschlichen Fähigkeiten sind.“

Nachdem Gall die Möglichkeit der Auffindung der Grundvermögen des Geistes und ihrer Organe erkannt, betrachtete er diese Auffindung, die Schöpfung der Naturwissenschaft des Geistes, als die eigentliche Aufgabe seines Lebens. Seit dem Jahre 1785 war er ausübender Arzt in Wien. Eine passendere Stellung für seinen Zweck, als den Beruf eines Arztes in der großen Kaiserstadt, konnte er nicht finden. Er beobachte und sammelte mit eisernem Fleiße, stets vor Allem bedacht auf Vielseitigkeit und Unbefangenheit seiner Forschungen. Tausend und wieder tausend Beobachtungen zur Bestätigung einer jeden Wahrheit zu sammeln, war sein Wahlspruch. Er besuchte Irrenhäuser, Gefängnisse und Schulen, er bewegte sich in den höchsten und in den niedrigsten Kreisen der Gesellschaft; wo er von Jemandem hörte, der sich auf irgend eine Weise auszeichnete, entweder durch auffallende Begabtheit oder durch Mangel an derselben, da beobachtete und studirte er in Vergleichung mit dem Charakter die Gestalt des Kopfes und bei Leichnamen zugleich des Gehirns. Nicht minder studirte er den Charakter der Thiere, als den der Menschen, da er es für einen großen Fehler hielt, den Menschen auch in geistiger Beziehung abgesondert von seinen Mitgeschöpfen zu betrachten. Es gibt beinahe keins der vaterländischen Thiergeschlechter, besonders aus der Klasse der Vögel, aus welchen Gall nicht wenigstens ein Individuum selbst erzogen, seine ganze Lebenszeit hindurch beobachtet und seinen Charakter studirt hätte. Doch kann bei Thieren viel weniger als beim Menschen die Gehirngestalt aus der äußern Kopfgestalt erkannt werden. Bei Thieren ist daher in der Regel nur die innere Schädelfläche oder das Gehirn selbst mit dem Charakter zu vergleichen.

Gleichzeitig mit diesen Forschungen studirte Gall die Anatomie des Gehirns, und seine Entdeckungen und Leistungen hierin waren nicht minder bedeutend, als seine Entdeckungen als Geistesforscher. Früher nämlich wußte man nichts von einer Organisation, einem lebendigen Bau des Gehirns; denn dasselbe zeigt

sich im natürlichen, frischen Zustande als eine weiche, fast breiartige Masse. Gall machte nun zuerst die Entdeckung, daß das ganze Gehirn aus Fasern besteht, die vom Mittelpunkte aus, da wo das Gehirn mit dem Rückenmark zusammenhängt, nach dem Umkreise laufen. Man kann das Gehirn mit der Pflanze des Blumenkohls vergleichen, welche aus einzelnen, vom Stiele rings auslaufenden Aestchen besteht. Wenn das Gehirn dadurch, daß es einige Zeit in Weingeist gelegen, hart geworden ist und man zerreißt es nach dem Laufe der Fasern, so erkennt man diese so deutlich, wie man die Pflanzenfasern beim Zerreißen des Blumenkohls in seine einzelnen Aestchen erkennt. Wir sehen leicht, wie wichtig diese Entdeckung war und wie sie mit Gall's Entdeckung der einzelnen Gehirnorgane wesentlich zusammenhängt. War das Gehirn nur eine unorganisirte Masse, so war es nicht möglich, an eine Verschiedenheit der Verrichtungen der einzelnen Gehirntheile zu denken, aber bei dem Faserbau desselben konnte jeder Theil recht wol für sich einem besondern Geistesvermögen als Werkzeug dienen.

Nachdem Gall bereits viele Grundvermögen des Geistes und ihre Gehirnorgane durch unzählige gesammelte Thatsachen entdeckt und nachgewiesen, fing er im Jahr 1796 an, seine Entdeckungen in Privatvorlesungen vorzutragen. Diese besuchten nicht nur die Studenten der Medicin, sondern auch viele ausübende Aerzte, die meisten Professoren der Heil- und der Naturkunde, viele Erzieher, Maler, Staatsbeamte, darunter Männer von der größten Gelehrsamkeit und dem größten Einflusse. Auch viele gebildete Damen schmückten sein Auditorium.

Fünf Jahre lang hatte Gall diese Vorträge mit steigendem Beifall fortgesetzt. Da machte plötzlich ein kaiserliches Handbillet, welches dieselben untersagte, Gall's öffentlicher Wirksamkeit ein Ende. Darin war unter Anderm gesagt, daß über die neue Kopflehre, von welcher mit so viel Begeisterung gesprochen werde, vielleicht Manche ihren eignen Kopf verlieren dürften, daß auch diese Lehre auf Materialismus zu führen scheine u. s. w. Obgleich nun Gall eine ausführliche Vertheidigung der von ihm

vorgetragenen Wissenschaft einreichte, auch viele hohe Staatsbeamte sich für ihn verwendeten, so behielt es doch bei jenem Spruche sein Bewenden und die Vorträge Gall's wurden so auf immer in Wien eingestellt. Die Wahl stand ihm nun frei, ob er bei einer ausgedehnten Praxis und in glänzenden Verhältnissen in Wien bleiben, oder ob er seine Ruhe und sein äußeres Glück der Wissenschaft zum Opfer bringen und eine neue Heimat für seine Lehre aufsuchen sollte. Er wählte das Letztere. Im Jahre 1805 verließ er Wien. Dr. Spurzheim, welcher sich ihm schon seit einigen Jahren verbunden hatte und welchem besonders ein Theil des Verdienstes der anatomischen Entdeckungen zukommt, begleitete ihn auf seinen Reisen. Zuerst wendeten sich die beiden Freunde nach Berlin, wo Gall vor den Männern der Wissenschaft seine Lehre mit großem Beifall vortrug. Wichtig war besonders auch der Besuch Gall's in den Gefängnissen von Berlin und von Spandau, wo Gall in Begleitung hoher Staatsbeamten mehre hundert Gefangene untersuchte und überzeugende Beweise von der Wahrheit seiner Lehre gab. Die große Anerkennung, welche Gall in Berlin zu Theil wurde, bezeugen unter Anderm die Worte Hufeland's. Dieser schrieb über Gall und seine Lehre: „Mit großem Vergnügen und Interesse habe ich den würdigen Mann selbst seine neue Lehre vortragen hören und bin völlig überzeugt worden, daß er zu den merkwürdigsten Erscheinungen des Jahrhunderts und seine Lehre zu den wichtigsten und kühnsten Fortschritten im Reiche der Naturforschung gehört." Von Berlin aus besuchten die Reisenden während der drei folgenden Jahre, überall ihre Lehre vortragend, die hauptsächlichsten Städte Deutschlands und der Schweiz. Sie wurden überall auf das Anerkennendste empfangen. Fürsten, Minister, Gelehrte, Beamte, Künstler aller Art wurden ihre Schüler und waren ihnen behilflich, ihre Sammlungen zu vermehren und ihnen die Mittel zu neuen Beobachtungen zu bieten. Von einzelnen Männern, welche der neuen Lehre anerkennend das Wort sprachen, nenne ich nur Goethe und Walther (als Geh. Medicinalrath in München gestorben). Der letztere schrieb: „Die Luftgebäude der rationellen

Psychologie sind zerfallen. Es gibt kein ontologisches Wissen mehr und die Vernunft kehrt nicht mehr in kosmologischen Antinomien feindselig den Dolch gegen sich selbst. Die Bahn ist nun frei und wer lacht nun nicht über die selbstgenügsamen Träumer, die durch ihr fälschlich sogenanntes Wissen a priori der Nachforschung im unermeßlichen Reich der Naturerscheinungen überhoben zu sein wähnen. Dies ist die naturphilosophische Würdigung der Gall'schen Untersuchungen."

Daß sich auch Gegner gegen die Lehre Gall's erhoben, durfte man, wenn man auf die Geschichte aller großen Entdeckungen zurückblickt, nicht anders erwarten. Ich nenne unter anderen Gegnern Ackermann, Professor der Anatomie in Heidelberg, und Kotzebue. Aber Ackermann's eigene Worte beweisen zugleich die große Anerkennung, welche die neue Lehre allenthalben fand. Er beginnt seine im Jahre 1806 erschienene Schrift gegen Gall mit den Worten: „Es wird vielleicht Manchem seltsam scheinen, wie ich es auf mich nehmen möge, gegen die Lehre eines Mannes zu schreiben, welcher in dem aufgeklärten Norden von Deutschland sich nicht allein bei Ungelehrten und Laien in der Naturwissenschaft, sondern auch bei Personen vom höchsten Range, bei Leuten von wissenschaftlicher Bildung, ja selbst bei Aerzten und Lehrern der Arzneiwissenschaft durch eben diese Lehre einen fast ungetheilten Beifall und einen ausgezeichneten Ruhm erworben hat." Uebrigens sind alle Einwürfe Ackermann's jetzt längst widerlegt. Einer derselben betrifft den Faserbau des Gehirns, welchen der berühmte Gelehrte durchaus in Abrede stellt, während es heute keinen Studenten der Medicin gibt, welcher sich nicht durch den Augenschein von dieser Thatsache überzeugt hätte. Noch leichter als Ackermann's Einwürfe wog Kotzebue's Spott über die neue Lehre auf der Wage der Wahrheit.

Gall verließ im Jahre 1807 mit Spurzheim sein Vaterland, um nicht mehr dahin zurückzukehren; die beiden Freunde wendeten sich nach Paris. Dadurch hauptsächlich geschah es, daß Gall's Lehre in Deutschland bald fast ganz in Vergessenheit gerieth. Denn die neue Lehre war nicht ein philosophisches System, welches

man sich durch Lectüre und Nachdenken aneignen konnte, sondern sie war eine auf zu prüfenden Thatsachen beruhende Naturwissenschaft, welche ein beharrliches praktisches Studium und einen scharfen Blick ins Leben zur Aneignung und Weiterbildung verlangte. Da aber fast nur Gall und Spurzheim diese Wissenschaft inne hatten, so ist es kaum zu verwundern, daß sich nicht sobald Männer fanden, welche dieselbe sofort erfassen, durch Lehre weiter fortpflanzen und dem Widerspruch der Gegner entgegentreten konnten, welche nun nach Gall's Entfernung überall mit großsprecherischem Muthe sich erhoben.

In Paris besuchte unter Andern der berühmte Cuvier Gall's Vorträge und sprach sich sehr günstig über die neue Lehre aus. Zu derselben Zeit hatte eben das französische Institut dem Engländer Davy für seine galvanischen Entdeckungen eine Preismedaille verliehen. Als nun Napoleon erfuhr, daß der größte seiner vergleichenden Anatomen einen Cursus von Vorträgen bei Dr. Gall besuchte, fuhr er die Academiker beim nächsten Courtage darüber an, daß sie Chemie von einem Engländer und Anatomie von einem Deutschen lernten. Dies wirkte. Cuvier änderte seine Sprache und sein Bericht über die neue Lehre fiel zweideutig aus, obgleich in der Hauptsache die Entdeckungen Gall's anerkannt wurden. Die beiden Gelehrten setzten übrigens bis zum Jahr 1814 ihre Vorträge mit Beifall fort. Nach diesem blieb Gall zu Paris, woselbst er bis zu seinem Tode (1828) zur weitern Begründung seiner Entdeckungen thätig wirkte. Seine bändereichen Werke, welche noch lange die unentbehrliche Grundlage der von ihm geschaffenen Wissenschaft bleiben werden, erschienen nach und nach zu Paris in französischer Sprache. Sie enthalten einen Schatz von unendlich vielen gesammelten Thatsachen und sind in klarer, den Stempel der Ueberzeugung und der Wahrheit an sich tragender Sprache geschrieben und durch kostbare Kupferwerke erläutert.

Spurzheim wendete sich im Jahre 1814 nach England, welches durch ihn das zweite Vaterland der Gall'schen Lehre werden sollte. Bald war durch die Vorträge, welche er in mehren

Städten Englands hielt, das ganze Land in Bewegung gesetzt. Ueberall ging er aus den Kämpfen, welche sich über die neue Lehre entspannen, siegreich hervor. So hatte, um einen Zug von ihm zu erwähnen, ein Artikel in einer Edinburger Zeitschrift Gall und Spurzheim mit Schmähungen überhäuft, namentlich in Bezug auf den Faserbau des Gehirns und die anatomischen Entdeckungen. Spurzheim verschaffte sich einen Empfehlungsbrief an den Verfasser jenes Artikels; er reiste nach Edinburg, besuchte ihn und erhielt von ihm die Erlaubniß, ein Gehirn in seiner Gegenwart und in seinem Hörsaale zu zergliedern. Dieser war so voll als er sein konnte. Da stellte Spurzheim mit jener Zeitschrift in der einen und einem Gehirn in der andern Hand jenen Behauptungen Thatsachen entgegen, und dieser eine Tag gewann über 500 Zeugen für den Faserbau der weißen Gehirnmasse.

So von Erfolg unterstützt, eröffnete Spurzheim in Edinburg einen Cursus von Vorträgen über die neue Geisteslehre. Er pflegte zu den Schotten zu sagen: Ihr seid langsam, aber ihr seid sicher; ich muß einige Zeit bei euch verweilen, aber dann kann ich die Früchte meiner Arbeit in euern Händen reifen lassen. Diese Vorhersagung hat sich bewährt. Spurzheim kehrte nach einiger Zeit nach Paris zurück. Aber bald, im Jahre 1820, bildete sich zu Edinburg eine phrenologische Gesellschaft, und im Jahre 1823 erschien das erste Heft des Phrenologischen Journals von Edinburg. Denn den Namen Phrenologie hatte die neue Lehre mittlerweile auf Veranlassung eines englischen Arztes angenommen. Das Wort Phrenologie ist deutsch Geisteslehre; man wählte es, um die neue Geisteslehre von der alten, der Psychologie, zu unterscheiden. Gegen das Wort Schädellehre oder Kranioskopie hat Gall selbst von Anfang an protestirt. Seine Lehre hatte es zunächst nicht mit dem Schädel, sondern mit dem Gehirn zu thun; man hätte also Gehirnlehre sagen müssen. Doch war es jedenfalls besser, die Lehre Geisteslehre oder Phrenologie zu nennen.

Im Jahre 1825 kehrte Spurzheim nach England zurück,

wo ihn bereits große Triumphe seiner Lehre erfreuten. Zu Cambridge z. B. wohnten allein 57 Professoren dem Cursus seiner Vorträge bei. Im Jahre 1832 reiste er auf vielseitige Einladung nach Nordamerika, erlag jedoch hier im nämlichen Jahre seinen angestrengten Arbeiten. Er starb in Boston. Gleich Gall hat Spurzheim nicht blos mündlich, sondern durch zahlreiche Werke, welche er theils in französischer, theils in englischer Sprache herausgab, die neue Lehre gefördert.

Nach dem Tode Gall's und Spurzheim's galt Georg Combe zu Edinburg als der erste der Phrenologen. Viele andere tüchtige Männer in fast allen Ländern Europas sammelten sich nach und nach um das Banner der Gall'schen Lehre. In vielen Städten Englands, Frankreichs und Amerikas wurden phrenologische Gesellschaften gegründet. Auch steht unter andern die berühmte Irrenanstalt zu Hanwell, die größte der Welt, schon seit lange unter der Leitung der Phrenologen, ebenso das Besserungshaus (Bridewell) zu Glasgow, und viele Unterrichtsanstalten. Die bedeutendsten medicinischen und populären Zeitschriften Englands haben sich zu Gunsten der Phrenologie ausgesprochen.

Im Vergleich mit diesen Erfolgen im Auslande waren die Fortschritte der Phrenologie in Deutschland, seitdem Gall es verlassen, desto geringer. Die Literatur brachte einige Uebersetzungen, aber wenig oder nichts Selbstständiges. Wenn ich von mir sprechen darf, so kann ich mich vielleicht rühmen, zuerst selbstständig deutsch über Phrenologie geschrieben zu haben. Ich machte im Jahre 1839 die Entdeckung, daß man durch einen Druck auf die Stelle irgend eines Organes einen diesem Organe entsprechenden Traum hervorrufen kann. Man berührt zuerst leise den Kopf, um den Schlafenden nicht zu erwecken, und verstärkt während fünf oder zehn Minuten den Druck so, daß der Schlafende durch denselben erwacht. Ich stellte diese Entdeckung in einem kleinen Aufsatze dar, und überreichte ihn der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Pyrmont. Jedoch die Phrenologie selbst war in Deutschland noch zu wenig gekannt, als daß diese Sache

von erheblichem Einflusse auf deren Anerkennung hätte sein können. Erst im Jahre 1842 lenkte G. Combe dadurch, daß er zu Heidelberg einen Cursus phrenologischer Vorträge gab, wobei er unter Anderem die Anerkennung einiger der ersten Professoren der Universität für die Wissenschaft gewann, die Aufmerksamkeit der Deutschen wieder mit Erfolg auf diese, und führte so die fast vergessene Lehre in ihr Vaterland zurück. Eine Folge dieser Vorträge war z. B. die Gründung einer phrenologischen Zeitschrift in Heidelberg, deren Erscheinen die Entstehung vieler Schriften für und gegen die Gall'sche Lehre veranlaßte. Leider wurde die Zeitschrift durch den Tod des Redacteurs Dr. Hirschfeld in Bremen unterbrochen. Wir haben Grund zu hoffen, daß der Kampf um die Wahrheit der Wissenschaft in Deutschland sich bald entscheiden werde, wie er in England sich bereits entschieden hat. Männer von anerkannter Gelehrsamkeit äußern sich nicht selten so, wie der Anatom und Physiolog Arnold, welcher sagt, „daß es unstatthaft sei, in einer Erfahrungswissenschaft, wie die Phrenologie, die Beobachtungen ausgezeichneter Männer, ohne sie thatsächlich widerlegen zu können, für nichtig zu erklären." Auch dürfen wir mit Freude anerkennen, daß die Wissenschaft heutzutage weit vollkommener ist, als sie es zur Zeit des ersten Auftretens Gall's war, und daß sie so der allgemeinen Anerkennung weit schneller entgegensehen darf. Die Thatsachen selbst freilich bleiben die nämlichen, aber deren Erklärung ist oft eine andere und bessere. Es gibt z. B. natürlich kein Gehirnorgan des Mordens, des Stehlens u. s. w., wie leider Gall anfangs durch unrichtige Bezeichnung anzunehmen Veranlassung gab. Kurz die Thatsachen und Wahrheiten der Phrenologie sind, wie diejenigen aller übrigen Naturwissenschaften, der Chemie, der Physik, zu vollkommener wissenschaftlicher Uebereinstimmung unter sich und mit allen Naturwahrheiten zusammengestellt.

Es möchte nicht überflüssig sein, wenn ich über Carus in Dresden, welcher in der neuern Zeit als Reformator der Phrenologie auftreten wollte, noch einige Worte hinzufüge. Fassen wir hier die folgende allgemeine Wahrheit ins Auge.

Alle Urtheile über Phrenologie sind wesentlich doppelter Art: sie gründen sich entweder auf die Prüfung der phrenologischen Thatsachen, oder aber sie gehen aus der blos zufälligen Ansicht hervor, welche sich Jeder über die Phrenologie ohne deren Prüfung bildet. Von den Urtheilen der letzten Art spricht Combe in den folgenden, vor etwa zehn Jahren niedergeschriebenen Worten: „Anfangs, als die Phrenologie zuerst in England gelehrt wurde, erklärte das Publikum durch fast einstimmiges Geschrei die ganze Lehre für eitel Charlatanerie und Unsinn. Sieben Jahre nachher gestanden einige einflußreiche Männer und Zeitschriften zu, daß in den Grundsätzen, auf welchen die Phrenologie beruhe, etwas Wahres sei; nach weiteren sieben Jahren erkannten dieselben Autoritäten an, daß die Theilung des Gehirns in die drei großen Regionen durch beträchtliche Zeugnisse unterstützt zu sein schiene, und am Schlusse der letzten siebenjährigen Periode gestehen mehre competente Richter zu, daß hinlängliche Beweise für mehre der größeren Organe vorhanden sind. Während dieser ganzen Zeit hat die Phrenologie weder irgend eine Beschränkung in ihrem Umfange, noch irgend wichtige Veränderungen in ihren Lehrsätzen erfahren, sondern die Veränderung fand nur in der öffentlichen Meinung Statt." Es ist leicht, diese Erscheinung zu erklären. Der menschliche Geist geht gewöhnlich nur langsamen Schrittes vorwärts; einen Sprung macht er nur ausnahmsweise und gezwungen. Wer die phrenologischen Thatsachen prüft und sie gegen Erwarten wahr findet, dessen Geist macht wider Willen einen Sprung im Reich der Ideen. Wer aber die Phrenologie, ohne sie zu prüfen, nur als Curiosum von fern betrachtet, der geht in ihrer Anerkennung langsam und bedachtsam voran: er macht, wie Combe meint, alle sieben Jahre einen kleinen Schritt.

Carus hat für die Phrenologie eine doppelte Bedeutung, erstens als ein auffallendes Beispiel dieses stufenweisen Ideenfortschritts. In seinem Werke über Psychologie verwarf er noch die Phrenologie ganz und unbedingt; einige Jahre nachher aber in seiner Schrift über Kranioskopie bekannte er sich theilweise als

ihren entschiedenen Anhänger, indem er die Dreitheilung des Gehirns und die allgemeinen phrenologischen Sätze als begründet anerkennt. Zweitens hat Carus das Eigenthümliche, daß er, ohne die Thatsachen der Organenlehre zu prüfen und ohne die Wissenschaft nur mit einer einzigen Thatsache zu bereichern, doch etwas Neues geben will. Er gibt eine neue Erklärung der von ihm anerkannten phrenologischen Thatsachen. Während Gall und die Phrenologen nicht darüber philosophirten, warum der hintere Gehirntheil die Organe der Triebe, der mittlere die der Gefühle, und der vordere die der Intelligenz enthält, sich begnügend zu wissen, daß die Naturbeobachtung dies als Thatsache ergab, so meinte Carus, diese blos „empirisch" nachgewiesene Thatsache habe keinen „wissenschaftlichen" Werth, und um ihr diesen zu geben, stellt er eine Hypothese über deren Warum auf, welche aber, wie schon Noel sehr schön nachgewiesen, nicht einmal eine glücklich ausgedachte ist.

Werfen wir zum Schlusse einen Blick auf die gegenwärtige äußere Lage der Phrenologie in Deutschland. Jemehr diese Wissenschaft in ihrem Vaterlande ihrer Anerkennung entgegengeht, desto größer werden die Anstrengungen ihrer Gegner zu ihrer Vernichtung. Dadurch ist die äußere Lage der Phrenologie eine höchst üble, gedrückte. Die öffentlichen Blätter von Geltung sind ihr größtentheils verschlossen. Die A. A. Zeitung z. B., welche bisweilen in ihrer berühmten Beilage Aufsätze gegen die Phrenologie brachte, hat seit Jahren wiederholt und hartnäckig die Aufnahme jeder Vertheidigung der angegriffenen Wissenschaft verweigert. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" haben sich einer noch auffälligeren Verletzung des Rechts nicht geschämt. Der Vorgang ist charakteristisch und bedeutsam genug, um hier erzählt zu werden. Von der ersten Ausgabe der vorliegenden Schrift ist mir eine wirkliche Beurtheilung nicht zu Gesicht gekommen. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" brachten einen Aufsatz, welcher statt einer Beurtheilung eine gröbliche Ver-

leumdung enthielt. Ich wies dies in dem folgenden kleinen Aufsatz nach, welchen ich dem Herausgeber des Blattes als „nothwendige Berichtigung" zur Aufnahme zusandte.

„Ein Wort über die Kritik phrenologischer Schriften in Deutschland.

Es ist ein günstiges Zeichen für die Phrenologie, daß deren Gegner in Deutschland den wissenschaftlichen Kampf aufzugeben beginnen und durch andere Mittel, z. B. die Vernichtung phrenologischer Schriften, ihre Sache zu unterstützen suchen. Ein solcher Fall liegt mir vor. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" (Nr. 18 v. 21. Jan. d. J.) enthalten eine („22." unterzeichnete) Kritik meiner „Phrenologischen Bilder". Der Kritiker schweigt nicht nur ganz über den mannigfaltigen Inhalt der 18 Aufsätze der Schrift, um nicht viele einzelne Urtheile über die verschiedenen Seiten der Wissenschaft geben und begründen zu müssen; sondern er verzichtet sogar in der Hauptfrage, ob die Phrenologie überhaupt wahr sei, ausdrücklich auf ein Urtheil. Dies alles, um als unparteiisch in der Sache für einen desto unparteiischeren und competenteren Richter über meine Schrift zu gelten. Um diese, was an ihm lag, zu vernichten, brauchte er blos zu erklären, daß sie, abgesehen von ihrem Gegenstand, eine werthlose sei, daß ihr Verfasser der zur Besprechung eines wissenschaftlichen Gegenstandes nöthigen Logik entbehre. Dies hat er auch in so kecker Weise gethan, daß die Unvorsichtigkeit, mit der er sich dabei blosgestellt hat, auffallen muß. Er beginnt die Beurtheilung so:

„Wer A sagt, muß auch B sagen, dies gilt nicht blos im Leben, sondern ebenso und noch mehr in der Wissenschaft, d. h. die Wissenschaft muß consequent sein, sie muß aus den Grundsätzen, die sie als wahr erkannt hat, die mit Nothwendigkeit aus denselben hervorgehenden Folgesätze ableiten und anerkennen, wenn sie nicht einem Vater gleichen will, der seine eigenen Kinder verleugnet und verstößt. Scheve macht nun zwar in seiner neuesten Schrift „Phrenologische Bilder" darauf Anspruch, für einen wis-

senschaftlichen Phrenologen zu gelten, aber er ist nichts weniger als consequent. Einerseits zieht er Folgerungen aus den phrenologischen Grundsätzen, die keineswegs aus ihnen hervorgehen, andrerseits läßt er diejenigen Folgerungen, die mit Nothwendigkeit aus ihnen hervorgehen, ganz im Stich und zieht die entgegengesetzten. So geht es aber immer, wenn man zweien Herren dienen will, deren Interessen mit einander in Conflikt kommen. Scheve will nämlich einerseits der wissenschaftlichen Wahrheit huldigen, und doch auch andrerseits den modernen praktischen Tendenzen, den Fortschritts- und Besserungsbestrebungen in Staat und Kirche sich anschließen, denen keineswegs überall wissenschaftlich erkannte Wahrheit zu Grunde liegt. Daher denn sein Hin- und Herschwanken, seine Unsicherheit, seine Inconsequenz, die ihn bald die phrenologischen Grundsätze durch die aus modernen Aufklärungstheorien geschöpften Folgerungen, bald diese wieder durch jene aufheben läßt."

In diesen Worten ist ebenso fein als entschieden das Vernichtungsurtheil über meine Schrift ausgesprochen. Die Worte sind zugleich so gestellt, als ob sie auf die ganze Schrift oder wenigstens auf Vieles darin Bezug hätten. Allein dem ist nicht so. In dem ganzen mannigfaltigen Inhalt der Schrift hat der Kritiker nur ein Plätzchen zum Standpunkte für sein Manöver aufzufinden gewußt. Das ganze Urtheil dreht sich um den einzigen Punkt der Anwendung der Phrenologie auf das Strafrecht. Desto großartiger aber gestaltet es sich hier. Der Kritiker läßt mich sagen, der Charakter oder die Geisteskräfte des Menschen seien angeboren und unveränderlich, und die Menschen ständen in Hinsicht des Angeborenseins und der Unveränderlichkeit der Geisteskräfte auf gleicher Stufe mit dem Thier; wenn man aber, meint er, dieser Ansicht sei, so dürfe man nicht, wie ich, gerührt von modernen philanthropischen Straftheorien, die Todesstrafe ungerecht finden, weil man sonst consequenter Weise ebenso philanthropisch gegen die grausamen, mordgierigen Thiere sein müßte. „Ist es nicht absurd," sagt er, „an dem Schädel einer Giftmörderin nachzuweisen, daß sie zur Mörderin

geboren war, und dennoch von Mitleid und von Besserung zu sprechen?"

Es ist mir fast peinlich, mich gegen eine so schmähliche wissenschaftliche Verleumdung zu vertheidigen, zu beweisen, daß ich das, was mir der Kritiker hier in den Mund legt, nicht gesagt habe. Mit Hilfe einer Wortverdrehung war es ihm möglich, seiner sonderbaren Anschuldigung einen schwachen Schein von Wahrheit zu geben. Ich sagte, der Charakter oder die geistige Eigenthümlichkeit des Menschen sei angeboren, wie der Blödsinn, so bekanntlich das Genie des Dichters, des Mathematikers rc. und so alle wirklichen Charakterzüge. „Daher eben, füge ich hinzu, das Wort Charakter, welches zu deutsch ein festes, unveränderliches Merkmal bedeutet." (S. 16.) Diese Stelle läßt der Kritiker abdrucken, legt mir auf das darin befindliche Wort „unveränderlich" hin alles oben Mitgetheilte fälschlich in den Mund und gründet so auf dieses eine Wort das ganze Vernichtungsurtheil meiner Schrift. Nun frage ich ihn aber: was ist seine Uebersetzung des Wortes Charakter? Weder er noch irgend Jemand wird das Wort im Wesentlichen anders zu geben wissen, als daß es „unveränderliches Merkmal" bedeute. Oder, von der Uebersetzung des Wortes abgesehen, was ist sein Begriff von dem, was man Charakter nennt? Behauptet er etwa, der Charakter des Menschen, der Blödsinn, dieses oder jenes Genie rc. sei nicht angeboren? Nein, weder er noch irgend Jemand wird den Begriff Charakter anders zu bestimmen wissen, als ich es gethan, daß er angeborene Eigenthümlichkeit sei. Warum nun geht der Kritiker auch auf diesen der ganzen Kritik zum Grunde liegenden Punkt mit keiner Silbe näher ein? Woher dieses auffallende Vermeiden jeder wissenschaftlichen Erörterung? Die Antwort liegt nahe: weil, wenn er auf die Sache einging, das falsche Wortspiel und mit ihm die ganze Kritik unmöglich war. Die Sache ist nämlich diese. Der Charakter ist ein unveränderliches Merkmal, d. i. das Merkmal ist als solches unveränderlich, weil es immer ein solches ist, immer zum Merken oder Unterscheiden dient; aber die als Merkmal dienende Sache in sich selbst ist nicht

und kann nicht unveränderlich sein, weil es ja in der ganzen Natur nichts Unveränderliches gibt. Das angeborene Talent des Dichters ist ein unveränderliches *Merkmal*, wodurch er sich von dem geborenen Nichtdichter, dem geborenen Mathematiker ꝛc. immer und „unveränderlich“ unterscheidet, aber wie sehr kann das Dichtertalent sich in sich selbst verändern, sich mehr oder weniger, nach dieser oder jener Seite hin entwickeln ꝛc.!

Ich brauche wol nicht ausdrücklich hinzuzufügen, daß in meiner Schrift von dem, was mich der Kritiker sagen läßt, z. B. daß jene Giftmörderin zum Morden *geboren* war (er selbst unterstreicht das Wort), durchaus nichts zu finden ist. Ja ich kann sogar ein merkwürdiges Beispiel seiner oben gedachten Unvorsichtigkeit im Blosstellen seiner selbst mittheilen, ein Beispiel, welches wol nur aus einer gewissen bedachtlosen Leidenschaftlichkeit des erbitterten Gegners der Phrenologie erklärlich ist. Da ich nämlich wußte, daß in der Phrenologie auch der Schein eines Irrthums den Gegnern ein erfreulicher Fund ist, so habe ich, um die Möglichkeit des Falles, der hier als wirklich vorliegt — das falsche Auffassen des Wortes «unveränderlich» in jener Uebersetzung — gänzlich abzuschneiden, *unmittelbar* nach jenen (von dem Kritiker abgedruckten) Worten hinzugefügt: «Der Charakter kann einigermaßen oder bis zu einem gewissen Grad durch die Uebung (Erziehung) verändert werden, was jedoch der Thatsache, daß er *als solcher* angeboren ist, natürlich nicht widerspricht.» (S. 16.) Ferner habe ich da, wo ich von jener Giftmörderin sprach, *unmittelbar* nach den Worten, mit denen ich ihrer ungünstigen Geistesanlagen erwähnte, beigefügt: «Sie war in Verhältnissen herangewachsen, welche sie, statt den Mangel der Anlage durch die Macht des Beispiels und der Erziehung zu verbessern, den Pfad des Lasters betreten und darauf unaufhaltsam fortwandeln ließen.“ (S. 23.) Endlich habe ich in der Schrift an einer besondern Stelle ausführlicher von dem Verhältniß, in welchem die Uebung oder Erziehung zum angeborenen Charakter steht, gesprochen. (S. 115 f.) Kurz überall, wo ich davon sprach, daß der Charakter angeboren

Digitized by Google

sei, habe ich zugleich hinzugefügt, daß er „nicht unveränderlich" sei.

Schließlich und beiläufig will ich noch einen wissenschaftlichen und wirklichen Irrthum meines ehrenwerthen Kritikers berichtigen. Derselbe glaubt, nach seiner Gegenüberstellung von Mensch und Thier zu schließen, der Charakter der Thiere sei unveränderlich. Dies ist ganz irrig. Der Charakter der Thiere ist angeboren wie der der Menschen, aber er ist auch ganz ebenso veränderlich, wie der menschliche. Wie der Mensch gebildet, so kann das Thier gezähmt werden, und es ist bekannt, wie weit man es in der Charakteränderung selbst der reißendsten Thiere gebracht hat. Man könnte, wenn diese Vergleichung erlaubt wäre, einen gebesserten Verbrecher einem gezähmten wilden Thiere vergleichen.

Leipzig, 24. Juli 1851. Dr. Scheve."

Ich erhielt diesen Aufsatz vom Herausgeber des Blattes mit der Bemerkung zurückgesandt, daß das Blatt auf Antikritiken aus Grundsatz sich nicht einlassen könne. Ich übersandte den Aufsatz nochmals mit diesen Worten an den Herausgeber.

„— — Mein Aufsatz ist keine Antikritik (keine Widerlegung eines Tadels ꝛc.) sondern er weist nur eine thatsächliche Verleumdung nach, welche mir von einem Manne unter der Maske eines Kritikers widerfuhr. Bei der Einfachheit und Klarheit der Sache wird jeder Leser dies sofort erkennen. Noch etwas anderes kommt hinzu. Die Phrenologie ist bekanntlich eine Parteisache, indem sie von vielen Gelehrten angefeindet und als nichtig verworfen wird. Mein Aufsatz hat daher zugleich ein geschichtliches Interesse für die Wissenschaft, indem er zeigt, welcher Mittel sich die Gegenpartei in dem Kampfe bedient. Würden Sie, verehrter Herr, eine Handlung der schnödesten Feindschaft und des offenbarsten Unrechts nicht nur gegen mich und meine Schrift, sondern auch gegen eine vielfach unterdrückte Wissenschaft dadurch unterstützen wollen, daß Sie meinem Aufsatze die Aufnahme in Ihr Blatt versagen? Ich kann das nicht glauben, ich kann mir nicht denken, daß der Herausgeber eines Blattes, welches der wissenschaftlichen Wahrheit und Gerechtigkeit dienen

soll, so offenbar die thatsächliche Unwahrheit und Ungerechtigkeit vertreten sollte. Ich erwarte mit Zuversicht, daß Sie den Aufsatz aufnehmen werden und bitte Sie höflich und dringend um die baldige Mittheilung Ihrer Entschließung. Sollten Sie auch den möglichen Schein einer Antikritik in Ihrem Blatte vermeiden wollen, so bin ich nicht entgegen, daß Sie zur ausdrücklichen Wahrung Ihres Grundsatzes diese Zeilen zugleich mit dem Aufsatz abdrucken lassen."

Ich erhielt den Aufsatz ein zweites Mal mit einigen Worten zurück, welche nicht einmal den Versuch einer Rechtfertigung oder der Widerlegung meiner Gründe enthielten.

Auch die Zeitungskämpfe gegen die Phrenologie sind charakteristisch genug, um wenigstens einen derselben für den künftigen Geschichtschreiber der Phrenologie hier aufzuzeichnen. Als ich vor zwei Jahren in Leipzig über Phrenologie Vorträge hielt, fiel es Niemandem ein, mich oder die Phrenologie anzufeinden. Die Gegner beobachteten ein Stillschweigen der Verachtung. Allein mittlerweile hatten sich einige derselben vor der Phrenologie fürchten gelernt und als ich kürzlich eine öffentliche Anzeige meiner Vorträge im Blatte gab, las ich in einer folgenden Nummer die Worte:

„Werden die Mitglieder der medicinischen Facultät auch dieses Jahr ruhig zusehen, wie in einer Universitätsstadt durch Vorträge über den phantasiereichen Irrthum, welchen man Phrenologie nennt, die Wissenschaft verhöhnt wird?"

In diesen Worten war nicht etwa auf einen *wissenschaftlichen* Widerstand hingedeutet, den mir die Facultät entgegensetzen oder vermittelst dessen sie den Irrthum bekämpfen sollte; nein, die Facultät sollte *äußere Gewalt* gegen mich anwenden, etwa das Verbot meiner Vorträge von Seiten der Behörde erwirken. Daß erst dadurch die Wissenschaft verhöhnt worden wäre, bedachte der blinde Eiferer nicht. Ich erwiderte im nächsten Blatte:

„Im Sommersemester 1842 gab der englische Phrenolog Combe einen Cursus von Vorträgen über Phrenologie in Heidel-

berg, „einer Universitätsstadt", er hielt diese Vorträge in einem Auditorium der Universität selbst, welches ihm von der Universitätsbehörde bereitwillig dazu überlassen wurde. Außer den Studenten aus allen Fächern besuchten auch Professoren die Vorträge. Am Schlusse derselben überreichten die Zuhörer an Combe eine Dank- und Anerkennungsadresse. Unter den Unterzeichnern derselben stehen die Mediciner Chelius, Nägele, Roller, Männer europäischen Namens, oben an. Was soll man solchen Thatsachen gegenüber zu der Anfrage des namenlosen Herrn im gestrigen Tageblatt sagen? Dr. Scheve."

Den folgenden Tag las ich diese Zeilen:

„Zur gütigen Beachtung. Obgleich anzunehmen ist, daß in einer so intelligenten und aufgeklärten Stadt, wie Leipzig, kein Mensch phrenologische Vorlesungen besuchen wird, so wäre es doch gewiß sehr wünschenswerth, wenn unser hochverdienter Herr Prof. Bock oder andere hiesige Aerzte den Theil des hiesigen Publikums, welcher in seinem Urtheil noch nicht ganz sicher ist, über die Nichtigkeit und gänzliche Gehaltlosigkeit der Phrenologie aufklären wollten. Friedrich Salis."

Das folgende Blatt brachte zwei kleine Artikel zugleich, einen von mir, den andern von Herrn Prof. Bock. Ich schrieb:

„Was Herr Friedrich Salis für Leipzig wünscht, ist in Deutschland seit 50 Jahren schon vielfach geschehen; es haben Aerzte die „Nichtigkeit und gänzliche Gehaltlosigkeit" der Phrenologie darzulegen versucht, allein — der Versuch ist eben niemals gelungen. Dieses Mißlingen und das Aufblühen der Phrenologie in mehren Ländern haben andere große und berühmte Aerzte, welche die Phrenologie näher kennen lernten (wie z. B. Chelius, Nägele, Roller durch den Besuch der Vorträge Combe's, ebenso Hufeland, Walther, den Anatomen Arnold) eine entgegengesetzte günstige Ansicht von der Phrenologie fassen lassen. Was folgt für den Unbefangenen aus diesem Zwiespalt unter den Aerzten? Doch wol, daß einige dieser Herren bisweilen hadern und streiten, ohne über eine Sache recht im Klaren zu sein, so über Homöopathie, Allopathie, Wasserheilkunde rc. Der Eine

nennt das lächerlich und thöricht, was der Andere als hohe Weisheit erkennt. Dies gilt noch mehr für die Phrenologie, da diese Wissenschaft nicht unmittelbar in der Medicin enthalten ist. Man kann der beste Arzt und Anatom sein, ohne etwas von der Phrenologie zu wissen. Es ist mir wahrscheinlich — da mir viele ähnliche Fälle vorgekommen — daß Herr Friedrich Salis nur deswegen gegen die Phrenologie so erbittert ist, weil er nichts Gründliches von ihr weiß. Welche Vorträge hat er über sie gehört, welche Werke über sie studirt? welches ist, so darf ich fragen, seine Berechtigung, um sich über eine so große und vielseitige Wissenschaft zum öffentlichen Richter aufwerfen zu wollen? Dr. Scheve."

Der zweite Artikel lautete:

„Der Phrenologie dient die Behauptung als Grundlage, daß die äußere Oberfläche des Schädels der innern Oberfläche desselben, und diese der Oberfläche des Gehirns entspreche. Wem sehr daran liegen sollte, die Richtigkeit dieser Behauptung zu ergründen, dem liegen bei Unterzeichnetem zahlreiche Schädel zur Ansicht bereit. Der große Anatom Hyrtl in Wien schreibt: „Die einfache anatomische Wahrnehmung, daß den Erhabenheiten des Schädels keine Erhabenheiten des Gehirns entsprechen, hat über das Schicksal dieser Verirrung des menschlichen Geistes (der Phrenologie nämlich) für immer den Stab gebrochen. Dr. Bock."

Ich erwiderte hierauf:

„Herr Dr. Bock verwirft die Phrenologie, «weil den Erhabenheiten des Schädels keine Erhabenheiten des Gehirns entsprechen.» Dagegen erkennt der berühmte Anatom und Physiolog Arnold die Phrenologie als wahr an, indem er (Lehrb. der Phys. S. 843) sagt: «Die Gestalt des Schädels im Ganzen und seinen einzelnen Abtheilungen ist in hohem Grade von der Form des Hirns abhängig; denn die Knochen des Kopfes sind nach dem Gehirn gebildet und werden daher in ihrer eigenthümlichen Form durch die Gehirnform bestimmt. Es müssen also auch die geistigen Eigenthümlichkeiten einzelner Menschen in besondern Formen des Kopfes zu erkennen sein." Woher diese

Verschiedenheit der Ansichten unter zwei berühmten Männern? sie erklärt sich leicht durch die Verschiedenheit in den phrenologischen (nicht den anatomischen) Kenntnissen dieser Männer. Herr Dr. Bock kennt die Phrenologie in ihren Grundsätzen zu wenig; er meint, dieselbe stütze sich auf die kleinen Erhabenheiten und Vertiefungen, die sich am Schädel finden. Diese Ansicht, obgleich sie noch immer bei vielen Medicinern in Deutschland (wie z. B. auch bei Hyrtl) sich findet, ist durchaus irrig. Die Phrenologie weiß recht gut, — Gall selbst war ja ein großer Anatom, — daß die äußere Schädelgestalt nicht mathematisch genau der Hirngestalt entspricht; sie legt daher gar kein Gewicht auf die kleinen Erhabenheiten oder Vertiefungen des Schädels, sondern sie berücksichtigt nur diejenigen großen Verschiedenheiten der menschlichen Kopfgestalten, bei denen man sich über die Verschiedenheit der Hirngestalten nicht täuschen kann. Arnold und viele andere Mediciner wissen dies und daher ihre bessere Ansicht von der Phrenologie. Dr. Scheve."

Damit hatte dieser Streit sein Bewenden.

III.

Vier Grund-Sätze der Phrenologie.

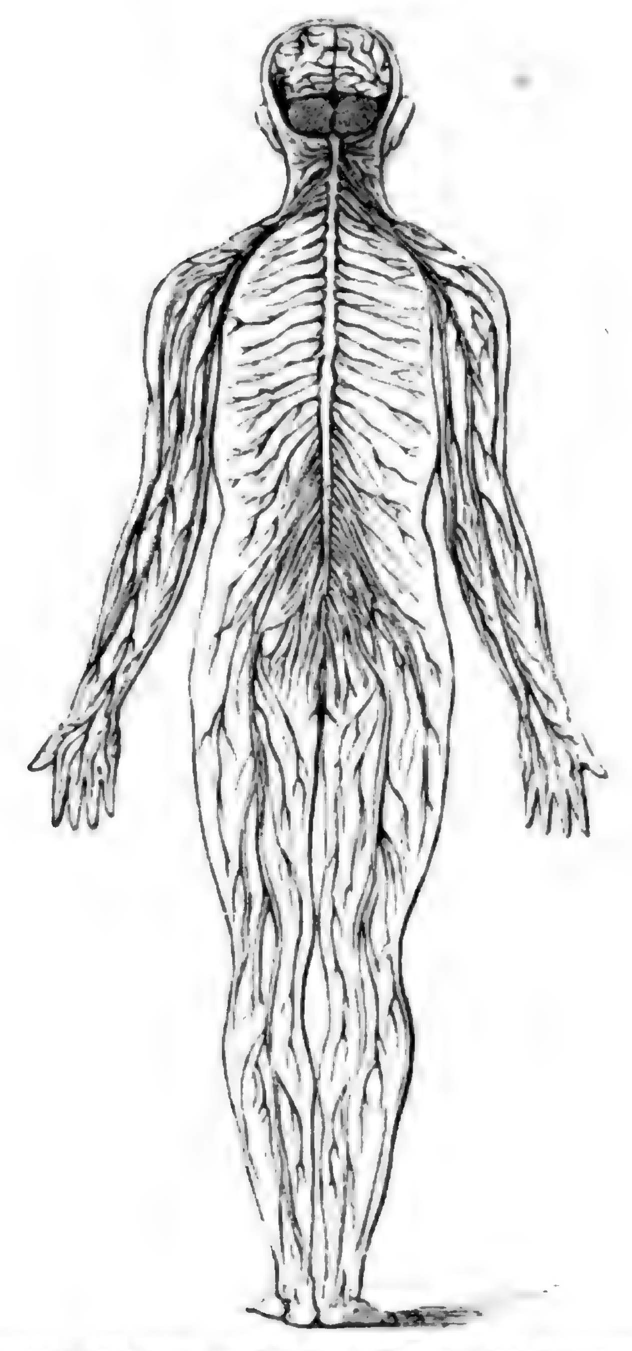
Was das Princip der Phrenologie betrifft, so ist gegen dessen Möglichkeit im Allgemeinen a priori nichts einzuwenden.

Johannes Müller.

---

1. Das Gehirn ist das Organ des Geistes.

Das Gehirn ist ein Theil des menschlichen Nervenbaues. Dieser besteht aus dem Gehirn, dem Rückenmark und den einzelnen Nerven. Man kann den Nervenbau zur Veranschaulichung mit der Pflanze des Blumenkohls vergleichen, das Gehirn in seinen einzelnen Organen mit der Blume in ihren einzelnen Aestchen, das Rückenmark mit dem Stengel, und die vom Rückenmark aus in die Glieder sich zertheilenden Nerven mit den vom Stengel auslaufenden Wurzeln. Wenn man will, kann man auch die Blätterdecke der Pflanze mit d.r Knochendecke des Gehirns, dem Schädel, vergleichen. Indessen ist dieses Bild kein ganz vollständiges, denn es liegt vor der Rückgratsäule in der innern Leibeshöhle noch eine geflechtartige Nervenpartie, welche sich zu den Eingeweiden (Lungen, Magen ꝛc.) verbreitet. Auch die im Kopfe befindlichen Nerven des Sehens, Hörens, Riechens, Schmeckens sind in jenem Bilde nicht mit begriffen. Uebrigens hängen alle Nerven ohne Ausnahme hauptsächlich durch das Rückenmark unter sich und mit dem Gehirn zusammen.



Der menschliche Nervenbau: das große und das kleine Gehirn, das Rückenmark und seine Nerven.

Der Nervenbau bietet wesentliche Theilungen von zweierlei Art dar. Erstens zerfällt derselbe in zwei Hälften oder Seiten, eine rechte und eine linke. Die Kugel des Gehirns ist durch einen starken Einschnitt in der Mittellinie des Kopfes in zwei Halbkugeln, eine rechte und eine linke, getheilt. Auch am Rückenmark ist die Theilung durch einen kleinen Einschnitt an der Vorder- und Rückseite wohl zu erkennen, von dem rechts und links die Nerven auslaufen. Auch die Nerven des Sehens &c. sind bekanntlich doppelt oder zweiseitlich. Zweitens ist das Gehirn

wieder in das große und das kleine getheilt. Das kleine Gehirn ist 6—8 mal kleiner als das große und liegt unter demselben. Es ist einem besondern Aestchen, welches unterhalb der großen Blume aus dem Stengel hervorgewachsen, zu vergleichen. Die hauptsächlichste Unterscheidung der Rückenmarksnerven ist die in die vorderen und die hinteren, d. i. die, welche von der vordern, der Leibeshöhle zugekehrten Seite des Rückenmarks, und die, welche von der hintern Seite desselben auslaufen.

Der Nervenbau ist das Gesammtorgan des menschlichen Seelenlebens. Dieses ist ein wesentlich doppeltes, ein bewußtes und ein unbewußtes. Jenes wird durch das Gehirn, dieses durch das Rückenmark und die übrigen Nerven vermittelt. Das Gehirn in seinen Theilen ist das Organ der verschiedenen Kräfte des bewußten Lebens, der Leidenschaften, der Gefühle, der Verstandeskräfte. Von den Rückenmarksnerven sind die vorderen die der Bewegung, die hinteren die der Empfindung. Die Nerven in der innern Leibeshöhle vermitteln das Athmen, das Verdauen ꝛc. Man sollte die beiden Seiten des Lebens auch im Worte unterscheiden und das bewußte oder Gehirnleben das des Geistes, das unbewußte oder Nervenleben das der Seele nennen. Allein weil das Thier, sowie der Mensch, ein bewußtes oder Gehirnleben, und ein unbewußtes Nervenleben besitzt, so würde man beim Thier alsdann auch Geist und Seele unterscheiden müssen, was der Sprachgebrauch kaum zuläßt. Es ist sehr übel, daß wir diese so wichtige Unterscheidung der Begriffe nicht auch im Worte klar und bestimmt wiedergeben können, daß wir also z. B. nicht einmal wissen, ob wir das Wort Phrenologie besser mit Seelenlehre oder mit Geisteslehre übersetzen. Worte sind Begriffe und in der Wissenschaft von der höchsten Wichtigkeit. Ich möchte die Gelehrten Deutschlands zu einer Abstimmung in dieser Sache auffordern. Ich stimme für die scharfe Unterscheidung der bewußten und der unbewußten Lebensthätigkeit durch die Worte Geist und Seele, trotz des Sprachgebrauchs.

Zur Veranschaulichung der Wahrheit, daß das Gehirn das ausschließliche Organ der bewußten oder Geistesthätigkeit ist, hier

einige Thatsachen. Mit einer unvollkommenen Ausbildung des Gehirns ist Blödsinn verbunden, der übrige Körper sei noch so vollkommen; dagegen ist bei vollkommener Gehirnbildung, wenn auch noch so unvollkommener Körper- oder Nerven- oder Rückenmarksbildung die volle Geisteskraft vorhanden. Druck auf das Gehirn, z. B. durch einen eingedrückten Schädelknochen, unterbricht das Bewußtsein, aber während dessen dauert das unbewußte Leben (wochenlang, wie man Beispiele kennt) ungestört fort; mit dem Aufhören des Drucks kehrt das Bewußtsein zurück. Entzündung irgend welcher Nerven läßt die bewußte Geistesthätigkeit ungestört, Entzündung des Gehirns ruft Phantasiren (Delirium) hervor. Ein Einzelfall ist noch dieser. Ein Mann leidet an folgenden Anfällen: brennendes Gefühl im Unterleib, die Hitze steigt allmälig zur Brust, dem Hals, dem Gesicht, welches glüht; endlich erreicht der Anfall das Gehirn, da plötzlich — bisher waren die Geisteskräfte ungestört — fühlt der Leidende den unwiderstehlichen Drang, Blut zu vergießen und würde jeden, der sich ihm nähert, seiner Wuth opfern. (Pinel, sur l'aliénation mentale, p. 157.)

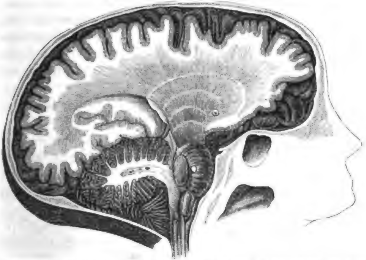
Es könnte gegen die Behauptung, daß das Gehirn das ausschließliche Organ der bewußten Geistesthätigkeit sei, die Thatsache zu sprechen scheinen, daß wir z. B. die Tastempfindung in den Fingerspitzen haben. Allein wir empfinden zwar in den Fingerspitzen (vermittelst der dort liegenden Empfindungsnerven), aber diese Empfindung kommt uns nur durch das Gehirn zum Bewußtsein. Die Nervenempfindung ist nämlich an und für sich eine unbewußte; damit sie zum Bewußtsein komme, muß sich die Gehirnthätigkeit damit verbinden. Wir müssen also im Menschen eine doppelte Empfindung unterscheiden, eine unbewußte (unempfundene) und eine bewußte (empfundene) Empfindung. Dieses klingt freilich sonderbar, aber wir können es auch hier nur beklagen, daß wir die beiden Arten der Empfindung nicht auch im Worte klar unterscheiden können. Ganz ebenso gibt es ungewollte und gewollte Willensäußerungen (Bewegungen). Hier noch einige Beispiele zur Veranschaulichung.

Es kommen bisweilen Kinder ohne Gehirn zur Welt, welche noch einige Zeit nach der Geburt leben, d. i. athmen, schreien, sich bewegen. Wenn man einer Taube den Kopf abschneidet, so lebt sie noch kurze Zeit fort, sie bewegt sich, fliegt sogar. Wenn man auf abgeschnittene Froschbeine noch lange nach deren Trennung vom Körper Salz streut, so bewegen sie sich. In allen diesen und ähnlichen Fällen kann schlechthin nur von unbewußten Empfindungen und Bewegungen die Rede sein. Die Beispiele zeigen zugleich, daß die beiden Seiten des unbewußten Lebens, das unbewußte Empfinden und das unbewußte Bewegen, unter sich selbst im Zusammenhange sind. Ein enthaupteter Vogel bewegt sich auf eine Berührung. Die Empfindungsnerven nehmen also den Reiz auf, theilen ihn den Bewegungsnerven an der Stelle ihrer Vereinigung im Rückenmark mit, und diese vollbringen dann die Bewegung.

Auch am lebenden Menschen, an uns selbst können wir Thatsachen für die Trennung des unbewußten und des bewußten Lebens beobachten. Wenn wir geistig beschäftigt auf einen Gegenstand aufmerksam sind, so werden wir auf einen Reiz an irgend einer Körperstelle die Hand dahin bringen, ohne daß wir es wissen oder wollen. Wir schließen und öffnen aus ähnlicher Veranlassung ohne Bewußtsein das Augenlid hundertmal des Tags. Am Bord des Schiffes richtet der Seemann die Bewegungen des Gehens nach den beständigen Schwankungen, und ist weit entfernt, jede Bewegung des Schiffes bewußt zu empfinden, jede Bewegung des Körpers bewußt zu wollen und zu vollbringen.

Auch in Beziehung zu den übrigen Sinnesthätigkeiten steht der Satz, daß das Gehirn das ausschließliche Organ des bewußten oder Geisteslebens ist, schlechthin ohne Einschränkung fest. Wir sehen, hören, riechen, schmecken immerfort, d. i. zu gleicher Zeit und in jedem Augenblick, aber wir werden uns dieser Sinnesthätigkeiten nur dann bewußt, wenn zur Nerventhätigkeit die Gehirnthätigkeit hinzukommt. So lange wir z. B. wach und unsere Augen geöffnet sind, sehen wir die ganze Außenwelt, welche

in unsern Gesichtskreis fällt, d. i. diese spiegelt sich ganz und immer auf dem Sehnerven ab; allein weitaus nicht dieses ganze unbewußte Sehen wird ein bewußtes. Ja sogar vieles, was vor uns ist und was wir sehen sollten, sehen wir nicht, d. i. wir werden uns dessen nicht bewußt. Ebenso hören wir, so lange wir wachen, alle Töne, alles Geräusch, welches unser Ohr berührt, aber wie sehr viel fehlt, daß alles dieses Hören ein bewußtes wäre. Aehnliches gilt vom Riechen und Schmecken.



Seitendurchschnitt des menschlichen Gehirns: das große Gehirn, das kleine Gehirn, ein Theil des Rückenmarks.

Zuletzt ist es vielleicht nicht überflüssig, eine Ansicht zu erwähnen, welche der Wahrheit widerspricht, daß alle bewußte Geistesthätigkeit durch das Gehirn vermittelt wird, die Ansicht nämlich, daß die Gemüthsbewegungen im Herzen ihren Sitz haben, weil wir die Liebe, den Haß, den Muth u. s. w. im Herzen zu empfinden scheinen. Allein das Herz ist so wenig das Organ irgend welcher Leidenschaften oder Gefühle, als z. B. die Wangen das Organ der Scham sind; sondern weil bei der Aufregung der Gehirnorgane des Gemüths das Blut ihnen stärker zuströmt, so empfinden wir diese Strömung in dem Blutor-

Digitized by Google

gane, dem Herzen, wie wir das Tasten in den Fingerspitzen empfinden.

Das Gehirn also, als das Organ des bewußten Geisteslebens, und die Nerven, als die Organe des unbewußten Seelenlebens, sind zwar beide zu einem unzertrennbaren Ganzen, einem Organismus verbunden, allein beide sind zugleich selbstständige, für sich bestehende Lebenskräfte, deren jede auch ohne die andere thätig sein oder ruhen kann, und wieder in sich selbst Gliederungen zeigt. Ueberall, wo wir die Natur, das Leben anfassen, finden wir Trennung, Mannigfaltigkeit, nicht Einerleiheit in den Kräften und ihren Organen. Je höher ein Geschöpf steht, desto reicher die Gliederung. Der Mensch ist das höchststehende, also auch — körperlich und geistig — meistgegliederte Wesen.

2. Das Gehirn ist nicht ein einfaches, sondern ein zusammengesetztes Geistesorgan.

Man sollte kaum die Behauptung, daß das Gehirn ein einfaches Geistesorgan sei, für möglich halten, und doch gibt es unter den Gelehrten noch Vertheidiger dieser Ansicht. Man meint, die Einheit des Geistes gehe verloren, wenn wir ihm ein zusammengesetztes Organ zuschrieben. Allein dann könnte ja das Gehirn nicht schon sichtbar in einzelne getrennte Theile zerfallen, in das große und das kleine Gehirn, und überdies in die rechte und die linke Hälfte, sowie wir auch zwei Augen, zwei Ohren haben ꝛc. Auch die unbewußte Seelenthätigkeit, die Lebenskraft, bleibt ja Eines und ein Ganzes, ungeachtet wir eine verschiedene Kraft und einen andern Nerven brauchen zum Verdauen, einen andern zum Athmen ꝛc.

Auch hat keineswegs Gall zuerst die Behauptung aufgestellt, daß das Gehirn ein zusammengesetztes Organ sei; vielmehr hat die nothwendige Schlußfolgerung, daß das Gehirn als das Organ des mit verschiedenen Kräften begabten Geistes auch in seinen verschiedenen Theilen verschiedene Verrichtungen haben müsse, von jeher viele Philosophen bewogen, den von ihnen aufgestellten Grundkräften des Geistes verschiedene Plätze

im Gehirn anzuweisen. Wir haben aus früheren Jahrhunderten noch einige Zeichnungen dieser Art. Da aber alles Dies nur Phantasieschöpfungen oder „Annahmen“, keine auf Naturbeobachtung gegründete „Nachweisungen“ waren, so mußten sie irrig sein.

Unter den besondern Gründen, welche sich dafür anführen lassen, daß das Gehirn ein zusammengesetztes Organ sei, mögen noch folgende genannt werden. Die verschiedenen Theile des Gehirns kommen in verschiedenen Lebensaltern zur Entwickelung. Bei kleinen Kindern z. B. sind die hintern Gehirntheile ungleich mehr entwickelt, als die vordern, in Uebereinstimmung damit, daß bei Kindern die niederen Sinne den Verstand überragen, wogegen beim erwachsenen Mann übereinstimmend in der Gehirngestalt und in der Geistesbeschaffenheit das Umgekehrte der Fall ist. Ebenso wird das Gehirn in jeder höheren Thierklasse von den Insekten, Fischen ꝛc. bis zum Menschen immer zusammengesetzter und größer. Wenn dieselben Gehirntheile, welche die niederen oder thierischen Triebe vermitteln, auch zur Thätigkeit der Verstandeskräfte dienen sollten, so müßten wir fragen, warum das Thier nicht denkt, welches mit dem Menschen dieselben Triebe und Leidenschaften gemein hat. Diejenigen, welche wollen, daß das Gehirn ein einfaches Organ sei, müssen den geistigen Unterschied des Menschen und z. B. des Affen, deren beider Gehirne so ähnlich sind, unerklärbar finden, während die Phrenologie einfach befriedigend den Unterschied so erklärt, daß dem Affen die Theile der vorderen und oberen Gehirnwölbung fehlen, worin der Sitz der Denkkräfte und der Gemüthssinne nachgewiesen ist. Ferner. Bei allzu angestrengtem Nachdenken fühlen wir einen Schmerz oder Druck in der obern Stirne, nicht anderswo im Kopfe. Geistige Anstrengung ermüdet nicht alle Geisteskräfte zugleich, sondern nur die, welche vorzugsweise thätig sind. Sie ruhen aus, wenn wir den Gegenstand wechseln. Diese Erscheinungen wären bei der Annahme eines ungetheilten Geistesorgans unmöglich. Ferner. Die Erscheinungen des Traumes stimmen nur mit der Annahme einer Mannigfaltigkeit von Kräften und Organen überein, von denen einige, indem sie thätig

sind, die Gedanken und Gefühle des Traumes erzeugen, indeß andere, im Schlaf beharrend, durch ihre Unthätigkeit jene Ordnungslosigkeit der Traumerscheinungen zulassen. Wäre das Organ des Geistes einfach, so müßten alle Kräfte zur selben Zeit und in demselben Grade schlafend oder wach sein und es wären keine Träume möglich. Endlich. Alle Beweise für die Verschiedenheit der Grundkräfte des Geistes selbst sind zugleich Beweise für die Trennung des Geistesorgans. Wenn die Geisteskräfte, wie die Phrenologie als Geisteslehre beweist, unter sich verschieden sind und wenn das Gehirn das Organ des Geistes ist, so muß dieses Organ nothwendig ein unter sich verschiedenes und getrenntes sein. Wie das theilweise Genie, der theilweise Blödsinn, der theilweise Wahnsinn in der Geisteslehre nur durch eine Trennung der Geisteskräfte begreiflich ist, so sind diese Thatsachen in der Organenlehre nur durch eine Trennung der Organe begreiflich.

Als besonderer Grund gegen die Annahme einer Mehrheit von Gehirnorganen wird noch der folgende, der Anatomie entnommene genannt. Das Gehirn, sagt man, kann deswegen nicht in mehre Organe zerfallen, weil diese nicht anatomisch nachweisbar sind, d. i., weil wir keine sichtbare Grenze zwischen irgend welchen Theilen der in unregelmäßige Windungen gefalteten Halbkugeln des Gehirnes entdecken können. Allein dieser Einwurf ist schon deswegen unhaltbar, weil die Nachweisung einer Grenze zwischen den Theilen da nicht gefordert werden kann, wo ein Unterschied der Theile nicht nachweisbar ist. Das ganze Gehirn in seinen vorderen, mittleren und hintern Theilen zeigt nur die gleiche Masse. Dies ist aber kein Beweis, daß das Gehirn nicht in die phrenologischen Organe getrennt ist: denn dieser Trennung stehen ganz ähnliche, allgemein anerkannte Thatsachen zur Seite, z. B. die Trennung des Rückenmarks in die Nerven der Bewegung und in die der Empfindung, ohne daß wir auch zwischen diesen beiderlei Organen anatomisch weder einen Unterschied, noch eine Grenze nachzuweisen wüßten.

3. Die Kraft des Gehirns entspricht seiner Größe.

Das Gesetz, daß Größe und Kraft eines Organs sich entsprechen, gilt nicht blos vom Gehirn, es geht durch die ganze Natur. Hier ein Beispiel aus der Nervenlehre. „So wie die Thiere mit dem feinsten Geruch, sagt Blumenbach, die stärksten Riechorgane haben, so auch einige wilde Völker; am Kopf eines Nordamerikaners z. B. sind die inneren Nasenhöhlen von außerordentlicher Größe. Dem am nächsten kommen die Aethiopier, unter welchen ich Köpfe gesehen habe, welche sonst sehr von einander verschieden waren, aber alle ein sehr großes Riechorgan besaßen. Dies stimmt mit den Nachrichten von der wunderbaren Schärfe des Geruchs dieser Wilden ganz überein."

Die gleiche Wahrheit gilt vom Gehirn; doch ist der Satz, daß die Kraft und die Größe des Gehirns sich entsprechen, nicht so aufzufassen, daß *unbedingt* die Größe des Gehirns ein Maßstab der Geisteskraft sei; sondern wie es, von der Größe abgesehen, *qualitativ* verschieden starke Knochen, Muskeln und Nerven gibt, so gibt es auch qualitativ verschieden kräftige Gehirne. So wie ein kleiner, aber fester Knochen mehr Stärke besitzen kann, als ein größerer aber mürber und lockerer, so kann auch ein kleineres, aber sehr wohlbeschaffenes Gehirn mehr geistige Kraft zeigen, als ein größeres, aber weniger wohlbeschaffenes. Also nicht unbedingt, sondern nur *bei übrigens gleicher Beschaffenheit* ist die Größe des Gehirns ein Maßstab seiner Kraft.

Wenn aber, so könnte man hier einwenden, der qualitative Unterschied der Gehirne ein so allgemeiner ist, und es vielleicht nicht zwei qualitativ ganz gleiche Gehirne gibt, so ist ja der Satz, daß Größe und Kraft des Gehirns sich entsprechen, für die vergleichenden Forschungen der Phrenologie deswegen ohne Werth, weil der Satz eine *Bedingung* einschließt, — „wenn die Beschaffenheit der Gehirne gleich ist," — eine Bedingung, welche nie vorhanden oder nie als vorhanden nachweisbar ist.

Auf diesen Einwurf ist mehres zu erwidern. Erstens. So

groß und so allgemein auch der qualitative Unterschied der Gehirne ist, so ist doch deren quantitativer Unterschied noch ungleich viel größer, gerade wieder wie bei den übrigen Gegenständen der Natur. Wenn wir die Kraft eines Zwerges gegen die eines Riesen messen wollen, werden wir da erst wol fragen, ob nicht vielleicht die kleinen Glieder des ersteren dennoch stärker seien, als die großen Glieder des letzteren, weil sie eine größere innere Stärke besitzen könnten? Gewiß nicht. Gerade so groß wie zwischen einem Riesen und einem Zwerg ist aber der Unterschied zwischen den verschiedenen menschlichen Gehirnen und ihren einzelnen Theilen. Die Frage nach der Qualität verschwindet beinahe vor dem großen Ueberwiegen der Quantität. Alle wahrhaft gro-

Blödsinn aus Kleinheit des Gehirns.

Michel Angelo, großes Gehirn.

ßen Männer hatten ein sehr großes Gehirn. Warum findet man nicht sehr große, aber innerlich weniger kräftige Gehirne bei geistig beschränkten Menschen? Ein sehr kleines Gehirn (unter 14 Zoll Umfang) hat immer Blödsinn zur Folge. Warum gibt es nicht solche kleine Gehirne, welche durch größere innere Kraft die fehlende Quantität ersetzen?

Zweitens. Die qualitative Beschaffenheit des Gehirns kann neben der Quantität erwogen und berücksichtigt werden. Vor Allem sind die Gehirne eigentlich Gehirnkranker (z. B. Wasser-

köpfe) von jeder Größenberücksichtigung ausgeschlossen. Nur gesunde Menschen können der Wissenschaft bei der Größenvergleichung dienen. Die Beschaffenheit des Gehirns gesunder Menschen kann aber recht wol an der Physiognomie, an dem Blick des Auges, an der Beschaffenheit des Muskelsystems und der Haut erkannt und mit auf die Wagschale der Beobachtung gelegt werden. So wie der Phlegmatiker körperlich träge ist, so ist auch sein Gehirn, ein Theil seines Körpers, minder thätig und kräftig, als das Gehirn des körperlich kräftigen und energigischen Cholerikers u. s. w.

Drittens. (Die Hauptsache!) Die verschiedene Qualität der Gehirne kann besonders deswegen der phrenologischen Forschung nicht hinderlich sein, weil die ganze Phrenologie oder alle phrenologischen Thatsachen nicht auf der Größenvergleichung der Gehirne verschiedener Menschen, sondern auf der Vergleichung des Größenverhältnisses der verschiedenen Theile eines und desselben Gehirns unter sich beruhen. Diese verschiedenen Theile sind aber, gerade so wie die verschiedenen Glieder eines und desselben Körpers, im Temperament oder in der Qualität einander gleich. Der Phrenolog wird daher nicht z. B. den Verstand zweier Menschen an der Größe ihrer Gehirne gegen einander genau abmessen wollen. Denn man hätte sonst das Recht, weil hier ein genau zu berechnender Maßstab fehlt, ihn der Unwissenschaftlichkeit anzuklagen. Aber wol steht der Phrenolog dann auf dem festen Boden der Wissenschaft, wenn er z. B. bei auffallendem Ueberragen des Hinter- und Unterkopfes eines Menschen über seinen Vorderkopf die thierischen Leidenschaften bei demselben als überwiegend über seine Denkkraft bezeichnet, oder wenn er bei auffallendem Ueberragen gewisser einzelner Gehirntheile über gewisse andere, diese oder jene Charakterzüge oder diese oder jene Talente bei demselben vor den übrigen vorwaltend nennt: denn sei das Gehirn das eines Sanguinikers oder das eines Phlegmatikers rc., das Verhältniß der Gehirntheile unter sich ist und bleibt immer das gleiche.

Da neben der Größe des Gehirns hauptsächlich Tempe-

rament und Uebung in Frage kommen, so sei über beides noch einiges Weitere bemerkt.

Die Wissenschaft nimmt vier Temperamente an. Diese sind bedingt durch das Vorherrschen gewisser Systeme oder Organe im menschlichen Körper, welches sich an äußeren Zeichen erkennen läßt.

Herrscht das Nervensystem vor, so bildet sich das nervöse Temperament, äußerlich erkennbar durch weiches dünnes Haar, zarte Haut, kleine Muskeln, Schnelligkeit der Muskelbewegung, blasse Gesichtsfarbe, feine Züge und oft zarte Gesundheit. Die Kopfhöhle (das Gehirn) ist verhältnißmäßig größer als die Brust- und die Unterleibshöhle. Das ganze Nervensystem, das Gehirn mit eingeschlossen, ist vorzugsweise thätig, die Aeußerungen des Geistes sind lebhaft, die Empfindungen rege, die Bewegungen schnell. Es ist das Temperament des Genies und der Verfeinerung.

Herrschen die Lungen, das Herz und die Blutgefäße vor, so entsteht das sanguinische Temperament. Es gibt sich zu erkennen durch eine verhältnißmäßig große Ausdehnung der Brusthöhle, bestimmt ausgesprochene Formen, mäßige Fülle des Körpers, ziemliche Festigkeit des Fleisches, nußbraunes Haar, blaue Augen und frische Gesichtsfarbe. Es zeichnet sich durch eine große Thätigkeit der Blutgefäße, einen vollen und raschen Puls, Lust an körperlicher Bewegung und ein belebtes Ansehen aus. Das Gehirn nimmt an dem allgemeinen Zustand Theil und ist thätig. Es ist das Temperament der Lebensfrische und der Jugendkraft.

Beim Vorwalten der Drüsen- und Ernährungsorgane bildet sich das lymphatische oder phlegmatische Temperament. Es ist äußerlich erkennbar an einer verhältnißmäßig großen Ausdehnung der Unterleibshöhle, einer gerundeten Form des Körpers, Weichheit der fleischigen Theile, einem angefüllten Zustand des Zellgewebes, hellem Haar und einer schlaffen Haut. Es ist von matten Lebensäußerungen, mit Schwäche und Langsamkeit im Blutumlauf begleitet. Es ist das Temperament der Langsamkeit und Schläfrigkeit.

Das vierte Temperament, das biliöse oder cholerische, ist in seinen Grundursachen weniger bestimmt erkannt als die übrigen. Es ist wahrscheinlich, daß die vorwaltende Thätigkeit der Leber damit in Verbindung steht. Man erkennt dieses Temperament an schwarzem, hartem Haar, dunkeln Augen, gelbbrauner Haut, geringer Fülle aber großer Festigkeit des Fleisches, scharfen, ausdrucksvollen Gesichtszügen und stark gezeichneten Umrissen des Körpers. Die Verrichtungen des Gehirns nehmen an der Energie des übrigen Körpers Theil. Diese ist stark und ausdauernd. Es ist das Temperament der männlichen Thatkraft.

Diese verschiedenen Temperamente finden sich selten oder nie scharf geschieden in der Natur vor; gewöhnlich sind zwei oder drei verbunden. In den Vereinigungen sind jedoch die Grundtemperamente zu unterscheiden und es läßt sich bestimmen, in welchem Maße die Bestandtheile des einen oder des andern vorhanden sind. Häufig gefundene Mischungen der Temperamente sind z. B. die des sanguinisch-phlegmatischen, des phlegmatisch-nervösen, des cholerisch-nervösen.

Wenn man in der Phrenologie von der Uebung des Gehirnes oder Geistes spricht, so ist dieses Wort im weitesten Sinn zu nehmen, wo es Erziehung, Unterricht und alle auf den Geist einwirkenden Verhältnisse begreift. Hierbei kommt Folgendes in Betracht. Das Gehirn, als Theil des Körpers, ist allen körperlichen Gesetzen unterworfen. Wenn ein Körpertheil thätig geübt wird, so ergießt sich mehr Blut dahin und er wird auch von den Nerven mehr angeregt; er wird daher stärker und größer, als wenn er ungeübt bliebe: wird er aber zu sehr geübt (überangestrengt), so wird er schwächer und kleiner. Denn jede Anstrengung veranlaßt einen Verbrauch von Körpertheilchen, welcher ohne Nachtheil nicht schneller vor sich gehen darf, als der Ersatz. Die Uebung des Körpers muß daher mit dem von der Natur gegebenen Maße seiner Kraft und Größe im Verhältniß stehen. Den Mann mit starken Muskeln wird dieselbe Uebung kräftigen, welcher der Mann mit schwachen Muskeln erliegen würde. Alles dieses gilt auch vom Gehirn. Wenn wir lebendig fühlen oder

tief denken, so ergießt sich mehr Blut in das Gehirn als bei geistiger Ruhe. Eine dem natürlichen Maß der Organe entsprechende Uebung wird daher dieselben stärken, vergrößern; dagegen wird sowol zu schwache Uebung (Unthätigkeit) als zu starke Uebung (Ueberanstrengung) sie schwächen, verkleinern.

Das allgemeine Verhältniß zwischen der Natur und der Uebung läßt sich nicht genau, sondern nur ungefähr bestimmen. Wir finden so viel als Thatsache feststehen, daß der Einfluß der Uebung zwar ein sehr bedeutender ist, daß er aber weit hinter dem Einfluß der Naturgabe als solcher zurückbleibt. Das zeigen uns deutlich z. B. die äußersten Bildungsfälle. Wenn, wie beim angebornen Blödsinn, sehr schwache Geistesorgane trotz aller absichtlichen Uebung nicht einmal bis zu mäßiger Thätigkeit gestärkt werden können, und der Blödsinn aus Kleinheit des Gehirns immer Blödsinn bleibt, und wenn dagegen, wie beim angeborenen Genie, sehr starke Organe trotz absichtlich verhinderter Uebung nicht zu schwächen sind und das Genie die ungünstigsten Verhältnisse besiegt, so bekunden diese Thatsachen, daß dem Einfluß der Uebung ein ungleich geringerer Spielraum zukommt, als dem Machtwort der schaffenden Natur.

Die Stärkung eines Geistesorgans durch Uebung ist nicht genau von der entsprechenden Vergrößerung desselben begleitet; die Uebung wird vielmehr schon eine Stärkung bewirken können, noch ehe diese im Größenmaß zu erkennen ist. Eine bedeutendere Stärkung jedoch würde sich auch in der Vergrößerung des Organs kund geben. Obgleich daher die Größenvergleichung der Organe dann einigermaßen beeinträchtigt ist, wenn wir nicht im Stande sind, uns von der etwa stattgehabten Uebung zu unterrichten, so kann doch in den Fällen der Wissenschaft, d. i. in den Fällen sehr großer oder sehr kleiner Organe, sogar die nicht gekannte stattgehabte Uebung niemals der sicheren Forschung im Wege stehen.

4. Die Gehirngestalt ist aus der Kopfgestalt zu erkennen.

Die Gestalt des Schädels bildet sich nach der des Gehirns, nicht umgekehrt. Vor der Geburt des Menschen ist das Gehirn schon ganz vorhanden, ehe erst die Hirnschale sich zu bilden und es zu überwachsen beginnt. Diese Ueberwachsung dauert theilweise noch nach der Geburt fort, denn beim neugeborenen Kinde sind bekanntlich die Knochentheile noch nicht überall vereinigt, was erst nach einigen Jahren vollkommen geschieht.

Der Schädel ist nicht einem ehernen Käfig zu vergleichen, welcher das Gehirn in bestimmten Grenzen gefangen hält, sondern er ist nur eine feste Bedeckung, welche es beschützt, sich aber seiner Größe anpaßt. Er gleicht in dieser Hinsicht der Schale eines Krebses oder einer Schnecke. Bei der Geburt ist er klein, wächst, so wie das Gehirn wächst, und steht in seiner Entwickelung still, wenn dieses seine volle Größe erlangt hat. Stets findet ein Vorgang der Aufsaugung und Erneuerung in seiner Substanz Statt, so daß, wenn das Gehirn von innen drängt, die erneuerten Theilchen sich diesem Druck gemäß ordnen, und so die Gestalt des Schädels immer der des Gehirns folgt und sich ihr anpaßt.

Die meisten Organe des Gehirns, nämlich die der thierischen Sinne im Hinterkopfe, der Gemüthssinne im Oberkopfe und auch noch die beiden Organe der Oberstirne, das des Vergleichungs- und des Schlußvermögens, sie alle sind vergleichungsweise sehr leicht in ihrer Größe äußerlich zu erkennen; sehr schwer dagegen die sämmtlichen Organe der unteren Stirne. Nicht nur sind diese Organe sehr klein, sondern der Schädelknochen ist hier überdies sehr dick und sehr ungleich. Trotz eines 50jährigen unermüdlichen Forschens hat daher Gall nur etwa die Hälfte dieser Organe der unteren Stirne aufgefunden und mehre der seit Gall entdeckten sind noch nicht als erwiesen hergestellt. Nur wenn diese Organe ungewöhnlich groß oder ungewöhnlich klein sind, darf man ein festes Urtheil über ihre Entwickelung zu geben wagen.

Unter diesen Organen sind jedoch einige, die über der Nasen-

wurzel gelegenen, über deren Entwickelung man wegen der hier befindlichen Stirnhöhle kaum ein Urtheil im einzelnen Fall geben kann, weil man nicht weiß, ob eine Stirnhöhle vorhanden und wie groß sie ist. Hier mußte man sich also, von der Beurtheilung des einzelnen Falles abgesehen, mit der *Nachweisung* der Organe im Menschen überhaupt begnügen. (S. oben die „Grundzüge.") Diese Nachweisung wurde aber hauptsächlich durch dreierlei Fälle möglich gemacht, erstens durch die Gehirn- und Charaktervergleichung bei Kindern unter 14 Jahren, wo noch keine Stirnhöhle vorhanden ist, zweitens bei äußerlich auffallend *schwacher* Entwickelung der fraglichen Stelle, wo man sich also über die schwache Entwickelung des Gehirntheils nicht täuschen konnte, drittens bei auffallender *Breite* oder *Schmalheit* der Stelle, wo auch trotz einer etwa vorhandenen Stirnhöhle die Entwickelung der Gehirntheile annähernd erkannt werden kann.

Die Stirnhöhle.

Es gibt einige Gehirntheile, welche nicht und niemals in ihrer Entwickelung äußerlich erkannt und verglichen werden können, es sind die an der unteren und inneren Gehirnfläche. Es bleibt der Nachwelt vorbehalten, durch Vergleichung des Charakters nach dem Tode des Menschen mit der Gehirnentwickelung selbst, beim Leichname, die wenigen hier gelegenen Organe mit ihren Grundkräften zu entdecken. Wie denn die Nachwelt noch so manche andere Räthsel unserer großen und herrlichen aber noch in ihrer ersten Kindheit stehenden Wissenschaft zu lösen hat!

IV.

Die Grundkräfte des Geistes und ihre Organe.

Leichtsinnig, redlich, Mann und Kind zugleich,
Voll Uebermuth und Demuth, starr und weich,
Von Sinnen wild und stets damit im Streit,
Verfolgt von Lieb' und doch in Liebesleid,
Ein Wandervogel voll Begehr nach Ruh,
Ein Weltkind, das sich sehnt dem Himmel zu —
O Bild des Widerspruchs, wann kommt der Tag,
Der allen deinen Zwiespalt sühnen mag?

Geibel.

---

1. Die niederen Sinne.

1*) Der Geschlechtssinn.

Was man Geschlechtssinn nennt, besteht aus zwei wesentlich verschiedenen und wohl zu unterscheidenden Dingen, nämlich der (unbewußten) Fortpflanzungsfähigkeit, und der (bewußten) Geschlechtsempfindung. Diese Trennung der beiden ist leicht nachweisbar durch ihr gegenseitig unabhängiges Maß des Vorhandenseins in den einzelnen Fällen. Die Fortpflanzungsfähigkeit kann groß und daneben die Geschlechtsempfindung klein sein, oder umgekehrt. Oder eines von beiden kann neben dem vollen Vorhandensein des andern sogar ganz fehlen. Bei Kindern z. B. ist bisweilen die Empfindung der Geschlechtslust schon vollkommen rege, wo an Fortpflanzungsfähigkeit noch lange nicht gedacht

---

*) Diese Nummern der Grundkräfte entsprechen den Organennummern des phrenologischen Kopfes. S. 7.

werden kann. Und umgekehrt wird bei manchen Frauen Fortpflanzungsfähigkeit (Fruchtbarkeit) gefunden, wo alle Empfindung der Geschlechtslust fehlt.

Das Organ der (unbewußten) Fortpflanzungsfähigkeit sind die Geschlechtstheile, das der (bewußten) Geschlechtsempfindung ist im kleinen Gehirn gelegen. Zum Beweise dieser Wahrheit sind unendlich viele Thatsachen gesammelt. Hier nur das Folgende. Wenn die Entmannung (Castration) im frühesten Alter geschieht, so geht nicht nur mit den Geschlechtstheilen die Fortpflanzungsfähigkeit verloren, sondern weil das kleine Gehirn im Wachsthum stehen bleibt, kommt auch die Geschlechtsempfindung nicht zur Entwickelung. Geschieht die Entmannung im vorgerückten Alter, wo das kleine Gehirn schon entwickelt und die Geschlechtsempfindung schon vorhanden war, so geht nur die Fortflanzungsfähigkeit verloren, aber die mit dem kleinen Gehirn gegebene Geschlechtsempfindung bleibt. (Die Sinnlichkeit vieler Castraten ist bekannt.)

Diesen Beispielen steht der folgende Fall gegenüber. Im Napoleonischen Feldzug in Egypten war ein Soldat in Nacken am kleinen Gehirn verwundet worden und lag mehre Monate an dieser Verwundung darnieder. Im Uebrigen geheilt, blieben ihm ein gänzliches Unvermögen und gänzliche Interesselosigkeit für die Frauen. Der Mensch blieb sehr schwächlich, bleich, hinfällig uud hatte die Stimme eines Mädchens. Gall sah ihn, als er mit 32 Jahren aus Ursache seiner Schwäche beim Einrücken der Franzosen nach Spanien verabschiedet wurde. Er schien nicht älter als 18jährig zu sein. Dieser Fall kann gleichsam eine umgekehrte Entmannung, im Vergleich zur gewöhnlichen genannt werden. Dort erfolgt mit dem Verlust der Geschlechtstheile nur der Verlust der Fortpflanzungsfähigkeit, die Geschlechtsempfindung bleibt. Hier dagegen, mit dem Verlust des kleinen Gehirn, geht beides, die Geschlechtsempfindung und die Fortpflanzungsfähigkeit, verloren. Man kann daher passend von den beiden Bestandtheilen, welche zusammen den Geschlechtssinn bilden, die Geschlechtsempfindung den herrschenden, die Fortpflanzungsfähigkeit

den dienenden nennen. Geht blos der dienende Bestandtheil verloren, so bleibt der herrschende, geht aber der herrschende verloren, dann mit ihm von selbst auch der dienende.

Die (bewußte) Geschlechtsempfindung, welche uns natürlich in der Phrenologie allein beschäftigt, ist bei den verschiedenen Menschen in höchst verschiedenem Maße vorhanden. Uebereinstimmend damit erscheint das kleine Gehirn in sehr verschiedener Größe: bald ist der Nacken sehr breit und voll, bald sehr schmal und dünn, bald wieder von mittlerer Stärke.

Der Geschlechtssinn, er sei stark oder schwach, ist als solcher überall — bei allen Menschen und allen Thieren — der nämliche Sinn. Aber die Liebe, welche bisweilen mit dem Geschlechtssinn verwechselt wird, ist in jedem Menschen, je nach der Gesammtbildung seines Geistes, eine andere. Der Geschlechtssinn ist daher eine einfache oder Grundkraft des Geistes, die Liebe ist eine solche nicht. Im Cretin mit großem Geschlechtssinn ist die Liebe zu einer Person des andern Geschlechts — wenn anders das Gefühl hier diesen Namen verdient — fast blos Geschlechtssinn. In einem Menschen mit sehr schwachem Geschlechtssinn, aber starken Gemüthssinnen, ist jene Liebe fast kein Geschlechtssinn, fast platonische Liebe. Zwischen diesen beiden äußersten Fällen liegen in langer Stufenfolge unendlich verschiedene Mittelfälle. Zu dem mehr oder weniger großen Geschlechtssinn kommt bald ein größerer oder geringerer Sinn der Anhänglichkeit (der anschließenden Treue), oder des Wohlwollens (der sich selbst vergessenden Zuneigung), oder der Ehrerbietung (der Anbetung des geliebten Gegenstandes) oder der Idealität (der Poesie und der Schwärmerei der Liebe) u. s. f. — Geistesthätigkeiten, welche oft alle zugleich in Bewegung treten, welche alle in dem großen Wort Liebe sich vereinigen.

2) Der Sinn der Kinder- oder Jungenliebe.

Man erklärte vor Gall die Kinder- oder Jungenliebe aus irgend welchen andern Geistesthätigkeiten. Die Mutter liebt ihr Kind, sagte man, weil sie es mit Schmerzen geboren, weil es

ein Theil ihrer selbst ist. Allein dann müßten alle Mütter die gleiche Liebe zu ihren Kindern haben. Oder man erklärte jenes Gefühl aus dem Wohlwollen: aber sehr wohlwollende Menschen haben oft sehr wenig Kinderliebe, und umgekehrt boshafte, grausame Menschen haben oft deren viel. Wie verschieden im Charakter sind der Tiger und das Lamm, und doch haben die Weibchen beider Thiere die gleiche Liebe zu ihren Jungen, zum Beweise, daß diese Liebe nicht aus der Sanftmuth des Lammes erklärt werden kann. Für manche Frauen machen die Kinder ihre einzige Glückseligkeit in diesem Leben aus, und wenn sie kinderlos bleiben, verfallen sie in Schwermuth, oder sie suchen sich kleine Geschöpfe unter den Thieren zum ärmlichen Ersatz. Andere Frauen dagegen zeigen bisweilen auffallend wenig Kinderliebe. In Wien kannte Gall eine Dame, die ihren Gatten zärtlich liebte und das Hauswesen mit Eifer führte, aber alle ihre Kinder gleich nach der Geburt aus dem Hause entfernte und sie jahrelang nicht zu sehen verlangte. Sie selbst war verlegen über diese ihr unerklärbare Gleichgiltigkeit und verlangte zur Beruhigung ihres Gewissens, daß ihr Gatte die Kinder täglich sehen und über ihre Erziehung wachen sollte.

Man kann bei der Geistesforschung keinen größeren Fehler begehen, als wenn man eine Grundkraft aus einer andern erklären will. Dies wäre so, als wenn man das Sehen aus dem Hören, die Hand aus dem Fuße, das Gold aus dem Kupfer erklären wollte. Der Sinn der Kinderliebe ist vielmehr eine Grundkraft, weil es ein selbstständiger Sinn ist, d. i. weil die Kinderliebe, unzähligen beweisenden Thatsachen zufolge, groß, und daneben irgend welcher andere Sinn klein gefunden wird, und umgekehrt. Man schildere einen Menschen nach allen übrigen Charakterzügen, so ist damit noch nicht ausgesprochen, ob er mehr oder ob er weniger Kinderfreund ist. Oder wenn wir die Stärke der Kinderliebe in einem Menschen kennen, so kennen wir damit noch nicht die Stärke irgend welches seiner übrigen Charakterzüge.

Die Art und Weise, wie der Sinn der Kinderliebe thätig

ist, wird durch das Maß der übrigen Sinne bestimmt. Ist Kinderliebe und Wohlwollen bei einem Erzieher sehr klein und die Denkkraft groß, so wird gleichwol das Kind nicht gut, weil zu streng erzogen; ist die Kinderliebe sehr groß und die Denkkraft sehr gering, so führt dies zu jenen Beispielen unverantwortlichen Verziehens der Kinder. Der Kinderlehrer braucht große Kinderliebe, sonst wird er bei den trefflichsten Talenten nicht an seiner Stelle sein. Die Kinderwärterin kann viele andere Fehler durch eine große Kinderliebe ersetzen, den Mangel dieses Sinnes aber kaum durch eine andere Tugend.

Das Organ des Sinnes liegt am weitest vorstehenden Theil des Hinterkopfs. Uebereinstimmend damit, daß beim weiblichen Geschlecht die Kinderliebe durchschnittlich größer ist, als beim männlichen, sind die weiblichen Köpfe an dieser Stelle weit voller, die männlichen flacher. Bisweilen aber findet sich bei Männern eine sehr große Kinderliebe und dann ist immer die Kopfbildung eine entsprechende. Bei jener Wiener Dame zeigte der Kopf eine ungewöhnlich schwache Entwickelung an jener Stelle. (Da alle Geistesorgane, so wie die der äußeren Sinne, doppelt sind, natürlich auch die in der Mittellinie des Kopfes zusammenliegenden nnd auf dem phrenologischen Kopf nur mit einfacher Nummer bezeichneten, so sind unter dem Ausdruck „das Organ" immer die beiden Organe der rechten und der linken Seite zusammen begriffen.)

Große Kinderliebe.

Kleine Kinderliebe.

3) Der Einheitssinn.

Das Wesen dieses Sinnes ist wahrscheinlich das, die ganze geistige Kraft zu sammeln und auf einen Punkt zu vereinigen: also ein gewisser Sinn der Gründlichkeit, des Eindringens. Allein

die Forschungen der Phrenologen haben darüber noch zu keinen festen Ergebnissen geführt. Gall kannte den Sinn noch nicht, seine Entdeckung rührt von Spurzheim her.

4) Der Sinn der Anhänglichkeit.

Pferde und Ochsen zeigen oft so viele Anhänglichkeit, daß sie krank werden, wenn man das gewohnte Paar trennt. Wie groß ist die Treue und Anhänglichkeit des Hundes. Es gibt Papageien, welche man die untrennbaren nennt, weil sie oft sterben, wenn man sie von einander trennt. Allein zum Beweis, daß der Sinn der Anhänglichkeit so wenig als der der Kinderliebe aus einer andern Geistesthätigkeit erklärt werden kann, so finden wir die allerverschiedensten und entgegengesetztesten Beispiele seines Vorhandenseins neben allen andern Geisteskräften. Während manche Hunde sich von ihrem ersten Herrn nicht trennen lassen, laufen andere von einer Person zur andern und sind keiner treu. Oft zeigen die im Uebrigen tugendhaftesten Menschen den Zug der Anhänglichkeit in sehr geringem Maße, während oft lasterhafte Menschen, große Verbrecher, sich durch die Tugend der Anhänglichkeit und Treue gegen ihre Freunde auszeichnen. Kurz, ein Mensch kann uns in allen seinen übrigen Eigenschaften genau bekannt sein, ohne daß wir damit wissen, ob er mehr oder ob er weniger Sinn für Anhänglichkeit, für Treue, für Freundschaft besitzt.

Die Grundbedeutung dieses Sinnes ist Hang zur Anschließung und zum Festhalten an dem Gegenstand, an den man sich angeschlossen. Ist daher dieser Sinn in einem Menschen sehr schwach, so entsteht daraus Mangel an Geselligkeitssinn, was sich bis zum Hang zum Einsiedlerleben steigern kann. Eine große Entwickelung des Sinnes gibt nicht die Lust am Besuchen großer Gesellschaften oder am öffentlichen Leben, sondern vielmehr am gemüthlichen Familienleben. Auch das Heimweh leitet man aus diesem Sinne her. Der Sinn ist als der Sinn der Geselligkeit im Kleinen zugleich die Grundlage der menschlichen Gesellschaft, des Staates, im Großen, eine Grundlage, welche bekanntlich z. B.

Rousseau leugnete. Der Sinn der Anhänglichkeit ist im Durchschnitt bei Frauen größer, als bei Männern. Dieser Sinn und der des Selbstgefühls sind Gegensätze.

Das Organ dieses Sinnes, neben dem der Kinderliebe gelegen, gibt dem Hinterkopfe, wenn es groß ist, eine runde Fülle; während, wenn das Organ der Kinderliebe allein stark entwickelt ist, der Hinterkopf mehr eine spitze Hervorragung zeigt.

5) Der Kampfsinn.

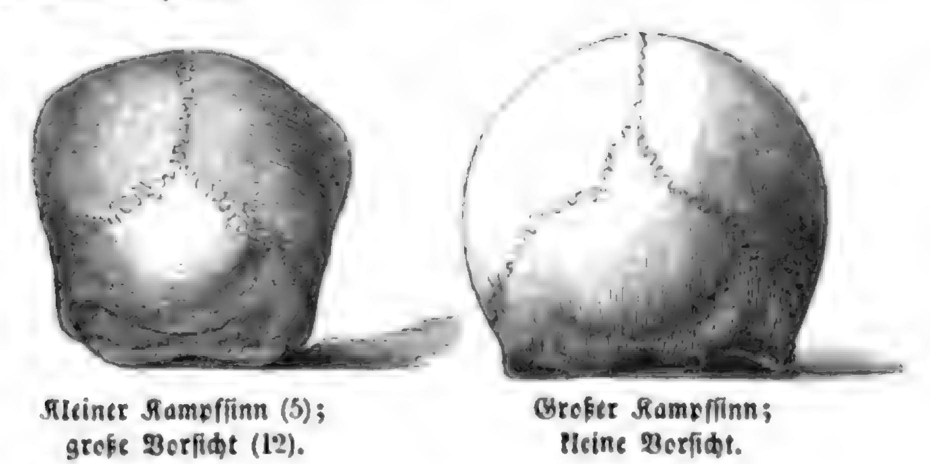
Gall nannte den Sinn zuerst Raufsinn, weil er ihn nebst seinem Organ bei rauf- und streitlustigen Menschen aufgefunden hatte. Allein weil alle Menschen alle Geisteskräfte besitzen, nur in verschiedenem Maße, so muß der Name eines Sinnes immer so gewählt sein, daß er auch zur Bezeichnung des geringeren Maßes desselben dient. Nicht alle Menschen haben Raufsinn, aber alle haben insofern Kampfsinn, als sie alle mehr oder weniger bereit sind, geistig oder körperlich zur Vertheidigung ihrer Person oder ihres Eigenthums gegen einen Angriff aufzutreten, zu kämpfen. Das Wesen dieses Sinnes besteht also in der geistigen Regung des Widerstandleistens gegen Gefahr und Angriff. Das Wort Kampfsinn (oder Bekämpfungssinn) ist nur in Ermangelung eines besseren dafür gewählt. Eine höhere, vollere Entwickelung des Sinnes bezeichnen wir durch das Wort Muth.

Es ist bekannt, wie verschieden und unabhängig von allen andern Charakterzügen die Eigenschaft des Muthes bei Thieren und Menschen sich findet. Viele Hunde sind muthig, viele andere feig. Manche pflanzenfressende Thiere sind weit muthiger, als manche fleischfressende, grausame! Ebenso läßt sich beim Menschen keine Geisteseigenschaft nennen, mit welcher der Muth eines und dasselbe wäre, sich beständig zusammenfände. Feig ist bisweilen der Stolze, muthig der Demüthige, feig bisweilen der Verständige, Geistreiche, muthig der Geistlose, feig oft der Starke, muthig der Schwache, feig oft der Mann, muthig bisweilen das Weib!

Die Grundbedeutung des Kampfsinns, wie schon angedeutet,

ist das Widerstandleisten und Widerstandüberwinden im allgemeinsten Sinn. In dieser Weise war der Sinn gleich groß in Leonidas, Luther, Columbus. Ist der Sinn bei einem Menschen sehr schwach, so taugt dieser nicht in eine Lebensstellung, wo er moralischen Muth im Handeln entfalten soll. Ist der Sinn sehr stark und dabei die Gemüthssinne schwach, so ist ein solcher Mensch streitsüchtig, zänkisch, ein „Krakehler". (Duellanten auf Universitäten.) Der Gelehrte mit großem Kampfsinn wird sich in literarischen Streitigkeiten gefallen, der Dichter, der Musiker mit großem Kampfsinn werden vorzugsweise kriegerische Gedichte und Tonweisen lieben und verfassen u. s. w. Der Kampfsinn und der Sinn der Ehrerbietung sind Gegensätze.

Das Organ des Kampfsinns liegt hinter dem obern Theil des Ohres. In der Regel ist der menschliche Kopf zwischen den Ohren am breitesten; er rundet sich, wenn das Organ des Kampfsinns klein ist, schnell nach hinten zu ab. Ist dagegen das Organ sehr groß, so ist die Kopfbreite einen oder anderthalb Zoll hinter den Ohren so bedeutend oder selbst noch bedeutender, als zwischen den Ohren.



Kleiner Kampfsinn (5); große Vorsicht (12). Großer Kampfsinn; kleine Vorsicht.

6) Der Zerstörungssinn.

Gall nannte den Sinn zuerst Würgsinn, Mordsinn, weil er ihn nebst seinem Organ hauptsächlich bei den fleischfressenden Thieren und auch bei mehren Mördern besonders entwickelt fand. Das Wesen und der Zweck des Sinnes im richtigen Maße beim Menschen ist, dem Charakter die nöthige Kraft und Energie zu geben, um das Böse und Schlechte zu zerstören. Ist der Sinn

aber nicht durch die höheren Sinne geleitet, d. i. sind diese gegen ihn viel zu klein, so artet seine Thätigkeit in Härte und Bosheit, ja in Grausamkeit und Blutdurst aus. Menschen, bei denen dies der Fall ist, nähern sich den thierischen Charakteren. Daß es aber grausame Menschen gibt, wer wollte es leugnen? wenn auch Ungeheuer, wie die Gottfried in Bremen, welche Vater und Mutter, ihre Kinder, ihre Gatten und viele andere Menschen aus Mordlust vergiftete, glücklicher Weise nur höchst selten im Leben uns begegnen. Die geringeren, noch keineswegs bis zur Grausamkeit ausartenden Mißbräuche dieses Sinnes sind noch sehr zahlreich. Schadenfreude und Spottsucht, Zorn und Leidenschaftlichkeit, Fluchen und Toben, Muthwille und boshafte Lust am Zerstören nützlicher Dinge u. s. w. sind täglich beobachtete Thätigkeiten dieses Sinnes.

Man hat wol den Zerstörungssinn mit dem Kampfsinn verwechselt, oder man hat der Phrenologie einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie zwei im Wesen so ähnliche Geistesthätigkeiten trennen wolle. Allein beide sind in der That in der Natur getrennt. Der Kampfsinn gibt den Muth, der Gefahr unerschrocken zu begegnen, der Zerstörungssinn geht weiter, er rächt und straft, er vernichtet den Feind. Man kann den Unterschied der beiden Sinne am besten darlegen, wenn man deren äußerste Entwickelungen einander gegenüberstellt. Der Kampfsinn in der höchsten Entwickelung führt zu Kühnheit, Verwegenheit, der Zerstörungssinn zu Bosheit, Grausamkeit. Oft aber ist bekanntlich ein kühner Mensch milde und gut, ein grausamer feige.

Wenn der Zerstörungssinn bei einem Menschen sehr schwach ist, so ist Sanftmuth, Milde, Geduld, aber auch *Schwäche* davon die Folge. Wie der Kampfsinn in gutem Maße den allgemeinen *Muth* zum Handeln gibt, so der Zerstörungssinn die allgemeine *Kraft* im Handeln. Ein nachhaltig thatkräftiger Charakter ist ohne vollen Zerstörungssinn nicht denkbar. Dieser Sinn ist daher in starker Entwickelung dann eine höchst schätzbare Gabe, wenn er nicht die höheren Sinne im Maße überragt, sondern von ihnen überragt und geleitet wird. Freilich ist für

diese Bedeutung der Name Zerstörungssinn — wie so manche Namen der Grundkräfte — ein sehr mangelhafter. Aber Worte zu machen ist unmöglich, man kann nur unter ihnen wählen. Der Zerstörungssinn und der Kampfsinn unterstützen sich trotz ihrer Verschiedenheit gegenseitig in ihrer Thätigkeit.

Das Organ des Zerstörungssinns liegt gerade über dem Ohre. Wenn es sehr groß ist, steht das Ohr sehr tief und die Breite des Kopfes von Ohr zu Ohr ist eine bedeutende.

Großer Zerstörungssinn (6). Kleiner Zerstörungssinn.

† Der Nahrungssinn.

Mit dem Nahrungssinn, der mit seinem Organ eine neuere Entdeckung ist, verhält es sich wie mit dem Geschlechtssinn; er hat gleichsam zwei Bestandtheile, eine unbewußte Nahrungsthätigkeit, deren Organ der Magen ist, und eine bewußte Empfindung des Nahrungsbedürfnisses, deren Organ im Gehirn an der bezeichneten Stelle liegt. Es ist bekannt, in wie ungleichem Maß oft die beiden Bestandtheile neben einander sich finden. Man hat Krankheiten des Organs des bewußten Nahrungssinnes beobachtet, wo der Kranke, obgleich er seinen Magen mit Speisen angefüllt, doch fortwährend über Hunger schrie und dabei einen Schmerz an der bezeichneten Stelle des Gehirnorgans klagte. Bei den meisten Menschen ist bekanntlich die Begierde des Essens und Trinkens größer, als das natürliche Bedürfniß, die Thätigkeit des Organs des bewußten Nahrungssinnes größer, als die des Organs des unbewußten. Schon die ganz kleinen Kinder verlangen bis zur Ueberfüllung des Magens nach der Brust der Mutter. Mißbräuche oder Ausartungen des Nahrungssinnes sind

die Reizungen desselben, welche wir in übermäßig gewürzten Speisen, in sehr starken Getränken, im Tabakrauchen 2c. suchen.

Das Organ des Nahrungssinnes liegt unmittelbar vor dem des Zerstörungssinnes.

7) Der Verheimlichungssinn.

Gall, nach seiner Weise, nannte den Sinn den der List und Schlauheit; allein nicht jeder Mensch ist listig, obgleich jeder ein größeres oder geringeres Maß von Verheimlichungssinn besitzt. Der Zweck des Sinnes in seinem richtigen Maße ist eine kluge und besonnene Zurückhaltung im Benehmen, d. i., er lehrt uns Gedanken und Gefühle für uns zu behalten, bis wir sie durch den Verstand geprüft haben und mit uns einig geworden sind, was und wie viel wir davon Andern mittheilen sollen. Das Wort: sei klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, bezeichnet sehr schön das richtige Mittelmaß des Verheimlichungssinnes. Menschen mit zu geringem Verheimlichungssinn sind zu offen für die Welt; sie ermangeln der nöthigen Verschwiegenheit und geforderten Rücksicht, sie kennen kein Mistrauen und lernen es nicht kennen, so oft sie auch getäuscht werden. Zu stark, führt der Sinn leicht dazu, anders zu sprechen, als man denkt, und ist die Grundlage der Geheimnißkrämerei; mit geringer Gewissenhaftigkeit bedingt er die Lüge und Falschheit, und noch im Verein mit starkem Erwerbsinn den Betrug und den Diebstahl. Nöthig ist der Verheimlichungssinn in guter Entwickelung dem Schauspieler, auch dem Diplomaten. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß der Verheimlichungssinn neben irgend welchem andern Charakterzug ebenso oft in starker als in schwacher Entwickelung gefunden wird. Der Sinn der Verheimlichung und der Vorsicht unterstützen sich gegenseitig.

Das Organ dieses Sinnes, wenn es sehr groß ist, gibt dem Kopf eine breite, oft runde, dem Kopf einer Katze ähnliche Gestalt.

8) Der Eigenthumssinn oder Erwerbsinn.

Schon die Thiere haben Eigenthumssinn. Der Hund bewacht das Haus wie sein Eigenthum; er versteckt seinen Knochen

und vertheidigt ihn mit der größten Hartnäckigkeit, wogegen er, im Begriff, etwas zu stehlen und im Bewußtsein, daß dies nicht sein Eigenthum sei, ohne Widerstand sich vertreiben läßt. Auch den Kindern genügt es nicht, wenn ihnen eine Sache blos zur Benutzung überlassen wird, sie wollen sie als Eigenthum besitzen. Ein anderer Beweis für das Angeborensein des fraglichen Sinnes ist dessen höchste Steigerung im Geize, der den Menschen sich jeden Gebrauch des Eigenthums versagen und nur um zu haben nach Schätzen streben läßt. Wenn das Eigenthumsgefühl, wie man wol geglaubt hat, blos ein Ergebniß des Bedürfnisses oder eine Folge des überlegenden Verstandes wäre, so müßten entweder die ärmsten oder die verständigsten Menschen das Gefühl am stärksten besitzen. Aber wir finden, daß ohne Unterschied arme und reiche, verständige und unverständige Menschen das fragliche Gefühl eben so oft in großer als geringer Stärke besitzen, und ebenso ist dasselbe mit keinem andern Charakterzug immer zugleich gegeben. Da das Wesen des Sinnes natürlich das ganz allgemeine Streben nach Besitz ist, so wird sich der Sinn, je nach der Entwickelung der übrigen Organe, bisweilen als Neigung zum Erwerben und Sammeln irgend anderer Gegenstände, als Geld und Geldeswerth, kund geben, z. B. im Sammeln von Sachen des Alterthums (bei großem Sinn der Ehrerbietung), von Gemälden, in naturwissenschaftlichen Sammlungen &c. Was den Trieb zu stehlen betrifft, so liegt diesem der Eigenthumssinn in Verbindung mit dem Verheimlichungssinn in besonders vorragender Entwickelung gegen die höheren Sinne, besonders den der Gewissenhaftigkeit, zum Grund. Es versteht sich, daß, weil alle Menschen alle Sinne besitzen, es keinen Diebssinn als solchen geben kann; aber wol wird bei manchen Menschen, ja bei manchen Völkern im Allgemeinen, die bis zum Stehltrieb ausgeartete ungeregelte Entwickelung des vorliegenden Sinnes gefunden. Auch manche Thiere haben bekanntlich den Instinkt des Stehlens. — Der Eigenthumssinn und der Sinn der Sorglichkeit unterstützen, der Eigenthumssinn und der Sinn der Idealität bekämpfen einander.

Bei den Andeutungen über die bisher genannten Grund-

kräfte des Geistes bin ich immer ausdrücklich auf den Satz der Selbstständigkeit dieser Kräfte zurückgekommen; ich wollte dadurch ein möglichst großes Gewicht auf diesen Satz legen, der in der That der Hauptsatz der Phrenologie ist, der Mittelpunkt, um den sich die ganze Wissenschaft dreht, das Banner der Wahrheit, mit dem sie steht oder fällt. Man hat bisher von Seiten der Phrenologen dies nicht genug erkannt oder nicht hervorgehoben. Man pflegte die sogenannten vier Grundsätze der Phrenologie (s. oben III. Absch.) neben einander aufzuzählen, obgleich diese Grundsätze zu nichts weniger, als zu einer streng wissenschaftlichen Grundlage der Phrenologie taugen. Diese Grundlage fehlte bisher der Phrenologie formell gänzlich, und diesem Umstand großentheils glaube ich es zuschreiben zu dürfen, daß die Gelehrtenwelt Deutschlands noch immer geringschätzend über diese Wissenschaft — den noch nicht geschliffenen Diamant — weg sieht. In der That fehlt jenen regellos neben einander gestellten vier Grundsätzen die leitende höchste Wahrheit, oder der Grundsatz in dem Sinne, wie deren jede Wissenschaft nur einen haben kann. Keiner der vier Sätze bezeichnet das Wesen der Phrenologie oder irgend einer ihrer Thatsachen. Auch der zweite Satz *), der etwas tiefer zu gehen scheint, enthält keine Begründung der Wissenschaft, da er die Methode der Forschung nicht in sich faßt. Die vier Sätze könnten also denkbarer Weise wahr sein, ohne daß die Phrenologie, wie sie von Gall und seinen Nachfolgern geschaffen ist, auf Wahrheit beruhte. Statt dessen nun ist die zu suchende höchste, leitende Wahrheit der Phrenologie keine andere, als die vermittelst des unabhängigen Maßes nachweisbare Selbstständigkeit der Geisteskräfte. Nicht nur ist keine Thatsache der Phrenologie denkbar, in welcher nicht schon von selbst diese Wahrheit mit inbegriffen wäre, — denn ehe z. B. ein Gehirntheil als Geistesorgan nachgewiesen werden kann, ist immer die Haupt- und Vorfrage die, ob die betreffende Geisteskraft

---

*) Das Gehirn ist nicht ein einfaches, sondern ein zusammengesetztes Geistesorgan.

der Erfahrung zufolge eine selbstständige sein kann, oder mit andern Worten, die Geisteslehre muß immer der Organenlehre vorausgehen, — sondern man kann auch, wie schon oben in den „Grundzügen" angedeutet ist, möglicher Weise mit Hilfe dieser Wahrheit allein und abgesehen von jenen vier untergeordneten Sätzen, die Wissenschaft der Phrenologie gründen und aufbauen; es könnten also denkbarer Weise jene vier Sätze irrig, und die Phrenologie — als die wahre Geisteslehre — dennoch wahr sein. Dies ist so gewiß, daß man in den phrenologischen Werken von Allem, was über die Organe gesagt ist, absehen und aus den gesammelten Thatsachen die Geisteslehre ohne die Organenlehre studiren kann.

Das Organ des Eigenthumssinnes liegt in der Höhe des Seitenkopfes in ungefähr gleicher Entfernung von Auge und Ohr.

2. Die Gemüths-Sinne.

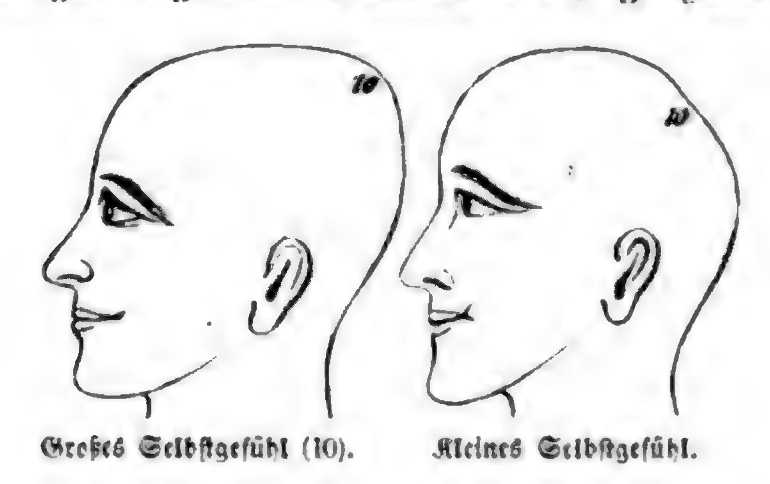
Die Natur selbst hat keine Eintheilung der Grundkräfte des Geistes in Gruppen gemacht. Von einigen der folgenden Gemüthssinne finden sich häufig Spuren bei den höheren Thieren.

10) Das Selbstgefühl.

Dieser Sinn bedingt im richtigen Maß jenen Grad von Selbstachtung und Würde, welchen man bei sonst tüchtigen Leuten nur ungern vermißt: er spielt in dem Nationalcharakter der Engländer eine Hauptrolle. Ist er zu schwach, so entsteht Mangel an Selbstvertrauen, Unsicherheit des Auftretens, es fehlt die Selbstständigkeit und damit der Verführung und dem schlechten Beispiel gegenüber eine große Stütze der moralischen Würde und Tugendhaftigkeit. Im Uebermaß erzeugt der Sinn Stolz, Hochmuth, Verachtung, Herrschsucht, mit schwachem Denkvermögen Eigendünkel, mit geringem Wohlwollen Selbstsucht, Neid, mit großem Zerstörungssinn verletzende Tadelsucht. In krankhaft gesteigertem Zustande des Sinnes sehen wir die Irren sich für Kaiser, Könige, Gott selber halten. Selbstgefühl und Ehrerbietung bekämpfen, Selbstgefühl und Kampfsinn unterstützen einander. —

Auch die Thiere, das Pferd, der Hahn u. a. sind stolz.

Das Organ liegt an der Stelle des s. g. Haarwirbels.



Großes Selbstgefühl (10). Kleines Selbstgefühl.

11) Die Beifallsliebe.

Nach Gall Eitelkeit, Ruhmsucht, Ehrgeiz. Man hat diesen Sinn mit dem Selbstgefühl, den Ehrgeiz mit dem Stolz verwechselt oder zusammengeworfen. Allein beide sind Gegensätze. Es kann ein Mensch stolz und nicht eitel, ein anderer eitel und nicht stolz sein. Der Engländer ist stolzer, der Franzose eitler. Das Wesen des Selbstgefühls ist das Gefühl für den Beifall unserer selbst, das der Beifallsliebe das Gefühl für den Beifall Anderer gegen uns. Eine schwache Entwickelung des Sinnes macht gleichgiltig gegen Lob und Tadel, bei vorwaltenden niederen Sinnen rücksichtslos, ungeschlacht. Ist der Sinn zu stark, so entsteht eine übertriebene Berücksichtigung des äußern Scheins, Gefallsucht, Ehrgeiz, Ruhmsucht. Wie kaum ein anderer Sinn kann der der Beifallsliebe zum Guten oder zum Schlimmen führen, je nachdem die übrigen Sinne sich stellen. Die Beifallsliebe erzeugt den höheren Ehrgeiz sowol, welcher seinen Ruhm in edlen Thaten sucht, als den niederen Ehrgeiz der Lasterthaten und Unsittlichkeiten. Beifallsliebe und Ehrerbietung unterstützen einander. — Es gibt viele Thiere, Pferde, Hunde &c., welche für Beifallsbezeigungen und Schmeicheleien sehr empfänglich sind.

Das Organ liegt zu beiden Seiten von dem des Selbstgefühls. Ist es sehr groß und das des Selbstgefühls klein, so ist es als zwei längliche Erhabenheiten neben einer merklichen Vertiefung sehr leicht zu erkennen.

12) Die Vorsicht, die Sorglichkeit.

Man hat die Vorsicht aus dem Verstande ableiten wollen: allein geistreiche, talentvolle Menschen sind oft sehr unvorsichtig, geistig minder begabte dagegen sehr umsichtig und bedachtsam. Unvorsichtigkeit, Leichtsinn, unbedachtsames, zu schnelles Handeln ist Folge einer zu geringen, Zweifel, Schwanken, Furchtsamkeit, Angst und Besorgniß Folge einer zu starken Entwickelung des Sinnes. Die große Furchtsamkeit, welche bei manchen Kindern gefunden wird, rührt hauptsächlich von diesem Sinne her. Der Sinn wird sehr unterstützt und bei schwacher Entwickelung theilweise ersetzt durch Verheimlichungssinn. Ist der Sinn der Sorglichkeit allzu groß oder krankhaft aufgeregt, was nicht zu selten gefunden wird, so werden die Besorgnisse über Gegenwart oder Zukunft bis zu der Höhe gesteigert, daß Melancholie, Verzweiflung und endlich Flucht aus diesem folternden Erdenkerker — Selbstmord — die Folge davon wird. Der Sinn ist bei manchen Thieren in bedeutender Entwickelung vorhanden, z. B. beim Hirsche, Rehe &c.; auch bei solchen, welche, wie die Gemsen, die wilden Gänse, zu ihrer Sicherheit Schildwachen ausstellen.

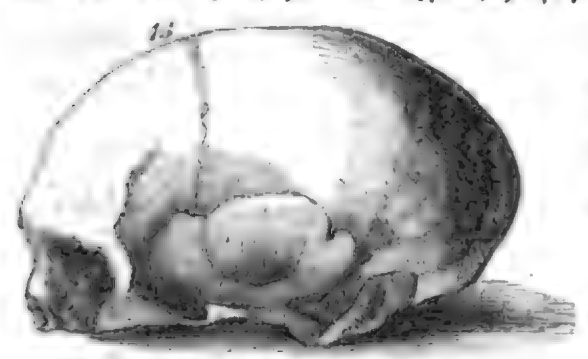
Das Organ oder die Organe des Sinnes der Vorsicht liegen an den hinteren Seitentheilen des Kopfes, gerade unter den Verknöcherungspunkten der Seitenwandbeine. Eine kleine scharfe Knochenerhöhung, welche oft an dieser Stelle gefunden wird, ist nicht mit der starken Entwickelung dieses Organs zu verwechseln.

13) Das Wohlwollen, das Mitgefühl, die Theilnahme.

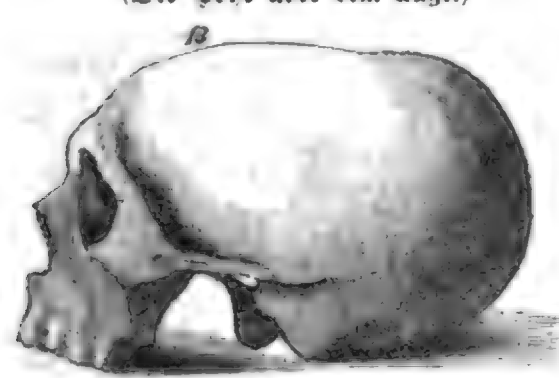
Das Wesen dieses Sinnes ist treffend in dem Gebote ausgesprochen: seid froh mit den Fröhlichen und weinet mit den Betrübten. Ein schönes Beispiel seines Wirkens gibt die Geschichte vom barmherzigen Samariter. Der Sinn erzeugt ein offenes Herz gegen die ganze Menschheit, eine Neigung, sie zu lieben und eher bei ihren Tugenden, als ihren Lastern zu verweilen. Es ist der Sinn der Gutheit, der Milde, der Geduld, der Freundlichkeit und Gefälligkeit, der Gastfreundschaft, der Freigebigkeit.

Das Uebermaß des Wohlwollens kann zu Selbstaufopferung führen. Mangel an Wohlwollen führt zu Kälte, Theilnahmlosigkeit, Rücksichtslosigkeit, die niederen Triebe sind dann dieses edlen Leiters beraubt. In der falschen Höflichkeit wird das Wohlwollen sehr oft geheuchelt, besonders wenn Beifallsliebe und Verheimlichungssinn stark sind.

Man hat gegen die Phrenologie eingewendet, die Natur könne nicht zwei so entgegengesetzte Gefühle, wie das des Wohlwollens und das des Zerstörungssinns in dasselbe Gemüth gepflanzt haben. Allein dieser Einwurf ist nicht aus dem Leben genommen, welches uns gerade auf die großen Widersprüche, aus denen der Mensch besteht, hinweist, sondern es ist ein Einwurf der falschen Wissenschaft, welche ein Geistesvermögen aus dem andern zu erklären sucht. Die Phrenologie erklärt ein Geistesvermögen neben oder trotz dem andern, und gerade dadurch ist sie die wahre, die lebendige Geisteslehre geworden.



Großes Wohlwollen (13).
(Die Höhe über dem Auge.)



Kleines Wohlwollen.

Das Organ des Wohlwollens liegt auf der Mittellinie des Oberkopfes über der Stirne. Ist es sehr groß, so steigt der Oberkopf unmittelbar über der Stirne (über dem Organ des Vergleichungsvermögens) hoch an, im entgegengesetzten Falle geht derselbe hier flach zurück.

14) Die Ehrfurcht, die Religiosität.

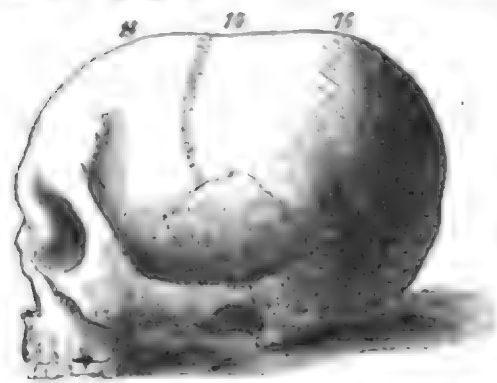
Daß der Mensch ein angeborenes Gefühl für Ehrfurcht und Gottesverehrung besitzt, beweist die Geschichte der Menschheit, welche uns bei allen Völkern, bei den niedrigsten und rohesten wie bei den höchstgebildeten, eine Religion, eine Gottesverehrung nachweist. Wenn die Gotteserkenntniß blos eine Sache des Ver-

standes wäre, so würde der unverständige Wilde nicht den Stein oder Klotz als Gottheit anbeten, so hätten die Menschen nicht in der Begeisterung des Gefühls die zum Himmel ragenden Tempel aufgebaut, in welchen sie in Andacht den Ewigen verehren. Das Gefühl der Ehrfurcht gegen die Gottheit schließt seinem Wesen nach auch die Ehrfurcht überhaupt in sich, z. B. gegen die Majestät des Fürsten, gegen die Heiligkeit der Obrigkeit. Republiken gedeihen darum nur selten und nur unter besonders begünstigenden Umständen, weil die Menschen geborene Monarchisten sind.

Das Organ liegt gerade mitten auf dem Oberkopfe unter der großen Fontanelle. Die gerade vor ihm querüber laufende Naht bildet bisweilen eine etwas hervorragende Wulst, welche das Organ mehr vertieft und kleiner erscheinen lassen könnte, als es wirklich ist.

15) Die Festigkeit.

Der feste Wille, das Treubleiben dem Vorsatze ist auf diesen Sinn gegründet. Die besondere Richtung seiner Thätigkeit hängt von dem Vorwalten irgend welcher sonstigen Sinne ab. Z. B. Jemand mit großer Festigkeit und großem Kampfsinn wird nicht blos tapfer, sondern auch ausharrend in der Tapferkeit sein, mit großem Wohlwollen beharrlich im Verfolgen wohlthätiger Zwecke, mit großem Schlußvermögen fleißig in abstrakten Studien. Der Sinn kann auf diese Weise auch einen schwächer entwickelten anderen Sinn in seiner Thätigkeit unterstützen. Er trägt überhaupt, indem er die Eigenschaft der Ausdauer verleiht, bei jedem Unternehmen bedeutend zum glücklichen Erfolg bei. Wankelmuth



Ehrerbietung klein, Wohlwollen und Festigkeit mittelmäßig.

Ehrerbietung (14) groß, Festigkeit (15) klein.

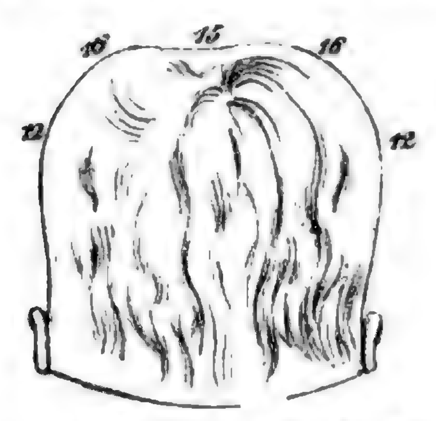
und Unschlüssigkeit sind Folgen der zu schwachen, Halsstarrigkeit und unvernünftige Consequenz Folgen der zu starken Entwickelung des Sinnes. Eine merkwürdige Entwickelung des Sinnes bieten die amerikanischen Indianer dar, welche durch ihre Seelenstärke unter Martern und Todesqualen bekannt sind. Der Sinn der Festigkeit und der Zerstörungssinn und der Kampfsinn und das Selbstgefühl unterstützen, Festigkeit und Ehrerbietung, Festigkeit und Sorglichkeit bekämpfen einander.

Das Organ liegt auf dem Oberkopfe hinter dem der Ehrfurcht und vor dem des Selbstgefühls.

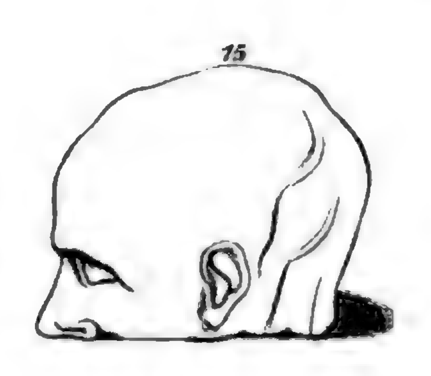
16) Die Gewissenhaftigkeit.

Der Sinn ist nicht von Gall nachgewiesen. Das Wesen desselben ist das Gefühl für Wahrheit und Recht. Daß die Erkenntniß des Wahren und Rechten durch den Verstand etwas von dem Gefühl verschiedenes sei, zeigen uns die Menschen, welche großen Verstand, aber wenig Gewissenhaftigkeit besitzen. Eben so zeigt sich der Sinn von dem der Religiosität oder Gottesverehrung dadurch als getrennt, daß ein Mensch fromm, aber nicht gerecht, ein anderer gerecht, aber nicht fromm sein kann. Ungerechtigkeit, Schlechtigkeit, Wortbruch sind Folgen zu geringer, übertriebene Scrupulosität und Selbstpeinigung Folgen einer überragend starken Entwickelung des Sinnes. Wenn unsere Handlungen mit den Vorschriften des Sinnes im Widerspruch gewesen sind, so sind Reue und Gewissensbisse die Folge davon. Man hat es schwer erklärlich gefunden, daß oft große Verbrecher über ihre Unthaten keine Reue zeigen. Allein die Reue ist ohne Gewissenhaftigkeit nicht denkbar, ein Gefühl, welches ihnen fast fehlt. Freilich ist es sehr schwer, sich in die Seele eines Menschen zu denken, bei welchem dieses Gefühl fast bis zum Nichtvorhandensein klein ist. Aber dieses Aussichherausdenken ist die erste Forderung der wahren Menschenkenntniß. Derjenige steht auf der niedrigsten Stufe dieser Kenntniß, welcher andere nur nach sich beurtheilt. Der Sinn der Gewissenhaftigkeit unterstützt den der Ehrerbietung und den der Sorglichkeit.

Das Organ liegt zu beiden Seiten von dem der Festigkeit.



Festigkeit (15) klein; Gewissenhaftigkeit (16) groß; Vorsicht (12) ziemlich groß.



Festigkeit groß.

17) Die Hoffnung.

Nicht von Gall nachgewiesen. Der Sinn der Hoffnung erfüllt mit Frohsinn, malt die Zukunft reich und lachend und haucht Freude und Frische über jede Aussicht. Eine besondere Richtung erhält das Gefühl durch seine Verbindung mit andern Sinnen. Jemand mit viel Hoffnung und großem Eigenthumssinn hofft reich zu werden, mit großer Beifallsliebe, zu Ansehen zu gelangen u. s. w. Auch noch am Grabe pflanzt der Mensch die Hoffnung auf. Folgen zu geringer Entwickelung des Sinnes sind: Hoffnungslosigkeit, ewige Besorgniß; zu starker Entwickelung: Leichtgläubigkeit, zu rasches Wagen, Vergrößerung jedes künftigen Vortheils in der Einbildung. Der Sinn der Hoffnung und der der Sorglichkeit oder Vorsicht stehen in geradem Gegensatze zu einander.

Das Organ liegt zu beiden Seiten von dem der Ehrfurcht.

21) Die Nachahmung.

Das Gefühl für Nachahmung ist ein dem Menschen wesentliches und nothwendiges, weil er vermittelst desselben fähig wird, durch Menschen als Mensch erzogen zu werden. Das Kind lernt durch Nachahmung reden und durch die Beispiele seiner Umgebung sich als Mensch benehmen. Große Entwickelung des Sinnes gibt das Talent, nicht blos Gegebenes nachzuahmen, sondern über-

haupt Gefühltes und Gedachtes richtig darzustellen, also das Talent z. B. der richtigen und lebendigen Deklamation, der Mimik und Schauspielkunst, und so jeder Kunst überhaupt; der Sinn befähigt den Musiker, den Maler, den Bildhauer ꝛc. seine Gefühle und Gedanken in seinen Werken richtig und lebendig darzustellen. Das Wort Nachahmung ist daher zur Bezeichnung dieses Sinnes ein sehr mangelhaftes, man könnte denselben eben so richtig den der Darstellung nennen.

Das Organ zeigt sich in einer doppelten Gestalt: entweder, wie auf der Zeichnung angegeben ist, als zwei länglichte Erhabenheiten neben dem Organ des Wohlwollens, oder — wenn die es bildenden Gehirnwindungen mehr hinter das Organ des Wohlwollens zurückgedrängt sind, — als eine einzige rundliche Hervorragung an dieser Stelle.

18) Der Sinn für Wunderbares.

Auch die Benennung dieses Sinnes ist nicht umfassend genug. Das Wesen desselben mag sich am besten aus der Schilderung entgegengesetzter Charaktere ergeben. Manche Leute sind ausnehmend begierig auf Neues, Außerordentliches, Wunderbares; je unglaublicher, unerklärlicher etwas ist, desto besser; sie nehmen im Leben, in Kunst und Wissenschaft das Neue und Außerordentliche am liebsten und ohne Prüfung hin. Eine neue Entdeckung in irgend welchem Reich des Wissens begeistert sie und sie legen auf Neues, weil es neu ist, mehr Werth, als auf Altes, längst Dagewesenes, mag dies noch so vortrefflich sein. Dieser Zug kann sich bis zur Neuerungs- oder Wundersucht steigern. Andere Leute wieder fühlen sich durch alles Neue oder Ungewöhnliche belästigt und können Allem, was die gangbare Straße der Wahrscheinlichkeit und Alltäglichkeit verläßt, keinen Geschmack abgewinnen. Alle Wissenschaft und Kunst möchten sie am liebsten auf dem bisherigen, ihnen gewohnten Standpunkt erhalten und während jene andern Leute alles Neue und Außerordentliche ohne Prüfung annehmen und sich so oft selbst täuschen müssen, verwerfen diese Letzteren alles Neue ohne Prüfung und gehen da-

durch vieler neuen und wichtigen Wahrheiten verlustig. In dem ersteren Falle ist der fragliche Sinn in großem, im letztern in geringem Maße vorhanden. Die besondere Richtung, in welcher sich dieser Charakterzug bewegt, ob in der Religion, oder in Kunst, oder in Wissenschaft, hängt natürlich von der Stellung der übrigen Sinne ab. In Verbindung mit sehr geringen Denkkräften ist der Sinn die Grundlage des niedrigsten Aberglaubens.

Das Organ liegt neben dem der Nachahmung auf der Grenze des Oberkopfs gegen die Schläfe hin. Ein kleiner scharfer Knochengrat, welcher vom untern Ende oder der untern Ecke der Stirn an zwischen dem Organ des Sinns für Wunderbares und dem der Idealität hindurchläuft, darf nicht mit einer starken Entwickelung des einen oder des andern Organs verwechselt werden.

19) Die Idealität, der Schönheitssinn.

Gall nannte den Sinn Dichtergeist. Die Schilderung entgegengesetzter Charaktere wird auch hier am besten zur Erklärung seines Wesens dienen. Man unterscheidet zwischen prosaischen und zwischen poetischen Gemüthern. Die ersteren sind oft achtungswerthe, wohlwollende, talentvolle Menschen, aber es fehlt ihnen ein gewisser Flug der Phantasie, der die Dinge, wie sie sind, von den Dingen, wie sie sein könnten, unterscheidet, der uns gleichsam aus dieser prosaischen Welt in eine schönere, eine Welt der Ideale versetzt. Prosaische Menschen leben nur einfach in der Welt der Wirklichkeit, die ihnen genügt, oder aus der sie sich, wenn sie ihnen auch nicht genügt, nicht hinaus zu versetzen wissen. Poetische Menschen leben in einer doppelten Welt, sie leben außer in der Welt der Wirklichkeit in einer idealischen Welt, die sie in sich selbst tragen, und die sie nach Lust und Anregung an die Stelle der wirklichen Welt zu setzen vermögen. Es gibt Menschen, welche die Poesie hassen, welche nicht begreifen, wie man das, was man in nüchterner, einfacher Weise sagen kann, in hohe für sie unverständliche Bilder bringen mag, Menschen, welche jede, auch die erhabenste Naturschönheit, das herrlichste Kunstwerk kalt läßt, Menschen, welche zwar einen Freund, eine

Geliebte herzlich umfassen können, welche aber nie in dem Freunde für Freundschaft, in der Geliebten für Liebe begeistert sind. Es gibt andere Menschen, die den Gegensatz zu diesen bilden, welche bei jeder Gelegenheit die Welt der Wirklichkeit mit ihrer Idealenwelt vertauschen, welche durch Liebe und Freundschaft, durch eine schöne Gegend, durch den nächtlichen Sternenhimmel entzückt und zur Schwärmerei erhoben werden können. Das nun, was die poetischen Menschen vor den prosaischen mehr oder voraus haben, ist der phrenologische Sinn der Idealität, ein Sinn, welcher, wenn er schaffend auftritt, zu dem, was wir Poesie nennen, begeistert. Denn die Poesie (ein griechisches Wort, welches Schöpfung bedeutet) ist nichts anderes, als das Schaffen einer neuen Welt, einer Welt der Schönheit, der Ideale, neben der Welt der Wirklichkeit, der Alltäglichkeit, der Prosa. Der Sinn der Idealität wird im einzelnen Falle je nach der übrigen Organisation in sehr verschiedener Thätigkeit auftreten. Neben schwachen Denkkräften und starken Gefühlen wird er blos eine ungeregelte Gefühlsschwärmerei zur Folge haben. Die Dichter selbst aber sind so mannigfaltig als die Einzeltalente. Es gibt Schriftsteller, Musiker, Maler, Schauspieler &c., welche jeder in seinem Bereiche in dem Maße, als der Sinn der Idealität sich mit ihren Einzeltalenten verbindet, Dichter genannt zu werden verdienen. Ueberhaupt kann der Sinn der Idealität die Thätigkeit aller andern Sinne, besonders der höhern oder Gemüthssinne mächtig unterstützen.

Das Organ liegt an dem höchsten und vordersten Theil des Seitenkopfes, unmittelbar hinter dem obern Theil der Stirne.

20) Der Sinn für Scherz.

Mehre Phrenologen nennen diesen Sinn den des Witzes, allein dies ist unrichtig. Der Witz ist keine Grundkraft, sondern zusammengesetzt aus dem Sinn des Vergleichens oder des Schließens und dem des Scherzes. Ein Witz ist nichts anderes, als eine scherzhafte, ungereimte Vergleichung oder Schlußfolgerung. Ist der Sinn des Scherzes groß und die Denkkräfte schwach, so ent-

steht das, was man schlechte Witze nennt (Witzversuche). Das Wesen des Sinnes ist also Munterkeit, Fröhlichkeit, ein Aufgelegtsein zum Scherzen, Witze zu machen.

Das Organ liegt zu beiden Seiten der Stirnhöhe, zwischen Schlußvermögen und Idealität.

3. Die Verstandessinne. a) Erkenntniß- oder Wahrnehmungssinne.

22) Der Gegenstandsinn.

Das Wesen dieses Sinnes ist, uns die Dinge als solche, als Individuen (Einzeldinge) abgesehen von ihren weiteren Eigenschaften, auffassen oder wahrnehmen zu lassen. Man kann ihn, mit Beziehung auf die Gedächtnißkraft, Sachgedächtniß nennen. Personen, bei denen er stark entwickelt ist, wird es nicht schwer, wenn sie nur einmal ein Zimmer betraten, von jedem Möbel, jeder Kleinigkeit, welche sich darin fand, Rechenschaft zu geben; dahingegen Jemand mit geringem Gegenstandsinn, bei sonst durchaus gesundem Auge (äußerem Gesichtsvermögen) dergleichen Dinge ganz unbeachtet läßt. In der wissenschaftlichen Welt bedingt der Sinn eine Vorliebe für die objectiven Wissenschaften, Naturgeschichte, Botanik, Mineralogie u. s. w. Er bildet auch ein Hauptelement des Sammlergeistes.

Das Organ liegt gerade über der Nasenwurzel zwischen den Augenbrauen. Wegen der hier sich häufig findenden Stirnhöhle kann (bei Erwachsenen) fast nur aus der Breite oder Schmalheit des Raumes zwischen den Augenbrauen auf die Größe oder die Kleinheit des Organs geschlossen werden.

23) Der Gestaltsinn.

Gall nannte den Sinn Personensinn, Personengedächtniß, Physiognomiegedächtniß, weil er ihn besonders in Hinsicht auf das Wiederkennen von Personen stark oder schwach entwickelt beobachtete. Allein es versteht sich von selbst, daß der Begriff desselben weiter und als Gestaltsinn, Formensinn überhaupt, gefaßt werden muß. Es ist bekannt, in wie sehr verschiedenem

Maße dieser Sinn bei den verschiedenen Menschen gefunden wird. Der Porträtmaler bedarf seiner vorzugsweise; er ist ein Hauptbestandtheil von dem, was man Augenmaß nennt.

Das Organ liegt gerade zwischen den Augen und wird als groß oder klein erkannt, je nachdem die Augen theils weit auseinander oder nahe zusammen, theils mit dem inneren Winkel mehr nach abwärts oder mehr nach oben liegen.

24) Der Größensinn, Raum- oder Fernsinn.

Ist nicht von Gall nachgewiesen und gilt noch nicht als ganz feststehend. Man bestimmt den Sinn als die Anlage zur Abschätzung von Größe und Kleinheit, insofern diese mit dem Begriff der Nähe und Ferne zusammenfällt. Das Talent für die Perspective würde sich also darauf hauptsächlich gründen. Dieses Talent (und das Organ) ist bei den Chinesen sehr schwach, deren Gemälde auch keine Perspective zeigen.

25) Der Gewicht- oder Wägesinn.

Von der Begründung dieses Sinnes gilt dasselbe was von der des vorigen gesagt wurde. Schätzung des Gewichts sowol der Dinge außer uns, als des eignen Körpers im richtigen Halten des Gleichgewichts wird als das Wesen desselben genannt.

26) Der Farbensinn.

Das menschliche Auge als solches sieht keine Farben, sondern nur Licht und Schatten, seine Verrichtungen gleichen dem Daguerreotypbilde. Ein Beweis dafür sind diejenigen Menschen, welche ein sehr gutes Auge haben, aber die Farben, entweder einige oder alle, außer schwarz und weiß (welches keine Farben sind) nicht unterscheiden können. Das Talent, Farben zu unterscheiden, zu beurtheilen, zusammenzustellen, ist daher eine besondere Geisteskraft oder Gabe, welche in sehr verschiedener Entwickelung, bei Malern bisweilen in sehr starker (oft neben schwachem Auge) gefunden wird.

Das Organ liegt gerade in der Mitte des Augenbrauenbogens.

27) Der Ortssinn.

Die Menschen unterscheiden sich sehr in dem Talente, sich in die Oertlichkeit einer Gegend zu finden: der Eine verirrt sich bei aller Aufmerksamkeit immer aufs Neue in Städten und auf dem Lande, der Andere findet überall, gleichsam instinktartig, seinen Weg. Der Ortssinn bildet einen Hauptbestandtheil in dem Talent des Geographen, Astronomen, Landschaftsmalers, Militairs. Sehr großer Ortsinn bringt die Begierde ihn zu befriedigen, den Ort zu wechseln, die Reiselust hervor. Die staunenswerthen Beispiele von großem Ortsinn bei Thieren sind bekannt.

Das Organ liegt über dem Ursprung der beiden Augenbrauenbogen, und kann, wenn es groß ist, leicht durch seine regelmäßige oder charakteristische Gestalt von der durch die Stirnhöhle gebildeten Erhöhung unterschieden werden.

28) Der Zahlensinn.

Das (einseitige) Rechnengenie, das oft sehr große Zahlengedächtniß bei im Uebrigen geringer Gedächtnißkraft, zeigt, daß das Talent für die Auffassung der Zahlen eine besondere Geisteskraft ist. Dieses Talent und das für Mathematik als solche (auf die Denkkräfte gegründet) sind wesentlich verschieden. Es gibt große Mathematiker, welche mittelmäßige Rechner sind, und umgekehrt. (Zacharias Dase.)

Das Organ liegt an den beiden Enden der Augenbrauen. Eine besondere Fülle an dieser Stelle und ein Abwärtssteigen der Augenbrauen geben eine starke Entwickelung dieses Organs zu erkennen.

29) Der Ordnungssinn.

Der Name dieses Sinnes bezeichnet wol schon hinreichend sein Wesen. Dasselbe kann mit seinem Organ — zwischen dem des Zahlensinnes und dem des Farbensinnes — fast als erwiesen gelten.

30) Der Thatsachensinn.

Was der Gegenstandssinn in Bezug auf Dinge und Sachen, das ist der Thatsachensinn in Bezug auf Geschehenes, auf Ereignisse. Man spricht von einem Thatsachen- oder Geschichtsgedächtniß. Es ist bekannt, wie dieses unabhängig von andern Gedächtnißkräften oft in sehr großem oder sehr geringem Maße vorgefunden wird.

Das Organ liegt über dem des Gegenstandsinnes gerade in der Mitte der Stirne.

31) Der Zeitsinn.

Gilt noch nicht als ganz erwiesen. Die Beurtheilung von Zeitmaß und Taktverhältnissen wird als das Wesen desselben bezeichnet.

32) Der Ton- oder Musiksinn.

So wie das Auge als solches keine Farben, sondern nur Licht und Schatten sieht, so hört das Ohr als solches keine Melodieen und Harmonieen, sondern unterscheidet nur Schall und Stille. Es gibt Menschen, welche ein sehr gutes Gehörvermögen, aber schlechthin kein Urtheil für die Höhe oder Tiefe eines Tones haben, wogegen oft schwerhörende Leute ein großes Talent für die Auffassung und Beurtheilung der Tonverhältnisse zeigen. Wie der Maler mit geschlossenen Augen über Formen und Farben nachdenkt, so denkt der taube Musiker (Beethoven) in Tönen und componirt Meisterwerke.

Das Organ des Tonsinns liegt über dem des Zahlensinns an der Seite der Stirne, und macht dieselbe, wenn es groß ist, eckig und breit.

9) Der Bausinn, Zusammensetzungssinn, Kunstsinn.

Er bedingt das mechanische Talent im Allgemeinen. Der größere Theil unserer ausgezeichneten Künstler in Mechanik, Bildhauerei und Composition überhaupt hat keinen bestimmten Unter-

terricht genossen, welcher im Stand wäre, ihre besonderen Talente zu erklären, sondern ihr innerer Drang, ihr angeborenes Genie hat sie zu ihrem Berufe geführt. Selbst unter den Cretins finden wir manchmal solche, welche eine ohne die Annahme eines besonderen Talentes für mechanische Construction unerklärbare Geschicklichkeit besitzen. Es gibt deren, welche geschickte Arbeiter in den Uhrenfabriken sind. Dagegen wissen oft verständige und sonst talentvolle Menschen nichts mit ihren Händen anzufangen; es gibt Gelehrte, welche keine Feder ordentlich schneiden können. Es ist bekannt, wie auch bei manchen Thieren, z. B. dem Biber, eine bedeutende Entwickelung des Bausinns gefunden wird.

Man könnte hier wol fragen, ob das vorliegende Talent beim Thiere, welches sich künstliche Wohnungen baut, und beim Menschen, welcher erhabene Kunst- und Bauwerke schafft, eines und dasselbe sei. Wir müssen diese Frage bejahen. An und für sich ist der Sinn dort und hier ganz derselbe, aber im letzteren Falle sind daneben noch andere Sinne, die der verschiedenen übrigen Talente, der Denkkräfte und der höheren Gefühle thätig. Mit wie verschiedener Liebe — um noch ein anderes Beispiel anzuführen — liebt die edle, an Geist und Gemüth hochstehende Mutter ihr Kind, und das Thier sein Junges, und doch ist die Grundkraft dieser Liebe als solche dort und hier völlig eine und dieselbe. Das nämliche gilt von der Geschlechtsliebe u. s. w.

Das Organ des Bausinns liegt hinter dem des Tonsinns unter dem der Idealität, an dem untern Theil der Schläfe. Die über der Stelle des Organs gelegenen Kaumuskeln können seine Größe verkennen lassen. Um die richtige Gestalt des Schädels beim lebenden Menschen zu erkennen, müssen daher die Kinnladen bewegt werden.

33) Der Wortsinn.

Dieser Sinn ist durch die Anerkennung eines von den übrigen Gedächtnißkräften unabhängigen Wortgedächtnisses als eine besondere Grundkraft des Geistes anerkannt. Die vorragende Entwickelung desselben neben schwachen Denkvermögen macht den Schwätzer, neben starkem Denkvermögen den Redner.

Das Organ liegt gerade über dem Auge an der untern Gehirnfläche. Ist es sehr groß, so ist das Auge nach vorn und weit abwärts vom Augenbraun gestellt; im entgegengesetzten Fall liegt das Auge tief in der Augenhöhle und dem Augenbraun nahe.

b) Die Denkkräfte.

Man hat die beiden Sinne

34) Das Vergleichungsvermögen und
35) das Schlußvermögen

mit Recht vorzugsweise die menschlichen Denkkräfte genannt. Alles menschliche Denken ohne Ausnahme ist entweder ein Vergleichen oder ein Schließen. Der Name Vergleichungsvermögen bezeichnet gut und vollständig den Begriff dieses Sinnes. Derselbe besteht in dem Erkennen der Aehnlichkeiten und der Verschiedenheiten der Dinge unter einander. Der Farbensinn vergleicht die Farben unter sich, der Tonsinn die Töne ꝛc., das Vergleichungsvermögen dagegen vergleicht die Farben mit den Tönen ꝛc. und zieht so alle Dinge, die ganze Welt in seinen Bereich. Jedes Urtheil beruht daher auf einem Vergleichen. Das Schlußvermögen verbindet Ursache und Wirkung, Grund und Folge und verknüpft so die Begebenheiten zu einer ununterbrochenen Kette. Jede Handlung beruht daher auf einem Schließen.

Wir können in der allgemeinen menschlichen Denkkraft und abgesehen von den Einzeltalenten (des Formensinns, des Tonsinns ꝛc.) zwei Seiten unterscheiden, welchen die Trennung der Denkkraft in die beiden Sinne des Vergleichungsvermögens und des Schlußvermögens zum Grunde liegt. Diese beiden Seiten lassen sich vielleicht durch die Worte Talent (wissenschaftliches Talent) und Verstand (praktischer Verstand) unterscheiden. Einige Beispiele mögen dies klar machen. Unter den Knaben einer Schule sind solche, welchen der Lehrer im Allgemeinen Talent zuschreibt, abgesehen davon, ob sie besser Sprachen oder Naturwissenschaft, oder Mathematik ꝛc. erlernen; und ebenso wird von andern Knaben im Allgemeinen gesagt, daß sie wenig oder

kein Talent besitzen. Dieses allgemeine Talent für die Auffassung aller Dinge des Wissens ist durch das sogenannte Vergleichungsvermögen gegeben. Wer z. B. gern und leicht Sprachen lernt, ist sich des Vergnügens bewußt, welches darin liegt, zu erkennen und auszufinden, welche Verbindungen und Wendungen der fremden Sprache denen unserer Muttersprache ähnlich oder welche davon verschieden sind. Ebenso um die Naturwissenschaften zu erlernen, dazu brauchen wir den vergleichenden Scharfsinn, welcher unter den unzähligen Gegenständen dieses Wissens Ordnung schafft, welcher die gleichen Dinge zu den gleichen fügt, die verschiedenen von den verschiedenen trennt. Und so ist das Vergleichungsvermögen oder der vergleichende Scharfsinn die Grundlage aller Wissenschaft als solcher und alles Lernens. Es wird nun aber nicht selten gefunden, daß Knaben, welche ein großes Talent in der bezeichneten Weise besitzen, wenn sie aus der Schule ins Leben treten, keineswegs auch den gleichen praktischen Verstand bekunden; sie geben sich in ihren Handlungen viele Blößen und sind in dieser Beziehung ebenso schwach, als sie in Bezug auf das Lernen und Wissen stark waren und stark sind. Dagegen finden wir umgekehrt, daß solche Knaben, welche in der Schule wenig Talent für alles Lernen hatten, wenn sie ins Leben treten, ganz tüchtige, praktische Männer werden: sie handeln folgerichtig und verständig und sind ebenso brauchbar im Leben, als sie untüchtig in der Schule waren und als sie noch immer untüchtig für die Auffassung wissenschaftlicher Dinge sind, so daß nicht selten bei solchen Leuten ein gewisser Haß gegen Bücher gefunden wird. Der Grund dieser Geistesbeschaffenheit ist ein schwaches Vergleichungsvermögen und ein großes Schlußvermögen, welches letztere, indem es Ursache und Wirkung verbinden und richtig abwägen läßt, die Handlungsweise zu einer verständigen und folgerichtigen macht. Denn Handeln ist nichts anderes, als ein in äußere Thätigkeit übergegangenes Schließen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß es diesen Beispielen gegenüber ebenso viele Fälle gibt, wo die beiden Denkkräfte mehr oder weniger gleichmäßig entweder stark oder schwach entwickelt vorhanden sind.

Indem so alles menschliche Denken ein Vergleichen oder Schließen ist, so ist damit zugleich aller Wissenschaft, der ganzen Philosophie ihre Aufgabe und ihre Grenze gesetzt. Die Philosophie kann nichts anderes, als ein Vergleichen des Gegebenen, ein Schließen aus dem Gegebenen, keine Kenntniß über dem Gegebenen (keine Metaphysik) sein, mit andern Worten, die Philosophie kann nur Naturphilosophie, die Naturphilosophie nur Naturwissenschaft sein.

Das Organ des Vergleichungsvermögens liegt mitten auf der Oberstirne, das des Schlußvermögens zu dessen beiden Seiten an der Stelle der s. g. Stirnhöcker.

V.

Wissenschaft und Leben.

Jeder Zwiespalt ist versöhnet
Lösung jedem Räthsel funden.
Sallet

---

1. Geistesthätigkeit.

Der Geist ist im wachen Zustand immer thätig, aber nicht in allen seinen Kräften zugleich. Wie die Bewegung der Körperglieder, so ist noch mehr die Thätigkeit der Geisteskräfte eine nur theilweise. Bei stark aufgeregten niederen Sinnen z. B. ist die Thätigkeit der Denkkräfte beschränkt oder aufgehoben, und so umgekehrt. Andrerseits kann die Thätigkeit einer Geisteskraft nie eine vollkommen abgeschlossene sein. Wie ich nicht den Arm bewegen kann, ohne daß der ganze Körper diese Bewegung fühlt oder daran Theil nimmt, so kann keine Geisteskraft unbedingt thätig, die übrigen unbedingt unthätig sein. Aus diesem Grunde vermehrt z. B. die Stärke der niederen Sinne die Energie der Denkkraft.

Zwei Ursachen veranlassen die Geisteskräfte thätig zu sein, theils die innere Lebensnatur des Geistes, theils die Anregungen der Außenwelt. Erstens. Wie der Körper sich in beständiger Ruhe unwohl fühlt, weil er zur Bewegung geschaffen ist, so der Geist. Je stärker in einem Menschen eine Geisteskraft ist, desto mehr wird sie durch sich selbst thätig sein. Wenn z. B. der Sinn der Anhänglichkeit sehr groß ist, so wird der Mensch, wenn

auch der Freund nicht zugegen ist, in Gedanken mit ihm zusammenleben, sich nach ihm sehnen; ist das Selbstgefühl groß, so wird er Luftschlösser seiner Erhebung bauen; ist der Formensinn groß, so wird er in Formschöpfungen phantasiren, auch ohne äußere Anregung. Zweitens. So wie der Körper oder einzelne Körperglieder durch Außenverhältnisse zur Bewegung veranlaßt werden, so die Geisteskräfte. Z. B. es erfolgt ein Angriff gegen unsere Person oder unser Interesse, so tritt der Kampfsinn in Thätigkeit, ein Unglücklicher stellt sich unseren Blicken dar, so regt sich unser Wohlwollen, eine Rechnenaufgabe ist zu lösen, unser Zahlensinn wird in Anspruch genommen; wir befinden uns in schwierigen Lebensverhältnissen, unser Vergleichungsvermögen und unser Schlußvermögen wird zur Thätigkeit aufgerufen, — Geistesthätigkeiten, welche alle vielleicht ohne die äußere Veranlassung nicht stattgefunden hätten.

Diese beiden Thätigkeitsursachen fallen in Hinsicht der Wichtigkeit ungefähr gleich schwer in die Wagschale. Ist ein Sinn, z. B. der Kampfsinn, an sich klein und die äußere Anregung zu seiner Thätigkeit, der Angriff, eine geringe, so wird die Thätigkeit unbedeutend sein; ist der Kampfsinn groß und der Angriff gering, oder umgekehrt, ist der Kampfsinn klein und der Angriff stark, so wird die Thätigkeit eine mittelmäßige sein; ist der Kampfsinn groß und der Angriff stark, so wird die Thätigkeit eine bedeutende sein.

Die Art und Weise oder die Schnelligkeit, mit welcher die einzelnen Geisteskräfte von der Geburt des Menschen an erstarken oder gleichsam heranwachsen, ist bei den verschiedenen Kräften eine sehr verschiedene, ganz so wie bei den verschiedenen Körpertheilen. So wie die Lungen gleich nach der Geburt in volle Thätigkeit treten, während die Arme und Beine, die Hände und Finger erst durch lange Uebung die Bewegung erlernen, so tritt der Nahrungssinn gleich bei der Geburt mit ganzer Kraft in Thätigkeit, einige niedere Sinne, z. B. Kampfsinn und Zerstörungssinn, folgen sehr bald nach, die Denkkräfte dagegen kommen langsam und spät, der Geschlechtssinn spät und schnell zur Thätigkeit ꝛc.

Man kann drei Grade der Geistesthätigkeit unterscheiden,

den schwächsten, den mittleren und den stärksten. Der schwächste Grad der Geistesthätigkeit ist die bloße Regung einer Geisteskraft. Z. B. es regt sich in einem Menschen der Geschlechtssinn, der Verheimlichungssinn, der Sinn des Wohlwollens, der des Nachahmens, der Tonsinn, der Sinn des Schlußvermögens; d. i. diese Thätigkeiten finden im geringsten Grade Statt. Der Name, welcher diesem Grade der Geistesthätigkeit gegeben wird, ist bei den verschiedenen Geisteskräften ein verschiedener. Das Wort Regung wird von den niederen Sinnen und den Gemüthssinnen, aber nicht wol von den Verstandessinnen gebraucht, wo man von Erkennen, Wahrnehmen, Auffassen spricht; obwol wir scherzweise von einem Knaben sagen mögen, sein Verstand rege sich, wenn er beim Unterricht etwas zu fassen beginnt.

Der mittlere Grad der Geistesthätigkeit ist der der geläufigen oder gewohnten Thätigkeit. Wenn das Kind zuerst gehen oder zuerst schreiben lernt, so sind die Bewegungen anfangs schwer, unsicher; nach und nach aber wird die Bewegung durch Uebung so leicht, daß sie zur unwillkürlichen werden kann. Aehnlich bei den Geisteskräften. Die bloße Regung der Anhänglichkeit wird durch Dauer und Uebung zur Gewohnheit, zum bleibenden Gefühl, zum Charakterzug. Die bloße Regung des Widerstandes, oft wiederholt oder andauernd, kann zuletzt zum Muth, zur Unerschrockenheit werden. So sind alle die verschiedenen Charakterzüge — des Erwerbsinns, der Vorsicht, der Festigkeit, des Wohlwollens, des Sinns für das Wunderbare — nichts als gewohnte und verstärkte Thätigkeiten der Geisteskräfte. Ganz das Gleiche findet bei den Verstandessinnen Statt. Zuerst, dem Kinde, fällt es schwer, eine Zahl zu erkennen, später lernen wir mit Leichtigkeit zählen. Wir lernen bald die Verhältnisse der Orte, der Gestalten, der Farben, der Worte, der Töne mit Leichtigkeit erkennen und behalten. Die Benennung dieser höheren Thätigkeitsstufe der Geisteskräfte kann, wie sich erwarten läßt, bei der großen Verschiedenheit dieser Kräfte keine gemeinsame sein. Von den niederen Sinnen oder den Gemüthssinnen auf dieser Stufe gebraucht man die Worte Trieb, Neigung,

Gefühl, Charakterzug. Die Verstandessinne auf dieser Stufe pflegt man Gedächtniß zu nennen. Es ist für das Studium der Geisteslehre von Wichtigkeit, daß wir die gleiche Thätigkeitsweise der verschiedenen Geisteskräfte der drei Gruppen in diesen verschiedenen Namen wiedererkennen.

Die höchste Stufe der Thätigkeit der Geisteskräfte wird gewöhnlich aus innerer Stärke derselben erreicht. Eine solche Thätigkeit z. B. ist es, wenn der Sinn der Anhänglichkeit nicht nur so groß und so thätig ist, daß ein fortdauerndes Gefühl der Freundschaft entsteht, sondern daß das ganze Glück in dem Zusammenleben mit dem Freunde zu bestehen scheint und ein nicht zu bewältigender Schmerz bei der Trennung stattfindet; wenn der Kampfsinn nicht blos muthig jeden Angriff abwehrt, sondern uns den Kampf aufsuchen, uns nur in Kampf und Streit wohl fühlen läßt; wenn der Erwerbsinn nicht blos zur gebührenden Schätzung des Eigenthums, sondern zur Sucht nach Geld und Gut, zum Geiz führt; wenn das Selbstgefühl, statt uns nach unserem wahren Werth uns schätzen zu lassen, uns über alle Menschen erhebt, zum Hochmuth wird; wenn das Wohlwollen, die Theilnahme aus überschwenglicher Thätigkeit uns die Pflicht gegen uns selbst vergessen läßt; wenn der Sinn für das Wunderbare zur Wundersucht wird; wenn der Zahlensinn nicht blos als Rechnenkunst gegebene Zahlen behält, die Zahlenverhältnisse überschaut, sondern schöpferisch in den Zahlen und ihren Verhältnissen sich ergeht, Erfindungen in der Rechnenkunst macht; wenn der Gestaltsinn, der Farbensinn, der Tonsinn nicht nur die Verhältnisse der Gestalten, der Farben, der Töne erkennt und behält, sondern selbstthätig in diesen Feldern des Wissens schafft und sich bewegt. Was die Benennungen für diese Thätigkeitsstufe der Geisteskräfte betrifft, so heißen gewöhnlich die niederen Sinne auf dieser Stufe Leidenschaften, z. B. die Leidenschaft der Geschlechtsliebe, der Kampfslust, der Grausamkeit, der Habsucht; die Gemüthssinne werden Begeisterung, Schwärmerei, Enthusiasmus genannt, z. B. die Schwärmerei der Religiosität, des Wohlwollens, der Enthusiasmus des Schönheitssinnes;

die Verstandessinne heißen schöpferische Einbildungskraft, Genie, z. B. das Genie des Malers, des Mathematikers, des Musikers. Diese verschiedenen Benennungen sind aber keine abgeschlossenen für die verschiedenen Geisteskräfte, sondern sie greifen in einander über und sind daher vielfach sehr unbestimmt. So können die Verstandessinne in ihrer stärksten Entwickelung, der des Genies, zum Trieb, zur Leidenschaft werden; das Wort Phantasie, gewöhnlich von den verschiedenen Verstandessinnen und mit schöpferischer Einbildungskraft gleichbedeutend gebraucht, kann auch eine hohe Thätigkeitsstufe der thierischen Sinne und der Gemüthssinne bezeichnen.

Das, was man innern Kampf im Menschen nennt, rührt immer von mehr oder weniger zusammengesetzten Geistesthätigkeiten her. Z. B. es bietet sich uns eine Gelegenheit dar, unser Eigenthum zu vermehren: der Erwerbssinn regt sich zu Gunsten des Erwerbs, aber die Gewissenhaftigkeit billigt nicht ganz den dafür nöthigen Weg; so kann ein Schwanken oder ein Zweifeln über unser Handeln in uns entstehen. Diese inneren Kämpfe sind oft sehr zusammengesetzt. Z. B. wir werden in einer Gesellschaft beleidigt, es regt sich das Selbstgefühl verletzter Würde, der Zerstörungssinn ruft zur Rache auf, das Gefühl der Ehrerbietung vor den Anwesenden tritt dazwischen, Vorsicht und Beifallsliebe lassen fürchten, einen Verstoß zu begehen ꝛc. Solche innere Kämpfe finden fast jeden Augenblick unseres Lebens in uns Statt, oft ohne daß wir uns ihrer, wenn sie sehr unbedeutend sind, bewußt werden.

2. Die beste Geistes- oder Gehirnbildung.

Eine unbedingt beste (normale) Geistesbildung gibt es nicht und kann es wegen der Verschiedenheit der menschlichen Berufsarten nicht geben. Eine für einen Diener höchst günstige Bildung würde für einen Herrscher nicht taugen und umgekehrt. So mit der Bildung des Kaufmanns und des Gelehrten, des Malers und des Musikers ꝛc. Jedoch in einer Beziehung läßt sich die Frage allerdings und zwar so beantworten. Insofern

unser allgemeinster Beruf ist Mensch zu sein, so ist diejenige Geistesbildung die beste, in welcher die menschlichen Geisteskräfte, d. i. die des Gemüths und die des Verstandes, über die niederen oder thierischen Sinne entschieden die Oberhand haben.

Die Geistesbildung, welche am meisten zum Glück des Menschen beiträgt, ist im Allgemeinen die eben geschilderte, im Besondern die, welche dem Beruf oder den Lebensschicksalen des Menschen am besten entspricht. Denn das menschliche Glück besteht in der harmonischen und naturgemäßen Thätigkeit der menschlichen Geisteskräfte. Ist z. B. die Kinderliebe in einem Menschen groß und er ist nicht im Besitz von Kindern, so ist er dadurch (oder in diesem Punkt) unglücklich; ebenso wenn der Erwerbsinn groß ist und das Erwerben glückt nicht, oder wenn die Beifallsliebe groß ist und wir ernten überall Mißfallen und Tadel, oder wenn die Anhänglichkeit groß ist und wir entbehren des Freundes, oder wenn irgend ein Talent groß ist und wir können es nicht pflegen.

Hieraus läßt sich auch die Freude und der Schmerz erklären: Freude ist die Folge der naturgemäßen Thätigkeit der Geisteskräfte, Schmerz ist die Folge der gehinderten naturgemäßen Thätigkeit derselben. Glück und Freude — die beiden Worte in ihrer höchsten menschlichen Bedeutung genommen — sind eines und dasselbe.

3. Menschenkenntniß.

Um den Charakter eines Menschen vollständig zu kennen, dazu genügt die Betrachtung der Handlungsweise desselben nicht: denn der Mensch kann Charakterzüge besitzen, für deren Heraustreten in Handlungen es bisher an äußerer Veranlassung fehlte. Daher kennt der Mensch sich oft nicht einmal selbst: er begeht bisweilen Handlungen, welche er von sich nicht erwartet hätte.

Der Mensch bringt einen Charakter (eine geistige Eigenthümlichkeit) mit zur Welt. Dieser ist begründet theils in dem Maße der einzelnen Geisteskräfte oder in der Gehirnbildung,

theils in der allgemeinen Körperbeschaffenheit oder dem Temperament. Dieser angeborene Charakter entwickelt und gestaltet sich jedoch verschieden je nach der Erziehung, dem Unterrichte, der Gesellschaft des Menschen.

Der Mensch ist also Das, was er geistig ist, aus zwei Ursachen geworden, erstens durch sich selbst, zweitens durch die Einwirkung der Außenverhältnisse auf ihn. Um daher ein vollständiges Charakterbild von einem Menschen zu besitzen, müßten wir theils seinen angeborenen Charakter, theils die Verhältnisse, in welchen er von Geburt an gelebt hat, vollständig kennen.

Wenn wir die Gehirnbildung und das Temperament eines (erwachsenen) Menschen kennen, so kennen wir damit zugleich von selbst theilweise die Verhältnisse, in welchen er herangewachsen ist, eben weil diese Verhältnisse auf jenes Beides eingewirkt haben.

Die Außenverhältnisse wirken viel bedeutender auf das angeborene Temperament, als auf die angeborene Gehirnbildung ein. Das Temperament kann sich wesentlich (bis zum Gegentheil) ändern, die Gehirnbildung nicht. Aus einem bei der Geburt kräftigen Temperament kann durch schädliche Einflüsse ein träges werden. Dagegen kann weder der durch Kleinheit der Gehirnorgane verursachte Blödsinn in mangelnder Uebung derselben beim Kinde seine Erklärung finden, noch das durch Größe der Organe gegebene Genie in gutem Unterricht. So bedeutend daher hier die Einwirkung der Außenverhältnisse an sich sein kann, so ist dieselbe doch verhältnißmäßig oder im Vergleich zu Dem, was die Natur zuvor gegeben hat oder gegeben haben muß, nur eine geringe.

Der Charakter des Menschen ist ungleich mehr in seiner Gehirnbildung, als in seinem Temperament begründet. Man wollte früher, ehe man die wahren Geisteskräfte und ihre Gehirnorgane kannte, die ganze menschliche Charakterverschiedenheit, sogar die der Verstandeskräfte, auf die Temperamentsverschiedenheit zurückführen. Natürlich ein großer Irrthum. Daß der Phlegmatiker langsam und träge, der Sanguiniker lebhaft, der Choleriker zur

Aufwallung geneigt ist, sind richtige, aber sehr allgemeine Urtheile; es kann aber z. B. ein Sanguiniker talentlos und ein Phlegmatiker talentvoll sein, oder von zwei Sanguinikern kann der eine ein einseitiges Talent für Musik, der andere für Malerei besitzen, von zwei Cholerikern kann der eine gutmüthig, der andere boshaft, der eine muthig, der andere feig, der eine geizig, der andere verschwenderisch sein.

Das Temperament eines Menschen ist leicht und vollständig äußerlich erkennbar. Die Farbe der Haut und des Kopfhaars, das Leben des Auges, die Beschaffenheit des Muskelsystems, kurz ein einziger Blick auf die ganze äußere Erscheinung des Menschen gibt uns darüber Aufschluß, ob im einzelnen Falle das eine oder das andere Temperament, oder ob zwei oder mehre in einer Mischung vorliegen.

Viel schwieriger und weit minder vollständig ist unsere Kenntniß von dem Maße der Gehirnorgane und Geisteskräfte. Denn einestheils sind nur die meisten Gehirntheile als Geistesorgane bereits erkannt und nachgewiesen, noch keineswegs alle, besonders nicht die Theile an der Grundfläche des Gehirns, deren Beobachtung uns übrigens beim lebenden Menschen jedenfalls verschlossen bliebe. Ueber die Bedeutung einiger Gehirntheile ist man zwar zu Vermuthungen, aber noch nicht zur Gewißheit gelangt. Anderntheils vermögen wir wegen der ungleichen Dicke der Hirnschale und wegen des Mangels sichtbarer Grenzen zwischen den Organen nicht vollkommen genau die Größe eines Organs zu erkennen. Diese Schwierigkeit kann bei den Organen, welche am untern Stirnrand liegen, in manchen Fällen sogar zur Unmöglichkeit anwachsen, irgend ein festes Urtheil über deren Entwickelung zu geben.

Allein selbst mit der (für uns erreichbaren) Kenntniß der Stärke der einzelnen Geisteskräfte ist gleichwol nicht auch schon die Kenntniß des Charakters gegeben. Denn ein Charakterzug ist erst das Ergebniß des Zusammen- oder Gegeneinanderwirkens der einzelnen Geisteskräfte. Diese nämlich üben, entweder sich unterstützend, oder sich bekämpfend, den mannigfaltigsten Einfluß

auf einander. So unterstützen sich z. B. Erwerbtrieb und Sorglichkeit, Sorglichkeit und Verheimlichungssinn, Kampfsinn und Festigkeit. Es bekämpfen sich z. B. Zerstörungssinn und Wohlwollen, Selbstgefühl und Ehrerbietung, Sorglichkeit und Festigkeit. Wenn daher z. B. in einem Menschen der Erwerbtrieb groß ist, aber die Sorglichkeit klein, so wird der Charakterzug der Sparsamkeit nicht so entschieden hervortreten, als wenn der letztere Sinn auch groß wäre. Oder wenn das Selbstgefühl groß, aber die Ehrerbietung auch groß ist, so wird der Charakterzug des Stolzes nicht so sprechend sein, als neben kleiner Ehrerbietung. Da nun die Einwirkung der verschiedenen Geisteskräfte auf einander eine höchst mannigfaltige ist, so ist der Charakter des Menschen aus dem Maße der einzelnen Geisteskräfte oft sehr schwer zu berechnen.

Eine andere Schwierigkeit verursacht hier der schon oben genannte Einfluß, welchen die Außenwelt auf den Menschen seit seiner Geburt geübt; obwol dieser Einfluß theilweise und besonders dann, wenn er ein sehr bedeutender war, in der Entwickelung der Organe mit zu erkennen ist. Wenn eine Geisteskraft, z. B. ein Talent, seit frühester Kindheit geübt worden, so wird auch das betreffende Organ sich merkbar stärker entwickelt zeigen. Allein oft und vielfach wirken die Verhältnisse auf den Menschen ein, ohne daß diese Einwirkung sich in der Entwickelung der Organe ausspricht. So ist z. B. von allen den Kenntnissen als solchen, die ein Mensch gesammelt, und die nach ihrer Verschiedenheit einen so verschiedenen Einfluß auf den Charakter üben, in der Größe der Organe durchaus keine Kunde gegeben.

Nach diesem Allen möchte man wol den Schluß von der Kopfbildung eines Menschen auf seinen Charakter für einen sehr unsichern und mangelhaften, die praktische Kunst der Phrenologie für eine wenig bedeutende halten. Allein gleichwol darf der Phrenolog sagen, daß er den Charakter eines Menschen besser kennt, nachdem er seine Kopfgestalt erforscht, als wenn er vielleicht ein Jahr lang mit ihm zusammen gelebt! Denn vor allem ist der Unterschied zwischen den Charakteren (den Geisteskräften) der ein-

zelnen Menschen außerordentlich groß. Trotz der Ungleichheit in der Schädeldicke kann nicht nur ein großes Organ von einem kleinen, sondern auch ein mittelmäßiges von einem großen oder kleinen sicher unterschieden werden. Ferner bietet die Kenntniß des Maßes schon der einzelnen Geisteskräfte für die Menschenkenntniß und die Selbstkenntniß hohes Interesse dar. Der Mensch, welcher sich aufs Beste selbst kennt, weiß doch ohne die Kenntniß des Maßes seiner Einzelkräfte seinen Charakter nicht in seine Elemente zu zerlegen, zu erklären. Oder es kann z. B. für die Erziehung wichtig sein, zu wissen, ob Das, was wir beim Kinde Eigensinn nennen, mehr aus großer Festigkeit, oder aus großem Zerstörungssinn, oder aus großem Kampfsinn, oder aus geringer Ehrerbietung hervorgeht.

4. Physiognomik.

Die Physiognomik ist die Kunst, aus dem Äußeren des Menschen, besonders aus seinen Gesichtszügen, seinen Charakter zu erkennen. Das Wesen der Physiognomik wird am klarsten dann hervortreten, wenn wir das Verhältniß, in welchem dieselbe zur Phrenologie steht, gründlich erörtern.

Die Phrenologie ist eine doppelte Wissenschaft: sie ist Geisteslehre und Organenlehre. Der erste hauptsächlichste Theil der Phrenologie, die Geisteslehre (die Nachweisung der Grundkräfte des Geistes) kann natürlich mit der Physiognomik gar nicht verglichen werden, etwa so wie die Mathematik nicht mit der Chemie verglichen werden könnte. Kein Physiognom hat jemals versucht oder konnte versuchen wollen, vermittelst der Physiognomik die Grundkräfte des Geistes aufzufinden. Nicht die ganze Phrenologie also, sondern nur deren untergeordneter Theil, die praktische Organenlehre, bleibt für die Vergleichung mit der Physiognomik übrig.

Auch die Physiognomik ist bei der Vergleichung mit der Phrenologie in zwei Hälften zu trennen, deren eine außerhalb dieser Vergleichung liegt. Wie wir gesehen haben, beruht der Charakter des Menschen auf einer doppelten Grundlage, erstens

auf dem Maße der einzelnen Grundkräfte des Geistes oder auf der Gehirnbildung, zweitens auf der allgemeinen Körperbeschaffenheit oder dem Temperament. Die ganze Physiognomik zerfällt also erstens in die Kunst, das Maß der einzelnen Geisteskräfte des Menschen, zweitens in die, seine allgemeine Körperbeschaffenheit oder sein Temperament aus seinen Gesichtszügen ꝛc. zu erkennen. Diese letztere Hälfte der Physiognomik ist nun deswegen von der ersteren abzutrennen, weil sie eine andere Grundlage hat; sie ist ein Theil der naturwissenschaftlichen Körperlehre und wird gewöhnlich von den medicinischen Wissenschaften als die Lehre von den Zeichen des körperlichen Zustandes in Anspruch genommen. Auch die Phrenologie macht von der Lehre der Temperamente als von einer allgemeinen naturwissenschaftlichen Wahrheit Gebrauch. Es bleibt also zur Vergleichung mit der Phrenologie nur jene erstere Hälfte der Physiognomik übrig.

Zwischen den beiden in solcher Weise abgegrenzten Lehren der Phrenologie und der Physiognomik findet nun ein mehrfacher Unterschied Statt. Erstens: Die Physiognomik ist eine Zeichenlehre; sie lehrt, eine solche Nase, ein solcher Mund, solche Augen seien das Zeichen dieses oder jenes Charakterzugs. Die Phrenologie dagegen hat es nicht mit Zeichen, sondern mit der Sache, den Organen selbst zu thun, indem sie lehrt, daß, wie das Auge das Organ des Sehens, so dieser oder jener Gehirntheil das Organ, das vermittelnde Werkzeug dieser oder jener Geisteskraft ist. Zweitens: Die Physiognomik ist eine Art Gefühlslehre (Aesthetik), sie ist die Kunst, nicht aus der Größe oder der Gestalt, sondern aus dem geistigen Ausdrucke des Gesicht oder einzelner Gesichstheile eines Menschen auf seinen Charakter im Allgemeinen oder im Einzelnen zu schließen. Bei allen denkbaren Charakterzügen, bei sehr viel oder sehr wenig Verstand ꝛc. kann eine große oder eine kleine, eine spitze oder eine stumpfe Nase, ein großes oder ein kleines Auge, ein rundes oder ein breites Kinn ꝛc. zugegen sein. Man hat sich zwar sehr viele Mühe gegeben, Verhältnisse der Größe oder der Gestalt aufzufinden, welche für die Physiognomik Bedeutung hätten, aber dies ist nicht

gelungen und konnte nicht gelingen. Denn sowie überhaupt die Größe und die Gestalt des ganzen Körpers, des Knochenbaues 2c. nicht mit der Stärke oder Beschaffenheit des Geistes zusammenfällt, indem viel oder wenig Geist, dieser oder jener Charakter ganz ohne Unterschied bei großem oder bei kleinem, bei so oder so gestaltetem Körper gefunden wird, so gilt dasselbe auch von allen einzelnen Körper- oder Gesichtstheilen, Nase, Mund, Kinn 2c.*). Auch in diesem Punkte nun steht die Phrenologie zur Physiognomik im geraden Gegensatz, denn die Phrenologie ist nur auf die Beobachtung der Größenverhältnisse der Gehirnorgane unter sich gegründet und angewiesen. Drittens: Während die Phrenologie, als die Lehre von der Nachweisung der Geistesorgane, ein Gegenstand des strengen Wissens, ein Theil der Naturwissenschaft ist, so kann die Physiognomik, weil sie blos auf dem Gefühl beruht, in ihren Sätzen nicht wissenschaftlich begründet, also auch nicht gelehrt werden und verdient daher den Namen einer Wissenschaft nicht. Wenn wir ein Auge geistreich, seelenvoll nennen, so können wir die Gründe für dieses Urtheil vielleicht beschreiben oder schildern, aber nicht nachweisen. Ueberdies fehlt aus ebendemselben Grunde der Physiognomik durchaus der Charakter der wissenschaftlichen Sicherheit (oder der mathematische Charakter). Denn die Zeichen, mit welchen es die Physiognomik zu thun hat, eben weil es nur Zeichen des Gefühls sind, täuschen oft und müssen oft täuschen. Man kann z. B. wohlwollende, liebreiche Menschen finden, welche eine düstere, scheinbar menschenfeindliche Physiognomie haben. Oder man hört oft die Aeußerung: man sehe einem Menschen seinen Verstand oder sein Talent nicht an 2c. Aus demselben Grunde ist auch oft das Urtheil mehrer

*) Das hier Gesagte gilt natürlich nur von der Erforschung des Charakters, insofern dieser auf der Gehirnbildung, nicht auch insofern er auf dem Temperament beruht, denn für die Erforschung des Temperaments können allerdings Größen- oder Gestaltverhältnisse von Bedeutung sein; so werden z. B. bei einem Phlegmatiker gewöhnlich volle, runde Wangen, eine fleischige oder stumpfe Nase 2c., bei einem Choleriker eine scharf geschnittene Nase, magere Wangen gefunden.

Personen über einen und denselben Menschen so sehr verschieden. Der eine ist aus nicht klar verstandenem Gefühl zu ihm hingezogen, urtheilt also günstig über ihn, der andere fühlt sich von ihm abgestoßen, urtheilt also ungünstig. Endlich ist das physiognomische Urtheil meistens mehr ein allgemeines. Wenn wir auch aus der Physiognomie eines Menschen erkennen, ob er z. B. talentvoll sei, so erstreckt sich doch das Urtheil nicht so weit zu bestimmen, ob er mehr Talent für Sprachen, oder für Mathematik, oder für Mechanik hat.

Alles bisher Gesagte bezieht sich — wohlverstanden! — nicht auf die Wahrheit der Physiognomik, sondern auf die menschliche Unfähigkeit, die Bedeutung ihrer Zeichen im einzelnen Falle zu erkennen. Denn die Physiognomik als solche beruht ganz und schlechthin auf Wahrheit. Alles Innere im Menschen hat im Aeußern seinen Spiegel und alles Aeußere ist Spiegel des Innern. So wie anerkannter Weise der Geist eines Menschen aus seinem Auge spricht, so sind die Nase, der Mund ꝛc. Zeichen des innern Geistes- und Gemüthszustandes. Diese Wahrheit ist in der unendlichen Harmonie der Natur und des Menschen begründet. Wie ein Widerspruch nirgends denkbar ist, so auch nicht zwischen dem Aeußern und dem Innern des Menschen. Daher beschränkt sich auch die Physiognomik nicht auf die Gesichtszüge, sondern der ganze Körperbau, der Gang, die Haltung, der Ton der Stimme, die Handschrift des Menschen sind wahre Kennzeichen seines geistigen Innern. Ein vollkommener Physiognom, wenn es einen geben könnte, würde ein vollkommener Menschenkenner sein. Aber unter den nichts weniger als allsehenden Menschen kann es nur schwache Bruchstücke von Physiognomen geben. Daher ist auch das physiognomische Talent, gleichsam als Genie, angeboren und kann durch Unterricht oder Fleiß nicht erlangt werden.

5. Materialismus.

Wenn die Phrenologie wahr ist, hört man nicht selten äußern, so ist sie eine höchst gefährliche Wahrheit; sie führt nothwendig

zum Materialismus; um den Glauben an Unsterblichkeit ist es dann geschehen, ebenso um die Willensfreiheit des Menschen. Allein es zeigt einen sehr beschränkten Blick, wenn man die Wahrheit, das Höchste, nach dem der Menschengeist strebt und streben soll, in irgend einer ihrer Gestalten für „gefährlich“ halten kann. Unter allen den unendlich zahlreichen Wahrheiten, welche zu erforschen dem Menschen in der Reihe der Jahrhunderte geglückt, gibt es keine, welche ihm in seinem höchsten Interesse, in seiner Tugend und seinem Glück, gefährlich wäre oder gewesen wäre. Nicht die Wahrheit, nur der Irrthum, die Unwissenheit kann gefährlich sein.

Daß die Phrenologie, weil sie den Geist des Menschen an körperliche Organe gebunden lehrt, damit zum Materialismus führe, die Unsterblichkeit leugne, ist ein arger Fehlschluß. Wenn man behauptet, der Geist brauche körperliche Organe, um in diesem Leben thätig zu sein, so sagt man damit noch nicht, der Geist selbst sei Körper. Wie das Auge nicht das Sehen selbst, sondern nur das Werkzeug des Sehens ist, so ist das Gehirn nicht der Geist selbst, sondern nur das Werkzeug des Geistes. Daß der Mensch ein Auge braucht, um zu sehen, ein Ohr, um zu hören, spräche folgerichtig ganz ebenso gegen die Unsterblichkeit des Geistes, weil dieser in einem künftigen Leben nicht sehen und hören könne.

Allerdings gibt es Viele, welche der materialistischen Ansicht huldigen und diese Ansicht auf nichts anderes stützen, als auf die enge Verbindung des Geistes mit dem Körper. Allein gerade, daß es deren immer und lange zuvor, ehe man etwas von der Phrenologie wußte, gegeben hat, ist mit ein Beweis, daß die Phrenologie die Frage des Materialismus gar nicht berührt. Die phrenologische Ansicht von der Verbindung des Geistes mit dem Körper unterscheidet sich durchaus nicht von der früheren; denn die Phrenologie erklärt diese Verbindung nicht für eine engere oder andersartige, sondern sie weist nur deren Einzelheiten nach. Das Gehirn ist und bleibt ja das Organ des Geistes, und es ist für die Frage des Materialismus ganz gleichgiltig, ob wir es

als ein einfaches oder als ein zusammengesetztes Organ betrachten. Oder wenn wir selbst den Sitz des Geistes nicht in das Gehirn, sondern z. B. in das Herz verlegen wollten, so haben wir auch da ein körperliches Organ zur Erklärung der Thatsache, daß der Geist in diesem Leben an den Körper gebunden ist. Gall hat, weil der Vorwurf des Materialismus seiner Lehre so oft gemacht wurde, selbst aus den Kirchenvätern viele Stellen gesammelt, worin das Gebundensein des Geistes an körperliche Organe gelehrt und behauptet wird. Dem Gesagten entsprechend finden wir denn auch, daß Phrenologen ebenso häufig die Ansicht des Materialismus verwerfen, als daß Nichtphrenologen ihr beipflichten.

6. Willensfreiheit.

Die Frage der Willensfreiheit hat viel Aehnliches mit der des Materalismus. Auch über die Willensfreiheit hat man von jeher gestritten. Weil man die geringe Freiheit mancher Menschen ihren Neigungen gegenüber bemerkte, so erklärte man, mit den Grundkräften des Geistes noch nicht bekannt, das Temperament oder das Blut (das Fleisch) 2c. als die Freiheit bindende oder beschränkende Ursachen. Das Verhältniß der Phrenologie zur Willensfreiheit ist aber ein anderes als zum Materialismus. Die Wahrheit kann niemals Nachtheil bringen, aber sehr oft nützlich werden. Die Phrenologie gefährdet nicht nur nicht die Willensfreiheit, sondern nichts verspricht so sehr als die Phrenologie, wenn sie einmal gekannt sein wird, die Willensfreiheit (die sittliche Freiheit) der Menschen und der Völker zu heben.

Um dies darzuthun, müssen wir zuerst etwas tiefer auf die Streitfrage der Willensfreiheit eingehen. Viele Philosophen haben den Menschen für ganz frei, viele andere haben ihn für ganz unfrei erklärt. Diese beiden Ansichten sind durchaus irrig. Die menschliche Willensfreiheit ist niemals eine unbedingte, sondern immer eine mehr oder weniger bedingte und beschränkte. Sonst wäre der Mensch nicht länger ein Mensch, sondern ein Gott, sonst müßte auch das Kind, auch der Thiermensch unbedingt frei sein. Oder träte das heranwachsende Kind, der herangebildete

Thiermensch plötzlich zur unbedingten Freiheit über? Lavater in seiner Physiognomik sagt: „Der Mensch ist frei wie der Vogel im Käfig. Er hat seinen bestimmten unüberschreitbaren Wirkungs- und Empfindungskreis. Jeder hat, wie einen besondern Umriß seines Körpers, so einen bestimmten unveränderlichen Spielraum.“ Und Gall sagt: „Nicht alle Menschen genießen gleiche sittliche Freiheit, je nach ihrer mehr oder weniger glücklichen Geistesbildung, den äußeren Umständen, der Erziehung, Religion und der Kenntniß der Gesetze und Pflichten der Gesellschaft. Die Menschen mit großen Gaben haben die größte, die Blödsinnigen die geringste Freiheit.“ Vom Kinde zum Manne also, vom Ungebildeten zum Gebildeten, vom Leidenschaftlichsten zum Ruhigsten ist eine ununterbrochene Kette, deren Glieder sich nur durch die stufenweis größere oder geringere Willensfreiheit unterscheiden.

Das Maß der Willensfreiheit des Menschen steht also mit seiner geistigen und sittlichen Bildung im gleichen Verhältniß. Die Bildung des Menschen beruht aber zuerst auf Kenntnissen, unter welchen die Phrenologie, als die Lehre der Selbst- und Menschenkenntniß, aus mehr als einem Grunde die erste Stelle einnimmt. Indem die Phrenologie den Menschen seine angeborenen verschiedenen Geisteskräfte, die niederen thierischen und die höheren menschlichen, kennen lehrt und ihm so das Naturgebot ausspricht, die niederen Kräfte unter die Leitung derer zu stellen, welche ihn zum Menschen machen, mit anderen Worten, indem die Phrenologie den Menschen Mensch zu sein heißt, so ist sie in dieser Menschenlehre zugleich Tugendlehre. Wahrhaft Mensch sein, ist tugendhaft sein, menschlich handeln, tugendhaft handeln. Da, wie an anderer Stelle nachgewiesen, auch Glück und Freude nur auf der naturgemäßen Thätigkeit der Geisteskräfte beruhen, so ist also Glück, Freude, Menschlichkeit, Tugend eines und dasselbe. Und weil die Phrenologie Naturwissenschaft ist, so ist sie in ihren lebendigen und anschaulichen Wahrheiten für den Menschen von mächtigem Reiz; sie zwingt ihn gleichsam, vergleichend und prüfend sein eigenes Geistesleben zu betrachten, sich selbst kennen zu lernen. So viele Menschen leben nur ein äußeres

Leben, weil sie in sich selbst nicht zu Hause sind. Mancher treffliche Jüngling geht in der Sinnlichkeit unter, weil er sich selbst, seinen edlern bessern Menschen niemals kennen gelernt. Und wie verständlich ist zugleich die Phrenologie! Ein Kind könnte ihre Wahrheiten fassen. Man kann einem Kinde sagen: du darfst diesen niedern Sinn, den du in dir hast, nicht herrschen lassen, du mußt ihn gewöhnen, jenem höhern Sinn in dir zu gehorchen. Daher werden selbst die untersten Klassen der Gesellschaft an den Segnungen der Phrenologie Theil nehmen, was um so höher anzuschlagen ist, da denselben oft andere Bildungsmittel fehlen und da sie am meisten in Gefahr sind, unter der Last der Arbeit des Blickes auf ihren geistigen Menschen zu vergessen. Es gibt bekanntlich in Ländern, wo Menschen gemischter Farbe zusammen leben, einen Wettstreit der Farbe. Je heller, dem Weiß näher die Farbe, für desto edler, gleichsam höhergeboren gilt der Mensch. Wenn die Phrenologie einst allgemein gekannt sein wird, so wird man einen über allen Standesunterschied hinausreichenden Wettstreit der Geistesorganisation, der Menschheitsstufe, kennen.

Wie ist es aber, so könnte man noch einwenden, mit den Fällen des Verbrechens? Wenn ein Mensch z. B. einen Hang zum Diebstahl hat, wird er sich nicht, wenn er gestohlen, auf seine Organisation als die Ursache seines Vergehens berufen und berufen können? Man kann diesen Einwurf durch eine Gegenfrage widerlegen. Was wird der Richter dem Todtschläger antworten, welcher sich auf sein heftiges, aufbrausendes Temperament als die Ursache seiner unglücklichen That beruft? Du sollst deinem Temperament nicht die Herrschaft über dich einräumen! Allein gehen wir noch etwas näher auf die Frage der Willensfreiheit ein, vergleichen wir die beiden Fälle der Nichtkenntniß und der Kenntniß der Phrenologie beim Hang zu irgend einem Vergehen z. B. zum Diebstahl, mit einander. Ein Mensch hat diesen unglücklichen Hang und kennt die Natur seines Geistes nicht; denken wir uns in seine Seele: was wird seine Empfindung, was sein Schicksal sein? Er wird gegen den Hang amkämpfen und vielleicht Sieger bleiben. Wenn er aber trotz aller Anstrengungen

in dem Kampfe mit sich unterliegt, so wird [er] seinen innern Menschen vom Laster durchdrungen, gleichsam vom Bösen besessen halten, und das Aufgeben seiner selbst, die Verzweiflung wird die Folge sein; wie dies bekanntlich das gewöhnliche Schicksal jener Unglücklichen ist. Denken wir uns im andern Fall in die Seele eines mit demselben Hange behafteten Menschen, welchem die Organisation des Geistes wohl bekannt ist, was ist sein Geisteszustand? Er weiß, daß nicht sein ganzer Geist dem Laster verfallen ist, sondern daß nur einige Geisteskräfte, der Verheimlichungssinn und der Erwerbssinn, in ihm vor den übrigen allzu stark sind, er weiß, daß ein jeder Mensch größere oder geringere Charakterfehler hat, gegen welche anzukämpfen seine Aufgabe ist, wenn auch freilich die Natur dem einen Menschen die Aufgabe der Tugend leichter, dem andern schwerer gemacht hat; er weiß, — und dies ist als naturwissenschaftliche Anschauungswahrheit von der höchsten Wichtigkeit! — daß, wie der Arm täglich geübt stärker, und nicht geübt schwächer wird, so die Gehirnorgane der Geisteskräfte durch beharrliche Uebung stärker, durch beharrliches Nichtüben schwächer werden; er weiß also, daß, wenn er die Thätigkeit seiner höheren Sinne zur Bekämpfung seines Hanges beharrlich zu Hülfe ruft und seine niederen Sinne beharrlich unthätig läßt, keine Anstrengung für ihn verloren ist, sondern jede ihn einen kleinen Schritt seinem Ziele, die Harmonie unter seinen Geisteskräften herzustellen, näher führen muß. Fürwahr! der Muth des Menschen in diesem zweiten Falle zur Bekämpfung seines Lasters wird ein weit stärkerer, die Hoffnung des endlichen Sieges eine weit größere, mit einem Worte, seine Willensfreiheit durch seine Kenntniß der Phrenologie eine weit minder beschränkte sein!

Wie aber, wenn der Mensch gleichwol seinen Hang nicht überwindet? Dann zeigt er, daß er, einem unvernünftigen Kinde gleich, nicht auf der Stufe der sittlichen Freiheit mit den übrigen Menschen steht und so nicht verdient, als ebenbürtiges Glied unter die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Er wird daher wie ein ungezogenes Kind in Aufsicht genommen und unter Maßregeln

gestellt, welche seine schwachen moralischen Sinne zu unterstützen und ihn zu bessern hoffen lassen. Freilich ist diese Besserung, wenn ein erwachsener Mensch — geistig oder sittlich — noch ein Kind ist, sehr schwierig. Daher legt die Phrenologie so hohen Werth auf die frühe, ja früheste Erziehung, auf die Bildung des Geistes und Gehirns, wenn sich diese noch im Zustande der größten Bildungsfähigkeit befinden. (Friedrich Fröbel.) So groß auch der Geistesunterschied der Menschen ist, so möchte doch — den vollen Blödsinn ausgenommen — kaum ein Mensch mit so ungünstiger Bildung geboren werden, daß er nicht durch Erziehung so weit herangebildet werden könnte, um wenigstens als Mensch in der menschlichen Gesellschaft zu stehen.

VI.

Die Verschiedenheit der Kopfgestalten.

(Zur beiliegenden Tafel.)

Die Verschiedenheit der menschlichen Kopfformen ist mindestens so groß, als die der Gesichtsformen. Wir haben unser Auge nicht so in der Beachtung jener geübt, besonders weil uns nur im Gesichte das Leben entgegenspricht, wogegen die Kopfgestalt starr, leblos erscheint. Ein Hinderniß ist hier auch das Haar. Doch so groß ist die Verschiedenheit der Kopfformen, daß das Haar ihre Beobachtung nicht schlechthin hindert. Ich kenne einen Engländer, der ein tüchtiger Phrenolog war, obgleich er niemals einen Kopf betastete, sondern nur dann über ein Organ ein Urtheil gab, wenn es durch das Haar oder trotz seiner als entschieden groß oder klein zu erkennen war.

Noch beschränkter wird unser Urtheil sein, wenn wir aus der bloßen Zeichnung eines Kopfes über seine Organenentwickelung urtheilen, besonders auch weil uns hier nur *eine* Seite des Kopfes vorliegt, also eine Hälfte der Vergleichung wegfällt. Dennoch wird auch hier, eben wegen der so großen Verschiedenheit der Formen, unser Urtheil sehr oft ein sicheres und entschiedenes sein können. Mein verehrter Freund Rugendas hat die Güte gehabt, auf meine Bitte eine kleine Reihe Köpfe auf der beiliegenden Tafel zusammenzustellen, auf die der Leser mit mir einen Blick werfen möge.

Christus und die Madonna (1. 2.), besonders edle, schöngebildete Köpfe; die Stirne bei 1. vielfassender, der Geist größer. Christus und Herkules (3.), Geistes- und Gemüthsgröße und Körperstärke. Christus und Nero (5.), die höchste Menschlichkeit und Sittlichkeit und die tiefste Unsittlichkeit, Leidenschaft, Grausamkeit. Christus und Machiavelli (9.), der Lehrer der himmlischen Weisheit und der der irdischen.

Herkules mit starkem Nacken, großem Geschlechtssinn, aber die übrigen Sinne schwach, sowol Kinderliebe und Anhänglichkeit, als die höheren Gefühlssinne; unter den Verstandessinnen die Beobachtungsvermögen gut, die Denkkräfte sehr mittelmäßig; das ganze Gehirn sichtbar klein. Herkules und Sokrates (6).

Ceres (4.) mit größeren Gemüthssinnen als Herkules, ebenso Anhänglichkeit und Kinderliebe groß; das kleine Gehirn, obgleich theilweise durch das Haar verdeckt, als klein zu erkennen.

Nero mit durch den Zerstörungssinn auseinandergetriebenen Ohren und mit auch von vorn zu erkennendem großen Geschlechtssinn. Nero und Galilei (13.), Nero und W. v. Humboldt (21.).

Bei Sokrates das Vergleichungsvermögen — bekanntlich seine Stärke — besonders groß. Alle Köpfe, die wir von Sokrates besitzen, so verschieden sie in einzelnen kleinen Zügen sein mögen, kommen in diesem großen Zuge unter sich überein.

Der heilige Hieronymus (7.) und ein Mönch (8.). Bei beiden das Organ der Religiosität sehr ausgeprägt; daneben bei jenem große, bei diesem kleine Denkkräfte.

Bei Machiavell neben mittelmäßigem Beobachtungsvermögen große Denkkraft, besonders Schlußvermögen, großer Thatsachensinn, großer Sinn für Neues oder Wunderbares, mittelmäßiges Wohlwollen, großer Verheimlichungssinn. Machiavell und Michel Angelo (10.), und Galilei, — und Goethe (17.), — und Custine (18.), — und W. v. Humboldt.

Michel Angelo's Stirne ist der Goethe's ähnlich; sehr gute und sehr harmonisch entwickelte Beobachtungs- und Denkvermögen, daneben ausgesprochene Idealität.

In den Köpfen der beiden Päpste Alexander VI. (12.) und

Hadrian (11.) könnte ein Nichtphrenolog vielleicht den sehr großen Unterschied so lange übersehen, als er nicht auf die Stellung des Ohres aufmerksam ist. Wie groß ist die Verschiedenheit des Vorder- und des Hintergehirns in den beiden Köpfen! Hadrian wurde als Papst gewählt, um die durch Alexander der Sittlichkeit geschlagenen Wunden zu heilen. Beim letzteren ist besonders der Geschlechtssinn ungewöhnlich groß. Bei Hadrian sind sowol die Verstandessinne als die Festigkeit groß: er hat Willen und Kraft, der Reformation entgegen zu treten, ohne Fanatismus zu zeigen.

Wie Alexander's mächtiger Kopf nur zur Sinnlichkeit bestimmt scheint, so der Galilei's nur zur Forschung, Vergleichung, Prüfung. Die Leidenschaft in diesem Kopfe kann höchstens die der Wissenschaft sein.

In Gustav Adolph (14.) ist der Feldherr — in dem großen Beobachtungsvermögen, — der Glaubensheld — in dem großen Sinn der Religiosität, — der Herrscher und Eroberer — in dem großen Selbstgefühl — vereinigt. Er war zum Herrschen über die Menschen und zur frommen Unterwerfung unter die Gottheit gleich befähigt. Um hier das Organ des Sinnes der Religiosität als groß zu erkennen, muß man sich den Kopf, der etwas zurückliegt, mehr vorwärts geneigt denken.

Der folgende Kopf (15) soll der Voltaires sein, ist es aber nicht, indem hier Rugendas nach einem unrichtigen Original gezeichnet hat. Hier ist der untere Theil der Stirne — über die Augenbrauen — breit und voll, überhaupt das Gesicht groß, der obere Stirntheil viel schwächer. Bei Voltaire war es umgekehrt. (S. unten im III. Heft ein Bild Voltaires, das wol ziemlich richtig ist.) Diesen einen Kopf ausgenommen, sind wol alle übrigen der Tafel ziemlich wahrheitgetreu. Doch bemerke ich hier beiläufig, daß durch diese Köpfe natürlich kein Beweis für die Wahrheit der phrenologischen Organe gegeben sein soll. Dieser Beweis ließe sich durch hundert oder tausend dem Leser vorgelegte Kopfzeichnungen — wenn auch alle ganz wahrheitgetreu und phrenologisch übereinstimmend wären — ebenso wenig führen, als durch einen

einzigen. Denn neben diesen tausend übereinstimmenden Fällen könnten ja ebenso viele nicht übereinstimmende liegen. (Vergl. unten III. Heft.) Also der Zweck dieser Zusammenstellung ist lediglich der, die Verschiedenheit der Organenentwickelungen zu veranschaulichen.

Der Kopf der Kaiserin Catharina (16.) ist belehrend durch die Stirnform. Bekanntlich gibt es sehr hohe Stirnen bei geistlosen Menschen, aber in solchen Fällen ist die Stirne immer flach, d. i. der vordere Gehirnlappen kurz, also klein. Stirnen wie die vorliegende dagegen werden nie an geistlosen Menschen gefunden, sie sind nicht hoch, könnten vielleicht eher für niedrig gelten, zeigen aber durch ihre Auswölbung, daß sie einen langen, also großen vorderen Gehirnlappen bergen.

Goethe's Kopfbildung ist eine sehr schöne. Alle Verstandessinne sind besonders kräftig nnd harmonisch entwickelt. Das Organ der Idealität kommt an Größe den Verstandesorganen gleich, überragt aber mit ihnen die übrigen, etwas geringer gegebenen Gefühlssinne. Goethe war ein ruhiger Verstandesmensch, befähigt, das Höchste zu denken und zu erkennen, nicht hingerissen, aber ruhig das Ideale erfassend, das Schönste in sich aufnehmend, näher dem Christus, als dem Macchiavell, aber wie dieser kalt auf seine Zeit schauend.

Custine (18.), der General en Chef der Rheinarmee, ist, was die Verstandessinne betrifft, zum Feldherrn geboren durch die Größe seiner Beobachtungssinne. Er hat diese Stirnform gemein mit vielen talentvollen Generalen Napoleon's, die nicht, wie dieser selbst, zugleich Staatsmann waren. Custine und Sokrates, — und Machivell, — und Michel Angelo, — und Goethe, — und W. v. Humboldt, — und Pestalozzi (24).

„Der Diplomat Bn. M...l (19) war ein heller Kopf, ohne ein großer Geist zu sein. Das Selbstgefühl machte sich in ihm sehr bemerklich, und seine Beifallsliebe veranlaßte ihn selbst auf seine Aehnlichkeit mit José Napoleon hinzudeuten. Bei den Frauen wußte er sich sehr wohl geltend zu machen."

„Der Patagone oder vielmehr Feuerländer (20.) ist gleich-

giltig gegen die Frauen; Selbstachtung und Beifallsliebe würde man vergebens bei ihm suchen, er hat überhaupt von allen Sinnen nur die Erkenntnißvermögen soviel ausgebildet, daß er sein Leben zu fristen versteht." Er steht wol an Geist überhaupt so niedrig, als der Mensch, ohne blödsinnig zu sein, stehen kann.

Wilhelm v. Humboldt, Staatsmann, Humanist, Sprachforscher. Die beiden in den Talenten so reichen Brüder Humboldt zeigen auch eine entsprechende, besonders volle Stirnbildung. Die Gemüthssinne scheinen bei Wilhelm in den Organen fast noch mehr, als bei Alexander entwickelt. Groß ist bei Wilhelm auch der Sprach- oder Wortsinn. Alexander mit der gewaltigen Oberstirne ist der Weltbetrachter in der ganzen weitumfassenden Hälfte der menschlichen Außenwelt.

Alexander v. Humboldt.

„Der Leiermann oder Zitherspieler Max Baier, (22), eine von jenen gemeinen Naturen, die es im Guten wie im Schlechten nicht weiter bringen, als zur Abgeschmacktheit; sie sind

im Soldaten-, im Jägerstande gemein und in der dienenden Klasse häufig. Dieser hier ist ein gefeierter Kumpan unter denselben; es ist guter Gesellschafter, lustiger Bruder, er spielt die Zither mit einer gewissen Virtuosität, singt und jodelt, spielt Comödie. Er bringt seine Zeit mit Jagen und Kartenspielen, mit Dirnen und Trinken zu. Er ist wanderungslustig ohne Wißbegierde, üppig und sinnlich, ohne der Leidenschaft fähig zu sein, eitel ohne Selbstgefühl, keck und doch feig. Er ist nicht so schlimm organisirt, daß zu erwarten wäre, daß ein Bösewicht aus ihm würde, aber nicht gut genug, um etwas Tüchtiges in der Gesellschaft zu werden. Die Erziehung fruchtet nicht viel an diesem Kopfe, er ist leer. Unsere Gebirgsbaiern, unsere Rekruten zeigen solche Organisationen sehr häufig. Der Umfang des Schädels geht selten über 20 Zoll."

Die Giftmörderin Gottfried von Bremen (23) und Pestalozzi sind Gegensätze, wie sie kaum schroffer aufgefunden werden könnten. Die phrenologisch höchst merkwürdige Kopfgestalt der Gottfried läßt sich in der Zeichnung kaum zur Hälfte erkennen. Man denke sich den niederen Vorderkopf auch ganz besonders schmal und nach hinten zu beim Organ des Zerstörungssinnes über den Ohren zu ungewöhnlicher Fülle und Breite sich ausdehnend. Und daneben der schöne Kopf Pestalozzi's, des Menschenfreundes, des Jugendfreundes und Lehrers!

Zahlreiche weitere Vergleichungen finden sich im dritten Abschnitt: Phrenologie und Medicin oder die Organenlehre.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

5

16

24

Digitized by Google

Digitized by Google

II.

Phrenologie und Psychologie

oder

die Geisteslehre.

I.

Ueber die Möglichkeit einer Geisteslehre.

To be or not to be.
Hamlet.

---

1. Der Geisteslehre erste Aufgabe.

Kann es möglicherweise eine Geisteslehre geben? Was oder wie viel kann die menschliche Forschung von dem, was wir Geist nennen, zu ergründen hoffen? Diese Frage wird am leichtesten dann ihre Beantwortung finden, wenn wir uns über die erste Aufgabe der Geisteslehre klar geworden sind.

Die erste Aufgabe der Geisteslehre, ohne deren Lösung an irgend eine andere Aufgabe nicht gedacht werden kann, ist, die zahlreichen und mannigfaltigen Geistesthätigkeiten wissenschaftlich zu sichten und zu ordnen, d. i. die gleichen zusammenzustellen und die verschiedenen zu trennen. Denn ohne die Lösung dieser Aufgabe fehlt der Geisteslehre der Gegenstand der Forschung, der Geist selbst, weil die Geistesthätigkeiten in ihrer Gesammtheit gleichsam einen Zauberkreis bilden, der ohne Anfang und ohne Ende ist und der Forschung das Eindringen wehrt.

Allein ist es auch möglich, auf dem Gebiet der Geistesthätigkeiten in dieser Weise Ordnung zu schaffen? Diese Frage scheint verneint werden zu müssen, da wir nicht wissen, welche Geistesthätigkeiten an sich gleich, welche verschieden sind, ja, ob nicht alle zuletzt von derselben Geisteskraft ausgehen. Z. B.: wenn

wir beim Beschauen eines schönen Gemäldes ein Wohlgefallen empfinden, und wenn wir bei einer Verletzung unseres Selbstgefühls von Unwillen ergriffen werden, so sind zwar im Gegenstande — objectiv — das Gemälde und die beleidigende Handlung sehr verschiedene Dinge, ob aber unser Wohlgefallen dort und unser Unwille hier nicht in sich — subjectiv — durch dieselbe Geistesthätigkeit vermittelt wird, das wissen wir, weil die Natur uns den unmittelbaren Blick in das Getriebe unseres Geistes versagt hat, nicht zu entscheiden.

Allein wenn auch so eine Trennung und Sichtung der *an sich* verschiedenen Geistesthätigkeiten unmöglich scheint, so scheint uns doch ein anderer Weg zur Lösung der Aufgabe übrig zu sein. Wir können nämlich, so scheint es, ganz von der Frage absehen, welche Geistesthätigkeiten an sich verschieden seien, ja wir können eine letzte Einerleiheit aller Geistesthätigkeiten voraussetzen und dann deren Sichtung und Ordnung nach der Aehnlichkeit und Verschiedenheit bewerkstelligen, welche der gesunde Verstand, das allgemeine Urtheil an ihnen wahrnimmt.

Indessen, wie sofort die nähere Betrachtung zeigt, ist auch diese Aufgabe eine nicht zu lösende. Denn die sämmtlichen Geistesthätigkeiten lassen sich zwar in *viele besondere* Gruppen trennen, allein diese Gruppen sind keine festen und bestimmten, denn sie schmelzen, wenn man von ihnen auf der Stufenleiter der Verallgemeinerung emporsteigt, in immer wenigere und allgemeinere Gruppen zusammen. Z. B.: das Talent des Zeichnens und das der Farbenmalerei sind zwar als solche gesondert, aber zugleich, eine Stufe höher, als Malertalente überhaupt, unter sich vereinigt; das Malertalent und das Talent zur Bildhauerei sind als solche gesondert, aber zugleich eine Stufe höher, als Talente zur darstellenden Kunst, vereinigt; das Talent zur darstellenden Kunst und das zur Musik sind als solche gesondert, aber zugleich als Kunsttalente überhaupt vereinigt; das Talent für Kunst und das für Wissenschaft sind als solche gesondert, aber zugleich als beide in den Verstandeskräften begründet vereinigt. Und so sind *alle* Geistesthätigkeiten gesondert und vereinigt zugleich, je nach-

dem sie von einer niederern oder höheren Stufe aus in's Auge gefaßt werden. Wie tief oder wie hoch auf der Stufenleiter sollte daher die Eintheilung der Geistesthätigkeiten gegriffen, wie viele oder wie wenige Thätigkeitsgruppen sollten festgestellt werden? Die wissenschaftliche Beantwortung dieser Frage ist eine unmögliche, da sie blos der Willkür anheimgegeben wäre, der Willkür, welche die Verneinung aller Wissenschaft ist.

Das Ergebniß unserer Untersuchung scheint also die Unmöglichkeit zu sein, auf dem unbegrenzten Gebiet der Geistesthätigkeiten eine wissenschaftliche Ordnung herzustellen, d. i. die erste unerläßlichste Aufgabe der Geisteslehre zu lösen! Doch es ist mit dem Beweise einer Unmöglichkeit eine eigene Sache; es gehört dazu außerordentlich viel und allzu leicht findet dabei Täuschung statt. Als eine klar bewiesene Unmöglichkeit mußte es z. B. im Alterthum gelten, von Italien oder Griechenland zu Schiffe nach Indien zu gelangen. Auf dem Wege, auf dem man diese Fahrt für unmöglich hielt, war sie es in der That, und an einen andern Weg dachte man nicht. Sollte nicht vielleicht Aehnliches für unsere Frage gelten? Auf dem Wege der Forschung, den wir einschlugen, hat sich allerdings die Unmöglichkeit der Begründung einer Geisteslehre ergeben. Allein kann nicht vielleicht ein anderer nicht gekannter und nicht vermutheter Weg dennoch zu der gesuchten Möglichkeit führen?

Der von uns eingeschlagene Weg war der der unmittelbaren Geistesforschung, der Selbstbeobachtung, der eigenen inneren Geistesanschauung, ein Weg, der, weil der unmittelbare, allerdings der nächste und beste, wo nicht der einzig mögliche scheinen konnte. Blicken wir jetzt, nachdem derselbe sich gleichwol als ein irriger erwiesen, von unserem eigenen Geiste weg weiter, fassen wir die Geisteserscheinungen der übrigen Menschen in's Auge, um irgend einen Haltpunkt zu erspähen, auf den gestützt wir die Begründung einer Geisteslehre vielleicht mit besserem Erfolg versuchen können!

2. Die geistige Verschiedenheit der Menschen.

Wenn wir, von uns selbst absehend, die Geisteserscheinungen der Menschen überhaupt in's Auge fassen, so tritt uns als eine unsere Aufmerksamkeit vor Allem in Anspruch nehmende Thatsache die geistige Verschiedenheit der Menschen entgegen. Die nähere Untersuchung ergibt hier folgende Wahrheiten.

Die geistige Verschiedenheit der Menschen beginnt und endigt, wie sich versteht, innerhalb der Menschennatur, d. i. alle Menschen als solche sind insofern einander gleich, als sie, wie alle Körpertheile, so auch alle Geisteskräfte gemeinsam besitzen. Kein Mensch besitzt unbedingt ein Geistesvermögen, das einem andern unbedingt fehlt. Auf dieser Gleichheit der Menschen an Körper und an Geist beruht der Gattungsbegriff der Menschheit.

Die innerhalb dieser Grenzen stattfindende geistige Verschiedenheit der Menschen beruht auf der verschiedenen Stärke der allen Menschen gemeinsamen Geistesvermögen. Diese geistige Verschiedenheit ist wieder erstens eine allgemeine, oder zweitens eine besondere.

Erstens. So wie einige Menschen im Allgemeinen körperlich groß, andere klein sind, so sind einige Menschen im Allgemeinen mit starker, andere mit schwacher Geistesthätigkeit begabt. In dieser Hinsicht steht der geistig hervorragende Mensch, gleichsam der geistige Riese, dem Blödsinnigen, dem geistigen Zwerg, gegenüber. Zwischen beiden in der Mitte liegt eine abgestufte Reihe von Zwischenfällen.

Zweitens. So wie unter den Menschen, auch ohne daß sie im Allgemeinen an Körpergröße verschieden sind, doch eine Größenverschiedenheit dadurch eintritt, daß einige Körpertheile oder Formen bei diesem, andere bei jenem größer sind, so findet auch eine Verschiedenheit in der Geistesstärke, ohne eine allgemeine zu sein, auf die Weise statt, daß einzelne bestimmte Geisteskräfte in einem Menschen stärker sind, als in einem andern. Z. B. von zwei im Allgemeinen geistig gleichstehenden Menschen kann der eine einen besonders großen Ehrgeiz, der andere einen besonders

starken Erwerbtrieb, oder der eine eine große Herzensgüte, der andere viel Festigkeit und Charakterstärke, oder der eine ein hervorragendes Talent für Musik, der andere für Malerei besitzen.

Diese beiden Verschiedenheiten der Menschen, die allgemeine und die besondere, obwol in der Wissenschaft zu unterscheiden, kommen doch im Leben selten schlechthin getrennt vor. Selten ist ein Mensch von einem andern blos im Allgemeinen an Geistesgröße verschieden, fast immer ist der Unterschied zugleich ein mehr oder weniger in's Einzelne gehender, und so umgekehrt.

Die geistige Verschiedenheit der Menschen, sowol die allgemeine als die besondere, ist eine angeborene, und daher im Ganzen eine feste, unwandelbare. So wie ein Riese sich nicht in einen Zwerg und ein Zwerg sich nicht in einen Riesen umwandeln kann, so kann ein Blödsinniger nicht über kurz oder lang ein geistvoller Mensch, und ein geistvoller Mensch (Krankheitsfälle natürlich ausgenommen) nicht ein Blödsinniger werden. Oder wie ein Mensch, der sich von einem andern durch die Größe oder Kleinheit einzelner Körpertheile unterscheidet, nicht mit diesem seine angeborene Körperbeschaffenheit wechseln kann, so wird ein Mensch, der bisher wohlwollend und charakterfest, oder muthig, oder offenherzig war, nicht künftig boshaft, oder wankelmüthig, oder feig, oder versteckt sein; ebenso ist bekanntlich das Genie, z. B. des Dichters, des Feldherrn, des Mathematikers, des Philosophen angeboren. Daher eben das Wort Charakter, welches zu deutsch ein festes, unveränderliches Merkmal bedeutet.

Die natürliche (körperliche und geistige) Größe kann jedoch einigermaßen oder bis zu einem gewissen Grade durch die Uebung (Erziehung) verändert werden, was jedoch der Thatsache, daß die beiden Größen als solche angeboren sind, natürlich nicht widerspricht.

Wenn wir die geistige Verschiedenheit der Menschen mit Rücksicht auf das oben ausgesprochene Ziel unserer Forschung in's Auge fassen, so erkennen wir sofort, daß jene zweite Art der Geistesverschiedenheit, die besondere oder in's Einzelne gehende, uns hoffen läßt, mit ihrer Hilfe einen weiteren tiefen Blick in die

Natur oder den Bau des Geistes zu thun, ja daß sie das Mittel zur Schöpfung einer Geisteslehre zu werden verspricht. Denn was suchen wir? eine bestimmte und sichere, eine von der Natur selbst gegebene Eintheilung der Geistesthätigkeiten: und siehe, diese tritt uns mit der Schärfe des mathematischen Beweises in der Charakterverschiedenheit der Menschen entgegen; denn diese ist eben nichts anderes, als eine von der Natur gegebene Nachweisung der gegenseitigen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit derjenigen Geistesthätigkeiten, welche durch starkes Vorragen oder Zurücktreten vor den übrigen als Charakterzüge erscheinen.

II.

Was sind Grundvermögen des Geistes?

(Aus Gall.)

> Willst du dich selber erkennen, so sieh,
> wie die Andern es treiben.
>
> Schiller.

Gall ist eine anziehende Erscheinung, auch abgesehen von dem Werthe seiner Leistungen. Nicht gewöhnlichen Geistes zeigte er sich unter anderm darin, daß ihm der Tagesruhm nichts galt. Erst nachdem er zwei Jahrzehnte im Stillen geforscht und gesammelt, trat er mit seiner Lehre in Privatvorträgen auf; noch lange nicht als Schriftsteller, er überließ es Andern, seine neuen Entdeckungen öffentlich zu besprechen. Er erkannte seine Aufgabe, aus der Darstellung seiner Forschungen das Werk seines Lebens zu machen, um der Welt die möglichst reife Frucht seiner Schöpfung zu bieten, und er that dies erst in seinem hohen Alter. Hier eine kleine Probe aus der Einleitung seines großen Werkes.

Die erste und Hauptaufgabe bei aller Geistesforschung ist natürlich die nach den wahren Grundvermögen des Geistes. Gall wirft einen Blick zurück auf die Geistesforscher aller Jahrhunderte, von Aristoteles bis auf unsere Zeiten; er zeigt, wie zwar keiner mit dem andern in der Annahme der Grundvermögen einig ist, wie aber alle darin unter sich übereinkommen, daß sie nur allgemeine Geisteseigenschaften für diese Grundvermögen halten.

Solche allgemeine Eigenschaften, von denen jedem einige oder mehrere als Grundvermögen des Geistes gelten, sind z. B. das Erkenntnißvermögen, das Empfindungsvermögen, die Willenskraft, das Gedächtniß, das Urtheil, die Aufmerksamkeit, die Einbildungskraft, die Freiheit u. s. w. Gall fährt fort:

„So schweben alle diese Philosophen hoch in den Wolken des gegenstandlosen Nachdenkens, zeigen ihren Schülern Ebenen, Berge, Thäler, Gewässer und Felder, und geben vor, daß dieses die einzigen Gegenstände sind, welche sich auf der Erde finden, weil es die einzigen sind, die ihr Auge von einem so hohen Punkte unterscheidet. Wenn sie von ihrer Höhe herabsteigen wollten, würden sie eine unendliche Mannigfaltigkeit von Pflanzen und Thieren bemerken und sich bald gezwungen sehen, diese blos allgemeinen Eintheilungen zu verwerfen.

Man nehme ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs oder sieben Geistesvermögen an, der Irrthum ist immer derselbe, weil alle diese Vermögen nur abgezogene Eigenschaften der wirklichen Grundvermögen sind. Keines der erwähnten Vermögen bezeichnet weder einen bestimmten Instinkt, noch eine Neigung, noch ein Talent. Wie kann man durch das Empfindungsvermögen, durch die Aufmerksamkeit, die Vergleichung, die Begierde, die Freiheit, kurz durch alle diese Allgemeinheiten den Ursprung und die Thätigkeit des Geschlechtstriebs, der Kinderliebe, der Anhänglichkeit, die Talente für die Musik, die Mechanik, die Malerei, die Dichtkunst u. s. w. erklären?

Hören wir jetzt auf die Sprache des Volks oder der Gesellschaft, wenn von dem sittlichen und geistigen Charakter der Einzelmenschen die Rede ist.

Ich begebe mich in die Mitte einer zahlreichen, so sehr als möglich sich selbst überlassenen Familie, deren Mitglieder alle unter dem Einflusse derselben Verhältnisse leben. Ich knüpfe mit Vater und Mutter ein Gespräch über die Eigenschaften ihrer Kinder an. Unsere Kinder, sagen sie, sind sich nicht ähnlich, als hätten sie nicht dieselben Eltern. Sie speisen doch an demselben Tische, ihre Beschäftigungen sind dieselben. Unser ältester Sohn

hier sieht immer aus, als schämte er sich seiner Geburt; seit er einen mit Ordenszeichen behangenen Stutzer gesehen, verachtet er seine Kameraden und verlangt nur darnach, uns zu verlassen und in eine große Stadt zu gehen; er ist niemals mit dem Anzug seiner andern Brüder zufrieden; er nimmt sogar eine andere Sprache und einen andern Gang an, als wir. Gott weiß, wo er diese lächerliche Eitelkeit hergenommen hat! Unser zweiter Sohn im Gegentheil hat nur Freude an seinen häuslichen Arbeiten; er ist unser Dreher, unser Tischler, unser Zimmermann, kein Handwerk kostet ihm Mühe. Ohne etwas gelernt zu haben, zeigt er in allen Stücken eine Geschicklichkeit und einen Erfindungsgeist, welche uns oft in Erstaunen setzen. Diese unsere Tochter hat niemals die elenden Nadelarbeiten erlernen können, aber sie singt Tag und Nacht zur Freude des ganzen Dorfes. In der Kirche gibt sie den Ton im Chor an; alles belebt sich in ihr beim Erschallen der Musik. Kaum hat sie ein Lied einmal oder höchstens zweimal gehört, so weiß sie es auswendig und singt es besser, als irgend Jemand; sie würde sich nur zur Tonkünstlerin eignen. Hier ist ein anderer Knabe, ein wahrer kleiner Teufel, der Schrecken des Dorfs; er sucht Händel mit Jedermann, schlägt immer und wird immer geschlagen; nichts bricht seinen Muth; er erzählt mit außerordentlichem Eifer alle Neuigkeiten von einem Kampfe, einer Schlacht, und erwartet mit der größten Ungeduld den Augenblick, da er Soldat werden kann. Die Jagd ist seine Leidenschaft, und je mehr Thiere er getödtet hat, desto glücklicher ist er. Er hört nicht auf, sich über seine kleine Schwester lustig zu machen, welche Nervenanfälle bekommt, so oft man ein Huhn oder ein Schwein tödtet. Dieses gute Kind hat die Sorge für den Hühnerhof übernommen; sie überhäuft nicht blos ihre Geschwister, sondern auch alle Hausthiere mit Beweisen ihrer zärtlichen Sorgfalt. Niemals verläßt sie ein Armer, ein Leidender mit leeren Händen und ohne Trost. Sie bildet gerade den Gegensatz von einer andern ihrer Schwestern, welche, ungeachtet ihres vielen Betens, eine böse Zunge hat, geizig und eigensinnig ist, und selten eine Gelegenheit unbenützt

läßt, unter uns und ihre andern Bekannten den Samen der Uneinigkeit auszustreuen.

Dies ist das treue Gemälde einer ländlichen Familie, deren natürliche Charaktere nicht die Außenseite einer trügerischen Gleichheit annehmen. Alle diese Personen haben gleichermaßen die Vermögen der Empfindung, der Aufmerksamkeit, der Vergleichung, der Urtheilskraft, der Begierde, der Freiheit; aber ich habe niemals gehört, daß man sich des einen oder des andern dieser Ausdrücke in der allgemeinen Bedeutung der Philosophen bediente, wenn man von dem Charakter der Personen sprach.

Gehen wir in eine Schule oder in eine Erziehungsanstalt, wo alle Zöglinge unter der Leitung eines gleichmäßigen Unterrichts- und Erziehungsplans stehen. Unter der großen Anzahl werden wir einige Unglückliche finden, welche, obgleich oft streng bestraft und scharf bewacht, die Sitten und die Gesundheit der Uebrigen gefährden. Wir finden solche, welche die Bücher ihrer Kameraden stehlen, welche lügenhaft, treulos, feig, undankbar, träg, unempfänglich für Ehrenauszeichnungen sind. Unter denjenigen, welche die Preise gewinnen, zeichnet sich dieser in dem Studium der Geschichte, jener in der Dichtkunst, ein dritter in der Mathematik, ein vierter in der Erdbeschreibung, endlich ein fünfter im Zeichnen u. s. w. aus. Der Ehrgeiz der einen richtet sich auf den Staatsdienst, der andern auf Kriegsruhm; die einen beschäftigen sich vorzugsweise mit der Literatur, die andern mit der Philosophie oder den Naturwissenschaften. Kein Erzieher oder Lehrer wird uns den Charakter seiner Zöglinge durch eine oder die andere der von den bisherigen Geistesforschern angenommenen Allgemeinheiten bezeichnen.

Ganz dieselbe Erfahrung werden wir machen, wenn wir eine Versammlung genialer Männer überblicken. Wir werden darin Musiker, Maler, Bildhauer, Mechaniker, Mathematiker, Sprachforscher, Reisende, Schauspieler, Dichter, Redner, Feldherrn u. s. w. finden. Auch hier ist von Erkenntniß, Willenskraft, Vergleichung, Begierde, Freiheit in keiner Weise die Rede.

Welches sind die Eigenschaften, die in den Lebensbeschrei-

bungen berühmter Männer gewöhnlich hervorgehoben werden? Nero war der grausamste Mensch und der zügellosesten Wollust ergeben; Duguesclin war der muthwilligste Junge, entweder verwundete er Andere, oder er wurde verwundet; Baratier hatte ein erstaunenswürdiges Talent für das Erlernen der Sprachen; Pascal errieth, auf die blose Begriffsbestimmung von Geometrie hin, die zweiunddreißig ersten Sätze des Euclides; niemals ist eine Wissenschaft durch die Arbeiten eines einzigen Mannes zu einem solchen Grad von Vollkommenheit gebracht worden, als die Erdbeschreibung durch diejenigen des Capitain Cook; Dumenil und Clairon, diese beiden berühmten Schauspielerinnen, werden noch lange die Muster sein, nach welchen sich ihre jungen Nebenbuhlerinnen richten werden; Sixtus V. hat seinen Namen durch die Festigkeit seiner Regierung und seine unbeugsame Gerechtigkeit unsterblich gemacht; vor dem Wiederaufleben der Wissenschaften waren Homer und Dante die größten Dichter; Catharina von Medicis kündigte bei Zeiten große Feinheit und Muth an; Catharina II. besaß mit der Anmuth ihres Geschlechts einen weitumfassenden und kühnen Geist, Geschmack für Kenntnisse und das Vergnügen, einen tiefen Ehrgeiz; die Grazien führten den Meißel des Praxiteles, und sein Genie belebte die Materie u. s. w. Nirgends findet man, daß ein Mann oder eine Frau sich durch Erkenntnißvermögen, Willenskraft, Aufmerksamkeit, Vergleichung, Begierde, Freiheit u. s. w. berühmt gemacht habe.

Wie bezeichnen wir endlich die verschiedenen Charaktere der Thiere? Wir sagen: dieser Hund ist bissig, sanft, gelehrig, muthig, anschließend, er hat ein sehr gutes Ortsgedächtniß, er ist feig, er hat sich selbst zur Jagd abgerichtet, er ist der Dressur unfähig; dieser Hengst ist trefflich für das Gestüte; dieses Pferd ist scheu, sehr sanft, sehr gelehrig, sehr böse, dumm; diese Kuh ist eine vortreffliche Mutter; die Sau ist eine schlechte Mutter, weil sie ihre Kleinen auffrißt. Wir sagen: es ist ein fleischfressendes, ein fruchtfressendes Thier; der Biber, die meisten Vögel, die Ameisen, die Bienen u. s. w. haben den Instinkt des Bauens; mehrere Arten von Vögeln haben den Instinkt des

Wanderns, des Gesangs, in Heerden oder in Gesellschaft zu leben; der Marder, der Fuchs sind sehr listig und leben in der Ehe; die Gemse und der Taucher sind sehr vorsichtig; die Elster ist diebisch; das Wiesel und der Tiger sind blutdürstig; der Hahn ist tapfer und stolz und so fort.

Bei welcher Thierart oder bei welchem Einzelthier brächten die Philosophen ihr Erkenntnißvermögen, ihre Willenskraft ꝛc. an? Ist es richtig, bei der Untersuchung des Ursprungs und der Natur der Gemüths- und der Verstandeskräfte des Menschen keine Rücksicht auf dieselben Fähigkeiten der Thiere zu nehmen? Sollte der Mensch, insofern er ein Thier ist, ein von der übrigen lebenden Natur abgeschlossenes Wesen sein? Stünden seine Eigenschaften und Vermögen unter andern organischen Gesetzen, als die gleichen Eigenschaften und Vermögen des Pferdes, des Hundes, des Affen? Sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen die Thiere anders als wir? Werden sie sich anders als der Mensch fortpflanzen, anders als er ihre Jungen lieben, anders als er muthig, sanft, rachsüchtig, schlau, eifersüchtig sein?

Man wendet mir gegen alles dieses vielleicht ein, die von den Philosophen angenommenen Geistesvermögen könnten doch keine Hirngespinnste sein. Wer kann leugnen, daß alle jene Vermögen wirkliche Geistesthätigkeiten sind? Aber sie sind nur allgemeine Eigenschaften der Grundvermögen, nicht die Grundvermögen selbst. Sie sind daher nicht anwendbar auf das in's Einzelne gehende Studium einer Gattung oder eines Einzelwesens. Jeder Mensch, der nicht blödsinnig ist, hat alle diese Vermögen. Dennoch haben nicht alle Menschen denselben geistigen und Gemüthscharakter. Wir brauchen Vermögen, deren verschiedene Vertheilung unter den Thieren die Verschiedenheit der Thiergattungen bestimmt, und deren verschiedenes Stärkemaß in den einzelnen Menschen deren Charakterverschiedenheit erklärt. Alle Körper haben Schwere und Ausdehnung im Raume, sind undurchdringlich; aber nicht alle Körper sind Gold oder Kupfer, diese oder jene Pflanze, dieses oder jenes Thier. Wozu dienten dem Naturforscher die allgemeinen Begriffe von Schwere, Aus-

dehnung und Undurchdringlichkeit? Wenn wir uns auf diese Allgemeinheiten beschränkten, wären wir noch in der tiefsten Unwissenheit in allen Zweigen der Naturlehre und der Naturgeschichte.

Das ist ganz der Fall der Philosophen mit ihren Allgemeinheiten. Von den ältesten bis auf die neuesten haben sie nicht einen Schritt in der genauen Erkenntniß der wirklichen Natur des Menschen, seiner Neigungen und Talente, der Quelle und der Beweggründe seiner Entschlüsse vorwärts gemacht. Daher haben wir ebenso viele Philosophien, als angebliche Philosophen; daher kommt diese Schwankung, diese Ungewißheit in unsern Einrichtungen, besonders in der Erziehung und der Strafgesetzgebung.

Ich werde mich daher in diesem Werke nicht oder nur nebenbei mit diesen allgemeinen Geisteseigenschaften, dagegen vorzugsweise mit den wirklichen Grundvermögen beschäftigen. Diese sind: der Instinkt der Fortpflanzung, der Liebe, welche Mensch und Thier ihren Jungen widmen, der Anhänglichkeit und der Freundschaft, der Selbstvertheidigung oder des Muthes, der Instinkt des Fleischessens und der Zerstörungstrieb, der Eigenthumssinn und die Neigung zum Diebstahl, die List und die Klugheit, der Hochmuth oder der Stolz, die Eitelkeit oder der Ehrgeiz, die Umsicht oder die Vorsicht, die Erziehungsfähigkeit, der Ortsinn, das Wort- und das Personengedächtniß, der Sprachsinn oder das Talent der Philologie, der Farbensinn oder das Talent zum Malen, der Tonsinn oder das musikalische Talent, der Zahlensinn oder das Talent der Arithmetik und Mathematik, der Sinn für Mechanik, für Zeichnung, Bildhauerei und Architektur, der vergleichende Scharfsinn, der philosophische Tiefsinn, der Witz, das dichterische Talent, das Wohlwollen oder die Sanftmuth, das Talent für Nachahmung, Geberdensprache oder Schauspielkunst, das Gefühl für Religion und Gott, die Charakterfestigkeit. Dieses sind die Eigenschaften und Vermögen, welche ich die geistigen und Gemüthsanlagen nenne. Sie sind es, welche das Ganze der Grundkräfte des Geistes und der Verrichtungen des Gehirns bilden. Diese Kräfte, behaupte ich, sind dem Menschen und theilweise den Thieren angeboren und ihre Aeußerung ist

von der Organisation abhängig. Von diesen Vermögen werde ich die Entdeckungsgeschichte, die Naturgeschichte und die Veränderungen, die sie im Zustande der Gesundheit und der Geisteskrankheit erleiden, vortragen. Von diesen Kräften endlich werde ich die Lage ihrer Organe in dem Gehirne und deren äußere Erscheinung am Kopfe oder Schädel nachweisen.

Alle diese Ausführungen werde ich überdies mit den Fingerzeigen der Anwendung auf die menschlichen Einrichtungen, auf die Erziehung, die Sittenlehre, die Gesetzgebung, die Heilkunde ꝛc. begleiten."

III.

Ueber die Einheit der Seele.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen
Goethe.

Kann die Einheit der Seele bezweifelt werden? Gewiß nicht. Jedem Menschen sagt sein Bewußtsein, daß seine Seele, d. i. er selbst oder sein lebendiges Ich, eine Einheit ist. Gleichwol scheint dieser Wahrheit eine andere zu widersprechen: die Mannigfaltigkeit der Seele. Der Mensch besitzt mannigfaltige Triebe, Gefühle und Verstandeskräfte, ja er glaubt oft den Kampf seiner verschiedenen Seelenkräfte, z. B. seiner Leidenschaften und seiner Vernunft, in sich zu fühlen. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen, oder wie hat man ihn zu lösen gewußt?

Man hat den Widerspruch bisher so zu lösen gesucht, daß man nur die Einheit der Seele für wirklich, deren Mannigfaltigkeit für scheinbar erklärte. Die Mannigfaltigkeit der Seele, sagte man, sei nichts anderes, als die Einheit derselben in ihrer verschiedenen Thätigkeit. So wie das Auge, obwol es nach verschiedenen Seiten hinblicke und Verschiedenes sehe, immer eines und dasselbe sei, so seien die verschiedenen Seelenthätigkeiten gleichsam nur Blicke des Seelenauges nach verschiedenen Seiten hin, verschiedene Richtungen der einen ungetheilten Seelenthätigkeit. Weit entfernt also, in der Seele ein Nebeneinander in sich getrennter Kräfte, gleichsam eine Gliederung der Seele annehmen

zu dürfen, könne man in den verschiedenen Seelenthätigkeiten nichts anderes, als eine ungetheilte Einheit erkennen.

Allein diese Ansicht ist eine irrige. Die Mannigfaltigkeit der Seele ist nicht eine blos scheinbare, sondern eine wirkliche, so wie ihre Einheit. Diese beiden Eigenschaften der Seele stehen sich in der Wahrheit ganz gleich. Damit aber, wird man sagen, wäre der Widerspruch nicht gelöst, eine Lösung, die wir eben suchen. Allein die Einheit und die Mannigfaltigkeit der Seele widersprechen sich nicht, es ist ein Irrthum, dies zu glauben. Alle Dinge sind und müssen eines und vieles zugleich sein: das Sandkorn und die Erdkugel, der Grashalm und der menschliche Körper. Sie sind eines, insofern sie diese und jene bestimmten Dinge sind, sie sind vieles, insofern sie Bestandtheile haben. Oder mit andern Worten: man verwechselte in der vorliegenden Beziehung Einheit und Einfachheit mit einander. Die Seele ist eine Einheit, aber sie ist nicht einfach, wie kein Ding in der Natur einfach ist.

Es läßt sich leicht nachweisen, wie man veranlaßt wurde zu glauben, daß die Seele eine Ausnahme von diesem allgemeinen Gesetz mache, und nur eine Einheit (einfach) sei. Der Mensch ist ein untheilbares Wesen, ein „Individuum", weil er außer dem theilbaren Körper eine untheilbare Seele hat, oder der Körper ist eine zur untheilbaren Einheit verbundene Vielheit von Theilen, ein „Organismus", weil er beseelt ist. Aus dieser Wahrheit glaubte man schließen zu dürfen, daß der Körper und die Seele sich in die beiden Eigenschaften des Organismus gleich theilten, daß der Körper nur Vielheit und die Seele nur Einheit sei. Allein dies ist ein Fehlschluß. Die Seele selbst ist ein Organismus, hat Bestandtheile, wie der Körper: sie besteht aus einer zur Einheit verbundenen Vielheit von Kräften, wie der Körper aus einer zur Einheit verbundenen Vielheit von Stoffen besteht. Weit entfernt daher, daß die einzelnen Seelenkräfte blos als verschiedene Thätigkeitsweisen oder Richtungen einer ungetheilten Kraft zu betrachten wären, müssen sie als zwar zur Einheit verbundene, aber als unter sich getrennte, als neben einander bestehende Kräfte gedacht werden.

Der Beweis für diese Wahrheit ist ein mehrfacher oder stufenweiser. Die ganze Seele des Menschen ist zuerst eine doppelte, eine unbewußte und eine bewußte. Die unbewußte Seelenkraft oder Lebenskraft begreift das Leben der körperlichen Organe unter sich. Die bewußte Seelenkraft oder Geisteskraft, deren Organ das Gehirn ist, umfaßt außer den äußeren Sinnen die thierischen Sinne, die Gemüthssinne und die Verstandessinne.

Da Niemand behaupten möchte, daß die unbewußte und die bewußte Seelenkraft nur verschiedene Richtungen einer ungetheilten Seelenkraft seien, so ist schon damit die Doppelheit, das Nebeneinander, die Organisation der Seele bewiesen.

Betrachten wir, in's Einzelne eingehend, die unbewußte Seelenkraft selbst, so erkennen wir auch hier in den gleichzeitigen Thätigkeiten des Herzens, der Lungen rc. eine Mehrheit unter sich getrennter, neben einander stehender Kräfte.

Gehen wir, noch eine Stufe im Beweise aufsteigend, zur bewußten Seelenkraft fort, so ist uns hier in den äußeren Sinnen ein besonders sprechender Beweis des Nebeneinander, der Gliederung der Seelenkräfte gegeben. Sehen und Hören ist so wenig eines und dasselbe, als die Hand und der Fuß eines und dasselbe sind.

Was die höchste Stufe des Beweises betrifft, daß auch die thierischen Sinne, die Gemüthssinne und die Verstandessinne des Menschen getrennte Seelenkräfte sind, so verweise ich, um kürzer sein zu können, auf das in den „Grundzügen der Phrenologie“ hierüber Gesagte. Da z. B. der Verstand und das Gemüth im Maße unabhängig von einander sind, indem ein Mensch viel Verstand und wenig Gemüth, oder umgekehrt, haben kann, so sind dadurch die beiden Seelenkräfte als unter sich getrennt nachgewiesen, ebenso wie das Gesichtsvermögen vom Gehörvermögen dadurch als getrennt erscheint, daß ein Mensch gut sehen und schlecht hören kann. Während daher bei der Annahme einer unbedingten Einheit der Seele das theilweise Genie, der theilweise Blöd- und Wahnsinn, die Widersprüche und der Kampf der verschiedenen Seelenkräfte unter sich schlechthin unerklärte Erschei-

nungen wären, so finden diese Thatsachen in der Organisation der Seele eine ebenso befriedigende Erklärung, als die Krankheit oder die Schwäche des Sehvermögens neben der Gesundheit und Stärke des Hörvermögens.

Ueberdies kann die Organisation der Seele durch das eigene Gefühl wohl erkannt werden. Wenn man ruhig und in sich gesammelt — etwa in freier schöner Natur einsam stehend — sich seiner selbst und der Außenwelt fühlend und denkend bewußt ist, wenn das Auge sieht, das Ohr hört, wenn man in den Gliedern das Leben, in der Brust das Athmen empfindet, wenn man im Gemüth die Liebe und die Gottheit, im Geist die Natur und die Wissenschaft fühlt und denkt, kurz, wenn hier und dort, und dort und hier ein Funke der sprühenden Seele zum Bewußtsein aufsteigt, und wenn dies Alles wie ein rings uns umgebendes Bild zugleich vor dem Seelenauge steht, so fühlen wir klar die mehrfache Gliederung unserer Seele in ihrer Einheit.

Die Ansicht von der Organisation der Seele ist eine so nahe liegende, so nothwendige, daß man sich wundern darf, daß die Ansicht von ihrer unbedingten Einheit so lange als die richtige galt. Allein das Räthsel löst sich so. Das Wesen der Seele — wie das aller Dinge — ist unserer Erkenntniß unzugänglich. Sowohl die Einheit der Seele, als ihre Vielheit in der Einheit kann zwar als Thatsache nachgewiesen, aber nicht irgend wie erklärt oder begriffen werden. Diese große Wahrheit wurde verkannt. Bei der Betrachtung des räthselhaften Dinges, das wir Seele nennen, schien es die erste Aufgabe, ihr Wesen zu ergründen. Je schwieriger dies bei ihrer Doppeleigenschaft als Einheit und Vielheit schien, desto mehr glaubte man die Einheit, als die einfachere und bestimmtere Eigenschaft, zuerst festhalten und ergründen zu müssen. Da diese Ergründung aber nicht möglich war, so kam man eben über die Einheit der Seele bis heute nicht hinaus! Mit Bezug auf diese vergeblichen Forschungen sagt Schiller von der Wahrheit:

„Immer mit Geistestritt schreitet sie mitten hindurch."

Die Naturwissenschaft hat in unseren Tagen eine stolze und

selbstständige Höhe erstiegen, aber doch ist sie in großen und wichtigen Fragen den herrschenden Ideen der Philosophie unterthan. So in der Nervenlehre. Befangen in der Ansicht von der unbedingten Einheit der Seele, sucht man in der Nervenlehre nach einem Vereinigungspunkt aller Nerven! Der Nervenbau des Menschen — in der Gestalt mit der Pflanze des Blumenkohls vergleichbar, das Rückenmark und die in ihm zusammenlaufenden Nerven mit dem Stengel und den Wurzeln, das Gehirn in seinen einzelnen Organen mit der Blume in ihren einzelnen Aestchen — dieser Nervenbau zerfällt in seiner Thätigkeit in zwei große Hälften, in die Körpernerven mit dem Rückenmark, und in das Gehirn. Die ersteren dienen theils zur Empfindung, theils zur Bewegung des Körpers, das letztere besteht aus den Organen der thierischen Sinne, der Gemüthssinne und der Verstandessinne. Diese beiden Nervenmassen sind nun zwar unter sich zur Einheit verbunden, aber jede derselben hat ihr eigenes selbstständiges Leben. Eine Menge von Thatsachen ist zur Bestätigung dieser Wahrheit gesammelt. Hier nur dies Eine. Wenn das Rückenmark verletzt oder zerstört ist, so sind die Geisteskräfte ungestört, und wo man — bei Thieren — die Gehirnorgane weggenommen, blieb die Empfindung und die Bewegung des Körpers vorhanden. Man hat sich also das Leben des Nervenbaues so zu denken. Die einzelnen in sich selbstständigen Gehirnorgane strahlen alle — auch unter sich vielfach verbunden — dem Rückenmark, und dieses ihnen zur Verbindung entgegen, und die beiden Nervenmassen bilden so ein untheilbares Ganzes, einen Organismus. Aber einen Vereinigungs-„Punkt" für die sämmtlichen Bewegungs- und Empfindungsnerven kann es so wenig im Gehirn geben, als ein solcher für die einzelnen Organe des Gehirns irgendwo denkbar ist.

IV.

Der Mensch und das Thier.

„Erde, Kristall, Pflanze, Thier, Mensch — jedes Folgende enthält das Vorhergehende *ganz*, aber dazu Anderes *mehr*; jedes Folgende ist specifisch vom Vorhergehenden verschieden, aber *nur* durch das, was es mehr hat."

Man kann die Phrenologie die *vergleichende* Geisteslehre nennen, da die Nachweisung der Grundvermögen des Geistes aus der Vergleichung der Charakterverschiedenheit sowol der Menschen als der Thiere hergenommen ist. Die Thierwelt liefert hier zum Theil die sprechendsten Nachweisungen. Denn das Charakteristische der Thierwelt besteht eben darin, daß die thierischen Vermögen, die beim Menschen gewöhnlich mittelmäßig und harmonisch mit den höheren menschlichen Vermögen gegeben sind, sich bei den verschiedenen Thiergattungen nur in einseitiger, sehr starker oder sehr schwacher Entwickelung vorfinden. So treten diese Vermögen in einzelnen Thieren gleichsam personificirt auf, wie z. B. das der Kinderliebe im Affen, der Anhänglichkeit im Hunde, des Kampfsinns oder Muthes im Hahne, des Zerstörungssinns, zur Grausamkeit gesteigert, im Tiger, des Eigenthumssinns, zum Diebssinn geworden, in der Elster, der Hinterlist im Fuchs u. s. w.

Ja die Nachweisung kann hier eine noch bündigere werden. So wie die Trennung der äußeren Sinne, des Sehens, Hörens, nicht nur durch das gegenseitig unabhängige Maß derselben, sondern noch schlagender durch den gänzlichen Mangel eines Sinnes

beim Vorhandensein der andern bewiesen wird, so wird noch schlagender, als durch das gegenseitig unabhängige Maß der allen Menschen gemeinschaftlichen Vermögen, deren Trennung dadurch bewiesen, daß gewisse Vermögen, die bei einigen Thieren oder beim Menschen schlechthin vorhanden sind, bei andern Thieren schlechthin fehlen. So müssen vor Allem die Vermögen der höheren Denkkräfte und der Gemüthssinne, welche dem Menschen neben den thierischen Vermögen ausschließlich angehören, eben dadurch als von diesen wesentlich getrennt erkannt werden. So erweisen sich ferner der Tonsinn der Nachtigall, der Bausinn des Bibers, der Nachahmungssinn des Affen ꝛc. dadurch, daß diese Vermögen bei vielen Thieren schlechthin nicht gefunden werden, als selbstständig und von den übrigen getrennt. Und so kann man, Vermögen nach Vermögen abtrennend, von den höheren Thieren zu den niederen herabsteigen, bis auf der niedersten Stufe der Thierwelt, beim Verschwinden selbst einiger Sinnesthätigkeiten und selbst des Fortpflanzungssinnes, nur noch das Vermögen des Nahrungssinnes übrig bleibt.

Wenn wir mit dem Menschen die höchsten, ihm am nächsten stehenden Thiere vergleichen, so erhalten wir dadurch vor Allem über die menschliche Denkkraft, sofern sie sich von der thierischen unterscheidet, und also über die Denkkraft überhaupt, klaren Aufschluß. Prüfen wir dies etwas näher.

Die dritte Classe der phrenologischen Geistesvermögen, die der sogenannten Verstandessinne, zerfällt wieder in zwei Unterclassen, erstens in die von den Phrenologen sogenannten Erkenntniß- oder Wahrnehmungsvermögen (Gegenstandsinn, Gestaltsinn, Farbensinn, Tonsinn ꝛc.), zweitens in die sogenannten eigentlichen Denkvermögen, deren nur zwei sind, das Vergleichungsvermögen und das Schlußvermögen. Man pflegt wol auch jene ersteren die niederen, die beiden letzteren die höheren Denkvermögen zu nennen.

Als das niedere Denken oder als die erste Grundlage des Denkens wird uns von der Denklehre (der Logik) die Vorstellung genannt. Die Phrenologie kommt uns hier mit ihrer An-

schaulichkeit zu Hilfe, indem sie zeigt, daß Vorstellung diejenige Geistesthätigkeit ist, die durch die sogenannten Erkenntnißvermögen vermittelt wird. So kann ich mir eine Gestalt, eine Farbe, einen Ton, eine Zahl, einen Ort, eine Thatsache, ja eine ganze Gegend oder eine ganze Schlacht vorstellen, bei welcher letzten Vorstellung vielleicht alle einzelnen Erkenntnißvermögen zusammen thätig sind. Mit einem Worte, ich kann mir alles das vorstellen, was entweder in der äußeren Welt vorhanden ist, oder was ich, wenn es vorhanden wäre, vermittelst der Erkenntnißvermögen auffassen könnte. Die Vorstellungen können überdies entweder absichtliche oder, wie im Traum, willenlose sein.

Um uns dies noch anschaulicher zu machen, wollen wir uns einen Menschen denken, der blos die Erkenntnißvermögen (und von den übrigen Vermögen nicht die Gemüthssinne, sondern nur die thierischen Sinne) besäße. Ein solcher Mensch würde einerseits den Geboten seiner Triebe folgen, seine Nahrung suchen, um dieselbe mit denen kämpfen, die sie ihm streitig machen wollten u. s. w.; andrerseits würde er die äußerliche Welt nach allen Beziehungen überschauen, er würde leblose Dinge und lebende Einzelwesen nach Gestalt, Farbe erkennen, er würde sich in Oertlichkeiten zurechtfinden, er würde, wenn einem Genusse nahe, sich diesen, und wenn von einer Gefahr bedroht, sich diese nach seinen gemachten Erfahrungen vorstellen; er würde auch unwillkürliche Vorstellungen haben, d. i. träumen können. Dennoch würde ein solcher Mensch auch bei der längsten Lebensdauer, weil auch noch so viele Vorstellungen ohne verknüpfendes Band blos neben einander gestellt, nur Vorstellungen bleiben, sich nicht über die niedere Welt derselben erheben können. Man würde zwar einem solchen Menschen ein gewisses Denken zusprechen müssen, aber doch nur ein vergleichungsweise sehr niederes Denken.

Ein solcher hier geschilderter, geistig verstümmelter Mensch steht im Thiere vor uns. Das Thier lebt ganz nur in der Welt der Vorstellungen: es besitzt in diesen gleichsam nur die erste Grundlage des Denkens; das eigentliche Denken geht ihm ab.

Was nun steht über den Vorstellungen? was fehlt dem

Denken der Thiere zu dem höheren menschlichen Denken? Die Denklehre nennt als die über den Vorstellungen stehende höhere Denkthätigkeit das Begreifen, den Begriff. Ein Begriff ist, so fährt die Denklehre fort, das aus mehreren Vorstellungen abgezogene Allgemeine. Zur Veranschaulichung dieses ganz richtigen Satzes mögen wir wieder den geistigen Zustand des Thiers zu Hilfe nehmen. Z. B. das Thier hat oft einen Bach gesehen, es hat also eine Vorstellung von dem Bache und zugleich von dem Wasser; ebenso hat das Thier oft Regentropfen gesehen und hat also auch unter der Gestalt eines Regentropfens eine Vorstellung von dem Wasser. Weil es aber nicht fähig ist, die beiden Vorstellungen des Wassers unter diesen verschiedenen Gestalten zusammenzustellen, so hat es keinen Begriff vom Wasser als solchem, so kann es nicht das Wasser als solches denken, abgesehen von dessen verschiedenen Gestalten; es kann z. B. nicht sich den Bach in Regentropfen aufgelöst oder viele Regentropfen als Bach zusammen denken.

Dieses Zusammennehmen nun dessen, was zwei oder mehrere Dinge oder Vorstellungen Gemeinsames haben, heißt begreifen. Das Wort ist vom Zusammenfassen mehrerer Dinge mit der Hand, vom Zusammengreifen entlehnt. Ein anderes Beispiel: Das Thier weiß nichts von Gut und Schlimm; denn Gut und Schlimm sind keine sichtbaren oder erkennbaren Dinge, können also keine Vorstellungen sein, sondern sind Begriffe. Das Thier kann unterscheiden zwischen einem guten und einem schlimmen Herrn, zwischen einem guten und einem schlechten Futter, weil es sich beides vorstellen kann. Weil es aber nicht das, was der gute Herr und das gute Futter Gemeinsames haben, zusammenfassen kann, so hat es keinen Begriff vom Guten: denn tausend gute Dinge nebeneinander gestellt oder nebeneinander im Geiste vorgestellt, geben nicht den Begriff, den abgezogenen Gedanken des Guten.

Ein Begriff also ist (nach der Denklehre) das aus mehreren Vorstellungen abgezogene Allgemeine. Die Aufgabe der Phrenologie ist es nun, das Grundvermögen nachzuweisen, auf

welchem diese Geistesthätigkeit der Abziehung des Allgemeinen beruht. Benutzen wir hier wieder die obigen Beispiele. Um die Eigenschaften des Wassers im Bache und im Regentropfen zusammenzufassen und so den Begriff Wasser zu bilden, dazu gehört das Vermögen, zu erkennen, was der Bach und der Regentropfen Gleichartiges und was sie ungleichartiges haben, um so das Gleichartige im Begriff Wasser zusammenzufassen und das Ungleichartige von diesem Begriff auszuschließen. Ebenso um den Begriff „gut" zu fassen, dazu gehört, alle die verschiedenen Eigenschaften dieser oder jener Dinge zu erkennen und einige bestimmte gleichartige dieser Eigenschaften für den Begriff gut auszuscheiden. Dieses Erkennen der Eigenschaften eines Dinges aber und dieses Zusammenfassen und Trennen gleichartiger Eigenschaften von ungleichartigen beruht lediglich auf der Vergleichung der Dinge. Denn zwei oder mehrere Dinge vergleichen ist nichts anderes, als die gleichartigen Eigenschaften dieser Dinge erkennen und unterscheiden.

Das Vorstellen also beruht auf einzelnen unverbundenen Erkenntnissen, das Begreifen beruht auf dem Zusammenstellen und Vergleichen der einzelnen Erkenntnisse unter einander, — jenes auf dem sogenannten Erkenntnißvermögen, dieses auf dem sogenannten Vergleichungsvermögen.

Einige weitere Beispiele zur Veranschaulichung. Das Thier hat eine Vorstellung von dem Vergangenen und eine Vorstellung von dem Gegenwärtigen, d. i. von den Dingen der Vergangenheit und den Dingen der Gegenwart. Weil aber das Thier die Dinge der Vergangenheit nicht mit denen der Gegenwart vergleichen und so nicht den allgemeinen Begriff der Vergangenheit und der Gegenwart abziehen kann, so kann es auch den Begriff der Zukunft nicht fassen. Denn der Begriff der Zukunft beruht nur auf einer Vergleichung der Dinge der Zukunft mit den Dingen der Vergangenheit und der Gegenwart. Ebenso hat das Thier eine Vorstellung von lebendigen Dingen; es kann aber aus demselben genannten Grunde den Begriff des Lebens nicht fassen, und also auch nicht den des Todes.

Ebenso hat das Thier eine Vorstellung von seines Gleichen. Weil es aber sich selbst nicht mit andern vergleichen kann, so kann es den Begriff ich nicht fassen und sich selbst nicht begreifen; es hat daher kein Selbstbewußtsein, es ist keine Person. Man beobachte das Kind, es spricht von sich zuerst (in der frühesten Kindheit) in der dritten Person; erst wenn es anfängt „ich“ zu sagen, geht ihm gleichsam eine neue Welt auf, fängt es an, sich seiner als Mensch bewußt zu werden. Kant in seiner Anthropologie sagt, die Erklärung dieses Phänomens möchte dem Psychologen schwer fallen. Wir sehen, wie leicht die Phrenologie das Räthsel löst. Die Vergleichungsgabe des Kindes erwacht, es thut den ersten freien Blick in das Leben, in die es umgebende Welt, es erhebt sich aus dem Geisteszustand des Thieres, in dessen Anschauung alle Dinge ein ungeordnetes Wirrsal bilden, zu dem Geisteszustande des Menschen, dessen Gabe der Vergleichung in dem Wirrsal Ordnung schafft und ihn dadurch, indem er vor Allem sich selbst von der Außenwelt unterscheidet, zum Weltbewußtsein und zum Selbstbewußtsein erweckt, zur Person erhebt.

Man glaube nicht, daß die Psychologen die Gabe der Vergleichung nicht als eine Hauptbedingung des Denkens von jeher erkannt hätten. Nein, diese Sache ist zu klar und konnte keinem Forscher leicht entgehen. Der Irrthum der Psychologen war nur der, daß sie, weit entfernt, die Einfachheit und Selbstständigkeit dieses Vermögens als eines Grundvermögens zu erkennen, vielmehr nur zusammengesetzte oder abgeleitete Begriffe, z. B. den Scharfsinn, den Tiefsinn, den Verstand, die Vernunft, die Urtheilskraft u. s. w. als einfache oder Grundvermögen aufstellten, deren Merkmale oder Eigenschaften oder Modificationen sie dann bestimmten, unter welchen Merkmalen dann freilich die Vergleichung als eines der ersten galt.

Ueber das zweite der von der Phrenologie nachgewiesenen, sogenannten eigentlichen oder höheren Denkvermögen, das Schlußvermögen, kann ich mich kurz fassen. So wie das Vergleichungsvermögen, nach dem Obigen, dem Begreifen, so liegt das

Schlußvermögen dem Schließen zum Grunde. Da nun, anerkannter Weise, Begreifen und Schließen die Grundlage alles höheren oder menschlichen Denkens bilden, so ist schon in der Benennung des Schlußvermögens als solches seine Erklärung enthalten. Wenn der Affe sich wärmend am Feuer sitzt, so fehlt ihm, weil ihm das Schlußvermögen fehlt, der Gedanke, durch Zulegen von Holz das Feuer zu unterhalten. So wie daher in dem Vergleichungsvermögen die erste Bedingung des Selbstbewußtseins, der Persönlichkeit liegt, so ist in dem Schlußvermögen die Bedingung der Handlung, des Entschlusses, des Willens gegeben.

Es möchte kaum nöthig sein, schließlich zu erinnern, daß das Wort Denkvermögen, von dem Vergleichungsvermögen uud dem Schlußvermögen gebraucht, nicht so mißverstanden werden darf, als ob jene Vermögen für sich allein das höhere Denken vermittelten; sondern diese Vermögen sind nur die erste oder höchste Bedingung dieses Denkens, während eine zweite oder niedere Bedingung in den sogenannten Erkenntnißvermögen, eine dritte in den äußeren Sinnesvermögen gegeben ist. Auf gleiche Weise nennt man als menschliche Körperbeschaffenheit z. B. die aufrechte Stellung, die Bildung der Hände; aber diese Eigenschaften sind nicht denkbar ohne die Körpereigenschaften, die der Mensch mit dem Thier gemein hat (den lebendigen Organismus), diese wieder nicht ohne die Eigenschaften der Pflanze (Ernährung, Wachsthum), diese wieder nicht ohne das Erdreich (Knochengerüste).

V.

Verstand und Vernunft.

Um Worte läßt sich trefflich streiten.
Goethe.

---

1. In der Psychologie.

Bei mehreren Schriftstellern finden sich Zusammenstellungen der Ansichten der Philosophen über die Begriffe Verstand und Vernunft, namentlich in ihrem Unterschiede. Die folgende ist zunächst aus Scheidler (S. 426 ff.) entlehnt.

Nach Leibnitz ist die Vernunft die Verkettung der Wahrheiten, besonders aus dem menschlichen Geist selbst (nicht aus der Offenbarung) geschöpfte, im Gegensatz gegen die sinnliche, isolirte Erfahrung.

Locke erklärt die Vernunft als das dem Menschen eigenthümliche Erkenntnißvermögen und findet in ihr vier Stücke: 1) Die Entdeckung und Erfindung der Beweisgründe, 2) die regelmäßige und richtige Anordnung derselben, 3) das Vernehmen ihrer Verbindung in jedem Theile der Deduction, 4) die Einsicht in die Richtigkeit eines Schlusses. Diese vier Stücke schreibt Locke einer doppelten Kraft zu: dem Scharfsinn (Urtheilskraft), durch welchen die Vernunft die Mittelbegriffe empfindet, und dem Schließvermögen, durch welches sie sie ordnet.

Nach Wolf ist die Vernunft die Einsicht in den Zusam-

menhang der Wahrheiten, während der Verstand nur einzelne Wahrheiten verdeutlicht, welche die Sinne und die Einbildungskraft nur verwirrt oder höchstens blos klar liefern; Wolf bezog den Verstand auf die Begriffe und Urtheile, die Vernunft auf die Schlüsse, welche Begriffsbestimmung sich sehr lange erhalten hat.

Kant (der sich übrigens hierin gar nicht gleich bleibt) nimmt im weitern Sinn Verstand und Vernunft gleichbedeutend für das sogenannte obere oder höhere Erkenntnißvermögen; im engern Sinn ist ihm die Vernunft bald das Vermögen, das Besondere aus dem Allgemeinen abzuleiten, bald das Vermögen, welches Principien der Erkenntniß a priori an die Hand gibt und zum Bedingten das Unbedingte verlangt; der Verstand soll ein Gegenstand für die Vernunft sein, welche keine Begriffe schafft, sondern nur die Verstandesbegriffe ordnet und ihnen Einheit gibt. Der Verstand ist insonderheit das Vermögen, Vorstellungen selbstthätig hervorzubringen, und soll als Spontaneität der Receptivität entgegenstehen. Im logischen Sinn soll Verstand das Vermögen, das Einzelne im Allgemeinen darzustellen oder das Vermögen der Begriffe, Vernunft, das Vermögen, das Besondere aus dem Allgemeinen abzuleiten, oder das der Schlüsse sein, zwischen welche eine besondere Urtheilskraft, als Vermögen, das Besondere unter das Allgemeine zu subsumiren, eingeschoben wird.

Jacobi nannte anfangs Vernunft das Vermögen, aus sinnlich gegebenen (empirischen) Vorstellungen Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden, oder bloße Verhältnisse wahrzunehmen; später den Sinn für das Uebersinnliche (oder das Organ, womit das Uebersinnliche, die Ideen, vernommen wird, wie mit dem Auge das sinnlich Sichtbare); sodann die Ueberzeugung von dem an sich Wahren, Schönen und Guten (Ideen), welche er anfangs Glaube, Glaubenskraft genannt und der Vernunft entgegengestellt hatte.

Nach Fichte ist die Vernunft (oder der Geist, die Intelligenz, Ichheit) die absolute Selbstthätigkeit, wodurch das Ich und alles, was für dasselbe ist, da ist, oder der unmittelbare Ausdruck des Göttlichen, ja das Göttliche selbst.

Aehnlich Schelling, der übrigens ebenfalls sich nicht gleich geblieben ist; nach diesem ist die Vernunft selbst das Sein Gottes, der Alles in Allem, oder die Identität des Idealen und Realen ist, oder die totale Indifferenz des Subjectiven und Objectiven, und in welcher Alles, so wie außer ihr nichts sein soll. Der Verstand ist die unentwickelte, nur das Einzelne umfassende Vernunft, ja die zerfallene Vernunft. Später erklärte Schelling die Vernunft für das allgemeine Menschliche, Unpersönliche, Allen Zukommende, Verstand für die in einem Einzelnen begründete und ausgebildete Denkthätigkeit; daher er den Verstand über die Vernunft setzt.

Herbart leugnet, daß die Vernunft der allgemeine, angeborne Vorzug des Menschen vor dem Thiere sei, welches letztere die menschliche geistige Ausbildung nicht wegen einer specifischen Verschiedenheit zwischen Thier- und Menschenseele, sondern blos wegen des Mangels der Hände und Sprache nicht erlangen könne; der Verstand sei das Vermögen, uns im Denken nach der Quantität des Gedachten zu richten, die Vernunft das Vermögen, zu überlegen und nach dem Ergebniß der Ueberlegung sich zu bestimmen.

Nach Hegel ist die Vernunft die einfache Identität der Subjectivität des Begriffs und seiner Objectivität und Allgemeinheit.

Nach Fries ist Vernunft im Allgemeinen die ganze Selbstthätigkeit des Geistesvermögens (im Gegensatz gegen die Sinnlichkeit oder Receptivität), im Besondern die der Erkenntniß; der Verstand ist das Denk- oder Reflexionsvermögen, das Vermögen der Deutlichkeit der Erkenntniß; aber zugleich auch (wegen des Einflusses des Denkens auf die übrigen Geistesvermögen) das Vermögen der Selbstbeherrschung.

Nach Schulze ist die Vernunft das Vermögen einer von der Sinnlichkeit unabhängigen, ihr unerreichbaren Erkenntniß, oder das Vermögen der Erkenntniß der Ideen; der Verstand ist vornämlich das Vermögen des Denkens des Causalzusammenhanges und der Zwecke, steht manchmal im Dienste der Sinn-

lichkeit, ist aber auch für die Vernunft unentbehrlich, da er doch immer Richter über die Wahrheit und Anwendbarkeit der Ideen bleibt.

E. Reinhold erklärt den Verstand im weitern Sinn für das Denkvermögen überhaupt, im engern Sinn für die Urtheilskraft, d. i. die Fähigkeit, durch Prüfung der Behauptungsgründe zu einem Urtheile, dessen Verwirklichung einer solchen Ueberlegung bedarf, sich selbst zu bestimmen; im engsten Sinn für das empirische Erkenntnißvermögen. Was den Ausdruck Vernunft betrifft, so müsse man, der Weise unserer Sprache angemessen, zwei Bedeutungen desselben unterscheiden. Im weitern Sinn sei Vernunft die allgemeine Kraft der geistigen Lebensstufe, welche im Menschen unter der Voraussetzung und Bedingung der sinnlichen sich erhebt. In dieser Bedeutung werden gewöhnlich Vernunft und Sinnlichkeit im Menschenwesen einander entgegengesetzt, und gilt allgemein die Vernunft für das charakteristische Unterscheidungsmerkmal des Menschengeschlechts im Vergleich mit der thierischen Natur. In einem engern Sinn steht die Vernunft als das Vermögen der rein rationalen Erkenntnisse und Ueberzeugungen dem empirischen Erkenntnißvermögen entgegen.

2. In der Phrenologie.

Verstand ist die allgemeinste Bezeichnung der ganzen menschlichen Denkkraft, d. i. des Vergleichungsvermögens und des Schlußvermögens sammt den sogenannten Erkenntnißvermögen. Je nachdem die einen oder die anderen dieser einzelnen Kräfte vorzugsweise thätig sind, ist der Verstand ein sehr verschiedener und wird auch verschieden benannt. Ist das Vergleichungsvermögen vorzugsweise thätig, so heißt der Verstand Scharfsinn, bei vorwaltender Thätigkeit des Schlußvermögens Tiefsinn. Der Scharfsinn und der Tiefsinn sind aber wieder andere, je nachdem sie mit diesem oder jenem Erkenntnißvermögen in Verbindung treten. So spricht man vom Scharfsinn des Naturforschers, des Sprachforschers rc. von dem Tiefsinn des Philosophen, des Geschichtsforschers rc. Beide, der Scharfsinn und der Tiefsinn,

in ihren verschiedenen Beziehungen werden auch Talent genannt. Das höchste Maß des Talentes, wenn und weil es nicht durch Lehre und Uebung erreicht werden kann, sondern angeboren sein muß, heißt Genie.

Das Wort Verstand hat mehrere Bedeutungen, weitere und engere. Die eben betrachtete Bedeutung, welche die Thätigkeit der ganzen dritten Classe der Geistesvermögen in sich begreift, ist die weiteste. Eine engere Bedeutung ist z. B. die, wenn man den Verstand dem Talent entgegen setzt. Man pflegt so vom praktischen Verstand zu sprechen. Man versteht darunter die Thätigkeit des Vergleichungsvermögens und des Schlußvermögens mehr in Bezug auf die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens, auf die praktische Handlungsweise des Menschen; unter Talent dagegen die Thätigkeit jener beiden Vermögen in Verbindung mit der Thätigkeit eines oder einiger bestimmten Erkenntnißvermögen, wie wenn man z. B. vom Talent des Malers, des Mechanikers, des Musikers, des Rechners ꝛc. spricht.

In noch engerer Bedeutung ist das Wort Verstand gebraucht, wenn wir von dem Verstand der Thiere sprechen, wo also blos die Thätigkeit der Erkenntnißvermögen darunter begriffen ist. Der Gebrauch des Wortes in dieser von der gewöhnlichen sehr abweichenden Bedeutung scheint dadurch gerechtfertigt, daß die Erkenntnißvermögen in sehr verschiedenem Maße bei den einzelnen Thieren und Thierklassen vorhanden sind, und daß man also wie von Graden der Dummheit, so auch von Graden des Verstandes der Thiere sprechen darf.

Verstand — sagte ich zu Anfang — ist die allgemeinste Bezeichnung der menschlichen Denkkraft. Ich erweitere jetzt diese Worte durch folgenden Zusatz: Verstand ist die allgemeinste Bezeichnung der alleinigen menschlichen Denkkraft, d. i. der Denkkraft ohne Beziehung zu andern Geistesthätigkeiten des Menschen. Die Vernunft dagegen ist der Verstand in Beziehung zu, oder in gemeinschaftlicher Thätigkeit mit den höheren Gemüthssinnen des Menschen.

Gehen wir, um dies deutlich zu machen, auf den Begriff

zurück. Der Begriff wird dann Idee genannt, wenn zu ihm eine Beziehung zu einem oder dem andern der höheren Gemüthssinne hinzukommt. Z. B. man sagt: der Begriff Stein, Farbe, der Begriff des Gehens u. s. w. Denn darin liegt keine Beziehung zu den höheren Gefühlen. Allein man sagt: die Idee der Liebe, der Schönheit, des Göttlichen, des Fortschritts u. s. w. mit Bezug auf die höheren Sinne des Wohlwollens, der Ehrfurcht u. s. w., eines Einzelnen oder Einiger. Man sagt in gleicher Weise oder mit derselben Beziehung: ein verständiges Mittel, ein vernünftiger Zweck. Wie nun der Verstand das Reich der Begriffe, so umfaßt die Vernunft das Reich der Ideen.

Es versteht sich von selbst, daß man ohne die genannte Beziehung, d. i. als von bloßen Verstandesgegenständen, auch von dem Begriff der Liebe, des Göttlichen, der Tugend u. s. w. sprechen kann.

VI.

Phrenologische Charakteristik.

Γνῶθι σαυτόν!
Lerne dich kennen!

Hermann Kothe, der Mnemoniker.

Alter: 34 Jahr. Temperament: sanguinisch-nervös. Der Kopf (d. i. die Gehirnhöhle, abgesehen von der Größe des Gesichts) hat über mittlere Größe, ohne zu den großen oder sehr großen zu zählen.

Organenmaße: Geschlechtsliebe $3\frac{1}{2}-4$, Kinderliebe 4, Einheitssinn $3\frac{1}{2}$, Anhänglichkeit 4, Kampfsinn $3\frac{1}{2}-4$, Zerstörungssinn 4, Verheimlichungssinn 3, Erwerbsinn $4\frac{1}{2}$, Vorsicht 5, Selbstgefühl 4, Beifallsliebe $4\frac{1}{2}-5$, Festigkeit $4\frac{1}{2}$, Gewissenhaftigkeit $4-4\frac{1}{2}$, Ehrfurcht 4, Hoffnung $4-4\frac{1}{2}$, Wohlwollen $4\frac{1}{2}$, Nachahmung 4, Sinn für Neues $3\frac{1}{2}-4$, Idealität 4, Sinn für Scherz 3, Gegenstandsinn $3\frac{1}{2}-4$, Größen-(Raum-)sinn 4 (?), Gewicht- oder Wägesinn $3\frac{1}{2}-4$ (?), Farbensinn $3\frac{1}{2}-4$ (?), Ordnungssinn 4, Zahlensinn $3\frac{1}{2}-4$ (?), Ortsinn $3\frac{1}{2}$, Thatsachensinn $3\frac{1}{2}-4$, Zeitsinn $3\frac{1}{2}$ (?), Tonsinn $3\frac{1}{2}-4$ (?), Bau- oder Kunstsinn $3\frac{1}{2}$ (?), Wortsinn $3\frac{1}{2}$, Vergleichungsvermögen $4\frac{1}{2}-5$, Schlußvermögen $4\frac{1}{2}$. (1 = sehr klein, 2 = klein, 3 = mittelmäßig, 4 = ziemlich groß, 5 = groß, 6 sehr groß.)

Die Organisation im Ganzen ist eine sehr harmonische und

glückliche. Keines der Einzelorgane ist in vorragend starkem oder schwachem, sondern die meisten sind in gutem vollem Maße vorhanden, wodurch die Bildung als eine allseitige und zugleich kräftige erscheint. Bei dieser Kräftigkeit kommt noch das lebendige, sanguinisch-nervöse Temperament sehr in Anschlag.

Hermann Kothe.

Im Einzelnen ist der Geschlechtssinn etwas über mittelmäßig, fast ziemlich groß. Da er mit guter Anhänglichkeit, auch überhaupt mit ziemlich großen höheren Gefühlen verbunden ist, so wird die Geschlechtsliebe nur in sofern wahren Genuß gewähren

und Seelenbedürfniß sein, als sie zugleich Liebe im höhern Sinne, d. i. auf Freundschaft, Achtung und Wohlwollen gebaut ist. Der Sinn der Anhänglichkeit ist ziemlich groß; Herr K. fühlt demzufolge das Bedürfniß der Anschließung, der Freundschaft, des gemüthlichen Familienlebens; Abgeschiedenheit, Einsiedlerthum ist das Gegentheil dessen, was ihn befriedigt. Dieser Zug der Gemüthlichkeit wird durch den für einen Mann ziemlich großen Sinn der Kinderliebe noch unterstützt. Der Kampfsinn ist ziemlich groß; trotz der Gemüthlichkeit ist daher der Charakter ein muthiger und männlicher; muthig auftreten, gegen eine Gefahr sich stellen, Schwierigkeiten überwinden, ist Herrn K. eine Freude, Der sogenannte Zerstörungssinn, welcher ziemlich groß ist, verstärkt wesentlich die Energie des Kampfsinns, indem er dem Charakter neben dem Muthe auch die Kraft des Ausführens, die Lust und den Fleiß des Schaffens gibt. Zufolge eben dieses Sinnes kann es, wenn derselbe sehr aufgeregt wird, leicht dahin kommen, daß Herr K. zürnt, heftig, böse wird. Doch gilt dies nicht für den Zustand geistiger Ruhe; denn wegen der überwiegenden Entwickelung der höhern Gemüthssinne liegt z. B. kaltes Hassen und Rachenehmen seinem Charakter sehr fern. Da der Verheimlichungssinn nicht eben schwach, aber auch nicht stark ist, so weiß Herr K. zu verschweigen, ohne daß jener vorragende Zug des Geheimthuns oder des instinktmäßigen übertriebenen Verbergens der Gefühle und Gedanken ihm eigen ist. Der Eigenthumssinn ist ziemlich groß oder groß; Herr K. ist also auf Erwerb bedacht, haushälterisch, sparsam. Dieser Zug muß sich um so gewisser finden, als auch die Vorsicht oder Sorglichkeit groß ist, ein Sinn, der uns an die Zukunft denken, die Dinge nicht zu leicht nehmen, überhaupt mit Ueberlegung und Umsicht handeln läßt.

Der Sinn des Selbstgefühls ist nicht mehr als ziemlich groß; also bildet der Stolz im tadelhaften Sinne (die Suffisance, die Selbstgenügsamkeit) jedenfalls keinen Charakterzug. Allein als Selbstvertrauen wird dieser Sinn doch nicht zu schwach auftreten, da er von einem ziemlich großen Sinne der Hoffnung,

von ziemlich großem Kampfsinne, und besonders auch von sehr gut entwickelten Denkkräften unterstützt ist. Dagegen ist die Beifallsliebe größer oder entschieden groß. Der Ehrgeiz, der nach Ruhm und Anerkennung strebt, ist also größer als der sich selbst genügende Stolz und bildet einen Charakterzug. Da sowol die Festigkeit als die Gewissenhaftigkeit ziemlich groß sind, so besitzt Herr K. Entschiedenheit und Beharrlichkeit im Handeln, verbunden mit einem edlen Sinne für Wahrheit und Recht oder Das, was man in der gewöhnlichen Sprache „Charakter" zu nennen pflegt. Zufolge des ziemlich großen Sinnes der Ehrerbietung hat Herr K. Gefühl für Autorität, für Anerkennung fremden Verdienstes, um so mehr, da der Sinn des Selbstgefühls nur mäßig groß ist. Der Sinn der Ehrerbietung ist zugleich der der Religiosität; das religiöse Gefühl als solches ist daher jedenfalls in gutem Maße vorhanden; ob aber Herr K. eine selbstbewußte religiöse Richtung, einen festgestellten religiösen Glauben habe, hängt davon ab, ob und wie die Denkkraft sich mit dem religiösen Gefühl abgefunden oder ausgeglichen hat. Daher der häufig bemerkte Wechsel der Ansichten über Religion bei einem und demselben Menschen in verschiedenen Lebensperioden; denn die Charakterzüge als solche sind und bleiben in jedem Menschen so ziemlich die nämlichen, aber die Ansichten können sich ändern. Der Sinn der Hoffnung ist ziemlich groß, beinahe so groß, wie der der Vorsicht; obgleich daher der Charakter ein sorglicher ist, so wird doch die Sorge in Herrn K. nicht zu trüber Aengstlichkeit vor der Zukunft; es waltet vielmehr, auch durch das lebhafte Temperament unterstützt, eher Zuversichtlichkeit vor, welche sich der Sorgen auch wol bisweilen entschlagen kann. Da der Sinn des Wohlwollens ziemlich groß ist, aber der Zerstörungssinn ebenfalls, so zählt Herr K. zwar zu den guten, aber keineswegs zu den überguten, d. i. sanften, weichen, schwachen Menschen, sondern neben der Güte macht sich die Kraft, bisweilen die Heftigkeit, oder wo es nöthig ist, die durchgreifende Strenge geltend. Auf den ziemlich großen Sinn der Nachahmung gründet sich eine gewisse Lebhaftigkeit der Darstellung, die Kunst, das Gefühlte

und Gedachte lebendig und anschaulich wieder zu geben. In demselben Maße ist der Sinn für Neues oder Wunderbares vorhanden, zufolge dessen der Geist nicht gern in den Kreisen des Alltäglichen oder einmal Bekannten stehen bleibt, sondern eine allgemeine Wißbegierde, einen Zug nach Ungewöhnlichem, Neuem, vielleicht Wunderbarem zeigt. Der Sinn für Ideales oder Schönes ist fast groß; der Charakter des Herrn K. gehört daher nichts weniger als zu den prosaischen, trockenen; das Streben nach Schönem, Edlem, Erhabenem, Poetischem ist ein vorwaltender Zug in ihm. Dagegen zählt Herr K., weil der Sinn für Scherz nur mittelmäßig entwickelt ist, nicht zu Denen, welche es lieben, die Dinge ins Lächerliche zu ziehen, oder welche nur im Scherzen sich gefallen.

Was die Sinne des Verstandes oder die Talente betrifft, so ist die Harmonie unter ihnen allen eine nicht gewöhnliche zu nennen, wie aus dem oben angegebenen Maße derselben zu erkennen ist. Nicht nur sind die Beobachtungs- oder Wahrnehmungssinne (deren Organe die Partie der untern Stirn ausmachen) unter sich im Gleichmaße, sondern diese Sinne im Ganzen genommen stehen auch mit den eigentlichen Denkkräften (deren Organe am obern Stirntheile gelegen sind), im besten Gleichgewicht. Daraus folgt, daß die Organisation des Herrn K. zu allen den verschiedenen menschlichen Geistesthätigkeiten oder Berufsarten, aber zu keiner derselben einseitig oder ausschließlich geschaffen ist. Doch ist hier natürlich nur von den Verstandeskräften oder Fähigkeiten als solchen die Rede, abgesehen von den Gefühlen und Neigungen, welche uns bestimmen, denselben diese oder jene Richtung oder Anwendung zu geben. Da bei Herrn K. die Sinne der höheren Gefühle und insbesondere der der Idealität sehr gut entwickelt sind, so wird er nicht eine trockene, gemüthlose Geistesthätigkeit lieben oder wählen, sondern eine solche, bei welcher die Sinne der Idealität und der übrigen Gefühle zugleich thätig sind und ihre Befriedigung finden. Wenn ich übrigens dem Geiste des Herrn K. eine einseitige Richtung oder Befähigung absprach, so gehört dahin z. B. nicht die zur Mnemonik; denn eben weil bei dieser Kunst die sämmtlichen Geistes-

kräfte in guten Maße vorhanden sein müssen, so könnte man ihn, weil er dieses Gleichmaß besitzt, und besonders auch mit Rücksicht auf sein lebhaftes und schnellkräftiges Temperament, einen geborenen Mnemoniker nennen.

Diese Organisation des Herrn K. ist darum noch besonders interessant, weil sie uns zugleich über das Wesen der Mnemonik Aufschluß gibt. Viele, welche die Gedächtnißlehre nicht näher kennen, glauben, daß nur Derjenige, welcher ausnahmsweise von der Natur mit einem außerordentlichen Gedächtnisse begabt sei, die Mnemonik erlernen oder Großes darin leisten könne. Allein dies ist nicht so. Obgleich Herr K., wie Jeder weiß, der ihn gehört hat, in der Gedächtnißkunst das Außerordentlichste leistet, so läßt sich doch mit Bestimmtheit behaupten, daß er seine Kunst nicht einer besondern Naturanlage verdankt, und daß sehr viele Menschen, welche jetzt nur ein gewöhnliches Gedächtniß besitzen, ebendasselbe, wie er leisten würden, wenn sie die Gedächtnißkunst so wie er erlernt und geübt hätten. Denn kein Einzelorgan, weder das des Wortsinns, noch das des Zahlensinns, noch das des Sachsinns rc. ist bei ihm besonders groß, also keiner der Sinne besonders stark, welche ein besonders großes Einzelgedächtniß, Wort-, Zahlen-, Sachengedächtniß rc. begründen würden. Mit einem Worte also, das Naturgedächtniß bei Herrn K. ist nach allen einzelnen Richtungen nur ein gewöhnliches und seine Stärke ist allein sein Kunstgedächtniß.

Wenn jedoch so die bestrittene Frage, ob die Mnemonik im Allgemeinen von Jedermann mit Erfolg erlernt werden kann, nur bejahend zu beantworten ist, so kann es andererseits nicht zweifelhaft sein, daß der eine Mensch vermöge seiner natürlichen Geistesbeschaffenheit viel mehr Talente zu diesem Studium hat, als der andere, und da die Phrenologie allein hierüber nähern Aufschluß geben kann, so mögen die zur Erlernung der Mnemonik erforderlichen Geisteseigenschaften hier kurz besprochen und so den Vielen, welche sich an den Leistungen des Herrn K. und anderer Mnemoniker staunend ergötzen, für ihre Wünsche, Aehnliches selbst zu leisten, das Horoskop gestellt werden.

Vor Allem kommt hier mehr die Beschaffenheit, als die Größe des Gehirns (mehr die Lebendigkeit und Beweglichkeit, als die Stärke oder das Vielfassende des Geistes) in Betracht. Ein Mensch langsamen Geistes, ein Phlegmatiker, und wenn er noch so talentvoll wäre, wird doch weit weniger zur Erlernung der Mnemonik geschickt sein, als ein Sanguiniker oder Choleriker, wenn dieser auch an sich kleinere Organe, geringere Talente besäße. Herr K. wurde in der Aneignung und wird jetzt in der Ausübung der Gedächtnißkunst durch ein sehr lebendiges, sanguinisch-nervöses Temperament ganz besonders unterstützt.

Ferner wird zur Erlernung der Mnemonik Jugend (ein noch bildsamer, elastischer Zustand des Gehirns) erfordert. In vorgerückteren Jahren, im vollendeten Mannesalter, kann man sich wol leicht neue Kenntnisse (wie die Regeln der Mnemonik), aber viel schwerer neue Fertigkeiten (wie die Anwendung jener Regeln) erwerben. Jedoch darf man nicht vergessen, daß es bisweilen Männer und Frauen schon in mittleren Jahren von noch so großer geistiger Jugend gibt, daß sie beim Erlernen der Mnemonik die leibliche Jugend kaum vermissen würden.

Ein weiteres wesentliches Erforderniß für den genannten Zweck ist außer einer nicht mangelhaften Entwickelung der sämmtlichen Verstandeskräfte besonders ein wenigstens ziemlich gutes Maß des Vergleichungsvermögens (des vergleichenden Scharfsinns, wie Gall es genannt), d. i. desjenigen Sinnes, welcher uns Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge leicht bemerken und auffinden läßt. Denn die ganze Gedächtnißkunst beruht hauptsächlich auf der schnellen und glücklichen Vergleichung, oder auf der Auffindung der Aehnlichkeit unter den Dingen und Begriffen. Wie alle übrigen Sinne, so ist auch dieser bei den einzelnen Menschen in sehr verschiedenem Maße vorhanden. Ist er in einem Falle zu schwach, so eignet sich der Mensch wenig zu Erlernung der Mnemonik, er mag in einzelnen andern Beziehungen mit noch so guten Talenten ausgestattet sein.

Ein letztes, aber nicht das unwichtigste Erforderniß ist ein tüchtiger, beharrlicher Fleiß in der Uebung der Mnemonik. Wie

das Spielen eines musikalischen Instruments, so lange wir noch keine Fertigkeit darin erlangt haben, uns keinen Genuß gewährt, sondern durch Schwerfälligkeit das Ohr unangenehm berührt, so gewährt die Kenntniß der Theorie der Mnemonik noch keinen praktischen Erfolg, keinen befriedigenden Genuß, sodaß Viele, weil ihrer Ungeduld die Anwendung der Regeln allzuschwer und mühsam scheint, die ganze Lehre als unpraktisch verwerfen. Erst dann kann die Mnemonik lohnend und wahrhaft nützlich sein, wenn die dabei erforderte sehr bedeutende Geistesarbeit durch Uebung eine gleichsam unwillkürliche geworden ist.

Wenn wir alles Dieses zusammennehmen, so werden wir uns nicht wundern, daß von den sehr Vielen, welche die Mnemonik durch Vorträge oder durch die Lesung eines Werkes kennen lernen, nur sehr Wenige sich dieselbe zu einem befriedigenden Gebrauch aneignen, wenn auch bei dem Einen mehr der eine, bei dem Andern mehr der andere der genannten Gründe wirkt. Es ist dies zu bedauern gegenüber dem hohen Grade von Vortrefflichkeit und Einfachheit, auf den die Mnemonik in der neuesten Zeit von Reventlow und Kothe gebracht worden ist, sodaß aus dieser Lehre ein großer Nutzen für die Erlernung aller der vielen Dinge, die man jetzt im Leben zu lernen hat, hervorgehen würde. Es gibt, wie mir scheint, nur einen Weg, die Mnemonik praktisch nützlich zu machen und allgemein zu verbreiten, nämlich: sie in den Schulen zu lehren. Und dazu wird es auch wol kommen, da das wahrhaft Gute früher oder später seine Aufnahme findet. Bei wöchentlich einer Lehrstunde könnten da im Verlaufe weniger Jahre außerordentliche Erfolge erzielt werden, und nicht nur die besten, sondern schon gewöhnliche Schüler würden es dahin bringen, wohin wir es in dieser Kunst jetzt nur von berühmten Mnemonikern gebracht sehen. Dabei kommt noch ein wichtiger Punkt in Betracht. Während die gewöhnliche Methode des mechanischen Auswendiglernens leicht den Geist, die Denkkraft schwächt, so ist das Vergleichungsvermögen oder der vergleichende Scharfsinn, welcher vorzüglich in der Mnemonik geübt wird, der hauptsächlichste Bestandtheil des menschlichen

Denkvermögens und Verstandes überhaupt, und es ist also die Uebung in der Mnemonik zugleich eine Uebung derjenigen Verstandeskräfte, welche wir zur Auffassung und Beurtheilung aller wissenschaftlichen Dinge vor Allem gebrauchen. Wie die Mathematik den Geist fest, bestimmt, logisch macht, so macht die Mnemonik den Geist lebendig, umsichtig, vielseitig.

Mein lieber Herr Dr. Scheve!

Sie wünschen das Resultat Ihrer an mir vorgenommenen phrenologischen Untersuchung der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ich habe dagegen schon deshalb nichts einzuwenden, weil Ihre Darlegung einen rein wissenschaftlichen Zweck verfolgt und überdies ganz geeignet ist, das noch immer in weiten Kreisen herrschende Vorurtheil, als bedinge die Mnemonik ein schon von Natur vortreffliches Gedächtniß, ziemlich klar zu wiederlegen. Ihre Schätzung der an mir entdeckten Neigungen, Geistessinne und Talente scheint mir nach sorgsamer Prüfung im Allgemeinen eine so richtige und genaue, daß ich schon hiernach einer Wissenschaft, die so in die Tiefen des menschlichen Geistes einzudringen vermag, eine nicht unbedeutende Zukunft wünschen muß und auch prophezeihen zu dürfen glaube.

Aufrichtig der Ihrige.

Hermann Rothe.

VII.

Psychologie und Phrenologie.

Zum Beginnen, zum Vollenden
Zirkel, Blei und Winkelwage;
Doch es stockt und starrt in Händen,
Leuchtet nicht der Stern dem Tage.

Goethe.

1. Der Philosoph Rosenkranz.

Es ist anziehend und belehrend, die verschiedenen Urtheile der deutschen Gelehrten über die Phrenologie kennen zu lernen. Während natürlich alle Phrenologen über die Hauptwahrheiten ihrer Wissenschaft — einer Naturwissenschaft — übereinstimmen und übereinstimmen müssen, so gehen die Ansichten aller Gegner dieser Lehre sehr weit auseinander.

Ein in seiner Art merkwürdiger Gegner ist der berühmte Hegelianer Rosenkranz. Dieser beginnt sein Urtheil über die Phrenologie in seinem Handbuch der Geisteslehre (S. 192) so:

„Den Geist, die absolute Thätigkeit, in dem todten Knochen suchen zu wollen, ist das Widersprechendste, was gedacht werden kann, aber dieser Zusammenhang beruht darauf, daß das Nervensystem der Träger des Geistes, und in ihm das Gehirn dessen Blüte ist. Das Gehirn ist nichts unveränderlich Festes. Die Hirnschale verändert sich, wie die vergleichende Anatomie zeigt, zugleich mit der Veränderung der Hirnbildung. Da nun der Mensch die ganze Natur ausmacht, so vereinigt auch sein Gehirn

alle Organe, welche bei den Thieren in einseitiger Schroffheit auftreten. Der Wandersinn der Zugvögel, die Nachahmungslust des Affen, die grausame Gefräßigkeit der Raubthiere u. s. f. drückt sich in ihrer Hirnbildung einseitig aus, und wird also bei den Menschen sich in ähnlichen Bildungen darstellen. Der Mensch ist dem Menschheitsbegriffe nach unendlich, aber als Einzelwesen ist er beschränkt, und zwar ist es die Natur, welche ihm bestimmte Grenzen anweist. Ein Jeder empfängt besondere Anlagen als angeborene; seine Freiheit kann dieselben mehr oder weniger ausbilden, aber weder vernichten, noch andere an ihre Stelle setzen. Der Schädel ist in den ersten Kinderjahren vorzüglich, allein auch späterhin noch weich; der Knochen erhärtet völlig erst mit der völligen Reife der Mannbarkeit. Unstreitig ist nun das Gehirn, dieses so sorgfältig in den Felsentempel des Schädels eingegossene, so mannigfaltige Organ nicht auf jedem Punkte in seiner Wirksamkeit dasselbe. Die Thätigkeit des Geistes, so schließt man, wird sich also nach ihrer Verschiedenheit auch entsprechend in den verschiedenen Theilen des Gehirns äußern. Aber durch die Thätigkeit wird ein Organ stärker. Folglich wird die Hirnschale durch die Erstarkung eines ihrer Organe verändert werden, eine Veränderung, welche nur die Form einer Erhöhung annehmen kann. Der in sich wühlende Geist wirft einen „Maulwurfhügel" nach dem andern auf. Durch die Erhöhung entsteht unmittelbar auch eine Vertiefung, und es kommt somit darauf an, aus den Hebungen und Senkungen der Hirnschale die Anlagen eines Menschen und den Grad ihrer Ausbildung zu erkennen. — Von Seiten der vergleichenden Anatomie und Physiologie hat die Phrenologie ihr vollkommenes Recht; denn die Zunahme der geistigen Fähigkeiten und die Verschiedenheit derselben in der Gestaltung der Kopfhöhle, also eine Bedeutung der Erhöhungen am großen oder kleinen Gehirn, läßt sich nicht leugnen."

Wenn der Phrenolog seine Wissenschaft mit kurzen Worten erklärend und vertheidigend schildern wollte, er könnte es kaum besser thun, als es hier von Rosenkranz geschehen ist. Allein Rosenkranz bleibt nicht fest bei diesem seinem Urtheil stehen, so

entschieden es auch lautet. Er ist Philosoph, und als solcher kennt er etwas Höheres, als die vergleichende Anatomie und Physiologie, in der, wie er zuletzt sagt, die Phrenologie ihr Recht hat. Dieses Höhere ist die Unfehlbarkeit seiner Schule, seines Systems. Er fährt nämlich unmittelbar nach den mitgetheilten Worten so fort:

„Und doch sagt Hegel: die Physiognomik, vollends aber die Kranioscopie zu Wissenschaften erheben zu wollen, ist einer der leersten Einfälle, die es geben konnte, noch leerer als eine signatura rerum, wenn aus der Gestalt der Pflanzen ihre Heilkraft erkannt werden sollte. Auch in der Phänomenologie hat Hegel ein langes humoristisches Capitel dagegen geschrieben.“

Rosenkranz steht jetzt zwischen der von ihm eben als wohlbegründet anerkannten Phrenologie und zwischen dem Ansehen seines Meisters, der dieselbe spottend verwirft — rathlos, sollte man meinen — mitten inne. Allein diese Stellung gibt ihm blos Gelegenheit zu zeigen, was die Philosophie vermag: nämlich Alles, was sie will. Denn die Philosophie (in der schlimmen Bedeutung) ist das gerade Gegentheil der Naturwissenschaft, weil nichts in ihr feststeht, weil man darin Alles behaupten und Nichts beweisen kann. Rosenkranz beeilt sich daher wieder gut zu machen, was er gegen seine Schule gefehlt. Dieser zugewendet erklärt er, daß die zu Gunsten der Phrenologie von ihm gesprochenen Worte nicht so zu verstehen seien, wie sie lauten, und bekräftigt diese Behauptung durch Blicke der Geringschätzung, die er auf jene zurückwirft. Hier einige Sätze aus Rosenkranz' weiterer Rede.

„Der Grundmangel Gall's und Spurzheim's war ihre jämmerliche Geisteslehre und Philosophie; man kann in der That nichts Verwirrteres und Seichteres denken, als diese ganz äußerliche Zerstückelung der geistigen Fähigkeiten, welche man auf den geduldigen Schädelknochen vertheilte.“ Oben spricht Rosenkranz selbst von dem Wandersinn der Zugvögel (Ortsinn), der Nachahmungslust der Affen, der Grausamkeit der Raubthiere (Zerstörungssinn), welche die Phrenologie als Grundvermögen mit ihren Organen nachgewiesen hat. In diesen wenigstens findet

er also nichts Verwirrtes und Seichtes. Sind aber, frage ich, die übrigen phrenologischen Vermögen anderer Natur? Wer könnte in der Nachweisung eines Vermögens der Kinderliebe, oder des Kampfsinnes, des Erwerbtriebes, des Wohlwollens, des Tonsinnes, des Farbensinnes ꝛc. Grund finden, Gall und den Phrenologen Verwirrtheit und Seichtheit vorzuwerfen?

Jedoch Rosenkranz geht noch näher auf seinen Vorwurf ein, indem er ein Beispiel nennt. „Wie sollte z. B. — sagt er — der Größensinn und der Zahlensinn besondere Organe für sich haben, da doch die Zahl nichts anderes ist, als die bestimmte Größe?“ Dieser Einwand klingt scharfsinnig, aber diese Art Scharfsinn ist in der Phrenologie, einer Naturwissenschaft, ohne Geltung. Sollten Rosenkranz nicht aus der Geschichte der Naturwissenschaften viele Fälle bekannt sein, wo die Natur der scharfsinnigsten Voraussetzungen der Philosophen gespottet? Den Lehrern sind die Beispiele nicht fremd, wo ein Knabe ein großes Rechnentalent, aber ein geringes Talent für geometrische Studien, oder umgekehrt, hatte. Ein armer Knabe in England, erzählt Combe, zeichnete sich durch ein ungewöhnliches Rechnentalent aus. Einige Menschenfreunde unterstützten ihn, damit das Talent seine Stelle finde, und bestimmten ihn zum Ingenieurfach. Combe, der den Knaben phrenologisch untersuchte, fand, daß der Zahlensinn sehr stark, der Größensinn dagegen, der das Talent des Ingenieurs mit bedingt, sehr schwach entwickelt war. Seine Voraussagung, daß der Knabe den gehegten Erwartungen nicht entsprechen werde, ging so weit in Erfüllung, daß er aus Mangel an Talent vom Ingenieurfach zurücktrat.

„Die Schädellehre vergißt,“ sagt Rosenkranz weiter, „daß der Geist es ist, welcher den Menschen vom Thier unterscheidet, und daß er, obschon das Gehirn ihm die Bedingung seiner Entwickelung ist, dasselbe doch keineswegs zum Grunde seiner Thätigkeit hat. Der Grund ist vielmehr er selbst in seiner einfachen, an und für sich vom Organismus freien Persönlichkeit.“ Hier nennt Rosenkranz den Geist frei vom Gehirn, ohne weitere Einschränkung. Oben hat er, der Wahrheit entsprechender, gesagt,

daß besondere Anlagen angeboren — mit dem Gehirn gegeben — seien, daß die Freiheit dieselben mehr oder weniger ausbilden, aber weder vernichten, noch andere an ihre Stelle setzen kann; daß das Gehirn des Menschen alle Organe, welche bei den Thieren in einseitiger Schroffheit auftreten, vereinigt, daß die Erhöhungen des Gehirns unleugbar ihre Bedeutung haben.

„Diese Freiheit," fährt Rosenkranz fort, „macht es unmöglich, die einzelnen Erhöhungen des Schädels und die unter ihnen verborgenen Organe mit Bestimmtheit auf die einzelnen Geistesthätigkeiten zu beziehen." Rosenkranz, der sich hier nicht geistreicher zu helfen weiß, versteckt sich hinter das Wort „mit Bestimmtheit". Aber wenn, wie er oben gesagt hat, die einzelnen Gehirntheile ihre bestimmten Verrichtungen haben (welche die Erhöhungen des Schädels verursachen), so hat es keinen Sinn zu sagen, daß diese bestimmten Verrichtungen mit Bestimmtheit zu erforschen unmöglich sei.

„Das Gehirn, also auch der Schädel, zeigt eine Aehnlichkeit mit dem ganzen Körper, wie mit dem Antlitz. Im Körper unterscheiden sich Unterleib, Brust und Kopf, als die Gegenden des Gemeinen oder Sinnlichen, des Gemüthlichen und des Geistigen. Ebenso gliedert sich das Antlitz; das untere bewegliche drückt die Sinnlichkeit, das mittlere halbbewegliche die Gemüthlichkeit, das obere fast bewegungslose die Intelligenz für sich aus. So ist nun auch das hintere Gehirn der Sitz der Sinnlichkeit, das mittlere der der Gemüthlichkeit, das vordere der des Geistes. Soweit kann man nach Aehnlichkeitsschlüssen mitgehen." Also (meint Rosenkranz) soweit die Sache auf der offenen Hand liegt, soweit sie kein mühsames Naturstudium erfordert, und man am Studirtische über sie aburtheilen kann, soweit kann man, d. h. können wir Philosophen, mitgehen. Er vergißt, daß er oben schon viel weiter mitgegangen ist.

„In England und Frankreich macht die dort herrschende schlechte Geisteslehre das Ansehen der Phrenologie erklärlich." Oder, so meine ich, in Deutschland erklärt der schlechte Zustand der Geisteslehre den Kampf gegen die Phrenologie.

„So gerecht nun,“ so schließt Rosenkranz, „der Kampf gegen die Kranioscopie ist, wenn sie auf die Zufälligkeiten der Schädelbildung sich gründet, so wird doch dadurch die allgemeine Wahrheit derselben nicht aufgehoben.“ Unter dieser allgemeinen Wahrheit versteht Rosenkranz jene Dreitheilung des Gehirns. Rosenkranz stellt hier auffallend unlogisch das „Zufällige“ und das „Allgemeine“ sich gegenüber. Er hätte dem Allgemeinen gegenüber vom Besonderen sprechen müssen. Das Allgemeine muß aber sein Besonderes haben, es besteht ja aus ihm. Das Besondere ist daher um nichts zufälliger, als das Allgemeine. Und was ist in unserem Fall das Besondere anderes, als was Rosenkranz oben Wandersinn der Zugvögel, Nachahmungslust der Affen ꝛc. nennt?

2. Ein Gelehrter der Schweiz.

In St. Gallen, wo ich vor sehr zahlreichen Zuhörern über Phrenologie Vorträge hielt, brachte der „Erzähler“ vom 5. Oct. 1849 folgende Zeilen von einem ungenannten Verfasser, wie ich später erfuhr, von einem geachteten Gelehrten.

„Phrenologisches. Dr. Scheve hat vorgestern einen Vortrag über Kranioscopie gehalten, in welchem er dieses Studium nicht nur als eine interessante naturgeschichtliche Curiosität oder Sammlung von mehr oder minder erklärten Beobachtungen dem Publikum empfahl, sondern es vielmehr verkündigte als eine „Entdeckung“, eine „Methode“, als die geschmähte und verfolgte Wahrheit selbst. Schädellehre soll gleichbedeutend sein mit Seelenlehre und Menschenkenntniß. Die bisherige Behandlung der Psychologie als eine der moralischen Wissenschaften wurde Stubengelehrsamkeit und Speculation genannt (obwol Phrenologie ohne Philosophie gar keinen Sinn hat, und während ihres kurzen Bestehens selbst schon vielerlei Systeme erlebte). Wir haben uns dabei unwillkürlich erinnert, daß Professor Scheitlin fast 30 Jahre Psychologie als ein Lieblingsfach in St. Gallen gelehrt hat, und zwar auf die erwähnte hergebrachte Weise; denn er war nicht Phrenolog. Der gegenwärtige Lehrer der Philosophie am Gym-

nasium soll kein Phrenolog sein, und seine Schüler, falls solche zuhörten, werden sich verwundert haben, ihn als einen Kerl, der speculirt (nach Goethe's Ausdruck), auf die dürre Heide gesetzt zu sehen. In der Kantonsschule richtet man sogar einen neuen Curs der Philosophie eben jetzt ein, und Herr Dekan Greith, der die Psychologie zu lehren gedenkt, ist unseres Wissens auch nicht Phrenolog. Alles unnütze Arbeit, nach Herrn Scheve! Man glaubte eben bisjetzt, das psychologische Material lasse sich aus Beobachtungen an sich selbst und bei Andern, aus Geberden, Worten und Werken, ferner in Irrenhäusern und Strafanstalten, aus der Geschichte und den Dichtern schöpfen (nicht gerade immer mit den Fingerspitzen, sondern mit offenem Geist, Ohr und Auge), und müßte dann rationell verarbeitet sein. Und wer hat uns gelehrt, die Jugend naturgemäßer unterrichten, die Verbrecher richtiger beurtheilen, die Irren vernünftiger behandeln, wodurch hat der Hexen-, Geister- und Teufelsglaube aufgehört? Durch die gemeine Psychologie, weder durch Gall noch durch Spurzheim. Dürfen wir endlich, als Schweizer, nicht auch daran erinnern, daß der Ruhm einiger unserer größten Schriftsteller in der gemeinen Seelenkenntniß beruht? Wir nennen nur den Genfer Bonnet, den Berner Bonstetten (beide Schriftsteller in der Psychologie), Rousseau in den Confessionen und dem Emil, Pestalozzi in allen seinen Schriften, Lavater den Physiognomen, Scheitlin in der Thierseelenkunde, Zschokke in der Selbstschau, den ächten Psychologen Bitzius u. A. m. Keiner dieser Männer gehört zur Zunft der Phrenologie. Dies alles bemerken wir nicht, als wäre etwas damit gegen die Phrenologie gesagt, von der hier gar nicht die Rede ist, und welche die Physiologen beurtheilen mögen; aber warum bleibt diese (problematische) Lehre nicht in ihren Grenzen?"

Ich gab hierauf in demselben Blatte die folgende

„Entgegnung. Im vorigen Blatte des Erzählers findet sich ein kleiner Artikel gegen die Phrenologie oder gegen meine Weise ihrer Darstellung, aus dem ich ersehe, daß im Verfasser ein Gegner der Phrenologie mir das Vergnügen gemacht hat,

meine erste Vorlesung zu besuchen. Wenn derselbe auch meiner gestellten Bitte, die ganze Darstellung vor einem zu gebenden Urtheil abzuwarten, nicht entsprochen hat, so stimmt dies doch zu sehr mit der Weise aller Gegner dieser Wissenschaft, welche dieselbe näher kennen zu lernen sich nicht leicht die Mühe nehmen, überein, als daß ich mich besonders darüber beschweren dürfte.

Mein Gegner — ich hätte ihn lieber mit Namen genannt — würde sich, wie er andeutet, gern mit der Phrenologie befreunden, wenn dieselbe nicht Geisteslehre selbst sein wollte, sondern neben oder hinter der Geisteslehre als Schädellehre einherginge.

Allein sollte mein Gegner in der That nicht wissen, daß das Wort Phrenologie zu deutsch nichts anderes als eben Geisteslehre bedeutet, und daß Gall und alle folgenden Phrenologen gegen das Wort Schädellehre, als eine unrichtige Vorstellung von der Wissenschaft gebend, protestirt haben? (Carus, der einzige, welcher sich selbst Bekenner einer Kranioscopie oder Schädellehre nennt, ist ein Gegner der Phrenologie.) Wie sonderbar ist es also von meinem Gegner, mir einen Vorwurf daraus zu machen, daß ich in meinen Vorträgen lehre, die Phrenologie sei das, was sie sich nennt, eine Geisteslehre!

Wenn nun beide, sowol die bisherige Geisteslehre, als die ihr entgegenstehende Phrenologie, die wahre Geisteslehre zu sein behaupten, so ist die große Frage die, welche der beiden die wahre sei.

Natürlich fehlt mir hier der Raum, diese Frage erschöpfend zu erörtern. Aber wenn ich die bisherige Geisteslehre eine verfehlte oder nicht wissenschaftliche nenne, so genügt als Beweis für diese Behauptung eigentlich schon die eine Thatsache, daß keiner der bisherigen Geistesforscher mit dem andern auch nur in den ersten Hauptsätzen der Wissenschaft, in der Lehre von den Grundvermögen des Geistes, übereinstimmt, daß der eine mehr, der andere weniger, der eine diese, der andere jene Grundvermögen annimmt. Die Phrenologie aber, im Gegensatze damit und in Harmonie mit allen andern Naturwissenschaften, stimmt schlechthin in allen Hauptsätzen der Wissenschaften mit sich

selbst überein, d. i. von Gall an hat kein Phrenolog andere Grundvermögen des Geistes angenommen, als der andere, wie dies ja auch gar nicht möglich wäre; denn es kommt hier nicht, wie in der bisherigen Geisteslehre, auf ein beliebiges (philosophisches oder speculatives) Annehmen an, sondern auf ein durch die Thatsachen der Natur zu bestätigendes Entdecken oder Auffinden der einzelnen Grundvermögen. Wenn einmal ein Grundvermögen des Geistes und sein Organ durch Tausende von Thatsachen als solches nachgewiesen ist, so ist es nicht möglich, daß auch nur ein einziger unter allen Phrenologen über dasselbe abweichender Ansicht sei, gerade so wenig, als es möglich wäre, daß die Chemiker oder die Physiker über die Grundwahrheiten ihrer Wissenschaft verschiedener Ansicht wären. Freilich gibt es auch bestrittene Punkte in diesen Wissenschaften, wie auch in der Phrenologie, aber den Grundstock aller dieser Naturwissenschaften bildet eine große Zahl feststehender und unbestrittener, unter allen Männern vom Fache allgemein als solcher anerkannter Wahrheiten.

Diese Ueberlegenheit der Phrenologie über die bisherige Geisteslehre konnte aber meinem Gegner nicht unbekannt sein. Was thut er nun, um der Phrenologie diese Ueberlegenheit zu nehmen? Er begeht — leider muß ich ihn dessen anklagen — eine Fälschung, er täuscht den Leser durch eine Unwahrheit; er sagt nämlich, „daß die Phrenologie während ihres kurzen Bestehens schon vielerlei Systeme erlebte." Es gibt nichts Unwahreres als diese Behauptung. Die siebenundzwanzig Grundvermögen des Geistes und ihre Organe, die zuerst Gall entdeckt und nachgewiesen, sind ohne eine einzige Ausnahme von allen folgenden Phrenologen als in der Wahrheit begründet erkannt und anerkannt worden. Nur noch einige Grundvermögen mehr wurden nach Gall entdeckt. Ueberhaupt gibt es in der Phrenologie, wie in allen andern Naturwissenschaften, und kann es gar keine verschiedenen Systeme geben, welche in den Grundwahrheiten der Wissenschaft von einander abwichen. Diesen Ruhm der Systemmacherei und des Systemwechsels kann nur

die bisherige oder speculative Geisteslehre für sich in Anspruch nehmen.

Was nun noch die berühmten Namen betrifft, mit denen mein Gegner die bisherige Geisteslehre wie mit einer undurchdringlichen Schutzmauer zu umgeben glaubt, so ist darüber Folgendes zu sagen. Es ist ein großer Unterschied zwischen der Beschreibung und Erklärung der menschlichen Geistesthätigkeiten. Der Geistesforscher (Psycholog), indem er die Geistesthätigkeiten nur beschreibt, steht auf demselben Standpunkt mit dem Dichter, dem Romanschreiber, dem Historiker. Die bisherigen Psychologen nun waren zum Theil Meister in der Beschreibung der Geistesthätigkeiten, aber kein einziger hat vor Gall dieselben zu erklären vermocht. Man suchte immer und immer nach dieser Erklärung (jedes sogenannte System der bisherigen Geisteslehre, d. i. jedes neue Aufstellen von Grundvermögen des Geistes war ein solcher Versuch), aber man fand diese Erklärung nicht (jedes der Systeme zeigte sich als ein verfehltes). Dieses vergebliche Streben nach dem unerreichten Ziele hat Schiller in den Worten geschildert:

Alles will jetzt den Menschen von Innen, von Außen ergründen;
  Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der wüthenden Jagd?
Dich zu fangen ziehen sie aus mit Netzen und Stangen:
  Aber mit Geistestritt schreitest du mitten hindurch.

Ja ich könnte meinem Gegner eine große Anzahl berühmter Psychologen selbst nennen, welche alle laut beklagten, daß die Geisteslehre so wenig wirkliches Wissen biete, daß es an der Erklärung der Geisteserscheinungen, z. B. der Widersprüche im menschlichen Gemüthe, des theilweisen Blödsinns, des theilweisen Wahnsinns u. s. w. fehle. Erst die Phrenologie hat durch die Auffindung der wahren Grundvermögen des Geistes diese Erklärung gegeben, und deswegen darf man erst die Phrenologie die wahre Wissenschaft des Geistes nennen.

Ich kann diesen Unterschied des Beschreibens und des Erklärens in einer Wissenschaft meinem Gegner durch ein Beispiel vielleicht noch anschaulicher machen. Vor Copernikus gab es be-

kanntlich schon eine sogenannte Wissenschaft der Sternkunde. Man beobachtete die Bewegung der Himmelskörper, man sagte die Sonnen- und Mondfinsternisse voraus, und viele gelehrte Männer erwarben sich großen Ruhm durch ihre Forschungen auf diesem Felde des Wissens. War aber darum die Sternkunde, welche den Himmel und die Sonne sich um die Erde drehen ließ, eine wahre Wissenschaft? Nein, denn die richtige Erklärung der beobachteten und beschriebenen Thatsachen fehlte. Erst Copernikus, indem er die Bewegung der Erde um die Sonne lehrte, gab so die richtige Erklärung der Thatsachen, erhob so die Sternkunde zur Wissenschaft."

3. Scheidler.

Weil die Psychologie eine philosophische, keine Naturwissenschaft ist, so sind alle Psychologen Systematiker. Sie lassen sich im Allgemeinen in zwei Classen theilen, in selbstschaffende (originale) Systematiker, und in solche, welche sich begnügen, die Wissenschaft nach bester Wahl aus dem vorgefundenen Stoff darzustellen (eklektische Systematiker). Wie leicht zu vermuthen, kommen die Psychologen, wenn sie nur denkende Männer sind, in dem Maß der Wahrheit näher, oder besser, schweifen sie in dem Maß weniger weit von der Wahrheit ab, als sie weniger original sind. Denn wo, wie in der Psychologie, nicht die Naturbeobachtung, sondern die Speculation die Führerin der Forschung ist, da gibt es auch gegen die ärgsten Verirrungen der fessellosen Phantasie keine Bürgschaft, wogegen die wählende Urtheilskraft solche Verirrungen leicht erkennt und vermeidet. Als einer der wenigst originalen und dabei als ruhig verständiger Systematiker erscheint mir Scheidler in seinem Werk über die Psychologie (Darmstadt 1833, 2. Ausg.). Dieses kann daher als eine Durchschnittsdarstellung ihres jetzigen Zustandes gelten, d. i. als eine Schilderung ihres neutralen, rings von unzähligen Ausschweifungen begrenzten Gebietes. Weil aber dieses Gebiet ein an wissenschaftlichen Ergebnissen gänzlich leeres ist, so kann Scheidler's Verdienst natürlich nur ein negatives sein.

Was die Methode der Forschung betrifft, so betrachtet Scheidler, wie alle Psychologen, die Selbstbeobachtung als den ersten und eigentlich einzigen Weg der Forschung. Man spricht zwar in der Psychologie auch von einer „Beobachtung Anderer", aber nur als von einer Ausnahme, in Fällen, wo die Selbstbeobachtung nicht ausreichend oder nicht unbefangen genug scheint, z. B. beim Zustande des Zornes. Der Gedanke an eine Vergleichung der Charakterverschiedenheit blieb hier natürlich ebenso fern, als bei der Selbstbeobachtung selbst. Scheidler sagt (S. 278): „Die Hauptquelle der Psychologie ist die Selbstbeobachtung, innere Erfahrung, die Auffassung der Thatsachen des eigenen Bewußtseins, sodann die (auf Analogie gebaute) Beobachtung Anderer, namentlich für solche Seelenzustände, wobei eigene Beobachtung nicht stattfinden kann." S. 236. Anm. 2: „Der Sprachgebrauch beschränkt, wie bei den Wörtern Anatomie, Physiologie, Therapie, Pathologie u. s. w. die Psychologie auf die menschliche Seele, und dies mit um so größerm Recht, als von einer wissenschaftlichen Seelenkunde der Thiere bei dem Mangel aller eigentlichen Basis (Selbsterkenntniß) nie die Rede sein kann." Damit ist also das große, so höchst wichtige Feld der Seelenforschung, das der thierischen Seelenerscheinungen, gänzlich von der Wissenschaft ausgeschlossen! Hat Scheidler nicht an die vergleichende Anatomie u. s. w. gedacht? Er setzt hinzu: „Jedoch lassen sich einige allgemeine psychische Gesetze (z. B. der sogenannten Ideenassociation, des Gedächtnisses, der Triebe oder Begierden u. s. w.) allerdings auch auf die thierischen Seelenerscheinungen anwenden." (!)

Von der wissenschaftlichen Begründung der Psychologie sagt Scheidler (S. 22): „Jeder Mensch hat von sich selbst eine gewisse Kenntniß seines Innern: er weiß z. B., daß er nicht nur, wenn seine Sinne gereizt werden, verschiedene Empfindungen erhält, sondern auch, daß er selbst bei Verschlossenheit des äußeren Sinnes verschiedene Vorstellungen zu erzeugen vermag; ferner, daß gewisse Dinge ihm angenehme, andere unangenehme Gefühle erregen u. s. w. Diese unmittelbare Kenntniß unseres

eigenen Innern ist aber nicht schon Psychologie. Daß sie dieses werde, dazu wird

erstens eine möglichste Vollständigkeit und das Fixirthaben jener Vorstellungen in bestimmten Begriffen erfordert. Die einzelnen Seelenerscheinungen müssen mit einander verglichen, das Gemeinschaftliche in Gruppirungen vereinigt oder unter Begriffe gebracht werden (z. B. Sinnesanschauung, Gedächtniß, Einbildungskraft, Denken, Witz, Scharfsinn, Tiefsinn, Genie, Gefühle, Affekte, Begierden, Leidenschaften, Charakter u. s. w.), weil nur durch Hilfe dieser in Begriffe gefaßten Erkenntniß eine Uebersicht des Ganzen, sowie Fixirung der Erkenntniß im Gedächtniß und Mittheilbarkeit derselben an Andere möglich wird. Dies ist jedoch nur das eine und erste Geschäft, zu welchem sodann noch

das zweite, die Zurückführung dieses Mannigfaltigen auf die ihm zum Grunde liegende Einheit, oder die Erklärung der psychischen Thatsachen aus ihren Gesetzen, hinzukommen muß, wenn eigentliche Wissenschaft von der menschlichen Seele entstehen soll. Es genügt mithin nicht die historische Auffassung, daß wir z. B. empfinden, uns erinnern, mit Bildern spielen, fühlen, begehren; sondern es muß gezeigt werden, warum dies sich so zuträgt, oder welches sind die Gesetze z. B. des Erkennens durch den Sinn, oder die des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, des Denkens, der Gefühle und Triebe u. s. w."

Allein die beiden Stufen, auf die hier Scheidler die Psychologie erhebt oder zu erheben sucht, sind nicht vorhanden, und die Psychologie sinkt bei näherer Betrachtung von dieser Höhe ganz herab. Die erste Stufe — das Fixiren der psychologischen Vorstellungen in Begriffe — ist nicht die Schöpfung und das Verdienst der Psychologie, sondern der Sprache. Die Psychologen begnügten sich, die Bedeutung der Worte zu erklären, in welche die schaffende Sprache längst die Begriffe der Seelenthätigkeiten gefaßt. Ein Beweis dafür ist schon darin gegeben, daß die Psychologie, je nachdem ein Werk über dieselbe in dieser oder jener Sprache geschrieben war, allemal mehr oder weniger

als eine andere erschien. Gerade die für den Standpunkt der Psychologie wichtigsten Worte, die der höheren Begriffsstufen, sind in den verschiedenen Sprachen nie ganz übereinstimmend, sich nie ganz entsprechend. Man übersetze z. B. die Worte Geist, Gemüth, Talent, Verstand, Vernunft, Scharfsinn, Tiefsinn, Trieb u. s. w. in's Französische, Englische oder Lateinische. Des Gegensatzes wegen vergleiche man in dieser Hinsicht mit den psychologischen Werken die in verschiedenen Sprachen geschriebenen Werke über Phrenologie (oder über irgend welche andere Naturwissenschaft). In der Phrenologie ist die Sache überall die gleiche; denn ihr gegenüber dienen nur die Worte, welche in der Psychologie herrschen.

Auf der ersten Stufe also, die Scheidler für die wissenschaftliche Psychologie in Anspruch nimmt, steht schon jeder Gebildete als solcher, indem er von den Begriffen Gedächtniß, Gefühl 2c. deutliche Kenntniß hat. Diese Stufe kann daher nicht das Eigenthum irgend eines besonderen wissenschaftlichen Gebietes sein.

Die zweite Stufe aber, welche scheinbar dem Forscher weit mehr und Namhaftes bietet, ist nicht minder leer an wahren Ergebnissen. Wann und von wem ist das große Ziel erreicht, sind die Gesetze der Geistesthätigkeiten aufgefunden worden? In welchen unbekannten Werken sind diese Schätze des Wissens niedergelegt? Nein, der gelehrte Psycholog hatte bisher von dem Warum und Wie des Denkens, der Gefühle, der Leidenschaften keine tiefere Kenntniß, als jeder Denkende, der niemals einen Blick in ein psychologisches Werk geworfen. Es ließen sich auch, Scheidler gegenüber, eine Reihe von Aussprüchen älterer und neuerer Psychologen zusammenstellen, welche die Psychologie als eine in den Ergebnissen der Forschung sehr arme Wissenschaft bezeichnen.

Was Scheidler in den mitgetheilten Worten von der „Zurückführung des Mannigfaltigen auf die ihm zum Grunde liegende Einheit" sagt, löst zugleich treffend das ganze Räthsel des bisherigen Zustandes der Psychologie und ihres jetzigen gedanken-

losen Kampfes gegen die Phrenologie. Doch es sei mir erlaubt, hier statt einer trockenen Ausführung das folgende Bild zu geben.

Zunächst der breiten Straße steht das große Wundergebäude. Nur dessen kleine Vorderseite mit fünf verschiedenen architektonischen Feldern ist der Straße zugewendet. Rings steigen Anhöhen auf, welche die übrigen Seiten des Gebäudes den Augen der Wanderer entziehen. Das offene Thor ladet zum Eintritt in's Innere ein. Viele Tausende der Pilger führte von jeher ein natürlicher, unwiderstehlicher Drang in das Gebäude, um die Wunder seiner Baukunst kennen zu lernen, zu studiren. Nirgends, so scheint es, kann dieses Studium besser und gründlicher geschehen, als im Innern des Gebäudes selbst. Den Grundriß, die Idee des Fundaments vor Allem wünscht und trachtet man zu kennen; denn damit, so scheint es, ist das Räthsel des Baues selbst gefunden. Und im langen Laufe der Zeiten glaubten schon gar viele forschende Männer den Grundriß erkannt und ausgefunden zu haben, immer mit künstlichen Strichen, was sie dafür hielten, aufzeichnend. Allein — die Gänge des Gebäudes sind dunkel und wunderbar verschlungen. Die Lösung der Aufgabe war allzuschwer, sie ist keinem der Forscher bisher gelungen. Jeder der vielen aufgezeichneten Grundrisse ist wesentlich ein anderer, zum sicheren Beweise, daß keiner der richtige ist.

Siehe! vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert zog die Straße ein Mann, von Nation ein Deutscher, dem Gott den Funken des Genies in die Seele gelegt. Auch er betrachtete das Wundergebäude. Jung und unbefangen, achtete er nicht des betretenen Weges und der ernsten Männer, die darauf zu dem Thore des Gebäudes zogen; er stieg kecken Muthes auf steilem abgebrochenen Pfade, den kein menschlicher Fuß vor ihm betreten, seitwärts zur Höhe und betrachtete von hier aus das Gebäude. Der Anblick, wunderbar und herrlich, überwältigte, verwirrte ihn zuerst; aber bald gewöhnte sich sein Auge an die fremden Formen. Er versuchte, Einiges von dem, was er sah, einzelne Theile oder Seiten des umfangreichen Gebäudes in farbenreichen, treu entworfenen Bildern wiederzugeben. Viele, denen er die Bilder

zeigte, bewunderten sie, aber jene ernsten Männer, als sie die bunten Farben und keine mit dem Lineal und dem Zirkel gezogenen Linien sahen, wendeten sich geringschätzend davon ab. Der Entdecker des Pfades stieg fort und fort darauf zum Studium des Baues zur Höhe, lange von keinem der trägen Wanderer begleitet. Ein Genosse endlich und dann bald mehrere und mehrere theilten mit ihm Mühe und Genuß. Schon ist der Weg gangbarer geworden, und obgleich jener kühne Erste, nachdem er sein Leben dem Schauen der Wahrheit gewidmet, mit dem Lorbeerkranze auf dem greisen Haupte bereits seine irdische Reise vollendete, so ist doch schon die Zahl der fleißigen und treuen Pilger des neuen Weges eine große und immer wachsende.

Die Männer der alten Weise des Forschens, des Forschens nach dem Grundriß des Gebäudes, die diese Weise durch Zeit und Herkommen für geheiligt, für die einzige wahre und mögliche halten, blicken mit Unwillen und Verachtung auf jene Neuerer hin, sie Leute ohne philosophischen Sinn, ohne Gründlichkeit nennend. Wozu, rufen sie, die bunten, abgerissenen Bilder von den einzelnen Theilen des Gebäudes, wozu die Zersplitterung, die Zerrissenheit, da wir nach der Einheit streben müssen!

In der That, man irrt nicht, wenn man das Räthsel des bisherigen merkwürdigen Zustandes der Psychologie in der Ansicht aller Psychologen von der Einheit des Geistes gelöst findet. Alle hielten die Einheit und die Mannigfaltigkeit des Geistes für in sich widersprechend und meinten so, die letztere gegen die erstere aufheben, sie in dieselbe verwandeln zu müssen. Man kann die Einheit und die Mannigfaltigkeit des Geistes zweien gleichlaufenden Linien (Parallellinien) vergleichen. Statt daß in der Phrenologie der Raum zwischen den zwei Linien gleichsam die Straße oder das Gebiet der Wissenschaft ist, so suchten die Psychologen die beiden Linien in eine zu verwandeln, oder sie leugneten das Dasein bald der einen bald der andern. Dadurch ging natürlich das ganze Gebiet der Wissenschaft, alle Möglichkeit der Ergebnisse verloren. Theils diese unendliche Leere, theils die sichtbare Selbstqual der von jenem dafür gehaltenen Wider-

spruch hin und her gezogenen Schriftsteller macht das Lesen der psychologischen Werke äußerst ermüdend, so daß es nicht befremden darf, daß die Psychologie, noch mehr als die speculative Philosophie selbst, immer eine sehr unpopuläre Wissenschaft gewesen ist.

Das Gesagte zu veranschaulichen, gebe ich hier einige Stellen aus Scheidler. S. 305 sagt er, das seinem inneren Wesen und der Form seiner Wirkungsart nach auf gleiche Weise vorhandene Prinzip der Seele müsse ursprünglich als überall qualitativ gleich angesehen werden. Als Begründung dieser Ansicht folgen die Worte: „gemäß der Maxime der Naturforschung, bei der größten Mannigfaltigkeit der Erscheinungen der höchsten Einheit ihrer Prinzipien nachzuspüren." Diese sonderbaren Worte Scheidler's zeigen, wie weit die Psychologie entfernt war, Naturwissenschaft zu sein. Die Einheit der Naturerscheinungen ist eine ganz andere, als Scheidler voraussetzt. Nach seiner Ansicht müßte z. B. die Aufgabe des Chemikers die sein, die Einheit der Qualitäten der Körper nachzuweisen. Nein, die Einheit der Natur ist nicht eine Einheit der Qualitäten, sondern eine Einheit der Gesetze in den verschiedenen Qualitäten. Wir haben daher vielmehr in der Einheit der Natur neben den verschiedenen Qualitäten ein anderes Bild von der Einheit der Seele neben ihrer Mannigfaltigkeit. Ueberdies ist es ein logischer Fehler, den Scheidler macht, wenn er schließt, weil man der Einheit in der Mannigfaltigkeit nachspüren muß, so muß man sie als vorhanden annehmen. Was man sucht, muß man es finden oder gefunden haben?

Im Widerspruche mit den mitgetheilten Worten sagt Scheidler unmittelbar darauf: „Damit ist nicht geleugnet, daß es in den Gattungen und Arten für unsere menschliche Erkenntniß wirklich qualitative Unterschiede gibt, bei denen unsere Wissenschaft stehen bleiben darf; eine solche Verschiedenartigkeit muß vielmehr da, wo sich durchaus kein stetiger Uebergang zeigt, angenommen werden." Sehr bezeichnend für den Zustand der Psychologie stellt Scheidler hier „unsere menschliche Erkenntniß" etwas anderem, in der vorigen Stelle durch das Wort ursprünglich Angedeutetem an die Seite. Alles ohne Ausnahme, was außer

„unserer menschlichen Erkenntniß“ liegt, ist ja nicht Wissenschaft, sondern Speculation, dieses Wort in seiner schlimmen Bedeutung genommen. Nicht minder bezeichnend sind die Worte, „wo sich durchaus kein Uebergang zeigt,“ d. i. wo die Speculation trotz aller Bemühung nicht die Erfahrung bewältigen, sich anpassen kann.

Scheidler sagt ferner (S. 40): „Es ist ein großer Irrthum, wenn man die Lehre von den sogenannten Grundvermögen der Seele dahin mißversteht, als wären diese Vermögen oder Kräfte unabhängig von einander bestehende und einander gleichgeordnete Dinge, und als könnte man die einzelnen Geistesthätigkeiten unter das Erkenntniß-, Gefühls- und Thatvermögen so rubriciren, wie man die Thiere oder Pflanzen, die neben- und außereinander bestehen, classificirt, da doch im Gegentheil jene Vermögen nur in und durch einander sind.“

Allein an einer andern Stelle (S. 382) vertheidigt Scheidler die wesentliche Verschiedenheit der Grundvermögen. „Daß jene Grundvermögen Grundbestimmungen sind, von denen keine in der andern ganz enthalten ist, mithin nicht aus ihr abgeleitet werden kann, ist offenbar. Es liegt nicht in dem Erkennen, daß ein Fühlen, und nicht in dem Fühlen, daß ein Handeln nothwendig mit ihm verbunden ist, und die Erfahrung zeigt auch eine sehr verschiedene Ausbildung dieser Vermögen, es gibt bloße Verstandes-, Gemüths- und Thatmenschen, oder blos praktische Naturen.“ In dieser Stelle bejaht Scheidler geradezu, was er in der vorigen geradezu verneint. Kaum daß eine Milderung des Widerspruchs in dem Wörtchen „ganz“ („keine Grundbedingung in der andern ganz enthalten“) gegeben ist. Allein wenn auch noch mehrere solcher Milderungswörter bei den übrigen Sätzen („nicht aus ihr abgeleitet“ u. s. w.) angebracht wären, der Gegensatz als solcher bliebe derselbe. In Streitfragen über Thatsachen oder Naturgesetze lassen sich keine Vergleiche schließen. Was nicht ganz in einem Andern enthalten ist, das ist, soweit es nicht in ihm enthalten ist, nicht in und durch dasselbe, sondern neben oder außer ihm, ihm gleichgeordnet, u. s. w.

Vorzugsweise aber macht sich dieser Kampf der Speculation gegen die Erfahrung in der Psychologie bei der Darstellung der Geistesvermögen selbst bemerklich. Scheidler (wie fast alle Psychologen) beginnt die Darstellung der Geistesvermögen mit einer ausführlichen Beschreibung der einzelnen besonderen Sinnesthätigkeiten, des Gesichts, Gehörs u. s. w. Unmittelbar darauf aber geht die Darstellung, plötzlich ihren Charakter ändernd, vom Besonderen zum Allgemeinen über, indem Scheidler ausführlich von dem allgemeinen Gedächtniß, der allgemeinen Einbildungskraft u. s. w. spricht und nur ganz kurz und nebenbei des Unterschiedes zwischen Wort-, Sach-, Zahlengedächtniß u. s. w. erwähnt. Warum sprach Scheidler nicht auch blos von der allgemeinen Sinnesthätigkeit, nebenbei des Unterschieds zwischen dem Gesichtssinn, Gehörsinn ꝛc. erwähnend? oder vielmehr, warum setzte Scheidler die besondere Darstellung, wie er sie bei den äußeren Sinnen begonnen, nicht bei den übrigen Geistesvermögen fort? Daß der klare Augenschein, der in der Trennung der äußeren Sinnesthätigkeiten für die Trennung der Geistesvermögen gegeben ist, für die Geisteslehre so gänzlich verloren blieb, scheint mir schwer zu erklären.

Noch merkwürdiger ist Scheidler's Darstellung der inneren Geistesvermögen selbst. Nach ihm besitzt der Mensch die Vermögen der Gefühle, der Triebe und der Leidenschaften. Von diesen Vermögen gibt es sehr viele Abweichungen (Modificationen).

Als Modificationen der Gefühle nennt Scheidler unter andern: die durch die äußeren Sinne (Tasten, Schmecken ꝛc.) entstehenden Lust- oder Unlustgefühle; das Gefühl der Hoffnung und der Furcht, die Gefühle des Schönen und Erhabenen; Lust am Lernen, Unlust am völligen Nichtsthun; Lust am Spielen; das Wohlgefallen am Neuen, Unerwarteten; das Wohlgefallen am Ganzen, Systematischen (Einheitstrieb?); das Wohlgefallen an der Ordnung; das Wohlgefallen am Witzigen, Scharfsinnigen, Tiefsinnigen, Genialen; das Wahrheitsgefühl; das Wohlgefallen am sittlich Guten, an Tugend, Ehre u. s. w.; das Rechtsgefühl, eine besondere Modification (eine Modification der Modifica-

tion!) ist das Billigkeitsgefühl; das Gefühl der Zu- und Abneigung, des Mitleidens und der Mitfreude, der Liebe und des Hasses; das religiöse oder Frömmigkeitsgefühl.

Unter den Modificationen der Triebe sind unter andern genannt: der Trieb nach Sinnesreizen, Sinneskitzel; der Nahrungstrieb; der Trieb nach Thätigkeit, entweder Arbeits- oder Spieltrieb, der Eigenthumstrieb; der Geschlechtstrieb; der Trieb nach geistiger Nahrung und Thätigkeit; der Trieb der Nachahmung; der Trieb nach Reichthum, Ansehen, äußerer Ehre oder Ruhm; der Trieb zu Erfindungen, der technische Kunsttrieb, der ästhetische Trieb nach Auffassung und Darstellung des Schönen, der moralische Trieb nach der Realisirung des Guten, d. h. der Ehre, der Gerechtigkeit und der Frömmigkeit.

Unter den Modificationen der Leidenschaften werden unter andern aufgezählt: die grobsinnliche Genußsucht, (Freßsucht, Trunksucht, Völlerei) die Spiel- oder Thätigkeitssucht; die Erwerbsucht und der Geiz; die Leidenschaft des Geselligkeitstriebs, hierher gehört die Leidenschaft der Gesellschaftssucht mit vielen Modificationen der Schwatz-, Streit- und andern Suchten (!); die Leidenschaft des Geschlechtstriebs; die Leidenschaft der Nachahmungssucht; die Leidenschaft der ästhetischen Genüsse; die Ehr- und Herrschsucht; der leidenschaftliche Trieb zu wissenschaftlicher oder künstlerischer Thätigkeit; die Leidenschaft des moralischen Triebs der Würde, Stolz, Hochmuth, Eitelkeit; die Leidenschaft des Rechtsgefühls, z. B. Prozeßsucht; die Leidenschaft der Liebe und des Hasses; die Leidenschaft des religiösen Triebes, religiöser Fanatismus.

Scheidler hat außer den angeführten einzelnen Gefühlen, Trieben und Leidenschaften noch viele andere genannt. Obgleich, wie wir sehen, die Worte Gefühl, Trieb und Leidenschaft bei Scheidler nur den Gradunterschied bezeichnen und sich also die Aufzählung der verschiedenen Geisteseigenschaften unter den drei Classen im Ganzen nur wiederholt, so darf man doch, da diese Eigenschaften bloße Modificationen, gleichsam Zufälligkeiten sein sollen, dabei keine Genauigkeit oder Vollständigkeit erwarten.

So hat Scheidler den Nahrungstrieb, den Schönheitssinn, das Ehrgefühl, den religiösen Sinn u. a. unter den Gefühlen, den Trieben und den Leidenschaften genannt, dagegen die Geschlechtsliebe und den Eigenthumssinn, die er unter den Trieben und den Leidenschaften aufzählt, unter den Gefühlen zu erwähnen vergessen u. s. w.

Die äußersten Punkte berühren sich; eine überspannte Weitsichtigkeit muß zur Kurzsichtigkeit werden. Die Speculation ist in der mitgetheilten Darstellung der Geistesvermögen zu einer Einheit gekommen, die nichts als eine komische Uebertreibung, eine Carricatur derselben natürlichen Mannigfaltigkeit ist, die sie so eifrig zu leugnen oder zu umgehen sucht. Schon der Grundgedanke jener Eintheilung ist ein logischer Fehler. Vor der Annahme vieler Grundvermögen, der zu erstrebenden Einheit gegenüber, einen wissenschaftlichen Abscheu fühlend, nahm man gleichwol drei Grundvermögen an, weil diese Zahl der Einheit näher lag, ohne zu bedenken, daß drei gerade so wenig eins sind, als dreißig oder vierzig. Wie merkwürdig ist aber vollends Scheidler's dreimal wiederholtes Aufzählen derselben einzelnen Geistesthätigkeit unter den drei verschiedenen Thätigkeitsgraden, und wie folgerichtig ist doch diese Wiederholung insofern, als die drei allgemeinen Vermögen der Gefühle, der Triebe und der Leidenschaften als Grundvermögen oder als die Hauptsache, die einzelnen besonderen Gefühle, Triebe und Leidenschaften dagegen als die Modificationen dieser Grundvermögen, als die Zufälligkeiten dieser Hauptsache, dargestellt werden sollen. Also das Allgemeine soll der Grund des Besonderen, die Eigenschaft, der Grad soll der Grund der Sache sein! In welch sonderbarem Zustand muß sich eine Wissenschaft befinden, in der so auffallend das Wesen der Dinge verkehrt, Schein und Wahrheit verwechselt, kurz das Gegentheil von dem, was der einfachste Verstand als richtig erkennt, gelehrt wird!

Man kann den bisherigen Zustand der Psychologie mit dem der Astronomie vor Copernikus vergleichen. Was Copernikus als beweglich nachwies, dachte man sich vor ihm als feststehend, und umgekehrt, und die Geistesvermögen, welche die Phrenologie als

wirklich nachweist, hielten die Psychologen für Modificationen, und umgekehrt.

Ich habe oben bemerkt, daß die Schriftsteller über Psychologie in dem Maße, als sie mehr originale Systematiker sind, sich weiter von der Wahrheit entfernen. Die systematische Einheit der Wissenschaft ist ein so lockendes Ziel, daß von manchen Schriftstellern über Psychologie, in der Absicht, dieses Ziel zu erreichen, alles Andere hintangesetzt, alle Erfahrung und Wahrheit verleugnet wurde. Hiervon will ich ein kleines Beispiel anführen, im Gegensatze zu Scheidler, dem sich dieser Vorwurf nicht machen läßt, und der, wie wir gesehen haben, die thatsächliche Erfahrung, so sehr er dadurch beengt und beirrt war, nicht verleugnete.

Eine bekannte Thatsache ist die geistige Geburtsverschiedenheit der Menschen. Fr. Aug. Carus dagegen hat in seinem Werke über Psychologie (Leipzig, 1808. 2 Bde.) seinem System zu Liebe alle Menschen ohne Ausnahme für von Geburt geistig gleich erklärt. Das angeborene Genie, der angeborene Blödsinn, die geistige Geburtsverschiedenheit der verschiedenen Menschenrassen, der bekannte Einfluß, den der Augenblick der Zeugung auf den werdenden Menschen hat (Blödsinn durch Trunkenheit im Augenblick der Zeugung) u. s. w. — alle diese Thatsachen müssen nach Carus geleugnet, andere Erklärungen müssen für das Scheinbare gesucht werden. Er sagt (S. 98. 1. Bd.): „Angeboren, wie angezeugt kann dem Menschengeiste nichts werden, also auch dem sogenannten genialischen Menschen nicht mehr (als andern). Der Geist steht nämlich über dem Bedingten des Organismus, und er ist überall nur Einer und in jedem Individuum ein menschlicher. Wir finden keinen Grund auf, in ihm eine angeborne Verschiedenheit anzunehmen, weder der Quantität, noch der Qualität nach. — Jeder Mensch hat also ursprünglich so viel und so wenig Geist, als der andere." Sehr bezeichnend sind die Worte: wir finden (d. i. in der Speculation!) keinen Grund auf, anzunehmen. Daß der Speculation gegenüber die Erfahrung ein solcher Grund sein könne, lag Carus sehr ferne.

4. Drobisch.

Drobisch *) ist kein Phrenolog, aber in einem Punkt stimmt er vollkommen mit der Phrenologie überein, in dem Urtheil über die bisherige Psychologie. Während manche Psychologen die Schwäche ihrer Wissenschaft möglichst zu bemänteln suchen, gehört Drobisch zur Zahl derjenigen, welche laut und offen die Leerheit der bisherigen Psychologie an wirklichen Ergebnissen anerkennen und darzuthun bemüht sind. Drobisch sagt im Vorwort: „Dieses Buch mag es versuchen, faktisch den Beweis zu führen, daß eine andere und hoffentlich natürlichere und gesündere Ansicht, als die noch immer gangbare, von den Erscheinungen und wirklichen Vorgängen des geistigen Lebens ohne Hilfe der Metaphysik und der Philosophie überhaupt, ohne Zuziehung der Mathematik, durch bloße unbefangene Beobachtung, Zergliederung, Vergleichung und Verknüpfung der Thatsachen unserer inneren Erfahrung, den wesentlichen Grundlinien nach sich gewinnen läßt. Wenn die Psychologie noch immer rückwärts gekehrt, bald den alten abgestorbenen Stamm der Aristotelischen Seelenvermögen durch Pfropfreiser zu verjüngen sich abmüht, bald in platonisirenden naturphilosophischen Träumereien sich umhertreibt, die zu wesenlos sind, als daß sie die Erfahrung zu enträthseln und zu beherrschen vermöchten, — so muß sie sich endlich, so gut wie alle andern Naturwissenschaften es mußten, entschließen, mit ihrer Geschichte zu brechen, die nun einmal von wenig mehr als von einer Reihe unvollkommener oder verfehlter Bestrebungen zu erzählen weiß.“ Drobisch verwendet einen großen Theil seines Werkes darauf, dieses Urtheil näher zu begründen, indem er viele Psychologen namentlich aufführt, z. B. Aristoteles, Wolf, Kant, Fries, Beneke, Stiedenroth, C. G. Carus, Schubert, Hegel — und die Irrigkeit ihrer psychologischen Ansichten nachzuweisen

*) Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode. (Leipzig, 1842.)

sucht. Diese Nachweisung ist Drobisch, wie kaum einen Psychologen vor ihm, trefflich gelungen.

Allein Drobisch ist Psycholog, noch mehr, er ist Systematiker, indem er im Wesentlichen dem Systeme Herbart's folgt. Damit ist es ausgesprochen, daß seine Forschungsweise die der bisherigen Psychologen ist, und daß er deswegen unmöglich zu besseren Ergebnissen, als sie, gelangen konnte. Drobisch erklärt gleich allen Psychologen die Selbstbeobachtung als die erste und eigentlich einzige Quelle der Seelenforschung, wie er dies schon in den oben mitgetheilten Worten ausspricht: „Durch bloße unbefangene Beobachtung, Zergliederung, Vergleichung und Verknüpfung der Thatsachen unserer inneren Erfahrung." Die Geburtsverschiedenheit der Menschen, das theilweise Genie, der theilweise Blöd- und Wahnsinn ꝛc. werden von ihm nicht nur nicht erklärt oder zu erklären versucht, sondern wir finden auch bei ihm diese Thatsachen, weil sie seiner folgerichtig durchgeführten Selbstbeobachtungsweise allzufern liegen, seltner als bei andern Psychologen erwähnt. Wahrscheinlich hat Drobisch, nachdem er einmal durch das Hingeben an sein System den freien Blick der Forschung verloren, gar nicht an jene Thatsachen gedacht; denn er hätte sonst sofort erkennen müssen, daß gerade das Herbart'sche System, weil ihm jene Thatsachen schlechthin widersprechen, am wenigsten das wahre sein könne.

Nämlich das Wesentliche des Herbart'schen Systems, oder der wahren Seelenlehre nach Drobisch's Ansicht, ist die unbedingte Einheit der Seele, die vermeintliche Wahrheit, daß es keine verschiedenen Seelenvermögen oder in sich getrennten Seelenkräfte gibt. Indem Drobisch diese Ansicht mit vielem Scharfsinn und vielem Glück verficht, hat er nur Eines, die Hauptsache, übersehen, daß das Wort Seelenvermögen eine doppelte Bedeutung hat, eine falsche und eine wahre. Die falsche Bedeutung, die der bisherigen Psychologie, versteht unter dem Worte die abgezogenen Eigenschaften der wirklichen Grundvermögen; die wahre Bedeutung, die der Phrenologie, versteht unter dem Worte die inneren Sinne des Menschen, denen jene Eigenschaften gemein-

schaftlich zukommen. Indem also Drobisch die Nichtigkeit jener falschen Seelenvermögen nachweist, thut er nichts Anderes, als was die Phrenologie thut, welche seit einem halben Jahrhundert dieselbe Wahrheit der Gelehrtenwelt begreiflich zu machen sucht. Indem er aber mit der Nichtigkeit der falschen Seelenvermögen die Nichtigkeit aller, auch der wahren, nachzuweisen glaubt, so ist dies damit zu vergleichen, als wenn er durch die Nachweisung, daß die Länge, Breite und Dicke der Körper keine in sich trennbaren Eigenschaften sind, auch nachgewiesen zu haben glaubte, daß alle Körper selbst in ihren Eigenschaften die gleichen seien.

Außer dem großen Verdienste, die Nichtigkeit der falschen Seelenvermögen vom Standpunkte der Psychologie selbst aus nachgewiesen zu haben, gebührt Drobisch noch ein besonderes Lob wegen der Klarheit und Bestimmtheit, mit der er die Trennung der Seelenlehre als einer Naturwissenschaft von der speculativen Philosophie — oder die Trennung der Frage nach den Erscheinungen der Seele von der Frage nach ihrem Wesen — als nothwendig erkennt und ausspricht. Er sagt (S. 3): „So wie keine Erfahrung der Physik darüber Auskunft geben kann, was Kraft oder Materie sei, so wie die Physiologie zwar die Thatsachen der organisirten Materie und des Lebens anerkennt, ohne sie jedoch zu begreifen, ebenso gibt es eine Reihe von psychologischen Fragen, auf die auch die aufmerksamste Selbstbeobachtung keine Antwort gibt, obgleich sie sich täglich aufdrängen. Hierher gehören die Fragen nach dem Wesen der Seele selbst, ihrer Immaterialität oder Substantialität, ihrer Fortdauer oder Vernichtung, ihrem Zusammenhang mit dem Leibe,“ u. s. w.

Auf der andern Seite würdigt Drobisch ganz richtig die Oberflächlichkeit dessen, was man bisher Erfahrungsseelenlehre genannt (S. 17 f.). Auch was z. B. Scheitlin und Burdach in der Thierseelenkunde geleistet, genügt nach seiner Ansicht den Forderungen der Wissenschaft nicht (S. 12).

Mit einem Worte, Drobisch zeigt sich in Allem als einen Mann der ächten Wissenschaft. Wenn ein Phrenolog sein Werk liest, so muß er bedauern, daß so viele gesunde Kraft hier ver-

loren geht — weil sich eben aus losem Flugsande kein Gebäude errichten läßt. Ich gehe nicht auf Drobisch's Darstellung der Seelenthätigkeiten selbst ein, da dies für die Sache ohne Werth und für den Leser ermüdend sein würde. Drobisch gibt, was sich immer vermittelst der Selbstbeobachtungsweise geben läßt. Er geht von der Vorstellung aus und reiht an sie alle übrigen Seelenthätigkeiten, so gut es geht, an. Alles ist fein beobachtet, scharf beurtheilt, wohl erwogen: aber wie wenig kann er den Mangel einer festen Unterlage seines ganzen Wissens verbergen, wie oft muß er die Halbheit seiner Unterscheidungen bevorworten! Was würde Drobisch der Wissenschaft sein, wenn er an dem Gebäude der Geisteslehre vermittelst der Bausteine der wahren Grundvermögen mitarbeitete!

Jedoch Drobisch hat mehr als irgend ein Psycholog in Deutschland für die Phrenologie gethan: er hat die Psychologie zu Ende geführt. Man kann die Psychologie und die Phrenologie zweien Wegen vergleichen, von welchen nur der eine zum Ziel führt. Drobisch ist nun auf dem falschen Wege bis zum letzten Ende vorgegangen und hat gezeigt, das er in den Sand ausläuft! Jetzt ist das allgemeine Umkehren der Wanderer und das Betreten des andern Weges zu erwarten — wenn dieser den Wanderern nur erst bekannt wäre!

Wie wenig aber die Psychologen von dem Dasein dieses Weges der Geistesforschung Kenntniß haben, zeigt wieder auffallend Drobisch selbst. Er weist die Richtigkeit der (falschen) Seelenvermögen so nach, daß er zeigt, wie z. B. das Vorstellen zugleich auch ein Fühlen, das Fühlen zugleich auch ein Vorstellen ꝛc. in sich begreift; ganz so, wie man nachweisen würde, daß die Eigenschaft der Länge der Körper zugleich mit in der Eigenschaft der Breite ꝛc. enthalten sei. Allein von dieser Art der Nachweisung macht er beim Gedächtniß eine Ausnahme, indem er hier — ein sehr seltener Fall bei ihm! — auf die Geistesverschiedenheit der Menschen zu sprechen kommt und meint, das Gedächtniß könne deswegen kein Grundvermögen sein, weil ein Mensch ein gutes Zahlengedächtniß, aber ein schlechtes Wortge-

dächtniß, oder umgekehrt, ein anderer ein gutes Ortsgedächtniß, aber ein schlechtes Tongedächtniß, oder umgekehrt, haben könne. (S. 97.) In der Phrenologie ist aber seit 50 Jahren ganz derselbe Satz bis zur Ermüdung immer und immer wiederholt worden, um die Nichtigkeit der Seelenvermögen der bisherigen Psychologie darzuthun, und den Beweis von einem Grundvermögen des Zahlensinns, des Wortsinns, des Tonsinns rc. zu führen. Daß Drobisch, der auf diese Weise schon mit einem Fuße im Gebiet der Phrenologie steht, dies nicht einmal weiß, erklärt sich daraus, daß er keine Ahnung vom Dasein der Phrenologie als einer Geisteslehre hat. Er hält die Phrenologie lediglich für eine der „alten" Lehre von den Seelenvermögen angehängte Hypothese von dem Sitz dieser Vermögen im Gehirn, eine Hypothese, die ja mit der nachgewiesenen Nichtigkeit dieser Vermögen von selbst falle. (S. 16). „Möchten doch Diejenigen, welche mit so freigebiger Hand Gedächtniß, Einbildungskraft, Verstand u. s. w. unter die verschiedenen Bildungen des Gehirns vertheilen, sich vor allen Dingen in der Psychologie belehren, was es mit ihren Gaben eigentlich für eine Bewandniß hat, damit sie nicht, in ihrer Unwissenheit, mit alten Assignaten honoriren, die sich nicht mehr realisiren lassen."

Ich halte es nicht für unmöglich, daß Drobisch, wenn er die Phrenologie kennen lernt, ihre Wahrheit gern anerkennen werde. Er ist von Beruf zugleich Mathematiker. Er selbst unterscheidet aber zwischen der Handlungsweise der Mathematiker und der Philosophen beim Erkennen einer neuen Wahrheit. Er sagt z. B. von Fries (S. 225): „Wir müssen beklagen, daß, als Herbart das Bessere gefunden hatte, Fries, anstatt ein Zeugniß für ihn abzulegen und mit ihm zu wetteifern, sich nur der Opposition gegen ihn anschloß. Wie andere Gewohnheiten, als bei den Philosophen, herrschen doch bei den Mathematikern! Als Lagrange durch seine rein analytische Begründung der Variationsrechnung die vorangegangenen vortrefflichen Arbeiten Eulers überboten hatte, war dieser so weit entfernt, noch bei seinen eigenen Methoden hartnäckig beharren zu wollen, daß er viel-

mehr Lagrange's Erfindung in mehreren Abhandlungen zu erläutern suchte und ihr, sie gleichsam an Kindesstatt annehmend, den Namen beilegte, den sie noch jetzt führt." Meine Erfahrung stimmt hier mit der Drobisch's überein. Ich kenne einen Philosophen, der früher, ehe er die Phrenologie kannte, ihr Gegner war; nachdem er sie aber später genauer hatte kennen und ihre Wahrheit erkennen lernen, ist er ihr erbittertster Feind geworden.

Ich bitte Drobisch um eine öffentliche Beurtheilung der vorliegenden Schrift, wenn er sie anders derselben für werth hält.

5. Beneke.

„Schon bei der Erklärung der gewöhnlichsten Erfahrungen hören wir die Psychologen über unlösbare Räthsel klagen; nicht einmal über die Methode, nach welcher die Untersuchung anzustellen sei, ist man einig; und hat man die Lücken der Beobachtung bald durch psychologische, bald durch physiologische Hypothesen auszufüllen versucht, so sind doch die meisten dieser Hypothesen ebenso untauglich zur Erklärung des in der Erfahrung Vorliegenden, als ihre Annahme unbegründet."

Beneke, Psychol. Skizzen II, 65.

1.

Unter allen Naturwissenschaften ist die Geisteslehre diejenige, von welcher zu erwarten stände, weil sie dem Menschen am nächsten liegt, daß sie die allgemeinst gekannte, populärste wäre. Allein die Erfahrung zeigt uns hiervon das Gegentheil. Es gab von jeher in Deutschland keine unpopulärere, unter allen Classen der Gesellschaft weniger gekannte Wissenschaft, als die Psychologie. Von einer praktischen Anwendung derselben auf die verschiedenen Wissenschaften des Lebens, auf Erziehung, Strafrecht rc. war vollends nicht die Rede.

Hiervon macht die Psychologie Beneke's eine Ausnahme. Dieselbe ist nicht nur bereits in weiteren Kreisen gekannt und gerühmt, sondern sie ist auch in der Lehrerwelt populär geworden, sie hat auf die Erziehungs- und Unterrichtslehre praktische

Anwendung gefunden. Diese Erscheinung hat ihren Grund in dem Wesen dieser Psychologie selbst und in ihrem Unterschied von der frühern Seelenlehre. Die Psychologie Beneke's stimmt nämlich in vielen Punkten mit der Phrenologie überein und muß daher in allen diesen Punkten große Vorzüge vor der bisherigen (speculativen und naturfremden) Psychologie darbieten. Die Schwächen und Mängel aber, welche ihr eigen sind, rühren nur daher, daß sie sich in vielen andern Punkten mehr oder weniger weit von der Phrenologie entfernt.

Einer der wichtigsten Punkte, wegen dessen die Phrenologie mit der alten Psychologie im Kampfe liegt, betrifft die Ansicht von der Einfachheit der Seele (des Geistes). Daß die Seele eine Einheit ist, darüber sind beide Parteien einig; allein die bisherige Psychologie behauptete, daß die Seele nicht nur einig und untheilbar, sondern zugleich auch einfach sei, d. i. keine unter sich verschiedenen Kräfte oder Vermögen besitze; sie erklärte die Mannigfaltigkeit der menschlichen Seelenerscheinungen aus den verschiedenen Richtungen einer einzigen schlechthin einfachen Seelenkraft. Die Phrenologie widerspricht dieser Ansicht durchaus, sie behauptet, daß die Seele, obwol einig und untheilbar, doch keineswegs einfach sei. Sowie die äußere Sinnesthätigkeit, lehrt sie, eine zusammengesetzte sei, so habe die Seele auch verschiedene innere Sinne oder Grundkräfte, die zwar zur Einheit vereinigt, aber unter sich in derselben Weise getrennt und verschieden seien, wie die einzelnen äußeren Sinnesthätigkeiten unter sich getrennt sind. Wie wollte man ferner ohne diese Mehrfachheit der Seelenkräfte die Thatsache erklären, daß ein Mensch gut, oder verständig, oder ruhig, oder selbst bei gesundem Verstande in der einen Hinsicht, und zugleich böse, oder unverständig, oder leidenschaftlich, oder wahnsinnig in der andern Hinsicht sein kann? Oder wie wollte man auf andere als die bezeichnete Weise den Kampf erklären, den oft der Mensch zwischen seinen verschiedenen Seelenkräften, seiner Vernunft und seiner Leidenschaft, in sich zu fühlen glaubt? u. s. w.

Auf der Seite der Phrenologie kämpft auch Beneke, obgleich

ihm nicht die klaren und vollen Gründe der Naturlehre für seine Ansicht zu Gebot stehen, gegen die falsche Ansicht von der Einfachheit der Seele für die Vielfachheit ihrer Einzelkräfte. „Nichts hat," sagt er, „die Ausbildung der Naturerkenntnisse vom Geistigen mehr gehindert, als die verkehrte Vorstellung, die man sich von der Einfachheit der Seele gemacht hatte." „In Betreff derjenigen Qualitäten und Verhältnisse, welche uns unser Selbstbewußtsein darstellt, ist die Seele nichts weniger, als einfach, ja weit entfernt, daß durch eine Zusammengesetztheit dieser Art ihrer Hoheit irgend Abbruch geschehen sollte, tritt vielmehr die Hoheit, in welcher sie sich über alles andere von uns erkennbare Sein erhebt, gerade in nichts Anderm entschiedener hervor, als darin, daß sie in ihrer Entwickelung einen ohne allen Vergleich größeren Reichthum von Elementen und Prozessen darbietet." „Diese Zusammengesetztheit zieht sich durch die gesammte Geistesentwickelung in so großer Ausdehnung und mit so großer Entschiedenheit hindurch, daß man sich schon von den frühesten Zeiten her ihrer Auffassung nicht hat entschlagen können. Ungeachtet jener bis an die gegenwärtige Zeit heran festgehaltenen Behauptung von der absoluten Einfachheit der Seele ist in einer eigenen Inconsequenz auch die bisherige Psychologie schon fortwährend mit der Zerlegung oder mit dem Rückgängigmachen der psychischen Zusammenbildungen beschäftigt gewesen. Aber was sich in dieser Richtung geltend machte, geschah eben nur in Folge einer Inconsequenz, war nur eine Art von geheimem Artikel, und konnte deshalb auch nur unbestimmt und nebelhaft gefaßt werden und nur schwächlich fortwirken." „Daß wir auch im Gebiete des Geistigen von „Elementen", von „Zusammenbildungen" rc. reden, dem können wir, wenn wir die Thatsachen vorurtheilsfrei auffassen, in keiner Weise entgehen." „Das, womit wir es hier zu thun haben, die praktische Auffassung und Behandlung der Seele und die Aufstellung von pragmatischen Vorschriften dafür, ist durchaus nicht mit Genauigkeit und Bestimmtheit auszuführen, als indem wir soweit in die Tiefe der psychischen Entwickelungen eingehen, daß wir sie in ihren Ele-

menten und deren Zusammenbildungen fassen; und man wird sich also schon an diese Auffassungen gewöhnen müssen, wie sehr sie auch Diesen oder Jenen bisher noch fremdartig gewesen sein mögen." (Beneke Archiv I. H. S. 9 ff., II. H. S. 253.)

2.

Eine zweite, die Hauptfrage der Geisteslehre, mit der eben besprochenen nahe verwandt, ist die nach den Grundkräften des Geistes. Auch hier finden wir Beneke mit der Phrenologie gegen die Ansicht der bisherigen Psychologie ankämpfend. Gehen wir etwas tiefer auf diese wichtigste Frage der ganzen Geisteslehre ein.

Welches sind die wahren Grundkräfte oder Grundvermögen, welche allen den vielen und mannigfaltigen Geistesthätigkeiten zum Grunde liegen oder auf welche sich diese zuletzt zurückführen lassen? Die bisherige Psychologie führt als solche Grundvermögen z. B. das Empfinden, das Erkennen, den Willen, das Gedächtniß u. s. w. auf. Die Phrenologie dagegen leugnet durchaus, daß die Geistesthätigkeiten, welche wir unter jenen allgemeinen Worten begreifen, für wirkliche, d. i. letzte oder einfache Grundvermögen des Geistes zu halten sind. Ebenso entschieden spricht sich Beneke gegen diese Annahme aus. „Wer sagt uns, daß wir (wie man gewöhnlich behauptet) Eine Einbildungskraft, Einen Verstand, Einen Willen haben? Dann müßten alle Kräfte, aus welchen Einbildungsvorstellungen hervorgehen, alle Verstandeskräfte, alle Willenskräfte u. s. w. im Innern der Seele unmittelbar zu Einem Gesammtganzen verbunden oder mit einander verschmolzen sein. Ihre Aeußerungen zeigen zwar die gleiche Form: aber Einstimmigkeit der Form und Einssein in Einer Gesammtkraft sind doch zwei durchaus verschiedene Dinge." „Ordnen sich also jene Kräfte auch für unser Vorstellen oder Denken unter Eine Gattung, so haben wir deshalb keinen Grund, anzunehmen, daß sie auch in der Wirklichkeit unmittelbar Eins sind oder Ein Vermögen ausmachen. Der Mensch hat nicht Eine Einbildungskraft, Einen

Verstand, Einen Willen u. s. w., sondern unzählige.“ (Erziehungslehre I., 77 ff.)

Die Phrenologie macht für die Behauptung, daß jene allgemeinen Geisteskräfte keine Grundkräfte seien, hauptsächlich zwei besondere Beweise geltend. Der erste derselben ist von der Charakterverschiedenheit der Menschen, d. i. von der verschiedenen Vertheilung jener allgemeinen Geisteskräfte unter den einzelnen Menschen hergenommen. Der eine Mensch z. B. erkennt besser Formen, der andere besser Töne, der dritte besser Zahlen u. s. w.; der eine will oder begehrt vorzugsweise Geld und Gut, der andere Ehre und Ruhm, der eine Liebe und Friede, der andere Streit und Kampf; der eine hat ein besseres Wortgedächtniß, der andere ein besseres Sachgedächtniß, der dritte ein besseres Ortsgedächtniß u. s. w. Alles dies zum klaren Beweise, daß das Erkennen, das Wollen, das Gedächtniß u. s. w. in mehrere und verschiedenartige Erkenntnisse, Gedächtnisse u. s. w. zerfallen und also nicht einfache oder Grundkräfte des Geistes sein können. Denselben so nahe liegenden Beweis nimmt auch Beneke für sich in Anspruch. „Wir sehen denselben Menschen das Eine gut, das Andere schlecht verstehen, das Eine kräftig, das Andere unkräftig wollen u. s. w. Wie läßt sich dies mit Einem Verstande u. s. w. zusammenreimen? Der Mensch hat also nicht Einen Verstand, Eine Urtheilskraft, Einen Willen u. s. w., sondern Tausende von Verstandeskräften, Urtheilskräften, Willensvermögen.“ (Psychologie S. 46.) „Von einem und demselben Menschen werden Sachen von gewisser Art leicht und vollkommen gefaßt und behalten, aber Namen nicht, oder vielleicht Namen auch mit ähnlicher Virtuosität, aber Zahlen kann er nicht behalten und sofort. Woher nun diese verschiedenen Gedächtnisse? Wäre das Gedächtniß, wie wenigstens die Meisten annehmen, Eine Kraft, so müßte von demselben Menschen Alles mit demselben Grade von Vollkommenheit aufgenommen und behalten werden.“ (Die neue Psychologie S. 130.)

Der zweite Beweis der Phrenologie für ihre Behauptung ist dieser. Jene fraglichen allgemeinen Geisteskräfte, lehrt sie,

können deswegen keine Grundkräfte sein, weil sie nur scheinbar unter sich verschiedene, in der That aber die nämlichen Kräfte sind, d. i. weil die Worte Erkennen, Empfinden, Wollen rc. nur verschiedene Eigenschaften oder Merkmale einer und derselben Sache bezeichnen. Denn jede Geistesthätigkeit ohne Ausnahme ist Erkennen, Empfinden, Wollen rc. zugleich, nur je nach dem Standpunkte, von welchem aus man sie betrachtet, verschieden benannt. Zum Beispiel: Wenn ich an eine Zahl denke, so heißt dieser Gedanke entweder ein Erkennen, mit Bezug auf die Zahl, den Gegenstand (das Object) des Denkens, oder er heißt ein Empfinden, insofern ich, die denkende Person (das Subject), mir seiner bewußt bin, oder der Gedanke heißt ein Wollen, insofern er eine Thätigkeit der Person, also vom Willen abhängig ist, oder er heißt ein Erinnern (Gedächtniß), insofern er ein wiederholter ist u. s. w. Also so wenig die gemeinsamen Eigenschaften aller Körper (Ausdehnung, Schwerkraft rc.) Grundstoffe der Körper sind, so wenig können jene allgemeinen Geisteseigenschaften Grundkräfte des Geistes sein. Der Irrthum der bisherigen Psychologie hierin war, beiläufig bemerkt, zugleich ein doppelter. So wie dieselbe jene bloßen Eigenschaften für die Sache selbst hielt, so hielt sie gleicherweise umgekehrt die Sache für die Eigenschaften: denn sie gab die (jetzt als wirkliche Grundkräfte erkannten) Einzelkräfte des Geistes, z. B. die Kräfte, vermittelst deren wir Formen, Zahlen, Worte, Töne rc. erkennen, behalten rc., für bloße Eigenschaften (oder Modificationen) jener vermeintlichen Grundkräfte aus. Aehnlich so hielt die Astronomie vor Copernikus die stillstehenden Himmelskörper für bewegt, die bewegten für stillstehend. Beneke schließt sich auch diesem Beweise ausdrücklich an. „Man sieht leicht, wie hierdurch die ganze bisherige Vorstellungsweise aus den Angeln gehoben, ja gleichsam umgekehrt: das fälschlich Substantiirte als ein nur Adjectivisches und dagegen das adjectivisch Eingeordnete als das psychisch Substantielle erkannt wird. Die alte Psychologie hat dem Menschen z. B. ein Gedächtniß zugeschrieben, in welches die erworbenen Vorstellungen aufgenommen und so

aufbehalten werden sollten. Also das Gedächtniß sollte das eigentlich Substantielle, die Vorstellungen das Accidentielle sein. Die neue Psychologie (Beneke's) dagegen zeigt unwidersprechlich, daß das Gedächtniß gar nicht existirt als etwas neben den Vorstellungen, sondern nur an oder in ihnen: als etwas Adjectivisches an ihnen oder bestimmter als ihre innere Beharrungskraft. Jede Vorstellung, wenn sie aus dem Bewußtsein entschwindet, existirt (mit mehr oder minder Kraft) im inneren Seelensein fort: dies ist das Gedächtniß, und außerdem (oder für sich) ist das Gedächtniß nichts." (Erziehungslehre I, 77 ff.)

Die Frage nach den wahren Grundkräften des Geistes ist nicht nur an und für sich die erste und Hauptfrage der ganzen Geisteslehre: ihre Beantwortung entscheidet auch noch weiter über die praktische Anwendbarkeit der Geisteslehre. So lange man, wie von der bisherigen Geisteslehre geschah, nur jene allgemeinen Geisteseigenschaften für die Grundkräfte des Geistes hielt, so konnte natürlich die Geisteslehre nur eine abstracte oder philosophische sein; an eine praktische Seite derselben, an ihre Anwendung auf das Leben, auf die Wissenschaften der Erziehung, des Strafrechts, der Geistesheilkunde &c. konnte nicht gedacht werden. Ganz anders, wenn die Geisteslehre die wirklichen Grund- oder Einzelkräfte des Geistes nachwies, deren Kenntniß das Räthsel der menschlichen Charaktereigenthümlichkeiten löste, da mußte diese Lehre, wie die Phrenologie in ihrer reichen Anwendung zeigt, sofort in ihr natürliches Recht, die Grundlage aller Lebenswissenschaften zu bilden, eintreten. Beneke konnte diese Seite der Wissenschaft nicht verborgen bleiben: hier eine Stelle, welche seine Einsicht in die Anwendbarkeit der naturwissenschaftlichen Geisteslehre auf Erziehung oder Unterricht darthut. „Es ergibt sich augenscheinlich, daß es keine allgemeine formale Bildung geben kann; keine allgemeine Gedächtnißbildung, Verstandesbildung, Urtheilsbildung &c., sondern jede formale Bildung reicht nur so weit, als ihr Gegenstand reicht. Das Auswendiglernen von lateinischen Vocabeln z. B. übt keineswegs (wie man oft behauptet hat) das Gedächtniß überhaupt, sondern

eben nur für Vocabeln, der mathematische Unterricht die Anschauungs-, die Beurtheilungskraft nur für mathematische Verhältnisse, aber nicht für sprachliche oder für Charaktere, für Lebensverhältnisse ꝛc. Denn indem das Gedächtniß überhaupt nur an den Vorstellungssphären existirt, als ihre innere Beharrungskraft; in welcher Art sollten wol die für Vorstellungen lateinischer Wörter gewonnenen Kräfte für das kräftige Auffassen und Aufbehalten physikalischer Anschauungen, oder Anschauungen von Pflanzen, von Menschen ꝛc. fruchtbar werden können? Und indem das Urtheilen durch die Begriffe geschieht, so kann ja auch die durch den Erwerb gewisser Begriffe hierfür gewonnene Kraft nicht weiter als der Inhalt dieser Begriffe reichen. Und so in allem Uebrigen.“ (Erziehungslehre I, 81.)

3.

Beneke stimmt, wie wir sehen, mit der Phrenologie gegen die bisherige Psychologie in einigen sehr wichtigen Fragen überein. Ehe wir aber noch einige weitere wenig bedeutende Punkte dieser Uebereinstimmung erwähnen, ist es Zeit, daß wir Vieles und Wichtiges, worin Beneke von der Phrenologie abweicht, besprechen.

Unter diesem steht die Methode der Geistesforschung obenan. Die bisherige Geisteslehre kannte als Methode der Forschung nur die Selbstbeobachtung. Der Geistesforscher dachte aufmerksam über sein Inneres nach und suchte so das Getriebe des Geistes zu erkennen, dessen wahre Grundkräfte auszufinden. Bekanntlich blieb diese Forschung trotz der Bemühungen der tüchtigsten Denker aller Jahrhunderte bisher ohne Erfolg. Da trat ein Geistesforscher, der Schöpfer der Phrenologie, mit der Behauptung auf, daß die Ursache dieses mangelnden Erfolgs in der Einseitigkeit dieser Forschungsweise liege. So wie die übrigen Naturwissenschaften — sagt die Phrenologie — ihre heutige Größe nur ihrer Allseitigkeit, nur dem freien Blicke des Forschers über das ganze unermeßliche Naturgebiet verdanken, so auch muß vor Allem der Geistesforscher Alles, was immer die Kenntniß des Geistes zu bereichern verspricht, zu erspähen

und für die Wissenschaft zu nützen suchen. Die Methode der Selbstbeobachtung, so wichtig sie an sich ist, darf daher dem Geistesforscher nicht allein genügen, weil sie ihm nur diejenige allgemeine menschliche Geistesbeschaffenheit, welche der Selbstbeobachter mit allen übrigen Menschen gemeinschaftlich besitzt, kennen lehrt, nicht aber die unendliche Geistes- oder Charakterverschiedenheit der Menschen, für deren Erforschung daher eine der Selbstbeobachtung entgegengesetzte Methode, die der weitgreifendsten Beobachtung Anderer, zum Zweck der Erforschung der sämmtlichen in der Natur gegebenen Charaktereigenthümlichkeiten der Menschen, in Anwendung kommen muß. Diese letztere Methode, jetzt in der Phrenologie zu jener ersteren, der der Selbstbeobachtung, hinzugefügt, hat die Geisteslehre aus einer blos philosophischen oder speculativen (einer einseitigen) Wissenschaft zur (allseitigen) Naturwissenschaft erhoben. Erst dieser Naturwissenschaft ist denn auch die endliche Lösung der höchsten Aufgabe der Geisteslehre, die Auffindung der wahren Grundvermögen des Geistes, gelungen.

Beneke nun, weit entfernt, sich auf den Standpunkt des Naturforschers zu stellen, kennt diesen Standpunkt nicht einmal. Er ist, weil Philosoph (in der einseitigen Bedeutung des Worts), das Gegentheil eines Naturforschers. Ein Beweis hierfür, deren wir viele kennen lernen werden, ist, daß er an der Methode der bisherigen Geistesforschung, der des Selbstbeobachtens, schroff festhält, schroffer sogar, als die bisherigen Forscher selbst. Hier eine der zahlreichen Stellen, worin er ausdrücklich diese Methode als die einzige Quelle der Geistesforschung aufstellt. „Die ausnehmende Verwickelung der psychischen Acte und der hieraus hervorgehende weit abweichende und anscheinend wunderbare Charakter mancher derselben, stellen uns bei dieser Auffassungsweise (der der Selbstbeobachtung) kein Hinderniß mehr entgegen für die Gewinnung einer durchgängig klar bestimmten Erkenntniß; indem auch hier wie überall nur die einfachsten, täglich und stündlich wiederkehrenden Erfolge zu umfassenden Naturgesetzen führen. Die außerordentlichen Erscheinungen sind, schon weil

sie die zusammengesetztesten sind, auch die unklarsten, und die also nicht ohne Weiteres über ihre Natur Rechenschaft geben können; und überdies kehren sie zu selten wieder, und verstatten daher nicht so viele und von so Vielen zu vollziehende Beobachtungen, wie sie für eine gegenseitige Controle und die hierdurch allein zu erwerbende Sicherheit über die Richtigkeit der Beobachtung und Verarbeitung unerläßlich sind." (Psychol. S. 13.) Wie bezeichnend sind diese Worte für den Standpunkt des einseitigen Philosophen, der Das, was ihm allzu verwickelt oder wunderbar oder außerordentlich scheint, d. i. was ihm nicht wohl in sein System paßt, umgeht, um sich an das ihm Fügsame, leicht Erklärliche zu halten; wie bezeichnend für den Systematiker, wie unwürdig des Naturforschers! Uebrigens ist, von dem ausgesprochenen Grundsatze der Selbstbeobachtung abgesehen, das hier Gesagte durchaus unwahr. Beneke behauptet, „die außerordentlichen Charaktererscheinungen seien die zusammengesetztesten und unklarsten". Diese Behauptung hätte er doch erst beweisen müssen: sie ist ganz irrig. Oder was könnte Beneke nur dem Phrenologen antworten, welcher behauptet, daß z. B. ein bei einem Blödsinnigen vorragendes Einzeltalent (der Musik, des Zeichnens, der Nachahmung) der Forschung gegenüber vielmehr eine sehr „einfache und klare" Charaktererscheinung sei. Auch kehren die Fälle auffallender Charakterverschiedenheit der Menschen nichts weniger als, wie Beneke meint, „zu selten wieder". Es ist im Gegentheil eher eine Ausnahme von der Regel, wenn bei einem Menschen alle Geisteskräfte harmonisch entwickelt sind, wenn nicht irgend ein Zug (ein Talent, eine Neigung, eine Leidenschaft) vorragend stark oder schwach bei ihm vorhanden ist.

Noch mehr! Unserer Behauptung, daß Beneke die Selbstbeobachtung für die einzig richtige Methode der Geistesforschung halte, könnte es zu widersprechen scheinen, daß derselbe in einer oben angeführten Stelle die Wahrheit, daß das Gedächtniß kein Grundvermögen des Geistes sei, durch die Verschiedenheit der Charaktere nachweist, da z. B. der Eine ein besseres Wort-, der Andere ein besseres Sachgedächtniß rc. habe. Allein dieser Wider-

spruch gestaltet sich nur zu einem neuen schweren Vorwurf gegen Beneke, zu dem der auffallendsten Halbheit und Inconsequenz. Beneke verwirft für die Geistesforschung ausdrücklich die grundsätzliche Beobachtung der Charaktereigenthümlichkeiten der Menschen, und doch macht er von dieser Beobachtung Gebrauch, um eine Wahrheit darzuthun, welche ihm nur durch diese Beobachtung allein zur Erkenntniß kommt und kommen kann. Kennt Beneke nicht selbst diese seine Inconsequenz? Nein, er ist weit entfernt, auch nur zu ahnen, daß fast der ganze Werth seiner Geisteslehre sammt deren praktischem Erfolge auf der unwillkürlichen Benutzung eines von ihm ausdrücklich verworfenen Grundsatzes beruht.

Ja noch mehr! Es ist heutzutage allgemein anerkannt, daß die Nerven und das Gehirn die Träger oder Werkzeuge (Organe) der Geistesthätigkeiten sind. Wenn nun die alte Geisteslehre früher, so lange man kaum von diesen Organen etwas wußte, dieselben nicht beachtete, so war dies verzeihlich. In unseren Tagen aber wendet nach und nach sogar die bisherige oder philosophische Geisteslehre den Organen des Geistes ihr Augenmerk zu und sucht sich dadurch zur Naturwissenschaft zu erheben. Ganz anders Beneke, der in dieser Hinsicht sogar noch, soweit er kann, hinter die alte Geisteslehre zurückgeht. Statt die Aufklärungen zu benutzen, welche dem Geistesforscher die Kenntniß der Nerven- und Gehirnlehre geben kann, oder statt nur die Absicht zu hegen, den Blick in das Getriebe des Geistes durch die Beachtung der Organe desselben zu erweitern, verwirft Beneke sogar ausdrücklich diese Erweiterung. Er sagt: „Zwar läßt man nach der gewöhnlichen Ansicht die äußeren Eindrücke zunächst durch die „leiblichen Organe" aufnehmen und erst von diesen aus, vermittelst der Nerven und des Gehirns, auf die Seele übertragen. Hiervon aber sagt uns unser Selbstbewußtsein, welches wir als den einzigen Grundquell für die psychologische Erkenntniß bezeichnet haben, nicht das Mindeste." „Mögen also Anatomie und Physiologie das auf ihrem Gebiete Beobachtete aufklären und begründen: für die Psychologie halten wir daran fest, daß

uns unser Selbstbewußtsein von einer solchen Vermittelung nichts sagt." (Psychol. S. 21 f.) Fürwahr, echte Worte des einseitigsten Philosophen, nicht des Naturforschers! Beneke gehört zur Zahl Derer, welche die Augen bedecken, in der Meinung, daß Das, was sie nicht sehen wollen, nicht da sei. Wie weit ist er von der Einsicht entfernt, daß es nur eine Wahrheit, nur eine Wissenschaft gibt und geben kann! Wie merkwürdig ist vollends seine Art zu schließen! Weil uns, schließt er, unser Selbstbewußtsein von der Vermittelung des Geistes durch die Organe nichts sagt, so können diese Organe kein Gegenstand der Geistesforschung sein; statt daß er umgekehrt so hätte schließen müssen: weil uns unser Selbstbewußtsein von jener Vermittelung, einem wichtigen Felde der Geistesforschung, nichts sagt, so ist schon darum das Selbstbewußtsein nicht als der einzige Grundquell der Geistesforschung zu erkennen.

4.

Wenn Beneke mit der alten Geisteslehre, wie wir gesehen, an der Methode der Selbstbeobachtung festhält, zu welchen andern Ergebnissen hat ihn seine Forschung auf diesem nämlichen Wege geführt? Oder bestimmter: wie unterscheidet sich im Einzelnen die Geisteslehre Beneke's einerseits von der früheren Psychologie, andererseits von der Phrenologie?

Wir wissen, daß die alte Psychologie als Grundvermögen des Geistes allgemeine Eigenschaften desselben (Erkenntnißvermögen, Einbildungskraft, Gedächtniß ꝛc.) aufstellt. Beneke stimmt mit der Phrenologie insofern überein, als auch er diese Grundvermögen als irrig verwirft: allein schon in dem Grunde dieser Verwerfung weicht er von der Phrenologie ab, geschweige in der Ansicht von Dem, was an die Stelle jener Grundvermögen zu setzen sei. Fassen wir zuerst den Verwerfungsgrund in's Auge.

Die Phrenologie verwirft jene Grundvermögen, gestützt auf die Beobachtung der menschlichen Charakterverschiedenheit; sie zeigt, daß z. B. das Gedächtniß kein einfaches oder Grundvermögen sein könne, da oft ein Mensch ein gutes Gedächtniß in

einer Hinsicht und ein schlechtes in einer andern habe. Beneke aber stellt hier — merkwürdigerweise! — zwei einander ganz fremde Verwerfungsgründe auf, einen ihm unbewußten und einen ihm bewußten. Der unbewußte Verwerfungsgrund Beneke's ist der der Phrenologie; wir haben oben (§. 2.) Beneke denselben geltend machen sehen. Da dieser Verwerfungsgrund aber auf dem Grundsatze der Erforschung der Charakterverschiedenheit beruht, und da Beneke an die Spitze seines Systems im Gegentheil den Grundsatz der alleinigen Selbstbeobachtung stellt, so muß sein bewußter oder systematischer Verwerfungsgrund ein anderer sein. Um diesen wohl zu fassen und um in diese seltsame Sache überhaupt eine klare Einsicht zu gewinnen, müssen wir einen kurzen Blick auf die Entstehung und das Wesen des Beneke'schen Systems im Ganzen werfen.

Die vielen Hunderte von verschiedenen einander widersprechenden Systemen der Geisteslehre, welche seit dem Alterthum bis heute aufgestellt wurden, sind ebenso viele mißlungene Versuche, die Geisteslehre zur Wissenschaft zu gestalten. Die Versuche mußten mißlingen, weil sie alle auf dem Grundsatze der Selbstbeobachtung beruhten; sie wurden Systeme genannt, weil sie eine selbstgemachte Wissenschaft, keine Naturwissenschaft (wie die Physik, die Astronomie, die Phrenologie rc.) enthielten. Man kehrte bei diesen Systemen meistens im Kreislaufe zu schon Dagewesenem zurück. Als Beneke Psycholog wurde, hatte man es in der abstracten Speculation bis zum Aeußersten gebracht: vom vollendeten Geiste ausgehend, philosophirte man so kühn, wie kaum jemals über dessen Wesen und dessen Kräfte. Beneke wendete sich daher der entgegengesetzten Forschungsweise zu. Um die wahre Natur des Geistes zu erkennen, sagte er, müssen wir zur Entstehung und Bildung der Geisteskräfte zurückgehen; wir müssen fragen, wie der Verstand, die Vernunft, die Einbildungskraft rc., die vollendeten Geisteskräfte, von ihrem ersten Anfang an im Menschen sich gebildet haben. So viel versprechend diese Ansicht Beneke's auf den ersten Blick scheinen könnte, so hätte er doch wol selbst keine große Hoffnung darauf gebaut

wenn er sich erinnert hätte, daß im Wesen dieselbe Ansicht schon früher von Andern, z. B. von Condillac, aufgestellt, daß aber auch sie, wie alle andern, als unbegründet erkannt und wieder verlassen wurde. Jedoch auch Beneke hatte sich aus seiner Ansicht ein System gebildet, und der Schöpfer eines Systems blickt nicht rückwärts, sondern stolz und vielerwartend in die Zukunft. Beneke's Hauptfrage nach dem Entstehen der Geisteskräfte kommt natürlich auf die Frage zurück, ob die Geisteskräfte, oder welche derselben angeboren sind, oder welche nicht. Da ein System in den Augen seines Schöpfers immer unfehlbar ist, es also bei Beneke als Axiom feststand, daß die Geisteslehre ihre Neugestaltung nur von der (durch Selbstbeobachtung zu erklärenden) Entstehung der Geisteskräfte zu erwarten habe, so glaubte er so viel als möglich erklären zu müssen und schrieb dem Menschen möglichst wenig angeborene Geisteskräfte zu. Nach ihm ist dem Menschen nichts weiter angeboren, als die Kräfte des Sehens, Hörens, Tastens ꝛc.; das Uebrige, Verstandeskräfte, Talente, Gefühle, Neigungen, Leidenschaften, alles dies, behauptet er, bildet sich erst nach und nach aus jenen angeborenen einfachen Kräften heraus.

Hier, bei dieser Behauptung Beneke's, sind wir auf den Punkt zurückgekommen, von dem wir ausgegangen sind. Diese Behauptung nämlich fällt mit jenem von uns gesuchten bewußten oder systematischen Verwerfungsgrunde Beneke's zusammen. Denn da einfache oder Grundvermögen des Geistes natürlich dem Menschen angeboren sein müssen, so sind, schließt Beneke, jene Grundvermögen der alten Psychologen deswegen als irrig zu erkennen, weil sie dem Menschen nicht angeboren sind. Dieser Schluß an sich ist ganz richtig; es kommt nur auf den Beweis des Untersatzes, des Nichtangeborenseins jener Geistesvermögen an. Diesen Beweis sucht Beneke so zu führen: „Unstreitig,“ sagt er, „ist es eine ganz unbegründete Annahme, daß die Einbildungskraft, der Verstand, die Vernunft und die übrigen gemeiniglich aufgeführten Vermögen der menschlichen Seele angeboren seien. Wie wenig wir auch von der

Seele des zum Leben erwachenden Kindes wissen mögen, so läßt sich doch so viel als unzweifelhaft nachweisen, daß dasselbe noch keine Einbildungsvorstellungen, und noch viel weniger Begriffe, Urtheile, Schlüsse ꝛc. zu erzeugen im Stande sei. Zwar sollen jene Vermögen unentfaltet oder unentwickelt angeboren sein. Aber woher ist man denn vor ihrer Entfaltung und Entwickelung ihrer Existenz gewiß? Auf diese Frage dürfen wir schon deshalb keine befriedigende Antwort erwarten, weil auch für diese Entfaltung und Entwickelung wieder alle Anschaulichkeit fehlt, da sich wol Niemand bei diesen so vielfältig gebrauchten Ausdrücken etwas Deutliches, ja überhaupt nur etwas zu denken vermag." (Psychol. Skizzen II, 22 f.)

Diese Beweisführung Beneke's ist eine gänzlich verfehlte. Aus andern Gründen mögen jene Geistesvermögen als nicht dem Menschen angeboren (also als keine wahren Grundvermögen) zu erkennen sein; Beneke's Gründen gegenüber könnten sie sehr wohl angeboren (wahre Grundvermögen) sein. Das neugeborne Kind ist freilich „noch keine Einbildungsvorstellungen, Begriffe ꝛc. zu erzeugen im Stande". Aber alle diese Geisteskräfte, wenn sie auch dem Menschen angeboren wären, könnten ja natürlich erst nach und nach in ihm zur Entwickelung und zur Thätigkeit kommen. Auch die Hände und Füße, die der Mensch von Geburt aus hat, weiß er anfangs nicht zu gebrauchen. Es hat daher keinen Sinn, daraus, daß jene Geisteskräfte sich anfangs noch nicht thätig zeigen, folgern zu wollen, daß sie noch gar nicht vorhanden seien. Ebenso wenig liegt darin ein Beweis für Beneke's Ansicht, „daß für die Entfaltung und Entwickelung der Geisteskräfte alle Anschaulichkeit fehlt", oder „daß wir keinen näheren Aufschluß darüber geben können". Hier gibt sich der Systematiker eine Blöße. In einer selbstgemachten Wissenschaft freilich wird alles gehörig „anschaulich gemacht und erklärt", wir erhalten über alles „Aufschluß". In den thatsächlichen Naturwissenschaften aber müssen wir Vieles als wahr anerkennen, wofür es noch an aller Erklärung fehlt. (Warum zieht der Magnet das Eisen an?) Nimmermehr kann daher aus dem

bloßen Mangel der Erklärung einer Thatsache deren Unwahrheit gefolgert werden.

Auf diese Weise hat sich also der bewußte oder systematische, der aus dem Grundsatz der Selbstbeobachtung hergenommene Verwerfungsgrund Beneke's gegen die Grundvermögen der alten Psychologie als ein durchaus irriger ergeben, und es bleibt nur Beneke's unbewußter, auf den Grundsatz der Beobachtung der menschlichen Charakterverschiedenheit gestellter, also phrenologischer Verwerfungsgrund als der richtige übrig.

5.

Sehen wir zu, was Beneke an die Stelle der von ihm verworfenen Grundvermögen zu setzen oder wie er auf seine Art die Entstehung der Geisteskräfte zu erklären weiß. Diese Erklärung sucht er ganz folgerichtig dadurch zu gewinnen, daß er zu den ursprünglichsten und einfachsten Geisteskräften, aus denen die übrigen abgeleitet oder zusammengesetzt seien, vorzudringen sucht. Das Ergebniß seiner Forschungen ist dieses.

Alle Gattungen von Geistesthätigkeiten, sagt er, Einbildungsvorstellungen, Begriffe, Schlüsse rc. sind im Verhältniß zu den sinnlichen Wahrnehmungen als abgeleitete zu erkennen. Denn die Wahrnehmungen geben den Stoff für die Einbildungsvorstellungen und für die Begriffe, die Begriffe sind wieder die Grundlage für die Urtheile, Schlüsse und alle zusammengesetztesten Denkthätigkeiten. Die Wahrnehmungen erscheinen uns daher als die ursprünglichsten und einfachsten unter den Geistesthätigkeiten. Auch scheint überhaupt kaum eine einfachere Bildung als eben die der Wahrnehmungen gedacht werden zu können. Denn was ist nach dem Zeugniß des unmittelbaren Bewußtseins für die Bildung einer Gesichtswahrnehmung weiter nöthig, als daß wir den uns von Außen kommenden Lichtreiz mit dem Vermögen unseres Gesichtssinns auffassen? was für die Bildung einer Gehörwahrnehmung, als die Aufnahme des Schallreizes durch unsern Gehörsinn?

Und dennoch, fährt Beneke fort, müssen wir diese Einfach-

heit der Wahrnehmungen als eine nur scheinbare erkennen. Die Erfahrung zeigt uns nämlich, daß ein Mensch sehen und dabei nicht wahrnehmen kann, daß also das Wahrnehmen aus zwei Dingen, aus dem Sehen und noch aus einer andern Geistesthätigkeit besteht. Die Augen des angespannt Nachdenkenden sind nicht selten so entschieden auf einen Punkt gerichtet, daß man glauben sollte, er müsse den dort vorhandenen Gegenstand mit ausnehmender Schärfe auffassen; sein Wahrnehmungsvermögen ist völlig gesund, die Erleuchtung des Gegenstandes hell genug für eine klare sinnliche Anregung; und dennoch entsteht vielleicht gar keine Wahrnehmung oder nur eine sehr unvollständige in ihm. Aehnlich so vermag das Kind in den ersten Wochen die umgebenden Dinge nur sehr unklar aufzufassen, es vermag nur sinnliche „Empfindungen", noch keine sinnlichen „Wahrnehmungen" zu erzeugen. Hundertmal fällt das Auge des Säuglings auf den Vater, ehe ein Wiedererkennen, also ein wirkliches (bewußtes) Wahrnehmen stattfindet. — Also es muß zum (unbewußten) Empfinden noch etwas hinzukommen, damit es ein (bewußtes) Wahrnehmen werde. Das Wahrnehmungsvermögen ist also nicht eine einfache Kraft, sondern zusammengesetzt aus der Empfindung und einer weiteren Geisteskraft. Welches aber ist diese Geisteskraft? — eine Frage, hinter welcher das Räthsel der ganzen Geisteslehre verborgen liegt.

Die Erfahrung lehrt, — so beginnt Beneke die Beantwortung dieser Frage, — daß eine sinnliche Wahrnehmung um so vollkommener von uns gebildet werden könne, je öfter dieselbe sonst schon in uns gebildet worden ist. Der in irgend einem Naturgebiet geübte Beobachter, der Physiker, der Chemiker, der Arzt, bemerkt so Vieles, was dem die gleichen Gegenstände beobachtenden Laien entgeht; warum dies? weil gleiche oder ähnliche Wahrnehmungen sehr oft von ihm vollzogen worden sind Erst durch öfteres Sehen muß der Blinde, dem der Gesichtssinn geöffnet ist, muß auch das Kind in den ersten Lebenswochen sehen lernen. Je weiter wir hierbei auf den Anfang zurückgehen, um desto unvollkommener werden die sinn-

lichen Wahrnehmungen; gehen wir weit genug zurück, so hören sie auf, eigentliche Wahrnehmungen zu sein und erscheinen als bloße Empfindungen. Was aber verstärkt nun je das spätere Wahrnehmen gegen das frühere? Man antwortet, die wahrnehmende Kraft werde geübt und ausgebildet. Eine sehr richtige und zweckmäßige Antwort für das Denken des gewöhnlichen Lebens; die Wissenschaft aber darf sich hierbei nicht beruhigen, sondern muß weiter fragen, worin denn diese Uebung und Ausbildung der Kraft bestehe, was dabei eigentlich psychisch geschehe, was bei der späteren Wahrnehmung zu der früheren hinzukomme?

Die gewünschte Auskunft hierüber findet Beneke in der folgenden Erfahrung gegeben. Wenn wir, sagt er, eine Wahrnehmung machen, so dauert dieselbe zwar nur so lange, als die Veranlassung derselben währt (als z. B. der vor dem Auge befindliche Gegenstand bleibt); sie geht vorüber, sobald der Gegenstand dem Auge entschwindet: aber — sie geht nicht ganz vorüber, denn wir vermögen sie ja zu reproduciren, in der Vorstellung zu wiederholen. Es erhält sich also etwas von der Wahrnehmung in der Seele. Dieses Sich-erhalten muß aber auch schon bei der vorigen und so weiter zurück, und auch bei der ersten Wahrnehmung, die nur noch Empfindung war, stattgefunden haben; denn man sieht nicht, wie und warum dasselbe, wenn es der ersten Empfindung gemangelt hätte, bei irgend einer späteren hätte beginnen sollen. Dieses Sich-erhalten aber ist Das, was wir suchen, die Wahrheit, welche uns das Räthsel der Geisteslehre löst. Auf diese Wahrheit nämlich gestützt, können wir den gesammten Entwickelungsprozeß der Geistesvermögen von Anfang her folgendermaßen erklären.

Der menschlichen Seele angeboren sind einfache sinnliche Empfindungsvermögen, noch durchaus unerfüllt. Diese Vermögen eignen sich die ihnen angemessenen sinnlichen Reize (Licht, Schall rc.) an und, indem sie einen Theil derselben dauernd festhalten, werden sie erfüllt und ihrer Natur nach ausgebildet. Man setze, das Licht der rothen Farbe habe auf das Gesicht-vermögen eines so eben zum Leben erwachten Kindes gewirkt, so

ist dieses Vermögen dadurch insofern ausgebildet worden, als es diesen Reiz nicht nur augenblicklich aufgenommen hat, sondern auch (etwas davon) dauernd festhält. Nun lasse man, nach einer Zwischenzeit, das rothe Licht zum zweitenmal auf das Kind einwirken, diese neue Empfindung wird der Sache nach der ersten gleich, aber an Stärke von ihr verschieden sein. Denn bei dieser neuen Empfindung fand sich, außer dem ursprünglichen (unerfüllten) Empfindungsvermögen, in der Seele des Kindes von jener ersten Empfindung her ein gleichartiges erfülltes Empfindungsvermögen vor, welches seiner Gleichartigkeit wegen mit der neu gebildeten Empfindung zu Einem Akt zusammenfließt. Die zweite Empfindung also muß der ersten um jenen Zuwachs an Stärke überlegen sein. Ebenso bei dem dritten, vierten, fünften, hundertsten, tausendsten Empfindungsakte: der Art nach sind sie dem ersten gleich, aber indem sie das je in den vorhergehenden Empfindungsakten Angebildete als Bestandtheil in sich enthalten, müssen sie an Stärke stätig zunehmen.

Es gibt also hiernach zweierlei Seelenvermögen, angeborene und später gebildete. Die angeborenen Vermögen haben, weil gänzlich unerfüllt, keine andere Bestimmtheit, als daß sie eben Vermögen für diese oder jene Gattung von sinnlichen Empfindungen (für Gesicht-, Gehör-, Geschmack- ꝛc. empfindungen) sind. Neben diesen unausgefüllten oder ungebildeten Vermögen aber entstehen später gebildete Vermögen, nämlich die mehr oder weniger vollkommenen Spuren, welche von allen einmal erzeugten Empfindungen zurückbleiben. Diese Spuren können und müssen, inwiefern sie mit den neu erzeugten gleichartigen Empfindungen zu Einem Gesammtakte zusammenfließen, unstreitig ebenfalls Vermögen für diesen Gesammtakt genannt werden. Für jede (nicht erste) Empfindung also müssen wir zwei von einander getrennte Vermögen unterscheiden, das unerfüllte und unausgebildete, welches zunächst den sinnlichen Reiz in sich aufnimmt, und das oder die ausgebildeten, welche von früheren gleichartigen Empfindungen stammend, die neu gebildeten durch ihren Zufluß verstärken.

„Die Vermögen der letzteren Gattung“ — so endigt Beneke

wörtlich seine Darstellung, die wir im Bisherigen nur abgekürzt wiedergegeben haben, — „die Vermögen der letzteren Gattung haben wir auch Angelegtheiten genannt: Angelegtheiten, nicht Anlagen, um schon durch die Ableitung vom participium perfecti das Gewordensein (Nichtangeborensein) dieser Vermögen zu bezeichnen. Das Gesetz für dieses Werden, so weit wir dies letztere bis jetzt kennen gelernt haben, ist überaus einfach: indem dafür nichts weiter vorausgesetzt wird, als daß kein mit einem gewissen Grad von Kräftigkeit erzeugtes psychisches Gebilde gänzlich wieder entschwinde. Das ausgebildete Vermögen der Seele besteht dann in der Gesammtheit des von den früheren psychischen Bildungen mehr oder weniger vollkommen Erhaltenen. Das ist freilich" — so schließt Beneke, und wir rufen: hört! hört! — „nur eine Hypothese, welche durch die unmittelbare Erfahrung nie wird vollkommen bestätigt werden können: denn unserer unmittelbaren Erfahrung liegt ja nur das bewußte Seelensein offen, und jenes Sich-Erhalten des früher Gebildeten muß im Unbewußtsein gedacht werden. Aber diese Hypothese ergibt sich aus den unmittelbaren Erfahrungen von dem Wiedererscheinen früher gebildeter Seelenthätigkeiten mit der höchsten Wahrscheinlichkeit, ja mit Nothwendigkeit." (Psych. Skizzen II, 50.)

Also eine Hypothese ist's, was der Geisteslehre Beneke's zum Grund liegt, was ihn die Entstehung der Geisteskräfte auf seine Art erklären und das Nichtangeborensein derselben behaupten läßt, eine Hypothese, von ihm selbst dafür erkannt und anerkannt! Fürwahr, man staunt über dieses Zugeständniß, es zeigt, wie weit Beneke von der Einsicht entfernt ist, daß die einzige Grundlage aller wahren Wissenschaft die Thatsachen sind, daß Hypothesen zwar zur Entdeckung neuer Thatsachen führen und dadurch Werth erhalten können, daß sie aber an sich ganz werthlos sind; daß Derjenige nimmermehr ein Mann der ächten Wissenschaft ist, der nicht scharf zwischen Thatsachen und Hypothesen unterscheidet und Beweissätze niemals auf Hypothesen stellt. Es könnte zwar nach den obigen Worten scheinen,

als ob Beneke eine blos hypothetische Geisteslehre aufstellen wolle, welche erst durch thatsächliche Entdeckungen vielleicht später wirklichen Werth erhalten könne. Allein nichts weniger als dies! Beneke vergißt vielmehr augenblicklich sein obiges Zugeständniß, oder er verkennt vielmehr gänzlich dessen Bedeutung: denn er spricht durch seine ganze Darstellung von Beweisen, die er für seine Behauptung von der Entstehung der Geistesvermögen gegeben habe. („Wir haben nachgewiesen", „wir haben uns überzeugt" ꝛc.) Beneke glaubt den fraglichen Vorwurf wol dadurch etwas mildern oder entkräften zu können, daß er sagt: „Diese Hypothese ergibt sich — — mit der höchsten Wahrscheinlichkeit, ja mit Nothwendigkeit." Aber daß Beneke hierin eine Entkräftung jenes Vorwurfs erblickt, beweist noch mehr, daß er das Wesen der wahren Wissenschaft nicht kennt. Eine Hypothese erhält nicht und kann nicht um das Mindeste mehr Beweiskraft dadurch erhalten, daß sie uns wahrscheinlich oder nothwendig dünkt. Wenn Jemand zur Erklärung der Thatsache, daß der Magnet das Eisen anzieht, eine Hypothese aufstellte, so könnte er sie eine sehr nothwendige nennen, ohne daß sie dadurch ihren Charakter als Hypothese, d. i. als eine gänzlich aller Beweiskraft ermangelnde Ansicht, verlieren würde.

6.

Es fragt sich, ob Beneke mit Recht behauptet, daß sich seine Hypothese mit Nothwendigkeit, ja nur daß sie sich mit Wahrscheinlichkeit aus der Erfahrung ergebe? Unserer Prüfung und Beantwortung dieser Frage schicken wir passend eine vorläufige kurze Andeutung über Das, was Beneke auf diese Hypothese gebaut hat, d. i. über sein System der Geisteslehre, voraus. Wie wir wissen, sind nach Beneke dem Menschen nur allein die Vermögen des Sehens, Hörens ꝛc. angeboren, alle übrigen Geistesvermögen entstehen erst. Dieses Entstehen geschieht so, daß sich zuerst die Wahrnehmungen, dann die Vorstellungen, Begriffe ꝛc. bis zu den Gefühlen, Neigungen, Leidenschaften ꝛc. der Seele anbilden. Beneke sagt: „Die elementarischen Gebilde der Seele (die

Angelegtheiten) werden im Lauf ihrer Fortentwickelung vertausendfacht und tausendmal vertausendfacht. So wird die Entwickelung in's Unendliche verstärkt und durch die Combination zwischen jenen Gebilden die mannigfachsten qualitativ eigenthümlichen Produkte erzeugt, wie man sie in den bisher angenommenen abstrakten Seelenvermögen (Einbildungskraft, Verstand, Vernunft rc.) substantiirt hat. Außerdem gehören hierher alle Gemüthsbeschaffenheiten, Neigungen, Fertigkeiten, Talente rc." „Es gibt keine angeborene Neigungen, Willensbestimmungen, oder sonst bestimmte praktische Anlagen. Ja die Gemüths- und Charakterbildung findet sich im Allgemeinen selbst noch weniger prädeterminirt (angeboren) als die Bildung der Erkenntnißtalente." „Die neue Psychologie zeigt, daß in moralischer Beziehung gar nichts angeboren ist: indem alle Formen des Moralischen einen so hohen Grad von Bildung oder solche Zusammengesetztheit enthalten, daß sich in dem Angeborenen auch nicht einmal etwas Analoges finden kann." (Erziehungslehre I, 51. 236. 32.) Es gibt daher in Beneke's System eine gewisse Stufenleiter unter den Geistesvermögen, indem sie dem Angeborenen näher oder entfernter liegen und daher — was für Beneke von großer Wichtigkeit ist! — leichter oder schwerer zu erklären sind. Gehen wir zur Prüfung von Beneke's Hypothese selbst fort.

Wie wir gesehen haben, stellt Beneke bei Gelegenheit der Darstellung seiner Hypothese von der Entstehung der Geistesvermögen die Behauptung auf, daß die Geistesthätigkeiten zusammengesetzter Natur sind, daß z. B. selbst die so einfach scheinenden sinnlichen Wahrnehmungen zwei wesentlich zu unterscheidende Elemente enthalten. Prüfen wir zuerst diese Behauptung Beneke's, sie nach unserer Weise einerseits mit der Ansicht der alten Psychologie, andrerseits mit der der Phrenologie vergleichend. Die alte Psychologie, welche sich die Seele nicht anders als einfach denken kann, steht natürlich im vollen Widerspruch mit der fraglichen Behauptung; sie hat bei diesem Widerspruch allerdings das gewöhnliche menschliche Bewußtsein auf ihrer Seite. Auf den ersten Blick oder oberflächlich betrachtet

könnte man es wohl für unnatürlich und unwahrscheinlich halten, daß alle Geistesthätigkeiten bis zu den Wahrnehmungen herab doppelt, ja mehrfach zusammengesetzt seien. Allein gleichwol ist nur diese Ansicht die richtige. Die Phrenologie tritt hier Beneke entschieden zur Seite, gestützt, wie bei allen ihren Sätzen, auf beweisende Thatsachen, wie deren auch Beneke, wenn auch in minderer Fülle, hier anzuführen weiß. Daß Jemand einen Gegenstand sehen, ihn durch das ihn auffassende Sehvermögen empfinden, ihn aber dennoch nicht wahrnehmen kann, oder umgekehrt, daß Jemand einen Gegenstand, welchen er (äußerlich) nicht sieht, dennoch geistig (innerlich) wahrnehmen d. i. sich vorstellen kann, dies sind Thatsachen, welche den vollgiltigen, weil mathematischen Beweis liefern, daß (unbewußtes) „Sehen" und (bewußtes) „Wahrnehmen" zwei verschiedene Geistesthätigkeiten sind, oder daß die Geistesthätigkeit, in welcher Sehen und Wahrnehmen zugleich erscheinen, eine zusammengesetzte ist. Was getrennte Merkmale hat, kann nicht einfach sein. Die Phrenologie als Organenlehre verstärkt zum Ueberfluß diesen Beweis durch den der getrennten Organe der beiderlei Thätigkeiten, indem sie die Organe des bloßen (unbewußten) Empfindens in den Sinnesnerven des Sehens, Hörens ꝛc., die Organe des bewußten Wahrnehmens in dem Gehirn (dem Vordergehirn) nachweist.

Diese Entscheidung der vorliegenden Frage zu Gunsten Beneke's ist natürlich nicht auch maßgebend für die Entscheidung über Beneke's Hypothese von der Entstehung der Geisteskräfte, da beides im Wesen getrennte Fragen sind. Was zuerst die Stellung der alten Psychologie dieser Hypothese gegenüber betrifft, so können wir von ihrer Seite nur ein verwerfendes Urtheil über eine Ansicht, nach welcher eine Hälfte der Geisteskräfte angeboren, eine andere geworden sein soll, voraussetzen; allein weil diese beiden Ansichten, die Beneke's und die der alten Psychologie, sehr weit auseinander liegen und nur wenige Berührungspunkte haben, so läßt sich keine die Klarheit der Anschauung fördernde Vergleichung zwischen ihnen ziehen. Bestimmt und scharf jedoch tritt hier die Phrenologie Beneke entgegen, welche zwar die beiden getrennten

Elemente der Geistesthätigkeiten als solche anerkennt, aber entschieden sie beide für angeboren erklärt.

Wie begründet Beneke seine Ansicht des Nichtangeborenseins der Geistesvermögen, vor allen des Wahrnehmungsvermögens? Wir finden mit Erstaunen, daß diese Begründung bei ihm gänzlich fehlt. Beneke führt in seinen zahlreichen Werken nirgends den Beweis dafür, daß das Wahrnehmungsvermögen im Geiste entstanden und nicht angeboren sei. Damit uns dieser merkwürdige Beweismangel einigermaßen begreiflich werde, müssen wir den schon oben (§. 4.) angedeuteten Fehlschluß, welcher Beneke zur Aufstellung seiner Hypothese geführt, hier noch tiefer verfolgen. Es sind der Fehlschüsse Beneke's im Grunde zwei, die hier zusammenkommen, ein geringerer und ein sehr bedeutender. Daß Beneke, nachdem er jene vermeintlichen allgemeinen Grundvermögen des Geistes als die irrigen erkannte, auf die „einfachsten und ursprünglichsten" Geisteskräfte zurückgehen wollte, war an sich kein Fehlschuß, wurde es aber insofern, als Beneke in der Methode der Selbstbeobachtung befangen blieb. In der Naturwissenschaft ist immer das ein Fehlschuß, was zu einer bestimmten oder begrenzten Forschungsweise führt, da der Blick des Naturforschers nur ein allseitiger sein muß, da es in der Naturwissenschaft kein System gibt und geben darf. Jedoch weit höher als diese Einseitigkeit oder Halbheit Beneke's ist ihm sein zweiter großer Fehlschuß anzurechnen. Nachdem er nämlich bei seinem Forschen nach den einfachsten und ursprünglichsten Geisteskräften die Zusammengesetztheit der Geistesthätigkeiten in ihre Elemente, z. B. die Zusammengesetztheit des Wahrnehmens in das Element des unbewußten Sehens oder Empfindens und in das des bewußten Wahrnehmens erkannt hatte, so wäre es seine Aufgabe gewesen, auf's Gründlichste — denn sein ganzes System ruht ja auf diesem einen Punkt! — nach der Natur dieser beiden Elemente zu forschen, sich die Frage zu stellen, ob (wenn er denn das erste Element, das des unbewußten Empfindens, jedenfalls als angeboren annehmen durfte) das zweite Element, das des bewußten Wahrnehmens, entweder

gleichfalls angeboren, oder ob es entstanden sei? Diese Frage stellt sich aber Beneke nicht, sondern er nimmt ohne Weiteres an, daß das Element des Wahrnehmens entstanden, nicht angeboren sei. Warum dieses oder worauf gestützt? Gründe fehlen bei Beneke, es gibt bei ihm nur Ursachen. Die Veranlassung zu dieser Annahme Beneke's war, daß er das Nichtangeborensein der vermeintlichen Grundvermögen der alten Psychologie (Einbildungskraft, Verstand, Vernunft ꝛc.) bewiesen zu haben sich bewußt war, und daß er eben dadurch das Nichtangeborensein aller und jeder Grundvermögen dargethan zu haben glaubte. Also daraus, daß jene Grundvermögen der alten Psychologie nicht angeboren sind, folgert Beneke, daß auch die von ihm aufgefundenen ganz andersartigen Grundvermögen nicht angeboren seien! Diese Folgerung gesteht Beneke ausdrücklich zu, aber nur so nebenbei, als ob sie sich von selbst verstände. Indem er nämlich in seiner (oben im Auszug mitgetheilten) Darstellung nach dem zweiten Elemente forscht, welches zum „Empfinden" noch hinzukommen müsse, um es zu einem „Wahrnehmen" zu machen, und indem er dabei auch die möglichen Einwürfe gegen die Richtigkeit seiner Erklärung der Entstehungsweise jenes zweiten Elementes zu widerlegen sucht, stellt er auch den Einwurf sich entgegen, ob nicht vielleicht das Wahrnehmen schon irgendwie im Geiste gegeben (angeboren) sein könne. Allein er glaubt diesen Einwurf sehr kurz mit diesen Worten abfertigen zu können: „Es kann hierbei (bei den Wahrnehmungen) auch nicht von dem Einfluß anderer geistiger (im Geiste vorhandener) Vermögen die Rede sein. Blindgeborene, denen eine glückliche Operation in den männlichen Jahren die Augen öffnete, mußten ungeachtet aller Ausbildung ihres Verstandes und ihrer Vernunft ebensowol wie das Kind erst sehen (wahrnehmen) lernen." (Psych. Skizzen II, 35.) Also weil Verstand und Vernunft als solche dem Menschen nicht angeboren sind, darum, sagt Beneke, kann ihm auch ein Wahrnehmungsvermögen nicht angeboren sein! Und doch hatte Beneke den Beweis des Nichtangeborenseins von Verstand, Vernunft ꝛc.

ausdrücklich so begründet, daß diese Vermögen deswegen, weil sie vollendete Eigenschaften des erwachsenen Menschen bezeichnen, nicht angeboren sein könnten, wodurch also selbstverstanden diejenigen Geisteskräfte, welche nicht vollendete Eigenschaften des erwachsenen Menschen bezeichnen (wie z. B. das Wahrnehmungsvermögen) als möglicherweise angeboren hingestellt wurden. Es wäre unmöglich zu begreifen, wie Jemand, dem die einfachsten Regeln der Logik geläufig sind, einem so großen und folgeschweren Fehlschluß verfallen könnte, wenn wir nicht wüßten, daß Beneke nicht Naturforscher, sondern Systematiker ist. Nachdem er einmal den einseitigen Gedanken der Erklärung der Geisteskräfte von ihrem Entstehen an gefaßt hatte, mußte er möglichst Vieles, ja Alles zu erklären suchen wollen, mußte für ihn das Angeborene, vor welchem seine Erklärung hätte still stehen müssen, fallen. Die Logik, die göttliche Pflanze, gedeiht nur in der freien Natur, ein System ist für sie schlimmer als ein Treibhaus, es ist ein Gefängniß, in dem sie sterben muß.

7.

Nachdem Beneke für seine Behauptung des Entstehens der Geisteskräfte die Beweise gänzlich schuldig geblieben, gehen wir zu den Gründen fort, welche die Phrenologie für das Angeborensein der Geistesvermögen anzuführen weiß. Diese Gründe sind von zweierlei Art: Wahrscheinlichkeitsgründe und Beweisgründe. Beginnen wir mit den ersteren.

Das Kind wird, was den Körper in allen einzelnen Theilen betrifft, ganz, als ganzer Mensch geboren; es bringt selbst die Haare, bisweilen sogar schon Zähne mit zur Welt. Sollte dies in Bezug auf die vorzüglichste Hälfte des Menschen, auf den Geist und seine wesentlichen Kräfte so ganz anders sein? sollten diese Kräfte erst werden müssen? Dies ist höchst unwahrscheinlich. Und man betrachte das Gesicht des Kindes: spricht nicht aus dem Leben seiner Züge schon der geistige Mensch uns an? Man frage die Mutter, die auf den Säugling in ihrem Schoße niederblickt: gilt ihr süßes Entzücken einem Wesen, das

an allem Geistigen noch leer ist, das nur erst hören und sehen kann und dies nicht einmal, einem Wesen also, das geistig noch kein Mensch ist, sondern erst ein solcher werden soll? o nein, die Mutter weiß, daß sie in ihrem Kinde schon den ganzen Menschen an ihr Herz drückt mit allen seinen menschlichen Neigungen und Trieben und Wünschen, wenn diese auch noch erst wie im Traume unentwickelt schlafen. Und wer ferner, der Kinder in ihrer Entwickelung beobachtet hat, hätte sie nicht in dem frühesten Alter Charakterzüge und Geisteskräfte äußern sehen, welche unmöglich von Außen in sie hineingekommen sein können, sondern welche, nachdem sie von Geburt aus in ihnen gelegen, nur zur Thätigkeit erwacht sind!

Einen zweiten Wahrscheinlichkeitsgrund für das Angeborensein der Geistesvermögen gibt uns die Vergleichung des Menschen mit den Thieren. Niemand leugnet, und gewiß auch Beneke nicht, daß der Charakter der Thiere angeboren ist. Welche hohe Wahrscheinlichkeit aber liegt hierin für das Angeborensein wenigstens derjenigen Charakterzüge beim Menschen, welche dieser mit den Thieren gemein hat. Denn wir müßten ja sonst z. B. die Geschlechtsliebe, die Jungen- oder Kinderliebe, die Anhänglichkeit, den Muth, den Sinn der Verheimlichung, die Vorsicht oder die List, den Nachahmungssinn &c. beim Thier für angeboren, beim Menschen für geworden erklären. Wie unendlich groß ist die Stufenleiter der Thiere von den niedersten (z. B. der Muschel) bis zu den höchsten (z. B. dem Orangutang), eine Stufenleiter, in der immer das höhere Thier je einen oder einige Charakterzüge mehr besitzt als das niedere. Alle diese Charakterzüge sind also den Thieren tausendmal (in tausendfach verschiedenen Verbindungen) angeboren, und dem Menschen allein, insofern er Thier ist und alle Charakterzüge der höchsten Thiere besitzt, sollten diese Charakterzüge zum erstenmal nicht angeboren sein? Dies ist nicht denkbar. Freilich ist der Mensch, eben weil er Mensch ist und die menschlichen Charakterzüge mehr besitzt, ein wesentlich anderes Geschöpf als die Thiere, und man könnte daher hier weiter fragen, ob der vorliegende Wahrscheinlichkeitsgrund

sich auch auf das Angeborensein der menschlichen Charakterzüge erstrecke. Obgleich diese Frage unbedingt zu bejahen sein möchte, so können wir sie hier doch, ohne auf sie tiefer einzugehen, ganz unentschieden lassen. Denn wenn das Angeborensein der thierischen Charakterzüge beim Menschen als wahrscheinlich erkannt ist, so ist damit wenigstens Beneke schon genugsam widerlegt. Denn da dieser, wie oben angedeutet, die Neigungen, Triebe und Leidenschaften des Menschen für noch weniger angeboren hält, als die (menschlichen) Begriffe, Verstandeskräfte ꝛc., so könnte er, wenn er vom Angeborensein der ersteren überführt würde, sich gegen das Angeborensein der letzteren nicht länger sträuben. Doch wie? — höre ich hier beiläufig den Leser fragen, — sollte Beneke in der That glauben, daß z. B. der Charakterzug der Geschlechtsliebe dem Menschen nicht angeboren sei? Allerdings muß dies Beneke glauben, wenn er seinem System consequent sein will, und er glaubt es auch und behauptet es mit klaren und ausdrücklichen Worten. Wer an dieser Möglichkeit zweifeln konnte, hat nicht gewußt, was ein System ist und was es vermag.

Ein dritter Wahrscheinlichkeitsgrund endlich für das Angeborensein der Geistesvermögen liegt in der Art und Weise, wie wir uns den Geist oder die Seele des Menschen beschaffen denken müssen, wenn wir irgend einen Gedanken darüber fassen wollen. Der menschliche Geist kann nur eine Kraft sein, etwas Lebendiges, Wirkendes, sich Bewegendes, nicht eine Hülle, die das Lebendige, die Kraft umschließt; der Geist kann nur Inhalt, nicht Gefäß sein. Dies wird vielleicht am besten dadurch veranschaulicht, daß wir die Natur der Sinnesthätigkeiten und ihrer Organe näher in's Auge fassen. Das Sehvermögen z. B. ist nicht ein offener Weg, auf welchem die Kenntniß der sichtbaren Außenwelt zum Geist gelangt, das Auge nicht eine Oeffnung im Kopfe des Menschen, wodurch der in demselben wohnende Geist Licht und Farbe empfängt und empfindet. Sondern so wie das Licht eine Bewegung des Aethers ist, so besitzt der ätherähnliche Geist unter seinen Kräften eine, welche sich dem Lichte

entgegenbewegt, welche also lichtähnlich ist und welche man Lichtkraft nennen könnte. Ein Schlag, ein Druck auf's Auge (auf den Sehnerven) bringt bekanntlich eine Lichtempfindung hervor. Ebenso bei den übrigen Sinnen; ein Reiz, eine Krankheit des Hörnerven verursacht ein Hören, ein Reiz des Geschmacksnerven (z. B. durch Elektricität) ein Schmecken u. s. w. Also die Sinnesthätigkeiten sind Bewegungen der Sinneskräfte. Und diese Kräfte mit ihren Bewegungen sind so unter sich verschieden, wie ihre Gegenstände verschieden sind. So wie das Licht (oder die Lichtbewegung) und der Schall (oder die Schallbewegung) unter sich wesentlich (specifisch) verschieden sind, so sind auch die Sehthätigkeit und die Hörthätigkeit verschiedene Bewegungen zweier wesentlich verschiedener neben einander im Geiste bestehender Kräfte. So wie nun offenbar die äußeren Sinneskräfte dem Menschen angeboren sind, so müssen auch die inneren Sinne des Geistes dem Menschen angeboren sein: denn das Verhältniß der inneren Sinne, als wirklicher lebendiger Kräfte der Außenwelt gegenüber, ist in seiner Art ganz dasselbe wie das der äußeren Sinne. Nämlich so wie die Verhältnisse und Beziehungen der Außenwelt zum Menschen sehr mannigfaltig sind, so ist der Mensch selbst nichts anderes, als eine solche mannigfaltige kleine Welt, d. i. sein Geist ist ein Organismus verschiedener Kräfte, welche den verschiedenen Verhältnissen der Außenwelt je in entsprechenden Bewegungen sich entgegenkehren. Die Kinderliebe ist eine besondere Geisteskraft, welche in ihrer Thätigkeit oder Bewegung uns zu Kindern, die Geschlechtsliebe eine solche, welche uns zu Personen des andern Geschlechts hinzieht, der Kampfsinn eine Kraft, welche, gleich einer zischenden Flamme, uns der Gefahr als einem Lebensgenuß entgegenführt, die Vorsicht eine Kraft, welche gleichwie in bangender Bewegung uns nach Schutz und Sicherheit umblicken läßt, das Selbstgefühl eine Kraft, welche, gleichsam hoch auflodernd, uns über andere Menschen im Gefühle erhebt, u. s. w. Das Verhältniß des Geistes in dieser seiner lebendigen Kraft und Bewegung zum Körper können wir uns so denken. Der Geist durchdringt und bewohnt den Körper,

aber er steht nicht im Gegensatz zu ihm. So wie die Atmosphäre, welche die Erde durchdringt und umgibt, selbst ein der Erde verwandter Körper ist, so kann der Geist ein feiner, gleichsam ätherischer Körper genannt werden. Man hat von einem sogenannten Nervenäther gesprochen, welcher den ganzen menschlichen Körper durchdringt und überragt, wie die Atmosphäre unsere Erde, und welcher der Träger des ätherischen Geistes sei. Wir mögen uns diese Sache denken, wie wir wollen, so viel steht fest und wird durch die zahlreichsten, verschiedenartigsten Thatsachen (des Somnambulismus, des Magnetismus, der Phrenologie rc.) bewiesen, daß der Geist etwas anderes ist, als der Körper, daß die Organe zwar die irdischen Träger des Geistes, aber nicht der Geist selbst sind, mit einem Worte, daß jene materialistische Ansicht, welche den Geist nicht für etwas Wirkliches, sondern nur für einen leeren Schein, für eins und dasselbe mit dem sichtbaren Körper und seinen Organen hält, eine durchaus irrige ist.

Beneke ist zwar nicht ausgesprochener Materialist, aber seine Ansicht vom Geist ist in der That eine materialistische und zwar sehr sonderbarer Art. Er behauptet, wie wir gesehen, daß die angeborenen Geistesvermögen anfangs „gänzlich unerfüllt" seien. Allein wenn wir uns den Geist so denken, wie wir ihn uns allein denken können, als eine lebendige Kraft oder einen Organismus von Kräften, so ist eine unerfüllte, d. i. inhaltlose Geisteskraft schlechthin undenkbar. Denn eine Kraft als solche ist selbst Inhalt, ihre Eigenschaft ist ihr Inhalt; sie kann daher wol noch ungeübt oder noch schwach, aber sie kann nicht unerfüllt sein. Der Inhalt der Sehkraft z. B. ist die Eigenschaft des Lichterkennens: hätte die Sehkraft diese Eigenschaft nicht, so wäre sie unerfüllt, aber sie wäre auch keine Kraft. Und so hat jede andere Geisteskraft entweder eine Eigenschaft, und dann ist sie nicht unerfüllt, oder sie hat keine Eigenschaft, und dann ist sie keine Kraft. Nach Beneke müßten wir uns den Geist gleichsam als einen Behälter mit Fächern denken, die anfangs leer, d. i. nichts als Hülle, sind, und später mit etwas erfüllt, d. i.

etwas werden. Allein man wüßte ja dann z. B. nicht einmal, warum ein Inhalt, der in das eine Fach bestimmt ist, sich nicht in ein anderes verirrte. Wenn Beneke dagegen behaupten wollte, daß jedes Fach eben die Eigenschaft habe, nur diese oder jene bestimmte Geisteskraft aufzunehmen, so wäre ja diese Eigenschaft der Inhalt des Faches, dasselbe also nicht unerfüllt. Beneke hat bei seiner materialistischen Ansicht ganz vergessen, daß wir es hier mit Kräften zu thun haben, deren Eigenschaft und Inhalt eines und dasselbe sind. Wenn wir nach der Möglichkeit fragen, wie Beneke eine solche nach allen Seiten hin unhaltbare Ansicht, — welche wissenschaftlich noch weit unter dem gewöhnlichen Materialismus steht, da sie in sich selbst widersprechend ist, — aufstellen konnte, so liegt die Erklärung dafür abermals darin (infandum renovare dolorem!), daß Beneke Systematiker ist. Man kann, um einen scherzhaften Vergleich zu ziehen, die Systematiker die Jesuiten der Wissenschaft nennen. So wie man den Jesuiten nachsagt, daß sie den Grundsatz befolgen, der Zweck heilige die Mittel, so machen die Systematiker, blind für alles Andere als für den Aufbau ihres Systems, von den unlogischsten und unwissenschaftlichsten Behauptungen und Schlüssen Gebrauch, wenn sie nur für jenen Aufbau dienlich oder nothwendig zu sein scheinen.

Unser vorliegender dritter Wahrscheinlichkeitsgrund für das Angeborensein der Geisteskräfte hat uns auf diese Weise zur vollständigen Widerlegung der Behauptung Beneke's geführt, daß „seine Hypothese von der Entstehung der Geisteskräfte sich mit Wahrscheinlichkeit, ja mit Nothwendigkeit aus der Erfahrung ergebe". Denn wir haben gesehen, daß, wie Alles für unsere Ansicht, so Alles gegen Beneke's Hypothese spricht. Unsere Ansicht, welche wir an und für sich oder in Bezug auf das Angeborensein der Geisteskräfte nur einen Wahrscheinlichkeitsgrund nennen, — um lieber zu vorsichtig als zu kühn im Schließen zu sein, — ist daher jedenfalls in Bezug auf die Widerlegung jener Hypothese Beneke's ein vollständiger Beweisgrund.

8.

Der Beweisgründe für das Angeborensein der Geisteskräfte sind zwei, welche mit den beiden Hauptsätzen der Phrenologie zusammenfallen. Denn die Phrenologie selbst kann ein Beweis für das Angeborensein der menschlichen Geisteskräfte genannt werden. Der erste Hauptsatz der Phrenologie ist: der Mensch besitzt, wie die fünf äußeren Sinne des Sehens, Hörens ꝛc. so eine größere Zahl innerer Sinne oder Geisteskräfte, deren Wesen darin besteht, daß sie ebenso wie die äußeren Sinne unter sich getrennt und selbstständig sind. Der zweite Hauptsatz der Phrenologie ist: so wie die äußeren Sinne vermittelst Organen (Auge, Ohr ꝛc.) in Thätigkeit treten, so sind auch die inneren Sinne durch Organe getragen, welche sämmtlich im Gehirn des Menschen vereinigt sind.

Der erste Satz der Phrenologie, daß der Mensch verschiedene unter sich selbstständige Geisteskräfte besitzt, ist als thatsächliche Wahrheit durch die Betrachtung der Charakterverschiedenheit der Menschen nachgewiesen, eine Charakterverschiedenheit, welche daher rührt, daß die einzelnen Menschen die allen gemeinsamen Geisteskräfte in sehr verschiedenem Maße besitzen. Wenn ein Mensch sehr leidenschaftlich im Ehrgeiz und sehr unempfindlich in Bezug auf Erwerb sein, oder sehr viel Gefühl für Wohlwollen und sehr wenig für Schönheit haben, oder ein großes Talent für Sprachen und ein geringes für Mathematik besitzen kann, so sind dadurch alle diese Geisteskräfte ebensowol als unter sich getrennt und selbstständig zu erkennen, als die Trennung und Selbstständigkeit der äußeren Sinne (auch abgesehen von den Organen) dadurch nachgewiesen ist, daß ein Mensch gut sehen und schlecht hören, ein anderer schlecht sehen und gut hören kann. Es fragt sich nun, welcher Art diese Trennung der inneren Sinne und die darauf sich gründende Charakterverschiedenheit sei, ob eine angeborene oder eine nach der Geburt erst entstandene. Es hat von jeher einzelne Philosophen gegeben und gibt deren noch, welche behaupten, die Charakterverschiedenheit der Menschen entstehe erst nach der Geburt, die einzelnen Geistes-

kräfte, die Leidenschaften, Gefühle, Neigungen, Talente bildeten sich erst durch die verschiedene Uebung, d. i. durch die verschiedene Anregung der Außenwelt, in verschiedenem Grade aus. Die Phrenologie dagegen behauptet mit der großen Mehrzahl aller denkenden und beobachtenden Menschen, daß die menschliche Charakterverschiedenheit als solche angeboren sei. Diese Streitfrage kann von mehrfachem Gesichtspunkt aus in's Auge gefaßt werden: überall aber kommen wir auf die Wahrheit des Angeborenseins der Charakterverschiedenheit zurück.

Schon wenn es einen Charakter überhaupt gibt, so muß derselbe angeboren sein: wenn er nicht angeboren wäre, so könnte es keinen geben. Denn was ist Charakter? Diejenige feste geistige Eigenthümlichkeit des Menschen, wodurch sich dieser bleibend und für immer von andern Menschen unterscheidet. Nehmen wir daher an, alle Menschen wären von Geburt aus einander geistig gleich, und alle Leidenschaften, Neigungen etc. entstünden erst durch die äußeren Verhältnisse, so müßte, weil diese Verhältnisse ewig wechseln, eine ewige Veränderung im geistigen Menschen stattfinden. Wer heute durch vorragende Züge des Stolzes oder des Muthes oder der Klugheit oder des Wohlwollens oder des Schönheitssinnes oder irgend eines Talentes etc. vor allen Andern sich auszeichnete, könnte in Kurzem durch das Gegentheil oder durch ganz andere Züge sich von ihnen unterscheiden. Man kann dagegen nicht sagen, dieser ewige Wechsel finde nur in der Jugend statt, wo sich eben der Charakter erst bilde, beim vollendeten Menschen aber seien die Züge fest geworden, sei der Charakter vorhanden. Denn welches ist die Jugend des Festwerdens der Züge? wie weit erstreckt sie sich? bildet sich der Charakter in dem ersten Lebensjahr des Menschen, oder in den fünf ersten, oder in den zwanzig ersten? Diese Frage mag beantwortet werden wie sie wolle, immer muß die Antwort eine unrichtige sein. Wird behauptet, daß der Charakter früh, etwa in den ersten fünf Lebensjahren, sich schon als solcher feststelle, so widerspricht dem die Ansicht von der Entstehung des Charakters selbst, da ja dann die wichtigen Außenverhältnisse,

in welchen der Mensch vom fünften bis zum zwanzigsten Jahre lebt, keinen wesentlichen Antheil an der Charakterbildung haben sollten. Wird im Gegentheil gesagt, daß der Charakter erst spät, beim erwachsenen Menschen, sich als solcher gebildet habe, so widerspricht dem die Erfahrung, daß sich bei Kindern von fünf, ja von vier, ja von drei Jahren sehr oft schon ein entschiedener Charakter in irgend welchen Geisteskräften findet, welcher dem Menschen durch sein ganzes Leben bleibt. Jenen Wechsel in den Geisteszügen also, welcher nach der Ansicht von der Entstehung des Charakters wenigstens einige Zeit hindurch beim Menschen gefunden werden müßte, gibt es gar nicht, auch in der frühsten Jugend des Menschen nicht: denn sobald sich beim Kinde ein wirklicher Charakterzug, d. i. eine sehr starke oder sehr schwache Geisteskraft zeigt, so ist sie immer eine feste und bleibende. Wenn es also, — dies ist der Schlußsatz dieser Betrachtung, — einen Charakter, eine feste und bleibende geistige Eigenthümlichkeit des Menschen gibt, so muß diese Eigenthümlichkeit, weil sie eine feste und bleibende ist, eine angeborene sein.

Eine Charakterverschiedenheit der Menschen in den verschiedenen einzelnen Leidenschaften, Gefühlen und Verstandeskräften könnte denkbarerweise auch gar nicht entstehen, wenn nicht schon von Geburt aus eine Trennung, eine Verschiedenheit des Geistes in diesen einzelnen Kräften vorhanden wäre. Denn wenn der Geist in seinem Wesen nur eine ungetheilte allgemeine Kraft besäße, so könnten natürlich verschiedene Theile dieser Kraft, die es nicht gäbe, auch nicht geübt werden, und die Uebung oder Stärkung des Geistes könnte nur eine allgemeine sein: so wie etwa die Sehkraft eine solche allgemeine Kraft ist, welche durch die Betrachtung eines Gegenstandes zugleich für die Betrachtung aller andern geübt wird. Dasselbe gilt natürlich von der Ansicht, daß der Mensch nur drei allgemeine Geisteskräfte, die der Leidenschaften, der Gefühle und des Verstandes besäße. Wenn alle Leidenschaften von Natur auf einer allgemeinen Kraft beruhten, so könnten nicht verschiedene Seiten dieser Kraft, wenn sie nicht da wären, ausgebildet werden, und die Uebung oder

Stärkung in der einen Hinsicht müßte auch die in der andern zur Folge haben: kurz es könnte nur eine Leidenschaft geben. Wenn es nur eine allgemeine Verstandeskraft gäbe, so könnte die Uebung in der Mathematik oder in Sprachen oder in der Musik ꝛc. nicht blos die Vervollkommnung des Verstandes in diesen einzelnen Talenten, sondern jede einzelne Uebung müßte die allgemeine Vervollkommnung des Verstandes mit sich führen: es könnte nur einen Verstand, nur ein Talent geben. Also schon daß die Trennung des Geistes in die einzelnen Geisteskräfte besteht, beweist, daß sie in der Natur des Geistes vorgebildet, also angeboren sein mußte. Wenn aber diese Trennung in die einzelnen Geisteskräfte angeboren ist, so sind natürlich diese einzelnen Geisteskräfte selbst angeboren; denn damit etwas getrennt sei, muß es in der Trennung vorhanden sein.

Jedoch der bei weitem wichtigste Gesichtspunkt, von dem aus die Phrenologie das Angeborensein der Geisteskräfte nachweist, ist der der Phrenologie, als Wissenschaft, als Geisteslehre selbst. Dieser Gesichtspunkt ist freilich insofern ein eigenthümlicher, als er nicht allgemein zugänglich ist. In einer speculativen oder philosophischen Wissenschaft, welche auf Schlüssen oder Hypothesen beruht, kann jede Wahrheit schon theoretisch nachgewiesen werden. Nicht so in einer Naturwissenschaft, welche sich auf Thatsachen, nur auf Thatsachen stützt. Was würde der Chemiker Demjenigen antworten, welcher leugnete, daß es mehr als ein halbes Hundert Elemente oder Grundstoffe der Körper gibt? Mit Worten könnte er ihn nicht von dieser Wahrheit überzeugen, denn jener könnte den Worten nicht glauben. Er muß ihn also auf die Thatsachen der Scheidekunst verweisen, welche aber jener vielleicht nicht sieht oder nicht sehen will. Ganz das gleiche Verhältniß ist das der Phrenologie Denen gegenüber, welche sie verwerfen, weil sie sie nicht kennen oder nicht kennen lernen wollen. Jede einzelne Thatsache der Phrenologie, jeder Fall eines nicht durch Erziehung oder durch Lebensverhältnisse zu erklärenden auffallenden Charakterzugs — und die Phrenologie als Geisteslehre ist nichts anderes als eine geordnete Samm-

lung solcher Thatsachen — ist ein Beweis von dem Angeborensein der Geisteskräfte. Diese unendlich zahlreichen Thatsachen können dem Gegner der Phrenologie nicht vorgeführt, er kann nur auf ihr Gegebensein verwiesen werden. Der Unbefangene oder Unparteiische kann jedoch schon durch einen aufmerksamen Blick in's Leben jene Thatsachen und somit das Angeborensein der Geisteskräfte als sehr leicht nachweisbar erkennen. Denn wie zahlreich bieten sich schon in der gewöhnlichen Umgebung die Fälle entschieden ausgesprochener Charakterzüge dar! Es ist bekannt, daß Kinder derselben Eltern, von derselben Mutter genährt, auf dieselbe Weise erzogen, sehr häufig, — so wie ganz verschiedene Gesichtszüge, — so einen ganz verschiedenen Charakter haben. Die Lehrer kennen die in der Natur begründete Verschiedenheit der Talente ihrer Schüler, sie sprechen von Gaben der Natur, sie muthen dem einen Schüler in diesem oder jenem Zweig des Lernens mehr zu, als dem andern, weil er von der Natur mehr Talent dafür erhalten habe, u. s. w. Nur Systematiker, welche in einem bestimmten engen Ideenkreis befangen, den Blick für das Leben verloren haben, können diese Thatsachen unbeachtet lassen oder an die Stelle ihrer Beweiskraft eine falsche Erklärung zu setzen suchen.

Zum Schlusse des hier besprochenen Punktes müssen wir noch eine der sonderbaren Ansichten Beneke's erwähnen, deren wir schon so manche kennen gelernt haben. Beneke stellt nämlich gegen das Angeborensein der Geisteskräfte noch die folgende Behauptung auf; er sagt: „Das Angeborene ist ja unveränderlich und für unsere Einwirkungen unerreichbar." (Erziehungslehre I, 541.) Natürlich verdient dieser Einwurf keine andere Erwiderung, als daß wir etwa Beneke fragen, ob denn Hände und Füße, oder Nase und Mund, was Alles auch dem Menschen angeboren ist, unveränderlich seien? Es gibt ja in der ganzen Natur nichts Unveränderliches, also kann auch das Angeborene nicht unveränderlich sein, und dieses am wenigsten, weil es eben zur Entwickelung geboren wird. Allein wir nehmen hierbei Veranlassung, das sehr wichtige Verhältniß anzudeuten, in welchem die Veränderlichkeit der Geisteskräfte zu ihrem An-

geborensein steht. Wir werden hier der Wahrheit wol am nächsten kommen, wenn wir die Veränderlichkeit des Geistes und seiner einzelnen Kräfte für eine an Umfang ähnliche halten, wie die Veränderlichkeit des angeborenen Körpers und seiner einzelnen Theile und Glieder. So wie ein geborener Zwerg nicht durch Körperübung ein Riese werden, aber doch durch Uebung den Körper einigermaßen kräftigen kann, so kann ein von Geburt geistloser Mensch nie durch Unterricht oder Geistesübung sehr geistvoll werden, aber er kann doch seinen Geist durch Uebung mehr stärken, als wenn er ihn ungeübt ließe. Ebenso im Einzelnen. Wie ein Mensch, der von Geburt eine sehr kleine Hand hat, dieselbe durch Uebung wol etwas stärken und vergrößern, aber nicht zu einer sehr großen wird machen können, so kann ein Mensch irgend einen von Geburt sehr schwachen oder sehr starken Charakterzug wol durch Uebung oder Nichtübung etwas verändern, aber nie zum Gegentheil machen. Also jeder Charakterzug als solcher bleibt, d. i. er behält sein ausgesprochenes Verhältniß zu den übrigen Geisteskräften, aber in sich selbst hat er einen Spielraum, sich durch Uebung oder Nichtübung zu verstärken oder zu schwächen. Man halte aber hierbei recht fest, daß ein wirklicher Charakterzug nur dann vorhanden ist und sein kann, wenn eine Geisteskraft gegen die übrigen sehr stark oder sehr schwach ist. Geisteskräfte, welche von der Natur in mittlerem Maß gegeben sind, welche also leicht durch Uebung über die übrigen erhoben werden oder durch Nichtübung hinter den übrigen zurückbleiben können, können keine wahren Charakterzüge (keine festen und bleibenden Merkmale des geistigen Menschen) bilden.

Daß der zweite Hauptsatz der Phrenologie, das Dasein der Gehirnorgane der Geisteskräfte, das Angeborensein dieser letzteren beweist, versteht sich von selbst und bedarf kaum eines erläuternden Wortes. Woher weiß Beneke oder warum gibt er zu, daß die Sehkraft dem Menschen angeboren ist? Weil das Auge, das Organ dieser Kraft, dieses Angeborensein beweist. Wenn der Mensch ohne dieses offenbare Organ sähe, so würde Beneke in seiner Weise auch die Entstehungsart der Sehkraft

„nachgewiesen" haben. So ist nun in der Weise der Naturwissenschaft durch das Gehirn, den Träger der inneren Sinne des Menschen, deren Angeborensein nachgewiesen. Wenn Beneke nur einigermaßen Naturforscher wäre, wenn er nur einmal ein Gehirn betrachtet und die große Masse der Organe der inneren Sinne gegen die sehr geringe der Organe des Sehens, Hörens ꝛc. verglichen hätte, so hätte es ihm nicht einfallen können, zu behaupten, daß zwar die Sehkraft, die Hörkraft ꝛc., aber nicht die inneren Sinne oder Geisteskräfte des Menschen angeboren seien.

9.

Dringen wir nun weiter in das Wesen und die Ergebnisse der Beneke'schen Psychologie ein. Zu den fünf äußeren Sinnen oder „Empfindungen" des Sehens, Hörens ꝛc., nach Beneke den einzigen dem Menschen angeborenen Geisteskräften, kommt der Vollständigkeit wegen noch einiges Andere hinzu. Denn obgleich Beneke in der Psychologie von Allem, was nicht blos Geist, was Körper oder Organ ist, grundsätzlich absieht (§. 3.), so haben wir doch auch im Geiste eine Empfindung von unserem Körper, und so zählt also Beneke zu den fünf Sinnen noch die „Vitalsinne" (die Empfindung der Verdauung, der Athmung) und den Sinn der Muskelbewegung hinzu. Da nun Beneke aus diesen Sinnen oder „Grundsystemen" des geistigen Menschen alle Verstandeskräfte, Gefühle, Leidenschaften ꝛc. abzuleiten hat, so läßt sich erwarten, welcherlei eigenthümliche Voraussetzungen und Annahmen er hierzu bedarf.

Vor Allem macht er zu seinem Zweck von der Lehre der Temperamente Gebrauch. Weil er aber seinem Grundsatz, in der Psychologie den Körper unberücksichtigt zu lassen, möglichst treu bleiben will, so verwandelt er höchst seltsamer Weise die körperlichen Temperamente in rein geistige! Jedoch um ihn hier in seinem Gedankengang zu verstehen, müssen wir einen kurzen geschichtlichen Blick auf die Lehre von den Temperamenten und die Rolle, welche sie in der Psychologie gespielt hat, zurückwerfen.

Die Methode der alleinigen Selbstbeobachtung in der Psychologie war auch dadurch schon als eine unrichtige und einseitige

zu erkennen, daß sie eine inconsequente war. Denn was der Psycholog durch die bloße Selbstbeobachtung von der Natur des Geistes erforscht hatte, hätte er auch wieder nur zur Erklärung des eigenen Selbst benützen, so wie umgekehrt die Erklärung der menschlichen Charakterverschiedenheit auch nur auf die vorausgegangene gründliche Erforschung dieser Verschiedenheit gründen dürfen. Allein so folgerichtig handelte man nicht, zumal weil die Selbstbeobachtung und Selbsterklärung in der Psychologie als die große Hauptsache, die Beachtung der Charakterverschiedenheit nur als eine Nebensache galt. Nur weil die Charakterverschiedenheit der Menschen so mächtig im Leben hervortrat, nur weil sie selbst dem Psychologen im Studirzimmer in's Auge fiel, erzwang sie sich eine nothdürftige Beachtung und forderte eine Erklärung. Da aber für diese das einseitig durch Selbstbeobachtung Erforschte sich natürlich als nicht ausreichend erwies, so nahm man in dieser selbstverschuldeten Noth des Systems zur Lehre von den Temperamenten seine Zuflucht, einer Lehre, welche die Psychologie aus einer Naturwissenschaft zu sich hereinholte. Man glaubte die ganze Charakter- und Geistesverschiedenheit der Menschen auf die Verschiedenheit des Temperaments oder der Körperbeschaffenheit zurückführen oder daraus erklären zu können. Der Phlegmatiker sollte nicht blos langsam und träge, sondern auch geist- und talentlos, der Choleriker nicht blos heftig, sondern auch boshaft, der Sanguiniker nicht blos lebhaft, sondern auch charakterlos und leichtsinnig sein u. s. w.; und wo man mit den einfachen Temperamenten zur Erklärung nicht ausreichte, nahm man vielfache Mischungen derselben an, vermittelst deren alle denkbaren Charakterzüge scharfsinnig erklärt wurden. Diese Lehre von den Temperamenten fand nun, wie fast die ganze alte Psychologie, in den Augen Beneke's keine Gnade, zumal da sie an sich einer Naturwissenschaft angehört, und, wie wir gesehen, anatomische und physiologische Wahrheiten von ihm in der Psychologie verpönt sind. Allein da auch von ihm die allenthalben hervortretende menschliche Charakterverschiedenheit eine Erklärung heischte, die ihm doch aus der rechten Quelle nicht zu Gebot

stand, so wußte er sich nicht besser zu helfen, als dadurch, daß er die Lehre von den Temperamenten zwar beibehielt, aber sie nach seinen Zwecken umgestaltete, d. i. sie aus einem Theil der Naturwissenschaft in einen Theil seines Systems verwandelte. Beneke's Lehre von den Temperamenten ist diese.

Die Temperamente, sagt Beneke, sind Thätigkeitsarten der Geisteskräfte. Solcher Thätigkeitsarten gibt es drei: Kräftigkeit, Reizempfänglichkeit, Lebendigkeit. Je nach dem Grade der Kräftigkeit ist die Geistesthätigkeit eine mehr oder weniger starke und vielfassende, je nach dem Grad der Reizempfänglichkeit eine leichter oder schwerer erregbare, je nach dem Grad der Lebendigkeit eine mehr oder weniger schnelle und rasche. Der Mensch kann aber nicht, wie nach der bisherigen Ansicht, nur ein einziges Temperament, oder, was dasselbe wäre, eine einzige Mischung aus den drei Temperamenten haben, sondern jedes der einzelnen geistigen Grundsysteme (Sehkraft, Hörkraft ꝛc.) hat sein eigenes Temperament oder kann es haben. Also während z. B. die Sehkraft eines Menschen das Temperament der Kräftigkeit oder ein so oder so gemischtes Temperament hat, kann die Hörkraft das Temperament der Reizempfänglichkeit oder ein so oder anders gemischtes Temperament haben. Diese verschiedenen Temperamente oder Thätigkeitsarten der Grundsysteme des Geistes, fügt Beneke hinzu, sind dem Menschen gleich den Grundsystemen selbst angeboren.

Unsere erste Frage an Beneke ist natürlich die, woher er alles das wisse, was er uns hier erzählt. Seitdem vom Alterthum her so unendlich viele Systeme der Psychologie zu Tage getreten, ist alles über die Natur des Geistes Denkbare schon erdacht und von dem einen oder dem andern Forscher als Wahrheit aufgestellt worden. In den späteren Zeiten konnte kaum mehr etwas Neues ausgesonnen werden, man kam immer wieder auf schon Versuchtes zurück. Auch der Grundgedanke der Psychologie Beneke's, das Herleiten aller Geisteskräfte aus den äußeren Sinnen ist nicht neu, sondern schon in ähnlicher Weise von Andern zur Darstellung gebracht worden. Wenn also Beneke

etwas ganz Neues bringt, — und dies ist seine Lehre von den Temperamenten, — so sind wir berechtigt, gründlich nach der Quelle dieser neuen Wahrheit zu forschen. Jedoch wir haben schon aus einem großartigen Beispiel auf die Beschaffenheit von Beneke's Wissensquelle schließen gelernt, indem er selbst das Fundament seiner ganzen Lehre, die Entstehung der Geisteskräfte, für eine Hypothese erklärt. Wir dürfen daher nicht hoffen, in weniger wichtigen Dingen auf einen reineren Grund bei ihm zu stoßen. Man würde sich in der That vergeblich nach einem Beweis Beneke's für seine neue Ansicht von den Temperamenten umsehen: dieser fehlt gänzlich. Er nennt die Ansicht zwar nicht ausdrücklich eine Hypothese, aber er betrachtete wol die Wiederholung des schon in höherer Beziehung abgelegten Geständnisses als sich hier stillschweigend von selbst verstehend.

Hierbei ist noch eine seltsame Frage zu beantworten übrig, welches nämlich die wahre und eigentliche Ansicht Beneke's von der gewöhnlichen Temperamentslehre und von dem Verhältniß dieser zu der seinigen sei. Hierüber bleibt der Leser der Beneke'schen Werke im Dunkeln. Denn einerseits tadelt Beneke ausführlich die gewöhnliche Temperamentslehre wegen ihrer Mängel, aus deren Verbesserung dann seine Lehre hervorgeht; andererseits theilt er in einem seiner Werke (Psychol. Skizzen II. Bd.) die gewöhnliche Ansicht von den Temperamenten mit, ohne sie zu mißbilligen und zu widerlegen. Man darf mit Recht behaupten, daß Beneke über die Sache keine klare Ansicht gefaßt hatte. Diese Unbestimmtheit und Dunkelheit in den Schriften Beneke's ist aber für den Beurtheiler seiner Geisteslehre viel mißlicher als jene kühnen Griffe Beneke's in den offenbaren Irrthum. Denn da ich mir vom Leser das Lob verdienen möchte, in der durch ihre Schwerverständlichkeit bekannten Psychologie Beneke's bei der Beurtheilung kein dunkles Plätzchen gelassen zu haben, so fürchte ich, es möchte jene Schuld der Unklarheit Beneke's am Ende doch mir zur Last bleiben. Um dieser Gefahr zu entgehen, will ich das Verhältniß der Beneke'schen Temperamentslehre zur gewöhnlichen, wie Beneke es nicht abgewogen und abgegrenzt hat,

aber vom richtigen Standpunkt aus hätte abwiegen und abgrenzen müssen, klar zu machen suchen.

Die Temperamente der gewöhnlichen Ansicht sind eine thatsächliche, naturwissenschaftliche Wahrheit. Obgleich in der Lehre von den Temperamenten unter den Männern der Wissenschaft in einzelnen Punkten Unbestimmtheit oder Meinungsverschiedenheit sich findet, so ist es doch eine allgemein anerkannte Thatsache, daß die Körperbeschaffenheit der einzelnen Menschen eine sehr verschiedene ist, sich aber auf einige allgemeine Eigenschaften zurückführen läßt, und daß diese Körperbeschaffenheit je nach ihrer Verschiedenheit einen verschiedenen Einfluß auf den Geist und seine Thätigkeit übt. Oder mit andern Worten: es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, daß es Phlegmatiker, Sanguiniker rc. gibt, und daß die Geistesthätigkeit des Phlegmatikers eine andersbeschaffene ist, als die des Sanguinikers oder Cholerikers rc. Diese Wahrheit, weil es eine solche ist, durfte Beneke unter keiner Bedingung verwerfen. Daß er es dennoch thut, gereicht ihm zum schwersten wissenschaftlichen Vorwurf, noch mehr, als daß er, wie wir gesehen (§. 3.), die Organenlehre als solche verwirft. Denn während er von den Organen vermöge seiner Kenntnisse wenig oder nichts wissen konnte, so bedurfte es der größten Gewaltsamkeit und Willkürlichkeit von seiner Seite, die sich ihm in die Augen drängende Temperamentsverschiedenheit der Menschen zu verleugnen oder aus seiner wissenschaftlichen Forschung auszuschließen. Die Ursache dieser Handlungsweise Beneke's ist sehr klar: er wollte grundsätzlich die Psychologie rein erhalten von allen naturwissenschaftlichen Elementen, die seinem so künstlich aufgebauten System Gefahr bringen mußten. Denn gerade die Lehre von den Temperamenten thut augenscheinlicher als alles Andere die Wahrheit kund, daß es eine einseitige, eine systematische Psychologie gar nicht geben kann, daß namentlich die Geistesbeschaffenheit ohne die Körperbeschaffenheit gründlich zu erforschen schlechthin unmöglich ist.

Demnach fragt es sich also nur noch, falls Beneke, wie er im Widerspruch mit sich selbst auch zu thun scheint, die gewöhn-

liche Temperamentslehre nicht verwerfen wollte, wie weit seine neue Temperamentslehre neben jener Platz finde. Im Allgemeinen stimmen die geistigen Temperamente Beneke's so ziemlich mit den bekannten körperlichen Temperamenten überein. Beneke's Temperament der Kräftigkeit ist ungefähr das cholerische, sein Temperament der Reizempfänglichkeit das nervöse, sein Temperament der Lebendigkeit das sanguinische. (Vergl. oben S. 48.) Also der Unterschied zwischen beiden Lehren ist nur der folgende zweifache: während die gewöhnlichen Temperamente körperliche Eigenschaften sind, sind die Beneke's rein geistige, und während nach der gewöhnlichen Temperamentslehre der Mensch nur ein Temperament oder eine Körperbeschaffenheit hat und haben kann, so kann nach Beneke der Mensch mehrere oder viele Temperamente zugleich und neben einander haben. Uebrigens sind die Temperamente Beneke's, eben weil es geistige sind, von der Körperbeschaffenheit, also von den körperlichen Temperamenten, ganz unabhängig; so daß nach Beneke z. B. bei einem Phlegmatiker das Sehvermögen (mit den aus ihm entstandenen Geisteskräften) das Temperament der Kräftigkeit, das Hörvermögen (mit seinen Geisteskräften) das der Reizempfänglichkeit rc. haben könnte.

Unser Urtheil über Beneke's Temperamentslehre muß unter jeder der beiden Voraussetzungen das folgende sein. Schon daß Beneke besondere geistige Temperamente annimmt, ist nicht nur durch nichts gerechtfertigt, sondern ist in der That begriffswidrig, verstößt gegen alle natürliche und naturwissenschaftliche Ansicht von dem Wesen der Geisteskräfte. Denn Geisteskraft und Geisteseigenschaft ist für uns ganz dasselbe, fällt in denselben Begriff zusammen; wir kennen eine Geisteskraft nur, weil wir sie als Eigenschaft, und eine Geisteseigenschaft nur, weil wir sie als Kraft kennen; eine Geisteskraft, die nicht Eigenschaft, oder eine Geisteseigenschaft, die nicht Kraft wäre, ist undenkbar. Wenn daher eine Geisteskraft eine wirkliche Grundkraft des Geistes, d. i. eine einfache Kraft ist, so ist sie auch eine einfache Geisteseigenschaft, und es wäre ein Widerspruch in sich selbst, eine solche einfache Kraft oder Eigenschaft für mehrfach erklären zu wollen.

Wenn z. B. die Sehkraft, wie Beneke zustimmt, eine solche einfache Kraft oder Eigenschaft — die des Lichtempfindens — ist, so kann sie nicht zugleich eine mehrfache sein, d. i. sie kann nicht bei dem einen Menschen diese, bei dem andern jene noch andere Eigenschaft haben, denn sie wäre ja sonst keine einfache Eigenschaft mehr. Eine solche Kraft oder Eigenschaft kann jedoch natürlich stark oder schwach vorhanden sein: aber dies ist keine Eigenschaft, sondern ein Mehr oder Weniger (kein quale, sondern ein quantum). Weil nun aber — so füge ich hinzu, um die Natur der wirklichen oder körperlichen Temperamente zu erklären, — der Geist an den Körper, die Geisteskräfte an Organe gebunden sind, und weil Körper und Organe als solche auch ihrerseits ihre Eigenschaft haben, so kann diese letztere Eigenschaft, wenn sie bei der an die Organe gebundenen Thätigkeit des Geistes mit der Geisteseigenschaft zusammentrifft, einen Einfluß auf sie ausüben, und daraus entsteht dann das, was wir Temperament — Stimmung — des Geistes oder der Geisteskräfte nennen. Weil aber die Körperbeschaffenheit des Menschen aus physiologischen Ursachen nur eine allgemeine oder eine und dieselbe durch den ganzen Körper, durch alle Organe sein kann, so kann der Mensch nur ein Temperament (oder eine Temperamentsmischung), nicht mehrere zugleich oder neben einander haben.

10.

Von seiner Temperamentslehre macht Beneke einen zweifachen Gebrauch, theils um die Verschiedenheit der menschlichen Charaktere unter sich, theils um den geistigen Unterschied zwischen Mensch und Thier zu erklären. Lernen wir diese letztere Erklärung Beneke's zuerst kennen.

Die Erklärung des geistigen Unterschieds zwischen Mensch und Thier machte von jeher den Psychologen großes Kopfbrechen. Dies mußte so sein, da jene Erklärung in die Psychologie mit ihrem obersten Grundsatz der Selbstbeobachtung eigentlich nicht gehörte: sie war hier eine Inconsequenz, noch mehr als die Erklärung der Charakterverschiedenheit unter den Menschen

selbst. (§. 9.) In der Phrenologie dagegen, wo man nach naturwissenschaftlichem Grundsatz die Charaktere sowol aller Menschen als der Thiere in die Beobachtung hereinzog, ergab sich auch die Erklärung des Unterschieds zwischen Mensch und Thier von selbst. Der Mensch besitzt alle thierischen Sinne mit dem Thier gemeinschaftlich, aber dem Thier fehlen die höheren Verstandes- und Gefühlssinne des Menschen. Dies ist die ebenso einfache als vollständige Erklärung des geistigen Unterschieds zwischen Mensch und Thier. Wie erklärte man nun vor der Phrenologie diesen Unterschied?

Der Mensch hat Geist, sagt die Psychologie, das Thier nicht. In diesem Ausspruch stimmen natürlich Psychologie, Phrenologie und Beneke, Alle ohne Ausnahme überein; denn dies ist nicht die Auskunft irgend eines besonderen Wissens über die vorliegende Sache, sondern der einfache Ausdruck der Sprache. Was der gesunde Menschenverstand am inneren oder seelischen Menschen mehr fand, als am Thier, das faßte er unter dem Worte Geist zusammen. Mit diesem Worte ist also nichts weniger als das, was wir suchen, eine Erklärung des Unterschieds zwischen Mensch und Thier gegeben. Dies scheint sich zwar von selbst zu verstehen, mußte aber ausdrücklich gesagt werden, weil sehr viele Psychologen mit dem Worte Geist, welches sie von der menschlichen Seelenbeschaffenheit zum Unterschied vor der thierischen gebrauchten, eine wirkliche Erklärung der Sache gegeben zu haben glaubten. Beneke aber, der darin mit der Phrenologie Hand in Hand geht, daß er diesem Spielen mit allgemeinen Worten den Krieg erklärt hat, und der stolz darauf ist, den Dingen und Begriffen selbst nachzuforschen, fragt auch nach dem wirklichen Unterschied zwischen Mensch und Thier. Er erklärt nun diesen wirklichen Unterschied — hört! hört! — lediglich und allein für einen Temperamentsunterschied!

Ja so ist's, es ist wirklich so; er hat es gesprochen!

Das Thier hat mit dem Menschen ganz die gleichen äußeren Sinne, und weil die äußeren Sinne nach Beneke die einzige Grundlage der Seelen- oder Geisteskräfte sind, so hat also das

Thier mit dem Menschen an sich dieselben Seelenkräfte; allein, fährt Beneke fort, die Sinne des Thieres haben nicht dasselbe Temperament wie die des Menschen, denn es fehlt ihnen der hohe Grad von Kräftigkeit, welchen die menschlichen Sinne besitzen, wogegen die Reizempfänglichkeit oder die Lebendigkeit der thierischen Sinne dieselbe oder selbst eine höhere sein kann, als die des Menschen.

Fragen wir vor Allem nach dem Beweis dieser Behauptung, so fehlt dieser, wie wir dies bei Beneke schon gewohnt sind, auch hier gänzlich. Alles überhaupt, was sich Beneke, vielleicht mit Mühe und Anstrengung, ausdenkt als Baumaterial für sein System, das ist für ihn eine Wahrheit und bedarf, wie er meint, keines weiteren Beweises. Die Erwägung stört ihn nicht, daß Andere sich vielleicht ganz Anderes ausdenken würden, ja dies sogar von seinem eigenen Standpunkt, dem seines Systems, aus. Was könnte z. B. Beneke Dem entgegnen, welcher behauptete, nicht das Temperament der Kräftigkeit sei es, welches die menschliche Seele vor der thierischen auszeichne, sondern vielmehr das der Reizempfänglichkeit; das Thier habe gleich kräftige Sinne wie der Mensch, allein die Reizempfänglichkeit der menschlichen Sinne für Vieles, gegen welches die thierischen stumpf seien, zeichne die ersteren vor den letzteren aus. Oder wenn ein Anderer behauptete, nicht die Kräftigkeit noch die Reizempfänglichkeit, sondern nur die Lebendigkeit sei das, was hier in Frage komme; die menschliche Seele sei lebendiger, beweglicher, schneller, und stehe nur darum und dadurch höher als die thierische. Oder was könnte Beneke überhaupt Dem entgegnen, welcher behauptete, es gebe nicht blos drei zu unterscheidende geistige Thätigkeitsarten oder Temperamente, sondern sechs oder zwölf, ein viertes Temperament z. B. sei das der Feinheit der Geisteskräfte, ein fünftes das ihrer Schärfe &c. Beneke müßte allen diesen Ansichten ihr volles Recht lassen, sie sind ganz so begründet, wie die seinige. Wo nur Willkür gegen Willkür steht, da gibt es keine Entscheidung. Daher gilt auch von Beneke's Temperamenten als einem Erklärungsgrund des

Unterschieds zwischen Mensch und Thier ebendasselbe, was, wie wir oben gesehen, von dem Worte Geist als einem solchen Erklärungsgrund gilt. So wie die früheren Psychologen zur Bezeichnung dessen, was die Menschenseele vor der thierischen voraus hat, das in der Sprache vorgefundene Wort Geist wählten und es für eine Erklärung hielten, so wählte Beneke zu demselben Zweck das Wort Kräftigkeit des Temperaments, es für eine Erklärung haltend. Beneke hat sich bei diesem Wort gerade so viel oder so wenig gedacht, als die Psychologen bei dem Worte Geist. Doch hatten die Psychologen das vor Beneke voraus, daß das von ihnen gewählte Wort das richtige, das Beneke's ein unrichtiges, nicht in dieser Bedeutung geltendes ist.

Nach dem Vorausgegangenen findet also nach Beneke zwischen dem Menschen und dem Thier kein wesentlicher (specifischer), sondern nur ein Unterschied des Grades statt. Da das Temperament der Kräftigkeit auch unter den einzelnen Menschen in sehr verschiedenem Grade vorhanden ist, so kommen also diejenigen Menschen, bei welchen diese Kräftigkeit eine sehr geringe ist, den Thieren sehr nah, ja die Blödsinnigen kommen ihnen sogar gleich, so daß Beneke keinen geistigen Unterschied des Blödsinnigen vom Thiere kennt und kennen kann. Zum Ueberfluß spricht dies Beneke ausdrücklich aus. Er sagt (Pragm. Psychol. I, 28): „Die Kräftigkeit ist in den menschlichen Seelen — die Blödsinnigen ausgenommen, welche eben keine wahrhaft menschliche Grundnatur haben, — wesentlich in höheren Graden, in den Seelen der Thiere wesentlich in niederen Graden gegeben.“ Dazu kommt noch weiter, daß Beneke von dem Verhältniß des Blödsinns zur vollkommenen Geistesstärke die in der Psychologie nicht häufig gefundene ganz richtige Ansicht hat. Dieses Verhältniß ist nämlich kein durch eine Grenze geschiedenes, sondern nur ein Stufenverhältniß. Der Blödsinn ist nur der niederste Grad der bei den einzelnen Menschen in stufenweisem Maße vorhandenen Geisteskraft. Beneke sagt: „Die äußerste Schwäche in den menschlichen Geisteskräften bietet der Blödsinn dar. Aber die Grundanlage desselben ist keineswegs

als etwas specifisches, durch eine scharfe Grenze gegen die wahrhaft menschliche Anlage Geschiedenes anzusehen, sondern wir haben von ihm aus bis zur mittelmäßigen und weiter bis zu der vollkommensten Geistesentwickelung, der Grundanlage oder der Beschaffenheit der Urvermögen nach, nur eine stätige Abstufung." (Pragm. Psychol. I, 109.) Daß dies die richtige Ansicht sei, zeigen besonders schlagend die Fälle des theilweisen Blödsinns. Ein sogenannter Blödsinniger kann irgend eine Geisteskraft (eine Leidenschaft, ein Talent ꝛc.) in vollem, ja sogar in gegen die mittlere Geistesentwickelung sehr hervorragendem Maße besitzen, und ebenso können bei einem im Allgemeinen auf mittlerer oder hoher Stufe der Geistesentwickelung stehenden Menschen irgendwelche einzelne Geisteskräfte in einem bis zur Stufe des Blödsinns niederem Maße vorhanden sein. Dieser Wahrheit gegenüber ist aber die Ansicht Beneke's, nach welcher der geistig nieder stehende Mensch, der Blödsinnige, mit dem Thier gleich steht, nach welcher es also keinen specifischen Unterschied zwischen Mensch und Thier gibt, eine höchst unwürdige, und die Menschheit kann sich bei Beneke für den Rang, auf den er sie stellt, bedanken. Wie ganz anders die Phrenologie! Nach ihr ist der Mensch vom Thier wesentlich (specifisch) verschieden, denn er besitzt außer den thierischen Seelenkräften andere, wesentlich menschliche. Daher bleibt auch der Blödsinnige, der verkümmerte Mensch, immer noch Mensch, denn die nicht zur Entwickelung gekommenen Keime seiner Geisteskräfte sind wesentlich andere als die des Thiers.

Man könnte glauben, Beneke habe sich gegen den ihm hier mit Recht gewordenen Vorwurf besser wahren können, wenn er nicht blos eine Temperamentseigenschaft, die Kräftigkeit, sondern wenigstens alle dem Menschen in höherem Maß als dem Thier zugeschrieben hätte. Beneke hätte dies gewiß gethan, wenn er gekonnt hätte. Allein es gibt Thatsachen, zu deren „Erklärung" Beneke eine oder einige Temperamentseigenschaften auch für die Thiere zurückbehalten mußte, die Thatsache z. B. daß manche Thiere einige Sinne (Gesicht, Geruch ꝛc.) in stärkerem Maße als

der Mensch besitzen. Beneke sagt z. B.: „Hiermit (mit dieser im Unterschied des Temperaments der Kräftigkeit gefundenen Erklärung des Unterschieds zwischen Mensch und Thier) steht es keineswegs im Widerspruch, daß der Gesichtssinn des Adlers seine Beute in größerer Entfernung erspäht, als in welcher der Mensch dieselbe wahrzunehmen im Stande ist; diese und ähnliche Vollkommenheiten gehen nur aus der größeren Reizempfänglichkeit hervor.“ (Erziehungslehre I, 53.)

Nicht glücklicher als in der Erklärung des Unterschieds zwischen Mensch und Thier war natürlich Beneke in der vermittelst seiner Temperamentslehre versuchten Erklärung der Charakterverschiedenheit der Menschen. Doch wird ihm hier die Sache viel leichter: denn während er den Charakter der Thiere jedenfalls für einen angeborenen erkennen, also ihn auf den angeborenen Temperamentsunterschied zurückführen muß, so hat er dagegen freie Hand, denjenigen Unterschied unter den menschlichen Charakteren, welchen er nicht durch einen Temperamentsunterschied der einzelnen „Grundsysteme“ erklären kann, für einen später (vermittelst der „Angelegtheiten“, §. 5.) entstandenen zu erklären. Ein Beispiel ist seine Lehre vom Gedächtniß. Er sagt: Die angeborene Anlage für das Gedächtniß hat nur die Besonderheit oder Verschiedenheit, welche durch die Verschiedenheit der „Grundsysteme“ und ihrer drei Temperamente bedingt ist; „und was man von einem angeborenen besonderen Namen-, Gestalten-, Begebenheiten-, Zahlen- rc. Gedächtniß gesagt hat, ist unter die psychologischen Dichtungen zu rechnen. Am meisten begründet ist noch der Unterschied von angeborenem Wort- und Sachgedächtniß: denn das erste geht allerdings aus einer besonderen Uranlage (Grundsystem), aus der des Gehörsinnes, hervor.“ (Psychol. 97 f.) Beneke ist weit entfernt, die wirkliche Verschiedenheit der besonderen Einzelgedächtnisse in Abrede zu stellen, nein, er nimmt ein besonderes Namen-, Gestalten-, Zahlen- rc. Gedächtniß an; nur angeboren, so behauptet er, sind diese Einzelgedächtnisse nicht, weil sie sich nicht auf die angeborenen Grundsysteme zurückführen lassen. Ein besonderes Wortgedächtniß und Sachgedächtniß jedoch,

meint er, können wir wol noch als angeboren gelten lassen, denn beide beruhen auf den besonderen Grundsystemen des Gehörsinns und des Gesichtssinns. Sehr bezeichnend für Beneke's ganze Lehre ist der Ausdruck „am meisten begründet": er läßt errathen, daß in dieser Hypothesenlehre wol Wahrscheinlichkeits- (und Unwahrscheinlichkeits-) Gründe zu Hause sind, um deren Rang es sich handelt, daß darin aber von Beweisen, wie in einer Naturwissenschaft, nicht die Rede ist.

Da nach Beneke die angeborene Charakterverschiedenheit des Menschen allein auf die Temperamentsverschiedenheit der einzelnen Grundsysteme zurückzuführen ist, so ist diese Verschiedenheit eine so vielfache, als es Grundsysteme gibt. Wir kennen diese bereits: es sind außer den gewöhnlich sogenannten fünf Sinnen noch der Sinn der Muskelbewegung und die Vitalsinne des Athmens, der Verdauung ꝛc. Beneke zählt die Vitalsinne nicht ausdrücklich alle auf, weil er sie für zu unwichtig hält. Die Zahl dieser Sinne oder Grundsysteme würde sich daher, wenn Beneke noch einige Vitalsinne weiter als die ausdrücklich genannten annehmen wollte, auf höchstens zehn bis zwölf belaufen. Nun aber findet sich bei Beneke in einem seiner Werke (Pragm. Psychol. I, 88), da wo er von den einzelnen Grundsystemen spricht, die folgende höchst auffallende Stelle: „Jedes Grundsystem kann eine von der des andern verschiedene Grundbeschaffenheit (Temperament) haben; so daß sich also die Möglichkeit herausstellt, daß ein und derselbe Mensch dreißig bis vierzig verschiedene Temperamente in sich vereinigen kann. Die verschiedenen Grundsysteme können allerdings auch gleich gestimmt, sie können aber auch jedes in verschiedenem Grade gestimmt sein." Ich bin Beneke aufmerksam durch seine Werke gefolgt und glaube ihn vollkommen in seinem ganzen Gedankengang und in der Gesammtheit seiner Ansichten zu verstehen; er hat gleichsam vor meinen Augen nochmals das Kartenhaus seines Systems aufgebaut, nochmals jedes einzelne Blättchen bald mit kecker, bald mit zaghafter Hand angelegt: aber doch enthält ein kleiner Winkel in diesem Baue noch etwas, das mir verdeckt geblieben

ist: es ist die obige Stelle, es sind die dreißig bis vierzig Temperamente. Warum sonderbarer Weise gerade diese Zahl? Dieselbe wie die der phrenologischen Grundkräfte? Sollte Beneke beim Niederschreiben jener Stelle die Phrenologie im Auge gehabt haben? Allein ich glaube aus Anderem überzeugt zu sein, daß Beneke die Phrenologie nicht kennt. Oder sollte er in einem lichten Augenblick zwischen seinen systematischen Dichtungen und Träumen die hauptsächlichsten menschlichen Charakterzüge, wie sie uns das Leben entgegenbringt, vor seinem Geist haben vorübergehen lassen und dadurch auf jene Zahl gekommen sein? Wenn Beneke auf den vorliegenden gründlichen und schweren Angriff gegen seine Geisteslehre ausführlich, wie ich hoffe und um was ich ihn bitte, — denn aus diesem Kampfe kann ein sehr großer Gewinn für die Wissenschaft hervorgehen, — antworten wird, so dürfen wir von ihm wol auch Aufschluß über diese räthselhafte Sache zu erhalten hoffen.

11.

Die geistige Verschiedenheit der Menschen kann nach Beneke entweder in der eben dargestellten Weise eine angeborene, oder aber eine entstandene, angebildete sein. Betrachten wir daher auch die andere Seite der Gedächtnißlehre Beneke's, sein entstandenes oder angebildetes Gedächtniß. Wir haben bereits oben (§. 2.) Beneke nachweisen sehen, daß das Gedächtniß kein Grundvermögen des Geistes sein könne, weil es verschiedene besondere Gedächtnisse, ein Wort-, Zahlengedächtniß rc. gebe. Beneke versteht hier nicht angeborene, sondern, wie er ausdrücklich sagt, angebildete Einzelgedächtnisse. Denn ursprünglich oder von Geburt aus ist nach ihm alle Gedächtnißkraft (sofern sie nicht auf verschiedenen „Grundsystemen" beruht) nur eine und dieselbe; die Verschiedenheit unter den Einzelgedächtnissen entsteht erst durch die Verschiedenheit der Gegenstände, welche in's Gedächtniß aufgenommen werden.

Diese Ansicht Beneke's ist eine durchaus irrige. Wenn die Gedächtnißkraft von Geburt aus nur eine einzige allgemeine Kraft

wäre, so könnten sich nicht bestimmte abgegrenzte Gruppen von Einzelgedächtnissen bilden, die unter sich zusammenhingen und einander unterstützten. Es könnte dann nur einerseits eine allgemeine Gedächtnißkraft, andererseits einzelne Gedächtnißgegenstände geben. Jedes einzelne Wort, jede Zahl 2c., die wir behielten, hätte dann ihr eigenes Gedächtniß. Keines dieser unzähligen Gedächtnisse hinge mit einem bestimmten andern enger zusammen, als mit allen übrigen. Die Kraft oder die Uebung im Behalten eines Gegenstandes müßte gleich viel oder gleich wenig auf die Kraft oder die Uebung im Behalten irgend eines andern wirken: kurz es könnte wol viele verschiedene einzelne Gedächtnisse, aber nicht verschiedene bestimmte Gruppen von einzelnen Gedächtnissen geben. Beneke nun pflichtet ausdrücklich der Ansicht von dem Vorhandensein unzählig vieler einzelner Gedächtnisse bei. Er sagt: „Genau genommen hat jede einzelne Vorstellungsangelegtheit ihr eigenthümliches Gedächtniß, so daß von mehreren Tausenden vielleicht keine einzige eine völlig gleiche Stärke desselben mit einer andern hat.“ („Genau genommen“! Bei Behauptungen über Thatsachen der Natur sollte sich das Genaunehmen von selbst verstehen.)

Allein wie kommt Beneke auf diesem Wege gleichwol zu bestimmten Gruppen von Gedächtnißkräften? Nach seiner Ansicht macht sich diese Gruppirung von selbst durch die Gruppen der Gedächtnißgegenstände. Eine solche Gruppe von Gegenständen sind, meint er, z. B. die Worte, daher ein Wortgedächtniß; solche Gruppen sind Zahlen, Töne, Sachen, Begebenheiten 2c., daher ein Zahlen-, Musik-, Sachen-, Geschichtsgedächtniß. Allein Beneke ist auch hier wieder in einem großen Fehlschluß befangen. Es gibt gar keine bestimmte Gruppen von Gegenständen und kann deren keine geben. Denn alle Gruppirungen dieser Art sind nur das Ergebniß unserer bloßen Willkür: es gibt keine Gruppen, weil es unzählige Gruppen, so viele als Gegenstände selbst, gibt. Einige Beispiele zur Erläuterung. Die Mathematik begreift die Arithmetik und die Geometrie unter sich, die letztere ist wieder auf die Anschauungen

der Formen-, Raum-, Ortsverhältnisse gegründet. Welche Gruppen gelten nun hier? Gibt es nur ein mathematisches Gedächtniß, oder gibt es ein besonderes Gedächtniß für Arithmetik und ein besonderes für Geometrie, oder endlich gibt es wieder in der Geometrie ein besonderes Formen-, Raum-, Ortsgedächtniß? Vom Standpunkt der Selbstbeobachtung aus ist die Beantwortung dieser Frage eine unmögliche. Oder: eine bestimmte Gruppe von Gegenständen scheinen die Worte zu sein; aber in dieser Gruppe sind viele andere enthalten, die lateinischen, deutschen Worte rc., und in diesen Gruppen bilden wieder die verschiedenen Classen von Worten, und in diesen wieder die Unterclassen ihre Gruppen, und so fort bis in's Einzelste. Dasselbe Verhältniß findet sich nach der andern Seite hin. Sind wol die Worte unbedingt von den Zahlen verschieden? nein; oder von den Tönen? ebenso wenig; Worte, Zahlen, Töne gehören also einer und derselben Gruppe an. Sind ferner Worte, Zahlen, Töne unbedingt von Begebenheiten, von Sachen verschieden? nein, ein Wort, eine Zahl, ein Ton ist im allgemeinsten Sinn eine Begebenheit und eine Sache; daher bildet auch dies zusammen eine Gruppe und so fort. So finden sich also bei den Gruppirungen nach dem Einzelnen hin Verschiedenheiten bis zur unendlichen Vielheit, und nach dem Allgemeinen hin Aehnlichkeiten bis zur Einheit. Mit einem Worte also: wenn Beneke weiß, daß es ein besonderes Wort-, Ton-, Zahlen-, Formengedächtniß rc. gibt, so hat er diese Kenntniß nicht aus der Natur der Gedächtnißgegenstände vom Standpunkt der Selbstbeobachtung aus geschöpft, sondern allein die in der Erfahrung gegebene und in der Phrenologie nachgewiesene Thatsache, daß ein Mensch ein starkes Wort-, aber ein schwaches Tongedächtniß rc. haben kann, nur diese Thatsache aus einem von ihm grundsätzlich verworfenen Wissensgebiet konnte ihn zu dieser Kenntniß führen.

Warum nimmt die Phrenologie, so hört man oft fragen, dreißig bis vierzig Grundkräfte des Geistes an, warum nicht dreihundert oder dreitausend? Aber mit demselben Recht könnte man den Chemiker fragen, warum er so und so viele Elemente

der Körper annimmt? Die Phrenologie, wie die Chemie, nimmt nichts an, sondern findet nur auf. Wenn die Natur zwei Dinge getrennt hat, oder ein Ding nicht getrennt hat, so erzählt nur die Phrenologie, wie die Chemie, daß sie dies so gefunden. Warum sind der Formensinn, der Zahlensinn, der Tonsinn letzte oder einfache oder Grundkräfte des Geistes? Weil die Erfahrung ergeben hat, daß so oft bei einem Menschen ein großes Talent z. B. für Formen gefunden wird, dieses Talent sich nicht nur auf gewisse Formen, sondern ohne Ausnahme auf Alles, was Form ist, erstreckt. Ebenso bei allen übrigen phrenologischen Sinnen.

Nehmen wir hier Gelegenheit, nochmals einen Blick auf die Selbstbeobachtungsmethode zu werfen. Wir haben diese Methode zuerst (§. 3.) vom geschichtlichen Standpunkt aus dadurch als eine irrige erkannt, daß im Laufe so vieler Jahrhunderte die tüchtigsten Denker mit deren Hilfe für die Geisteslehre keinen wissenschaftlichen Grund zu gewinnen vermochten; ferner lernten wir (§. 9.) die Inconsequenz der Psychologen in Bezug auf diese Forschungsweise kennen, da sie nicht hätten erwarten dürfen, für die menschlichen Charaktere in ihrer Verschiedenheit eine Erklärung zu finden, nachdem sie diese Verschiedenheit nicht als vollberechtigt in die Forschung hereingezogen. Der innere Grund endlich, warum die Methode der Selbstbeobachtung nicht zum Ziel führen konnte, ist noch zu erwähnen übrig; es ist dieser.

Wir erkennen durch unser Selbstbewußtsein oder unser eigenes Gefühl nur das Dasein unseres Geistes, nicht dessen innere Natur oder dessen Wesen. Wir wissen durch's Gefühl nicht, was der Geist in Bezug auf den Körper ist oder wie er mit ihm zusammenhängt, so daß man vom Standpunkt der Selbstbeobachtung darüber streiten kann und gestritten hat, ob der Geist etwas Wi..iches oder blos eine Thätigkeitsweise des Körpers sei. Wir fühlen nicht das Rinnen des Bluts durch unsere Adern, wir fühlen nichts von den Vorgängen unserer Ernährung und unseres Wachsthums. Wir fühlen nicht, wenn wir den Arm erheben, wie oder durch welche Organe dies geschieht, wir fühlen nicht, ob die Organe der Bewegung dieselben oder andere sind, als die der

Empfindung. Ebenso wissen wir durch's Gefühl nichts von der Natur des Sehens, Hörens ꝛc., nichts von ihren Organen und deren Gestalt oder Beschaffenheit. Durch's Gefühl wüßten wir nicht einmal, ob Sehvermögen und Hörvermögen, Auge und Ohr dasselbe oder zwei verschiedene Dinge sind, wenn nicht etwa die getrennte äußere Stelle der beiden Organe diese Verschiedenheit erkennen ließe. Ganz das Gleiche gilt von der Erkenntniß, die wir durch's Gefühl von unseren inneren Geisteskräften haben. Wir wissen durch unser Selbstbewußtsein, daß wir denken, fühlen, wollen, aber nicht, welche Kräfte diesen Thätigkeiten zu Grund liegen, nicht, ob und wie diese Kräfte unter sich zusammenhängen oder nicht zusammenhängen. Ebenso wenig wissen wir von den Organen des Geistes; daher die getheilte Meinung der Psychologen, ob Geist und Gemüth seinen Sitz im Kopf habe, oder ob das Gemüth im Herzen oder in irgend welchen Nerven wohne. Kurz wir wissen durch das Selbstbewußtsein ganz so wenig von dem inneren Bau oder dem Getriebe unseres Geistes, als von den inneren Theilen und Organen unseres Körpers. Daß aber alles dieses und somit die Irrigkeit der Selbstbeobachtungsmethode nicht längst von den Geistesforschern als eine klare Wahrheit erkannt wurde, könnte ein schwerer Vorwurf für sie zu sein scheinen. Allein wir müssen hier an das Ei des Columbus denken. Die Erkenntniß jener Wahrheit kann nicht eine so leichte gewesen sein, da die ersten Denker aller Zeiten trotz des angestrengtesten Forschens nicht bis zu ihr vorgedrungen sind. Desto größer ist das Verdienst des Schöpfers der Phrenologie, der nicht nur jene Unmöglichkeit zuerst als solche erkannte, sondern der auch mit der ewig unfruchtbaren Selbstbeobachtung die Erforschung der Charakterverschiedenheit gleich als eine befruchtende Hälfte für die Erzeugung vieler herrlicher Wahrheiten für immer zum Ruhm der Wissenschaft verbunden hat.

12.

Um aus den bloßen äußeren Sinnesthätigkeiten den ganzen geistigen Menschen mit allen seinen Talenten, Neigungen, Wün-

schen, Leidenschaften zu erklären, dazu bedarf Beneke natürlich ein großes Gerüste von Annahmen oder Vorerklärungen. Als eine Hälfte davon haben wir seine Lehre von den Temperamenten kennen gelernt, vermittelst welcher er in seiner Weise die Verschiedenheit der Charaktere erklärt. Auch abgesehen aber von dieser Verschiedenheit und blos in Hinsicht auf den Menschen im Allgemeinen ist der Weg vom Sehen und Hören rc. bis zu den menschlichen Neigungen und Leidenschaften sehr weit und für Beneke sehr steil. Dieser wendet daher, um uns mit ihm den Weg nehmen zu lassen, ein großartiges Beförderungsmittel an. Es ist das folgende Gestelle (man verzeihe das Wort!), welches uns, wie er meint, bis an's Ziel der Erkenntniß bringt, und welches weitaus seine wichtigste und umfangreichste Schöpfung ist.

Die Geistesvermögen des Sehens, Hörens, sagt Beneke, sind nur ein Faktor, um die Geistesthätigkeiten hervorzubringen; es bedarf dazu noch eines zweiten, nämlich des äußeren Reizes. Dieser kann im Verhältniß zum Vermögen mehr oder weniger stark sein, und der verschiedene Grad dieser Reizstärke hat verschiedenartige Geistesthätigkeiten oder Geisteszustände zur Folge. Es gibt folgende fünf Grade der Reizstärke. 1) Der Reiz ist zu gering für das Vermögen, was wir Halbreizung nennen können. Durch diese entsteht eine Empfindung von Unbefriedigung. Wir können alles hierher gehörige unter dem Ausdruck „Unlust" zusammenfassen. Z. B. man richtet seine Augen auf einen Gegenstand, dessen Licht nicht mit gehöriger Stärke auf uns wirken kann, etwa weil er im Dunkeln steht oder zu weit entfernt ist; man horcht auf ein Gespräch, dessen Laute nur noch so eben unser Ohr erreichen und schon zum Theil unverständlich werden; man müht sich, den angenehmen Geruch einer Blume zu empfinden, bei einer dieser Art von Verdünstungen ungünstigen Stimmung der Atmosphäre. 2) Der Reiz ist dem Vermögen gerade angemessen, dieses wird durch ihn vollständig erfüllt, ohne daß er doch irgendwie über dasselbe überstände. Dies ist das Verhältniß der Vollreizung.

Hier durchdringen Vermögen und Reiz einander auf's Vollkommenste; wir sind uns keiner besonderen Affektion unseres Seins bewußt, und deshalb kann sich desto ungeschmälerter und reiner die Eigenthümlichkeit des objectiven Faktors für unser Bewußtsein kund geben. So entsteht ein klares Wahrnehmen, ein Vorstellen. Bei gerade angemessenem Lichte, bei nicht zu starkem und nicht zu schwachem Schalle rc. werden die Farben, die Gestalten, die Töne rc. von uns wahrgenommen, vorgestellt. 3) Der Reiz ist im Verhältniß zum Vermögen in ausnehmender Fülle oder überfließend gegeben, jedoch ohne daß er noch irgendwie ein übermäßiger für dasselbe wäre. Dies ist das Verhältniß der Lustreizung und das Grundverhältniß für die Lustempfindungen. Diesem Verhältniß gehören die Eindrücke von allen kräftigeren und lebendigeren Farben und Tönen, von den angenehmen Geschmack- und Geruchreizen, von dem das Tastvermögen angenehm Kitzelnden und dem Sanften rc. an. 4) Der Reiz ist im Verhältniß zum Vermögen ein übermäßiger und zwar so, daß er plötzlich auf dasselbe wirkt. In diesem Verhältniß werden die Schmerzempfindungen begründet, wie z. B. die Empfindungen von einem blendenden Lichte, von einem betäubenden Schalle, von zu scharfen Geschmacks- oder Geruchreizen, von der Berührung durch heiße Gegenstände rc. 5) Der Reiz überfüllt in allmäliger Steigerung das Vermögen. Dann entsteht eine Empfindung des Ueberdrusses, der Abstumpfung, des Ekels; z. B. bei dem reichlichen Genuß von Lieblingsspeisen, bei zu häufiger Wiederholung angenehmer Melodieen, bei zu lange fortgesetzten Genüssen des Gesichtssinnes, z. B. in einer sehr ausgedehnten Gemäldegallerie rc. (Psychol. Skizzen II, 74 ff. Psychologie S. 52. Erziehungslehre I, 85. Pragmatische Psychologie I, 48.)

Die Psychologen haben schon Vieles und Mancherlei auf dem Felde der Erfindungen geleistet. Aber um Unlust, Vorstellung, Lust, Schmerz, Ueberdruß zur Erklärung auf eine Stufenleiter und in dieser Reihe zusammenzustellen, so weit hat es außer Beneke noch kein Psycholog gebracht.

Allein von einem System der Geisteslehre, nach welchem dem Menschen nichts Geistiges als die äußeren Sinnesthätigkeiten angeboren ist, nach welchem also alles Andere, auch die Möglichkeit der Lust, der Unlust, des Schmerzes rc. erst im Geiste entstehen muß, läßt sich Anderes und Besseres nicht erwarten. Soll aber, so höre ich den Leser fragen, die Lust, welche der Freund am Freunde, die Mutter an ihrem Kinde hat, die Lust, welche der Kampflustige am Kämpfen findet, die Unlust verletzter Eitelkeit, der Schmerz getäuschter Hoffnung, verrathener Liebe, sollen diese Geistesthätigkeiten, nach Beneke's Ansicht, auch aus jener bezeichneten Quelle entspringen? Ja, nach Beneke entstehen, — es muß wiederholt werden, damit es geglaubt werden könne, — alle Geistesthätigkeiten ohne Ausnahme aus den ursprünglich leeren („gänzlich unerfüllten") Sinnesthätigkeiten, und eben zur Begründung dieser merkwürdigen Behauptung hat er jenes gleich merkwürdige Schema ausgedacht, in welches von ihm, so gut oder so schlecht es geht, alle Geistesthätigkeiten eingepaßt, d. i. nach ihrer Entstehung erklärt werden. Von den Vorstellungen, wie wir sie in dem Schema aus der Vollreizung entstehen sahen, geht er zur Entstehung der Begriffe und des Verstandes fort, von der Lustreizung zu den Begierden und Leidenschaften u. s. w. Häufig macht er bei diesen Erklärungen von seiner Temperamentslehre, seiner Kräftigkeit, Reizempfänglichkeit rc. Gebrauch. Die ganze sehr weitläuftige Darstellung ist nicht nur eine durchaus haltlose, weil sie auf falschem Grunde beruht, sondern sie wimmelt auch von Inconsequenzen und von Unrichtigkeiten in sich selbst. Denn Beneke ist, beiläufig bemerkt, äußerst oberflächlich und nachlässig; von einer Selbstkritik, wie sie der tüchtige Schriftsteller üben soll, weiß er nichts; dazu kommt ein breiter, markloser, oft dunkler Stil, so daß das Lesen seiner umfangreichen Schriften besonders für den, der Besseres kennt, unendlich ermüdend ist. Es kann daher schon um des Lesers willen nicht meine Absicht sein, Beneke in die Einzelnheiten seiner Darstellung zu folgen: nur Einzelnes theile ich im Folgenden zur Probe und

zur Begründung meines strengen, aber nur allzugerechten Urtheils mit.

Von der Entstehung des Verstandes gilt nach Beneke Folgendes. Im Menschen kann sich aus den Sinnesthätigkeiten ein Verstand bilden, im Thiere nicht, weil diese Thätigkeiten beim Menschen eine höhere „Kräftigkeit" haben. Die Verschiedenheit des Verstandes bei den einzelnen Menschen ist insoweit angeboren, als der Verstand auf verschiedenen „Grundsystemen" von verschiedenem Temperament beruht. Alle andern nicht hieraus abzuleitenden Verschiedenheiten des Verstandes sind später entstanden und beruhen auf der Verschiedenheit der „Angelegtheiten", welche für den einen oder für den andern Gegenstand gesammelt sind. Es ergibt sich somit leicht, sagt Beneke, „wie ein und derselbe Mensch einen sehr reichen und klaren Verstand für das eine Erkenntnißgebiet, einen sehr armen und unklaren für das Andere wird besitzen können. Hat Jemand von menschlichen Charaktereigenthümlichkeiten sehr viele Vorstellungen und Begriffe, von Gemälden aber oder von musikalischen Kunstelementen sehr wenige gebildet, so wird er über jene klar oder verständig, über diese unklar oder unverständig denken." (Psychol. Skizzen II, 175). Wir sehen, daß diese Lehre Beneke's vom Verstand ganz mit seiner Lehre vom Gedächtniß übereinstimmt; wir können daher für ihre Beurtheilung und theilweis nöthige Widerlegung auf die obige ausführliche Besprechung der letzteren (§. 11.) verweisen.

Beneke geht bei der Lehre vom Verstande auf viele Einzelheiten oder Besonderheiten ein und kommt auch auf die Feinheit des Verstandes zu sprechen. Wie ist, fragt er, die Feinheit des beobachtenden Verstandes, z. B. beim Künstler zu erklären, welcher sogleich die feineren Verschiedenheiten in den Gesichtszügen, den Mienen der Menschen, oder die zarteren Nüancen der Farbengebung und des Helldunkels bei Gemälden auffaßt? Da Beneke hier zur Erklärung nicht das Temperament der Kräftigkeit benutzen kann, welches er schon dem menschlichen Verstand als solchem, seinem Umfang und seinem Vielfassen, zu Grund

gelegt hat, so bleibt ihm dafür nur das Temperament der Reizempfänglichkeit oder das der Lebendigkeit übrig. Er wählt das erstere. „Die überwiegende Begründung dieser Feinheit des Verstandes in der Reizempfänglichkeit der Urvermögen fällt leicht in die Augen. Der mit einer ausgezeichneten Reizempfänglichkeit des Gesichtssinns ausgestattete Maler wird in einer menschlichen Physiognomie, in einer Landschaft rc. eine Menge von feineren Zügen und Schönheiten bemerken, welche einem blöderen Gesichtssinne gänzlich entgehen.“ (Psychol. Skizz. II, 177.) Beneke hat hier nicht bedacht, daß er die Schärfe des Gesichtssinns mancher Thiere, wie des Adlers, auch durch die Reizempfänglichkeit erklärt, und daß diese beiden Erklärungen einander geradezu widersprechen. Denn jene zu erklärende Feinheit der Beobachtungsgabe ist ja ein höheres Geistiges, ist das Gegentheil des Thierischen. Noch weniger hat Beneke erwogen, daß diese Erklärung aller Erfahrung widerstreitet. Ein Mensch mit dem schärfsten äußeren Sehvermögen, mit einem Adlerauge, hat vielleicht wenig oder nichts von jener Feinheit der geistigen Beobachtungsgabe, während umgekehrt ein Mensch mit schwachem oder blödem äußeren Gesichtssinne diese Feinheit in hohem Maße besitzt.

Während der Verstand nach Beneke aus der zweiten Stufe der Reizstärke, der Vollreizung, entsteht, so nehmen die Leidenschaften ihren Ursprung eine Stufe höher, aus der Lustreizung. Ist der Reiz dem Vermögen gerade angemessen, so entsteht ein Vorstellen, und aus vielen Angelegtheiten solcher Vorstellungen entsteht der Verstand; ist der Reiz ein „überfließender“ (aber noch kein „übermäßiger“!), so entsteht eine Lustempfindung, und aus vielen Angelegtheiten solcher Lustempfindungen entstehen die Leidenschaften. Also Verstand und Leidenschaft, welche der Mensch in seinem Innern sich bekämpfen fühlt, entspringen nach Beneke nicht, wie man erwarten sollte, aus verschiedenen, sondern aus einer und derselben Quelle, nur daß diese im letzteren Fall um einen Grad stärker fließt. Man könnte sonach Beneke's Leidenschaft einen gesteigerten Verstand,

oder Beneke's Verstand eine schwächere Leidenschaft nennen! Eine jede Leidenschaft ist also hiernach nichts anderes, als das Ergebniß einer Masse von „Lustreizungen“ irgend eines Sinnes, die bereits auf den Menschen eingewirkt haben. „Die Lust des Farbenschmelzes oder der schönen Formen, oder der angenehmen Melodie, welche wir von Neuem zu genießen begehren, haben wir früher schon in ihrer ganzen Vollkommenheit genossen.“ „Würde ein Mensch nie in das Verhältniß der Lustreizung gesetzt, so könnte er auch keine Leidenschaften bilden: je weniger also Jemand in dieses Verhältniß tritt, um desto schwächer werden im Allgemeinen die Leidenschaften in ihm sich entwickeln. Man könnte hiergegen die Leidenschaft des Geschlechtstriebes anführen, welche ja sehr oft“ — ei!? — „vor allem Genusse sich bilde. Aber in diesen Fällen werden die Lustgebilde dafür anderswoher entlehnt, auf eine ähnliche Weise, wie wir Bilder desjenigen, was wir nie gesehen haben, aus andern Vorstellungen zusammensetzen.“ (Psychol. Skizzen II, 93. 216.) Das Staunen, wie wir sehen, müssen wir bei Beneke verlernen. Woher anders die Lustgebilde für den Geschlechtstrieb entlehnt werden, sagt Beneke nicht; er weiß es auch nicht; er braucht es auch — so ist ungefähr dabei sein Gedankengang — weder zu wissen, noch zu sagen, da es in jedem Falle so ist: denn wäre es nicht so, so wäre ja das ganze System, aus welchem es nur eine einfache Folgerung ist, falsch: da aber die Wahrheit des Systems über allen Zweifel erhaben als Axiom dasteht, so müssen wir, Beneke und seine Leser, uns auch ohne näheres Wissen über die vollkommene Wahrheit der obigen Behauptung beruhigen. Es ist Schade, daß Beneke nicht auch eine Erklärung darüber beifügt, — denn diese wäre noch origineller geworden, — warum er zwar beim Menschen den Geschlechtstrieb für entstanden, beim Thier aber doch jedenfalls für angeboren hält.

Diese bewunderungswürdige Zuversicht Beneke's, mit der er alle seine Behauptungen aufstellt, ohne jemals an eine wirkliche Beweisführung zu denken, begleitet ihn durch seine ganze Darstellung. Er kennt eigentlich und fordert von sich keine

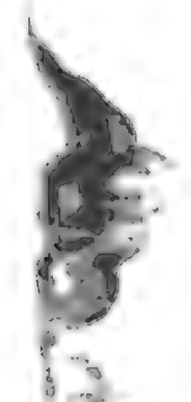
andere Beweisführung für die Wahrheit irgend eines Satzes, als daß dieser mit seinem System, welches ihm die Wahrheit selbst ist, übereinstimmt. Dabei nimmt er zum Ueberflusse eine sehr hohe Sprache an, gibt laut und offen seine Verachtung gegen alle andern Psychologen kund, weil sie ein anderes System haben, als er; er nennt seine Psychologie, obgleich ihr noch kein anderer Psycholog beigetreten, nicht etwa „eine neue", sondern „die neue Psychologie", und hat selbst eines seiner Werke unter diesem Titel erscheinen lassen. Nur sehr selten kommen in seiner Darstellung schwache Andeutungen eines Gefühls von mangelhafter Beweisführung für seine Sätze oder von Zweifel an seine Unfehlbarkeit vor. Nicht weit z. B. von der obigen Stelle über den Geschlechtstrieb braucht er in Bezug auf eine andere Sache die Worte: Daß diese Erklärung „kein bloßer Einfall, sondern in der Wirklichkeit begründet ist, erhellt" 2c. Das Wort Einfall klingt eigenthümlich und fast nieder in Beneke's trockener und hochgehender Darstellung; allein das Wort Hypothese, welches er in der Feder hatte, durfte er nicht in diesem tadelnden Sinn gebrauchen, da ja alle seine Hypothesen wohlbegründet und mit Selbstbeweiskraft ausgestattet sind.

13.

Wenn Beneke sagt, daß Vorstellung, Begriff, Verstand im menschlichen Geist aus den bloßen äußeren Sinnesvermögen heraus sich bilden, so könnte diese Behauptung dem Unbefangenen wol auf den ersten Blick als möglicher Weise begründet erscheinen, so schnell auch ein tieferes Eindringen die Irrigkeit dieser Behauptung erkennen läßt. Wenn aber Beneke auch noch weiter behauptet, daß ebenso die Gemüthskräfte des Menschen, z. B. Wohlwollen und Theilnahme, aus den äußeren Sinnesvermögen hervorgehen, daß also das Thier nur deswegen kein Gemüth besitze, weil seinen äußeren Sinnen nicht die Kräftigkeit zukomme wie den menschlichen, so liegt die Unnatürlichkeit und Gewaltsamkeit dieser Annahme für jeden Unbefangenen

sofort zu Tage und braucht nicht erst bewiesen zu werden. Weil ich aber nicht blos für Unbefangene, sondern auch für Befangene, ja auch für Beneke selbst schreibe, welcher gewiß seine Behauptung für sehr wohlbegründet und für sehr natürlich hält, so müssen wir auch auf diesen Punkt noch etwas näher eingehen.

Während der eine Mensch, sagt Beneke, voll uneigennütziger Theilnahme anderer Menschen Freuden und Leiden mit beinahe gleicher Lebendigkeit und Frische, wie seine eignen Schicksale fühlt, und mit gleichem Eifer wie gegen jene so gegen diese zurückwirkt; scheint ein anderer nur für das auf ihn selber sich Beziehende Empfindung zu haben und weist jede Aufforderung, für fremdes Wohl mitzuwirken, mit unbeweglicher Selbstsucht von sich. Woher diese Verschiedenheit? Unstreitig aus den inneren Angelegtheiten, welche bei den einzelnen Menschen verschieden gesammelt sind. Gesetzt, Jemand sei sehr wenig mit andern Menschen zusammengewesen, er habe eine gewisse Lustempfindung, z. B. das Betrachten von Gemälden, das Anhören von Musik, sehr oft mit sich selber, selten oder gar nicht in Verbindung mit andern Menschen genossen, so wird bei ihm für jenes einsame Empfinden eine große Menge von Angelegtheiten, für dieses gemeinschaftliche werden sehr wenige oder gar keine sich angesammelt haben. Eine Seele von dieser Angelegtheit wird daher bei dem Denken einer fremden Lust oder Unlust nur einen flüchtigen Augenblick verweilen und alsbald zum Denken des dem eigenen Sein angehörigen Lust- oder Unlust-Zustandes hinübergezogen werden. Uebrigens gibt es in diesen Angelegtheiten insofern eine gewisse Stufenleiter, als sie in Bezug auf weniger oder auf mehr Individuen angesammelt sind. Eine sehr große Menge von Interesse-Angelegtheiten für einzelne Individuen constituirt den wesentlichen Charakter der Freundschaft, weniger individuelle, schon in einem größeren Kreise bewegliche Gebilde dieser Art finden sich in der Anhänglichkeit an Landsleute, in der Vaterlandsliebe &c.; die größte Gelöstheit und Beweglichkeit der Interesse-



bildung endlich zeigt sich in der *Gerechtigkeit* und in der *allgemeinen Menschenliebe*. (Psych. Skizzen II, 292 ff.)

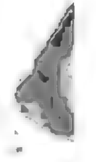
So wie man Alles was man will behaupten kann, so kann man, wie der Leser an dem vorliegenden Beispiel sieht, Alles, was man will, erklären. So wie aber, was sich von selbst versteht, schwer zu beweisen ist, so wird allen Erklärungen Beneke's gegenüber die wissenschaftliche Widerlegung dadurch schwer, daß sie zu leicht ist. (Difficile est, satyram non scribere!) Um von allen inneren Gründen abzusehen, welche sich Beneke am Studirtische gegen die obige Erklärung aufdrängen mußten, warum hat er es verschmäht, nur einen einzigen Blick auf die alltägliche Erfahrung zu werfen, wodurch er sich sofort von der Irrigkeit dieser Erklärung überzeugt hätte? Er erklärt den Sinn für Freundschaft und die allgemeine Menschenliebe gewissermaßen für Gegensätze, da doch die Erfahrung nichts weniger als ein *umgekehrtes* Stärkeverhältniß zwischen diesen beiden Gefühlen zeigt; bei einem starken Sinn für Freundschaft wird oft eine große allgemeine Menschenliebe gefunden und bei einem schwachen Freundschaftsgefühl eine sehr geringe. Noch weniger findet sich eine Uebereinstimmung zwischen der geführten Lebensweise des Menschen und der Stärke der fraglichen Gefühle. Wer von Kindheit auf in der Einsamkeit gelebt, hat oft ein wärmeres Herz für die Menschheit, als wer stets in den glücklichsten Verhältnissen in Gesellschaft vieler Menschen gewesen und so eine Menge Beneke'scher Angelegtheiten für Menschenliebe gesammelt. Am allerwenigsten aber findet sich, wie Beneke bei seiner Erklärung voraussetzt, eine Uebereinstimmung zwischen der Stärke des *Vorstellens* und der des *Gefühls* in der fraglichen Hinsicht. Derjenige, welcher sich das Unglück Anderer vermöge seines klaren Verstandes am lebhaftesten *vorstellen* kann, hat keineswegs deswegen auch das stärkste *Gefühl* für Wohlwollen oder Menschenliebe: im Gegentheil, bei schwachem Vorstellungsvermögen, beschränkten Verstandeskräften wird oft eine Güte des Herzens und eine Aufopferungsfähigkeit für Andere gefunden, die man bei Menschen von klarem

Geiste, lebhafterem Vorstellungsvermögen vergeblich suchen würde. Kurz jede einzelne der unendlich zahlreichen Thatsachen, welche die Geisteslehre der Phrenologie von dem selbstständigen Maße der Gefühlskräfte des Menschen gesammelt, einem Maße, welches sowol von dem der Verstandeskräfte als von Erziehung und Lebensweise sich unabhängig zeigt, jede solche Thatsache würde genügen, die Irrigkeit der Erklärung Beneke's von dem Entstehen dieser Gefühlskräfte, und vollends von ihrem Entstehen aus den äußeren Sinnesvermögen darzuthun.

Eine andere Erklärung Beneke's, die wir uns näher ansehen wollen, ist die von der Entstehung der Neigung zum Gelde oder des Geizes. „Wie sollen wir", fragt Beneke, „die so weit verbreitete Neigung zum Gelde erklären? Im Allgemeinen ist die Antwort hierauf sehr leicht. Die Wurzel der Lustempfindung liegt hier in der Vorstellung, nicht des Geldes, sondern derjenigen Dinge, für welche das Geld Mittel werden kann. Der Habsüchtige begehrt das Geld vielleicht um seinen Gaumen auf mannigfache Weise zu kitzeln; zugleich aber will er auch sein Ohr mit Musik, sein Auge in dem Genusse einer reichen Natur oder in dem Genusse von Gemälden ergötzen; er will, für die Ergötzung durch Einbildungsvorstellungen, die ausgesuchtesten Meisterwerke aller Völker ankaufen, will durch Glanz und Pracht Ehre sich erwerben, will Andern mittheilen können." „Habsucht und Geiz kann einerseits aus der Begierde nach einem reichen und lustigen Lebensgenusse, andrerseits aus Furcht vor Entbehrungen entspringen. Das Streben dabei kann ferner mehr oder weniger edel sein: bald sinnliche Genüsse, bald ästhetische, bald intellectuelle &c.; es kann sich auf unser eigenes Sein, oder auf andere Menschen beziehen, das letzte z. B., wenn Jemand für seine Kinder oder für eine mehr oder weniger ausgedehnte Gastfreundschaft, oder für wohlthätige Zwecke geizt." (Psych. Skizzen II, 313 ff.) Allein nun entsteht die Frage, fährt Benneke fort, warum denn die Neigung nicht auf diese verschiedenen Dinge, sondern eben auf das Geld bezogen wird, oder, was dasselbe ist, warum die Vorstellung des Geldes

in so hohem Grade hervor, die Vorstellung der durch dasselbe zu erreichenden Dinge so weit zurücktritt, *daß wir uns der letzteren kaum oder gar nicht bewußt werden?* Die Ursache ist die, antwortet Beneke, daß bei allen den verschiedenen Neigungen, welche durch Geld zu befriedigen sind, das Geld die *gemeinsame oder Mittelvorstellung* ist. Jede einzelne Neigung ist im Geist nur *einfach*, die Vorstellung des Geldes aber, welche bei allen einzelnen Neigungen sich wiederholt, sehr *vielfach* gegeben, und diese *Vielfachheit* oder dieses *Zusammenfließen* macht die Stärke dieser Neigung aus, um so mehr da die verschiedenen einzelnen Neigungen *noch durch ihren Gegensatz einander verdunkeln müssen*. (Ebendas.)

Auch diese Auseinandersetzung Beneke's bedarf wol und verdient jedenfalls keine ausführliche Beurtheilung. Nur wenige Worte darüber. Beneke will den Geiz erklären und weiß nicht einmal, was Geiz ist. Vielleicht hat ihn das Wort „geizen" irre gemacht, welches eine ganz andere Bedeutung hat, als das Wort „Geiz". In dem Worte geizen ist ein *außerhalb* liegender Zweck ausgesprochen, der Geiz aber ist nur etwas *in sich selbst*, er ist sich selbst Zweck. Wer zu irgend welchem Zwecke geizt, mit seiner Zeit, mit seinem Vermögen und seinem Gelde, ist nicht geizig, sondern nur sparsam. Wie unterscheidet Beneke Geiz und Sparsamkeit? Nach seiner Erklärungsweise würde er wol dem einen Begriff mehr das Temperament der Reizempfänglichkeit, dem andern mehr das der Kräftigkeit zum Grunde legen. Wenn Beneke, wie er nicht gethan, auf den wahren Unterschied der beiden Begriffe zurückgegangen wäre, so hätte er die richtige Bedeutung des Wortes Geiz und das Wesen der Sache erkannt. Die Sparsamkeit ist nicht etwa ein niederer Grad des Geizes, sondern der Gegensatz desselben. Jemand kann aufs Höchste sparsam sein um sich ein Vergnügen zu verschaffen oder aus Furcht vor der Zukunft oder um Andern wohlzuthun. *Wenn* und *soweit* er aus diesen Gründen sparsam ist, ist er *nicht* geizig. Geizig kann Jemand nur sein aus bloßer reiner (man könnte sagen specifischer) Neigung *zum*



Haben, eine Neigung, die, weil sie eine solche ist, keinen andern Zweck haben kann, als ihre Selbstbefriedigung. Diese Neigung zum Haben, von welcher der Geiz nur die höchste Stufe oder das Uebermaß bezeichnet, ist ein Grundvermögen des menschlichen Geistes und als solches, obwol in verschiedener Stärke, allen Menschen angeboren. Schon das Kind will haben um zu haben. Beneke leugnet dies freilich; er sagt, das Streben der Kinder nach dem Besitz von Dingen zu anderem Zweck, als um augenblicklichen Nutzen davon zu ziehen, sei unnatürlich und im Gegensatz zu ihrer Erkenntnißstufe, weil sie ja noch keine weitreichende Vorstellungen von dem Nutzen der Dinge hätten; wenn daher Habsucht bei den Kindern sich finde, so müßten die ihr zum Grunde liegenden Vorstellungen, weil sie keine natürlichen seien, ihnen von Andern „eingebildet (hineingebildet) oder eingeimpft" sein. „Man hat ihnen empfohlen, sorgsam für sich zu behalten, was man ihnen gegeben hat; hat ihnen dasselbe heimlich zugesteckt, mit der Warnung, es vor Andern nicht sehen zu lassen; hat ihnen Sparsamkeit, Mißtrauen, furchtsame Klugheit unbedingt und unverständig angepriesen rc." (Erziehungslehre, I, 381). Wie arm zeigt sich überall Beneke's Charakterkenntniß; wie wenig muß er Kinder beobachtet haben! Weit früher als das Kind jene vermeintlichen Lehren nur fassen könnte, sehen wir bekanntlich bei ihm die Lust zum Haben oft in voller Stärke auftreten.

Nur dieser Mangel an Charakterkenntniß, den wir bei manchen Psychologen finden, macht es begreiflich, wie diese Männer überhaupt an eine Erklärung des Daseins der menschlichen Charakterzüge denken konnten. Ein einziger freier Blick auf das reiche Leben des menschlichen Geistes hätte sie ihren Irrthum erkennen lassen. Der Geist des Menschen ist die kleine Welt. Das Dasein der verschiedenen Kräfte des Geistes erklären zu wollen, ist dem zu vergleichen, als wenn der Naturforscher das Dasein des Eisens oder des Goldes oder des Sauerstoffs oder der Menschen selbst, oder der beiden Geschlechter der Menschen, oder der ganzen Außenwelt, oder der Verhältnisse des Menschen zur Außenwelt

erklären wollte. So wie der Naturforscher diese ganze Welt der Erscheinungen, wie die Erfahrung sie ihm als vorhanden zeigt, vergleicht und ordnet und beschreibt, und dies seine Wissenschaft nennt, auf deren Fülle und Reichthum er stolz ist, so wird der wahre Geistesforscher die Welt des Geistes und seiner mannigfaltigen Kräfte, — Geschlechtstrieb, Eigenthumssinn, Kampfsinn, Stolz, Wohlwollen rc. — nicht erst schaffen wollen, denn sie ist schon vorhanden, sondern er wird vergleichend und beschreibend und ordnend die einzelnen Erscheinungen oder Thatsachen sammeln und ihre Harmonie unter sich selbst und mit der Außenwelt nachzuweisen suchen.

14.

Weitere Beispiele mitzutheilen, wie Beneke nach seiner Weise die menschlichen Geisteskräfte „entstehen" läßt, würde überflüssig und für den Leser ermüdend sein. So wie nach Beneke der Geiz auf der *Vorstellung* von dem Gebrauch des Geldes beruht, so beruht der Stolz auf der *Vorstellung* des eigenen Werthes, wornach Derjenige, welcher die klarste Vorstellung von seinem höheren Werth hätte, auch der stolzeste wäre; so beruht Grausamkeit und Bosheit auf der vergleichenden *Vorstellung* fremden Glücks und eigenen Unglücks, wornach der Unglücklichste der Boshafteste sein würde; u. s. w. Ja Beneke scheut sich nicht, selbst Sittlichkeit und Tugend auf die kalte *Vorstellung* und Werthschätzung der Dinge und Verhältnisse zurückführen zu wollen! (O tempora! o — systemata!) So ist Beneke's ganze Darstellung im Grunde eine fortwährende Negation, und wird eben dadurch wahrhaft unheimlich. Der menschliche Geist verliert unter seinen Händen Wärme und Leben und verwandelt sich in ein Gerippe.

Und im Angesicht *dieser* Darstellung, im Angesicht seines Systems, welches, mehr als irgend ein anderes vor ihm, blind und schroff der Natur entgegensteht, erklärt Beneke, um das Maß der Seltsamkeiten zu füllen, seine Psychologie für eine *Naturwissenschaft*! In allen seinen Schriften hören wir ihn bis zur Ermüdung seine Geringschätzung gegen die bisherigen Psycho=

logen aussprechen, weil sie in leeren Speculationen befangen gewesen, hören wir ihn sich selbst rühmen, daß er die Psychologie zur Naturwissenschaft erhoben; einem seiner Werke hat er sogar den Titel gegeben: Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft. Dies veranlaßt uns, gründlich die Frage zu untersuchen, welches die Stellung einerseits der bisherigen, andrerseits der Beneke'schen Psychologie zur Natur oder zur Naturwissenschaft ist. Von der Phrenologie, welche Beneke nicht kennt, sehen wir einstweilen bei dieser Vergleichung ab.

Den Charakter der bisherigen Psychologie können wir im Allgemeinen und abgesehen von dem wenig wichtigen Unterschied zwischen den unendlich vielen einzelnen Systemen als den der Unwissenheit bezeichnen. Alle Psychologen gelangen in dem Bestreben, zur wahren Natur des Geistes vorzudringen, nur bis zu den Worten, mit denen die Sprache die mannigfaltigen Geistesthätigkeiten bezeichnet; sich gleichsam in diesem Wortnetze fangend, halten sie dasselbe für das gesuchte Ziel selbst. Verwirrt durch die unendliche Zahl der Worte und den in ihnen niedergelegten Stoffreichthum der Wissenschaft, suchen sie erklärend und ordnend diese Worte zu bewältigen und meinen schon damit auch über die Sache zu herrschen. Ein großer Rangstreit der Worte beginnt. Die allgemeinsten und umfassendsten (Verstand, Gemüth, Gedächtniß ꝛc.) werden als „Grundvermögen des Geistes", mit prächtigen Gewändern, Definitionen, angethan, an die Spitze des Wörterreiches, des jeweiligen Systems der Psychologie, gestellt, und alle übrigen je nach ihrem richtigen Range und in sorgfältiger Amtskleidung angereiht. In der That, wenn wir von den verschiedenen Rangordnungen unter den Worten, den verschiedenen Systemen absehen, so sind die meisten psychologischen Werke im Wesen nichts anderes, als psychologische Wörterbücher. Da man aber, um seine Muttersprache zu verstehen, kein Wörterbuch braucht, und da überdies aus begreiflicher Ursache jene Worterklärungen oft gezwungen und unrichtig waren, so enthielten diese Werke im Grunde Wenig oder Nichts; was sie richtiges an Worterklärungen gaben, verstand sich von

selbst, und die Rangordnung der Wörter, das System als solches, war jedenfalls bedeutungslos. Insofern also kann man die bisherige Psychologie schlechtweg eine unwissende nennen.

Ganz anders Beneke's Psychologie. Es bleibt das Verdienst Beneke's, daß er mit mehreren andern Psychologen richtig erkannte, daß dieses Spielen mit Worten und tiefsinnige Speculiren über ihre Bedeutung werthlos und nichtig und nichts weniger als eine Wissenschaft der Geisteslehre war. Beneke führt ausdrücklich einige jener Psychologen auf. (Psychol. Skizzen II, 577.) Allein er hielt im weitern Thun und Lassen nicht gleichen Schritt mit ihnen. Sie alle suchten einen Diamant: keiner fand ihn. Jene andern Psychologen beschieden sich, wissend, daß man nicht Alles findet, was man sucht. Beneke beschied sich nicht, er grub mit Eifer einen schlechten Kiesel aus dem Sande und glaubte und erklärte laut, daß dies der gesuchte Diamant sei. Zu solchem Beginnen gehört fürwahr auch ein Spielen und Speculiren, aber weit großartiger und weit schlimmer als jenes andere. Die früheren Psychologen spielten und speculirten nur mit Worten, Beneke mit der Sache. Er ist ein Held im Spielen und Speculiren, die Andern Schwächlinge gegen ihn. In der ganzen Psychologie ist niemals auch nur etwas entfernt so Unverständiges und Naturwidriges wie Beneke's Lehre von der Grundbeschaffenheit und den inneren Vorgängen des Geistes erträumt worden: — diese Lehre mit ihren Angelegtheiten und gänzlich unerfüllten Urvermögen, mit ihren geistigen Temperamenten der Kräftigkeit und der Reizempfänglichkeit, mit ihrer Vollreizung und ihrer Lustreizung! Ich hätte gern Beneke, weil ich ihn der Phrenologie gegenüber so schwer tadeln muß, den übrigen Psychologen gegenüber etwas höher gestellt, aber um gerecht zu sein, kann ich es nicht. Während Drobisch und Rosenkranz Männer von Geist sind, während namentlich Drobisch die Psychologie so hoch gestellt hat, als sie auf dem Standpunkt der Selbstbeobachtung möglicherweise stehen kann, während Scheidler, ohne Geist zu haben, ein Mann von wissenschaftlicher Einsicht ist, zeichnet sich Beneke durch einen sehr großen Mangel an gesunder Urtheilskraft aus, hat er die Psycho-

logie in seinem System so nieder gestellt, als sie vor ihm niemals gestellt worden war. Nicht bloße Unwissenheit also, sondern etwas weit Schlimmeres ist der Charakter seiner Psychologie.

Und diese seine Psychologie, welche nicht nur, wie die frühere, nichts von der Natur weiß, sondern ihr höhnend in's Antlitz schlägt, nennt Beneke eine Naturwissenschaft! Er führt folgende Worte Goethe's an. (Pragm. Psychol. I, 300.) „Abgeschmackte Menschen! Ihr macht es wie gewisse deutsche Philosophen, die sich einbilden, wenn sie sich dreißig Jahre in ihr Studirzimmer einschlössen und sich lediglich damit beschäftigten, die Ideen, welche sie aus ihrem armen Gehirn herausziehen, zu sieben und zu beuteln, so würden sie einen unerschöpflichen Quell von Originalität erlangen! Wißt ihr, was dabei herauskommt? — Wolken, nichts als Wolken! — Ich war lange genug so thöricht, mich über diese Abgeschmacktheiten zu betrüben, so daß mir nun in meinen alten Tagen wol gestattet werden mag, mich darüber lustig zu machen und darüber zu lachen." Wenn diese Worte von der früheren Psychologie gelten können, so gelten sie in noch weit höherem Maße von Beneke selbst. Fragen wir ihn zum Ueberfluß, ob er irgend einen Beweis von naturwissenschaftlichen Studien gegeben, ob er eine neue Thatsache, deren die Chemiker, die Physiker, die Phrenologen so viele Tausende gesammelt, nachgewiesen habe? Nein, neue Thatsachen zu gewinnen lag Beneke so fern als möglich; er war so sehr in der Selbstbeobachtung, in abstracten Dichtungen und Träumen, befangen, daß wenn sich ihm eine Thatsache von selbst dargeboten hätte, er an ihr, ohne sie zu beachten, vorübergegangen wäre. Wir haben bereits oben (§. 3.) gesehen, wie er über Naturforschung und über neue oder merkwürdige Thatsachen denkt. In einer andern Stelle legt er ein noch entschiedeneres Geständniß in dieser Beziehung ab; er sagt: „Ich weiß zu wohl, wie viel in Folge der steten Anspannung in abstracten Studien mir selber in allen diesen (praktischen) Beziehungen abgeht." (Erziehungslehre, Vorr. V.) Solchen Worten gegenüber nennt Beneke seine Psychologie eine Naturwissenschaft!

Durch die ganze bisherige Darstellung habe ich wiederholt Gelegenheit genommen, immer und immer wieder auf den Vorwurf gegen die Systeme der Psychologie zurückzukommen. (Ceterum censeo, systemata esse delenda.) Hierüber sei mir noch eine letzte allgemeine Bemerkung erlaubt. Wir leben in Bezug auf die Wissenschaft in einer merkwürdigen Zeit, welche erst die Nachwelt in ihrer ganzen Größe begreifen wird, weil wir, in ihrer Mitte stehend, sie nur befangenen Blickes überschauen. Wie in jeder andern Hinsicht, so durchlebt die Menschheit auch im Wissen ihre Stufenalter. Anfangs vereinzelte Beobachtungen in allen Reichen der Erkenntniß, häufig falsch verstanden, immer schlecht geordnet, viele Täuschung, wenig Wahrheit, keine Einheit und kein Resultat. Dies ist das Kindesalter der Wissenschaft. Einzelne große Männer gehen immer ihrer Zeit voran. So wird Aristoteles von der ganzen Menschheit des Alterthumes und des Mittelalters nicht sowol verstanden, als ihm kindisch nachgebetet. Dieses Kindesalter der Wissenschaft reicht über das Mittelalter herüber bis in's 16. oder 17. Jahrhundert. Da fängt der Geist endlich an, in seinem Wissen sich und seine Kraft zu fühlen: der Mensch will sich Rechenschaft von seinem Wissen geben, er will dasselbe mit sich selbst und mit der ganzen Welt in Zusammenhang bringen. Zwar ist das Wissen dazu noch nicht umfassend genug, aber die großen Lücken werden verkannt; die Phantasie des sich als unendlich fühlendes Geistes begnügt sich mit Bruchstücken nicht, sie will das Ganze haben: so schafft sie sich das, was fehlt oder zu fehlen scheint, selbst. Dies ist das Zeitalter der philosophischen Systeme oder Ideale: das Jünglingsalter der Wissenschaft. Es reicht bis fast in die neueste Zeit herab. Aber schon lange hat sich Großes im Stillen vorbereitet. Nachdem schon Bako, gleich einem Riesen über seinem Zeitalter, über den Leibnitz und den Hegel, stehend, den Grundriß des großen Baues der wahren Wissenschaft vorgezeichnet, haben zuerst wenige, nach und nach immer mehrere tüchtige Männer, ohne sich um die hochgehenden Systeme der Philosophen zu kümmern, an dem Fundament dieses Baues, jeder an seiner Stelle,

bescheiden und emsig gearbeitet. Der Bau erhebt sich nach und nach aus der Erde und stellt sich in seiner Riesenpracht dem Auge dar. Der Jüngling erwacht bei diesem Anblick aus seinen Phantasien, die Schuppen fallen ihm vom Auge. Was er in seinen Träumen gesucht und da niemals finden konnte, — das System der ganzen Wissenschaft, — es steht in dem Baue in seiner ganzen Größe vor ihm: doch viel anders beschaffen, als er es sich gedacht. Zwar fest ist der Bau, auf einem Felsenfundamente für die Ewigkeit errichtet, — aber noch nicht, noch lange nicht vollendet! Unendliche, mühevolle Arbeit ist gefordert zur Weiterführung des Baues, Arbeit, welche nicht einmal von der Hoffnung begleitet ist, die Vollendung des Baues zu sehen, sondern welche ihre Belohnung und ihren Genuß nur in sich selbst trägt. Aber der Jüngling erkennt seine Lebensaufgabe und ergreift sie mit Ernst, mit Würde, mit Kraft: sie ist nicht Dichten und Träumen, sie ist Schaffen an dem Baue der Wahrheit. In der Zeit, in welcher wir leben, ist der Jüngling zum Mann erwacht, ist das Mannesalter der Wissenschaft angebrochen. Hegel und seine Zeitgenossen sind ohne Zweifel die letzten Philosophen in ihrem Sinne gewesen. Die Systeme der Naturphilosophie (Oken ꝛc.) bilden einen Uebergang, sie gleichen der Nacht, in der uns ein guter Gedanke kommt. Auch diese Systeme sind bereits verlassen, und die Sonne der Erkenntniß erhebt sich hoch an dem Himmel der Wissenschaft, um nie mehr unterzugehen. Denn wenn der Mann einmal die unendliche Befriedigung gekostet, welche die Erkenntniß der wirklichen wissenschaftlichen Wahrheit bietet, so wird er nie mehr zu den Träumen und dem Scheinwissen des Jünglings zurückkehren. Wol sind noch nicht alle Gelehrte unserer Zeit Männer geworden; es gibt noch Jünglinge unter ihnen, welche Greise sind, in welchen sich ihre Phantasieschöpfungen verknöchert haben. Der allgemeine Sieg des jungen Tages verzögert sich noch kurze Zeit. Mit ihm wird die Anerkennung der Phrenologie Hand in Hand gehen, einer Lehre, welche mehr als irgend ein anderer Zweig der Naturwissenschaft zum Fortbau jenes großen Allsystemes der Wissen-

schaft, und eben dadurch zur Vernichtung aller philosophischen Scheinsysteme beitragen wird. Die folgenden erklärenden Worte Schiller's über die Männer des Systems, oder, wie er sie auch nennt, die Schulgelehrten oder Brodgelehrten, mögen hier eine passende Stelle finden, da sie diese Sache noch von einem andern Gesichtspunkt aus auffassen. „Seine größte Angelegenheit ist," sagt Schiller von dem Schulgelehrten, „die zusammengehäuften Gedächtnißschätze zur Schau zu tragen und ja zu verhüten, daß sie in ihrem Werthe nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Brodwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrieen, als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf als diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Dasein fechten." (Schiller über das Studium der Geschichte.)

Noch ein Räthsel bleibt uns schließlich zu lösen übrig. Wie konnte Beneke's Psychologie, so beschaffen, so in sich werthlos, wie wir sie kennen gelernt haben, solche Verbreitung und Anerkennung unter der Lehrerwelt finden? Die Lösung dieses Räthsels ist bereits zu Anfang dieser Darstellung (§. 1. und 2.) angedeutet. Etwas anderes kommt hinzu. Das Erwachen der Denkkraft in unserer Zeit, wovon wir eben gesprochen, ist auch in der Lehrerwelt sichtbar hervorgetreten. Während vor hundert, vor funfzig Jahren die meisten Volkslehrer geistig selbst Kinder waren, und ihre Schüler nicht sowol zu unterrichten, als mechanisch abzurichten wußten, sind in unserer Zeit die Volkslehrer denkende Männer geworden, die mit Herz und mit Seele ihrem Berufe leben, und sich ein stilles aber unendlich großes Verdienst

um die deutsche Volksbildung erworben haben. Aber eben der erwachte Gedanke mußte sie einen großen Mangel in ihrem eigenen Wissen erkennen lassen. Um gut zu unterrichten, um den Geist des Kindes zu bilden, dazu bedarf es vor Allem der Kenntniß des Geistes, einer Kenntniß, — welche es bisher nicht gab. Denn die bisherige sogenannte Geisteslehre konnte natürlich, wie in jeder andern Beziehung, so auch für den Lehrer nur durchaus unfruchtbar sein. Da trat der Psycholog Beneke mit der Versicherung auf, seine Geisteslehre biete Anderes und Besseres als jene Wort- und Begriffserklärungen, sie gehe der Sache auf den Grund, sie verfolge den Geist bis zu seiner Entstehung und Entwickelung zurück, kurz sie sei eben das, was der Lehrer bedürfe und suche. Diese Versicherung hätte für sich, und wie Beneke's Lehre im Uebrigen beschaffen war, den gesunden Sinn der Lehrer nicht zu täuschen vermocht. Allein Beneke's Psychologie enthielt ein wichtiges naturwissenschaftliches oder phrenologisches Element. Wir haben gesehen, wie Beneke, ohne daß er es sich selbst bewußt war, seinen ausgesprochenen Grundsatz der Selbstbeobachtung verläßt und die Beobachtung der menschlichen Charakterverschiedenheit zur Anwendung bringt. Die Wahrheit hat eine so überwältigende Kraft, daß sie durch den dichtesten Irrthum ihre Strahlen wirft. Daß der Geist nicht einfach ist, daß Verstand, Gedächtniß ꝛc. nicht ungetheilte Kräfte sind, sondern mehrfache Elemente in sich tragen, schon diese eine aus dem Leben geschöpfte und besonders für Erziehung und Unterricht so fruchtbare Wahrheit mußte die Lehrer zu Anhängern einer Geisteslehre machen, welche ihnen so wichtige Aufschlüsse mehr bot, als jede andere. Welche Freude wird unter den Lehrern sein, wenn sie die Quelle selbst, aus welcher Beneke mit unreinem Gefäß geschöpft, in ihrer Reinheit und in ihrer ganzen reichen Fülle kennen lernen werden!

VIII.

Das System.

Εἷς κοίρανος ἔστω!
Homer.

Wie jede Naturwissenschaft eine wesentlich doppelte Aufgabe hat, zuerst zu trennen (Naturgeschichte, Naturlehre) und dann das Getrennte wieder zu einem Ganzen zu vereinigen (Naturphilosophie, dieses Wort nicht in der speculativen, sondern in der naturwissenschaftlichen Bedeutung genommen), so auch die Geisteslehre. Diese hat darzuthun, daß der Geist neben der Einheit eine wirkliche Mehrheit von Kräften ist, alsdann hat sie die als getrennt nachgewiesenen Geisteskräfte wieder zur philosophischen Einheit zurückzuführen, wenn man will, zum System zu vereinigen. Denn das Wort System hat eine doppelte Bedeutung. System ist Zusammenstellung zur Einheit. Da man entweder etwas Gegebenes und Vorgefundenes, oder aber etwas Selbstgemachtes, etwas Gedachtes zur Einheit zusammenstellen kann, so gibt es dem entsprechend naturwissenschaftliche und speculativ-philosophische Systeme. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß wenn ich in der bisherigen Darstellung die Systeme als solche tadelnd verworfen, dieses Wort in der letzteren Bedeutung, und wenn ich jetzt von einem System der Phrenologie spreche, das Wort in der ersteren Bedeutung genommen ist, so wie die Engländer das Wort gebrauchen, oder wie man von einem System der Chemie oder der Physik sprechen könnte.

Das Ergebniß der bisherigen Psychologie war deswegen von jeher ein nichtiges, weil die Speculation der Psychologie nicht von der Einheit zur wahren Mehrheit gelangen konnte. Man muß bekennen, daß dem gegenüber das Ergebniß der Phrenologie bisher insofern ein mangelhaftes war, als diese Wissenschaft von der Mehrheit nicht zur philosophischen Einheit gelangt ist. Damit ist jedoch gegen die Phrenologie kein Tadel ausgesprochen; denn es war ganz in der Sache begründet, daß die Schöpfer der neuen Wissenschaft zuerst sammelten und sichteten und selbst das Gesammelte praktisch anwendeten, und daß erst später das Ganze zur höheren Wissenschaft, zum System vereinigt wurde. Obwol ich daher das System der Phrenologie, das wahre System der Geisteslehre, zuerst aufgestellt zu haben glaube (qui si non tenuit, magnis tamen excidit ausis!), so bin ich doch ganz überzeugt, daß dieses System, die nothwendige Folge des einmal betretenen richtigen Weges der Wissenschaft, früher oder später auch von Andern aufgestellt worden wäre. Ich werde mich hierüber im Folgenden sehr kurz fassen und nur die nöthigsten Grundlinien andeuten.

Der Geist — die bewußte Seele — ist, wie alle Dinge der Natur, nicht in seinem Wesen, sondern nur in seiner Erscheinung für uns erkennbar. Die Erscheinung des Geistes fällt mit seiner Thätigkeit zusammen. Gleichwol ruht der Geist im Schlafe. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß der Geist im Schlafe stets träumend thätig ist. In der Regel oder im gewöhnlichen Zustande finden Träume nur beim Einschlafen und Erwachen statt (Oken), weil die verschiedenen Geistesvermögen nicht alle zu gleicher Zeit zur Ruhe oder aus der Ruhe zur Thätigkeit kommen. (Der Zustand des Geistes vor der Geburt ist ein immerwährender Schlaf, im Leben ein Wechsel zwischen Schlaf und Wachen, nach dem Tode wahrscheinlich wol ein immerwährendes Wachen.)

So wie der menschliche Körper der wissenschaftlichen Betrachtung zwei Seiten oder Beziehungen, die anatomische und die physiologische, darbietet, so ist auch der Geist theils

hinsichtlich seiner Organisation oder Gliederung, oder in anatomischer Beziehung (wenn man das Bild gestatten will), theils hinsichtlich seiner innern Natur und Beschaffenheit, oder in physiologischer Beziehung zu betrachten. Der Geist, abgesehen von seiner Thätigkeit, ist in der ersteren Beziehung, die Geistesthätigkeit in der letzteren Gegenstand der Untersuchung.

I. Die Organisation des Geistes (der Geist in anatomischer Beziehung) läßt sich zum Zweck der Beschreibung vielleicht am besten mit der Organisation des menschlichen Körpers vergleichen. So wie der Körper ein wesentlich einiger und untheilbarer ist, aber wesentlich unterschiedene Theile und Glieder hat, so ist auch der Geist einerseits ein wesentlich einiger und untheilbarer, andererseits aber ein in sich getheilter, mit wesentlich verschiedenen Vermögen und Kräften begabter, oder wie wir sonst die Bedingungen seiner Thätigkeit nennen mögen.

So wie der Körper neben der Einheit vor Allem ein doppelter, in die rechte und die linke Seite getrennter, ist, eine Trennung, die aller übrigen Gliederung vorangeht, so ist auch der Geist neben der Einheit vor allem insofern ein doppelter, als er alle einzelnen Vermögen, die inneren wie die äußeren Sinne zweimal besitzt.

Die Gliederung des Geistes läßt sich nicht genau mit der äußeren Gliederung des Körpers vergleichen. Denn die äußeren Körperglieder (Arme, Beine) sind wieder in sich selbst abgestuft (Oberarm, Unterarm, Hand, Finger), wogegen die einzelnen Geistesvermögen unmittelbar in der Einheit des Geistes unter sich zusammenhängen. Es könnte scheinen, als ob die äußeren Sinnesthätigkeiten hiervon eine Ausnahme machten, welche den inneren Geistesvermögen nicht gleichgeordnet sind, sondern gleich wie Fühlhörner oder Fühlfäden aus ihnen hervorragen. Allein im Grunde sind die äußeren Sinnesvermögen als solche nicht zu den Vermögen des (bewußten) Geistes zu rechnen.

Die einzelnen Geistesvermögen sind, den Theilen des Körpers darin gleichend, in ihrer besondern Entwickelung von einander unabhängig. So wie im einzelnen Falle ein oder einige Körper-

theile groß oder in regelmäßigem Zustand, ein anderer oder einige andere klein oder in unregelmäßigem Zustand sein können, so kann auch ein oder einige Geistesvermögen stark oder in regelmäßigem Zustand, ein anderes oder einige andere schwach oder in unregelmäßigem Zustand sein. So wie in Ausnahmsfällen ein oder einige Körpertheile, so kann auch ein oder einige Geistesvermögen, (wie der äußeren, so wahrscheinlich auch der inneren Sinne) ganz fehlen.

II. Was die physiologische Betrachtung des Geistes oder die Geistesthätigkeit als solche betrifft, so kommt hier wieder zweierlei in Frage, die Beschaffenheit und der Grad dieser Thätigkeit, oder diese Thätigkeit in qualitativer und in quantitativer Hinsicht.

A. Die Beschaffenheit der Geistesthätigkeit ist wieder entweder mit Rücksicht auf die Thätigkeit der einzelnen Geistesvermögen, oder mit Rücksicht auf die Thätigkeit der Geistesvermögen in ihrer Gesammtheit zu untersuchen.

1. Die Beschaffenheit jeder einzelnen Geistesthätigkeit ist eine wesentlich dreifache, oder jede Geistesthätigkeit kann von dreifachem Gesichtspunkt aus betrachtet werden, erstens insofern sie ein Subject hat, zweitens insofern sie ein Object hat, und drittens insofern sie die Vereinigung des Subjects mit dem Object ist.

a. Insofern eine Geistesthätigkeit ein Subject hat, ist sie eine empfindende Thätigkeit. Z. B. ich empfinde die Regung der Anhänglichkeit an Jemanden, die Regung des Widerstandes gegen Personen oder Verhältnisse („Kampfsinn"), die Regung des Zurückhaltens oder Verbergens meiner Gefühle und Gedanken („Verheimlichungssinn"), die Regung des Wunsches nach Besitz, oder des Vergnügens an demselben („Eigenthumssinn"), ich empfinde die Regung des „Selbstgefühls"', der „Ehrerbietung", des „Wohlwollens", ich empfinde endlich (der Sprachgebrauch sagt hier: ich erkenne) die Verhältnisse der Orte, der Gestalten, der Zahlen, der Töne.

Auf gleiche Weise ist die Thätigkeit der Vermögen aller

äußeren Sinne ein Empfinden, obgleich die Sprache die einzelnen Sinnesthätigkeiten verschieden benennt.

b. Insofern die Geistesthätigkeit ein Object hat, ist sie eine erkennende Thätigkeit. So wie nämlich die äußeren Sinne uns vor Allem von dem Dasein der Außenwelt Kunde geben, so geben uns die inneren Sinne Kenntniß von den Verhältnissen, Beziehungen und Lagen der Dinge und der Menschen zu einander und zu uns selbst, z. B. von dem Verhältniß des Menschen zu den Personen des andern Geschlechts, zu der Kinderwelt, von dem Verhältniß der Spannung, des Widerstandes gegen die ankämpfende Außenwelt, von dem Verhältniß oder der Beziehung zu den Dingen des Besitzes und des Eigenthums, von dem Verhältniß oder der Lage der Gefahr („Vorsicht"), von der Lage des Höherstehens, der Würde, einem Theil der Außenwelt gegenüber („Selbstgefühl"), von der Lage des Niederstehens, der Unterwürfigkeit, einem andern Theil der Außenwelt gegenüber („Ehrfurcht"), von dem Verhältniß oder der Lage des Menschen dem Freundlichen und Guten gegenüber („Wohlwollen"), endlich von dem Verhältniß der Dinge selbst in Beziehung auf Raum, Zeit, Gestalt, Farbe, Gewicht, Zahl.

Wie wir daher in subjectiver Beziehung die Thätigkeit aller Geistesvermögen ein Empfinden nennen, so müssen wir in objectiver Beziehung die Thätigkeit aller Geistesvermögen ein Erkennen (der Dinge und Verhältnisse der Außenwelt) nennen.

c. Insofern eine Geistesthätigkeit die Vereinigung des Subjects mit dem Object ist, ist sie eine begehrende Thätigkeit. Es ist klar, daß die meisten Geistesthätigkeiten, z. B. die des Geschlechtstriebs, der Kinderliebe, der Anhänglichkeit, des Kampfsinns, des Erwerbsinns, der Beifallsliebe, in dieser Weise ein Begehren, ein Streben, ein Wollen sind. Allein auch die Thätigkeiten der Verstandeskräfte, bei denen es weniger nahe liegt, sind ganz ebenso, insofern auch sie einen Zweck oder ein Ziel haben, ein Begehren oder ein Wollen. Wenn ich an eine Zahl oder einen Ton oder ein Raumverhältniß denke, so ist diese

Geistesthätigkeit (dieser Gedanke) ebensowol eine Willenshandlung, als die Geistesthätigkeit (der Gedanke) des Wunsches nach Eigenthum oder nach Ehre oder nach Freundschaft.

Da die beiden Merkmale des Begriffs der begehrenden Thätigkeit — d. i. das Begehren und das Thun — der Auffassung gleich nahe liegen, so kann jede Geistesthätigkeit, insofern sie eine begehrende ist, entweder ein Begehren, ein Streben, ein Wollen, oder eine Thätigkeit schlechthin, ein Thun, ein Handeln genannt werden. Thun und Wollen als Geistesthätigkeit ist schlechthin eins und dasselbe; jeder Gedanke ist That und Wille zugleich.

Man hat die sämmtlichen Geistesvermögen in drei Classen eingetheilt, in die sogenannten niederen Sinne, die Gemüthssinne und die Verstandessinne. Dieser überhaupt mangelhaften Eintheilung gegenüber steht nach dem hier Gesagten (1, a. b. c.) in der gleichen Eigenschaft aller Geistesthätigkeiten als Empfinden, Erkennen und Wollen eine große Einheit aller Geistesvermögen gegenüber oder liegt ihr zum Grunde. Der bekannte Satz, daß der Mensch eine kleine Welt sei, ist besonders auch insofern wahr, als sein Geist in der Summe seiner Vermögen ein Spiegel der Welt und ihrer Verhältnisse ist, — das Weltbewußtsein gibt. Ist irgend einer der (äußeren oder der inneren) Sinne mangelhaft oder ganz fehlend, so ist das Weltbewußtsein mehr oder weniger unvollkommen. Auf der andern Seite gibt es natürlich keine Geistesthätigkeit, die nicht in der genannten Weise ein Empfinden, Erkennen und Wollen wäre.

Hierbei ist jedoch die Wahrheit recht fest zu halten, daß jene dreifache Beschaffenheit der Geistesthätigkeit, weit entfernt, in einer wirklichen Verschiedenheit oder gar in einem Getrenntsein der Geistesthätigkeit zu bestehen, vielmehr nichts Anderes ist, als eine verschiedene Bezeichnung einer und derselben Sache, je nachdem sie von diesem oder einem andern Standpunkt aus betrachtet wird. Gleich wie jeder Körper Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke hat, und sich keines dieser Merkmale von dem andern auch nur getrennt den-

ken läßt, so ist jede (augenblickliche oder schwächste) Geistesthätigkeit ein Empfinden, Erkennen und Wollen (Thun) zugleich, oder so ist das Empfinden selbst zugleich ein Erkennen und ein Wollen, das Erkennen selbst zugleich ein Empfinden und ein Wollen, das Wollen selbst zugleich ein Empfinden und ein Erkennen. Schon an eine verschiedene Richtung der Geistesthätigkeit hier zu denken, wäre daher ein Irrthum.

Auch in der Weise leidet die strenge Folgerichtigkeit dieser Wahrheit keine Beschränkung, daß man behaupten dürfte, in einigen Geistesvermögen herrsche mehr dieses, in andern mehr jenes Merkmal vor, z. B. im Geschlechtstrieb oder dem Erwerbsinn mehr das Begehren, in dem Ortsinn oder in dem Zahlensinn mehr das Erkennen. Dieses scheint wol insofern der Fall zu sein, als wir die Worte Empfinden, Erkennen und Wollen in der Bedeutung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs auffassen. Allein wir müssen hier ganz vom Sprachgebrauch absehen und nur die Sache, wie sie oben (1, a. b. c.) dargestellt ist, betrachten. Doch dies führt uns zu einem neuen Gesichtspunkte, von dem im gleich Folgenden zu sprechen ist.

2. Die Thätigkeit der einzelnen Geistesvermögen verhält sich zur Gesammtthätigkeit der Vermögen (die wir jetzt betrachten wollen) wie die Theorie zur Praxis oder wie die Wissenschaft zum Leben. Die Geistesvermögen sind nämlich, wie sich versteht, thatsächlich nie einzeln, sondern immer mehr oder weniger in Gesammtheit thätig. Gleichwie nun die Mehrheit der Geistesvermögen als solcher zur thatsächlichen (Geistes-)Einheit verbunden ist, so muß sich auch die Mehrheit der Geistesvermögen in ihrer Thätigkeit zu einem einzigen Ergebniß vereinigen. Die qualitativ verschiedenen einzelnen Geistesthätigkeiten sind verschiedenen Zahlen zu vergleichen, aus denen die Einheit des Geistes das Ergebniß der Rechnung zieht. Nicht die einzelnen Zahlen aber, sondern nur das Ergebniß der Rechnung ist es gewöhnlich, was als bewußte Geistesthätigkeit zu Tag tritt, was also, da die Sprache ihrer Natur nach nicht der Wissenschaft sondern dem Leben zu entsprechen pflegt, gewöhnlich Empfindung, Erkenntniß

oder Wille genannt wird.*) Da aber vollends eine bestimmte Classe von Geistesvermögen, die Gemüthssinne, in ihrem Gegenstand vorzugsweise dem subjectiven, eine andere bestimmte Classe, die Verstandessinne, vorzugsweise dem objectiven, und die dritte bestimmte Classe, die niederen Sinne, vorzugsweise dem zwecklichen Begriffe der Geistesthätigkeit entspricht (1, a. b. c.), so hat sich der Sprachgebrauch sogar so gestellt, daß die Worte Empfinden, Erkennen und Wollen ganz im Gegensatz zu dem obigen Gebrauch vorzugsweise von den entsprechenden besonderen Classen der Geistesvermögen gebraucht werden. Statt daher in jeder Geistesthätigkeit die dreifache identische Beschaffenheit des Empfindens, des Erkennens und des Wollens zu erkennen und durch die Bezeichnung anzuerkennen, pflegt man unwissenschaftlich oder unsystematisch z. B. die Thätigkeit des Erwerbsinns nur schlechthin als ein Begehren, die des Schönheitssinns nur schlechthin als ein Empfinden, die des Schlußvermögens nur schlechthin als ein Erkennen zu bezeichnen.

Es versteht sich von selbst, daß das Gesagte nicht dem Sprachgebrauch als solchem entgegentreten soll, es soll dadurch nur der Unterschied zwischen den beiderlei Bedeutungen der Worte Empfinden, Erkennen und Wollen dargethan werden. Ja es wäre vielmehr jene erstere als wissenschaftlich oder systematisch bezeichnete Bedeutung dieser Worte (1, a. b. c.) zu verwerfen, wenn es möglich wäre, für jene neuen wissenschaftlichen Begriffe sofort die ausschließlich bezeichnenden Worte zu wählen oder zu schaffen.

Da das Verständniß eines wissenschaftlichen Systems entweder ein vollständiges oder keins ist, so darf ich wol bei der Wichtigkeit der Sache nochmals ausdrücklich darauf hinweisen,

*) Oder man kann die Gesammtheit der Geistesvermögen mit einem Parlament vergleichen, unter dem Vorsitz der Einheit des Ichs. Nicht die Stimmen der einzelnen Mitglieder als solche, sondern nur das Ergebniß der Abstimmung hat praktischen Werth, kommt als das Gefühl oder die Einsicht oder der Wille der Versammlung zur Geltung. Doch werden in diesem Parlament die Stimmen nicht gezählt, sondern gewogen.

daß theils auf der klaren Auffassung der Einheit aller Geistesvermögen, theils auf der wohlverstandenen Trennung der beiderlei Bedeutungen jener drei Worte das Verständniß des Systems der Phrenologie hauptsächlich beruht. Ohne vollständige Klarheit über diese Begriffe kann kein sicherer Schritt in der philosophischen Geisteslehre gethan werden.

B. Wir gehen zur Betrachtung des Grades der Geistesthätigkeiten fort, worüber sehr Weniges hier genügen kann. Wie die Körperbewegung, so ist die Geistesthätigkeit theils eine stufenweis schwächere oder stärkere, theils eine mehr beschränkte oder mehr allgemeine. So wie ein oder einige Theile des körperlichen Organismus ruhen, ein anderer oder einige andere Theile mehr oder weniger in Bewegung sein können, so kann auch ein oder einige Geistesvermögen ruhen, ein anderes oder einige andere mehr oder weniger in Thätigkeit sein.

Es versteht sich, daß der Grad der Bewegung nicht mit der Stärke der Vermögen zusammen geht. So wie ein schwacher Körpertheil in Bewegung sein und daneben ein starker ruhen kann, so kann ein schwaches Geistesvermögen in Thätigkeit und daneben ein starkes in Ruhe sein.

Die Thätigkeit, wie eines Körpertheils, so eines Geistesvermögens, kann nie eine ganz abgeschlossene sein. So wie ich nicht ein Körperglied bewegen kann, ohne daß der ganze übrige Körper diese Bewegung fühlt oder daran Theil nimmt, so kann auch kein Geistesvermögen unbedingt thätig, die übrigen unbedingt unthätig sein.

Der Grad der Thätigkeit jedes Geistesvermögens im gegebenen Fall wird durch zwei Ursachen bestimmt, einestheils durch die natürliche Stärke des Vermögens selbst, anderntheils durch die Stärke der Anregung des Vermögens durch die Außenwelt. Ist ein Vermögen, z. B. das der Vorsicht, von Natur schwach, und die äußere Anregung, die Gefahr, eine geringe, so wird die Thätigkeit des Vermögens unbedeutend sein. Ist das Vermögen stark und die äußere Anregung schwach, oder umgekehrt das Vermögen schwach und die äußere Anregung stark, so wird

die Thätigkeit des Vermögens mittelmäßig stark sein. Ist das Vermögen stark und die äußere Anregung stark, so wird die Thätigkeit des Vermögens eine bedeutende sein.

Der Thätigkeitsgrad eines Geistesvermögens (oder der Geistesvermögen überhaupt) bestimmt rückwärts, nach dem Gesetz der Uebung (oder der Erziehung in der weitesten Bedeutung des Worts) in gewissem Maße die Stärke des Vermögens selbst. So wie nämlich die Körpertheile, so werden die Geistesvermögen durch eine ihrem natürlichen Stärkegrad entsprechende Uebung bis zu einem gewissen Maße gestärkt. Ist dagegen die Uebung geringer, als es dem natürlichen Stärkegrad entspricht, so entsteht Schwäche aus Mangel an Uebung, ist die Uebung stärker, so entsteht Schwäche durch Ueberanstrengung.

Der Einfluß der äußeren Verhältnisse auf die Entwickelung der Geistesvermögen durch Uebung ist nicht ein bei allen Geistesvermögen gleich regelmäßiger. So wie ein jeder Mensch in der Regel gehen lernt, aber nicht ein jeder die zum Spielen eines Instruments oder zum Schreiben nöthige Fingerfertigkeit erwirbt, so werden zufolge der eigenthümlichen Außenverhältnisse und im gewöhnlichen Lauf des Lebens die sogenannten niederen Sinne — der Kampfsinn, der Erwerbsinn, der Verheimlichungssinn — regelmäßiger geübt, als die Verstandessinne, der Gestaltsinn, der Farbensinn (beim Malerberuf), der Tonsinn (beim Beruf des Musikers) u. s. w. Die Verschiedenheit der Menschen wird daher in Bezug auf die niederen Sinne eine vergleichsweise mehr angeborene, in Bezug auf viele Verstandessinne eine mehr durch Uebung (durch Erziehung) erworbene sein. Doch gilt dieses nur von dem Zustand unserer Bildungsstufe, wo die sogenannte Vertheilung der Arbeiten eine so ausgedehnte Anwendung findet; es gilt nicht von dem Zustand vieler sogenannten wilden Völker.

Es lassen sich drei Grade der Geistesthätigkeit unterscheiden. Der schwächste Grad ist der der bloßen Regung einer Geisteskraft, z. B. der Geschlechtsliebe, des Selbstgefühls, des Vergleichungsvermögens 2c. Diese Regung wird bei den verschiedenen

Classen der Geistesvermögen verschieden benannt; bei den sogenannten Erkenntnißvermögen heißt dieselbe Erkennen, Wahrnehmen, Auffassen. Der mittlere Grad der Geistesthätigkeit ist der der geläufigen oder gewohnten Thätigkeit. Dieser Grad, vergleichbar der unwillkürlichen Bewegung der Körperglieder beim Gehen oder beim Spielen eines Instruments, wird bei den thierischen Sinnen Trieb, Neigung, bei den höheren oder Gemüthssinnen Gefühl, bei den Verstandessinnen Gedächtniß (leicht zu wiederholende Thätigkeit) genannt. Die höchste Stufe der Thätigkeit der Geistesvermögen, die der stärksten Thätigkeit, wird erreicht entweder aus innerer oder aus äußerer Veranlassung, d. i. entweder durch sehr bedeutende Stärke der Geistesvermögen selbst, oder durch die Macht der äußeren Ursachen. Aehnlich wie eine starke körperliche Bewegung (Springen, Laufen) entweder aus innerer Kraftfülle des Körpers und ohne äußeren Zweck, oder durch äußere Veranlassung, um eines äußeren Zweckes willen stattfinden kann. Die niederen Sinne auf dieser Thätigkeitsstufe heißen Leidenschaften, die höheren oder Gemüthssinne Begeisterung, Schwärmerei, Enthusiasmus, die Verstandessinne Genie, schöpferische Einbildungskraft, Phantasie. (Vergl. oben S. 84 ff.)

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

III.

Phrenologie und Medicin

oder

die Organenlehre.

Digitized by Google

I.

Aus meinen wissenschaftlichen Begegnissen zu Hamburg.

> Der alte Kampf belebt sich neu;
> Jetzt kommen erst die rechten Tage,
> Wo Korn sich sondern wird von Spreu.
>
> Uhland

Die Vorträge über Phrenologie, welche ich in Hamburg im März 1851 gab, riefen daselbst einen sehr lebhaften Streit für und wider unter Gelehrten und Nichtgelehrten hervor. Als ich in der „Lesehalle" zwei Vorträge vor mehren Hunderten von Zuhörern gehalten, trat ein Arzt, Herr Dr. B..., in derselben Gesellschaft mit einem Vortrag gegen diese Lehre auf. Die Widerlegung seiner Einwürfe ist der Gegenstand dieser Zeilen. Ich gebe denselben darum eine allgemeinere Verbreitung, weil die hier besprochenen Mißverständnisse sehr häufig unter Aerzten gefunden werden; wie denn auch für Herrn Dr. B. alsbald noch ein anderer Arzt einsteht.

Herr Dr. B. hatte „über den wissenschaftlichen Werth der Phrenologie" zu sprechen angekündigt. Schon diese Worte enthalten einen logischen Fehler. In der Wissenschaft als solcher gibt es nicht Werth oder Unwerth, sondern nur Wahrheit oder Unwahrheit: denn auch das scheinbar Unbedeutende kann den Keim zum Größten und Wichtigsten in sich tragen. Die erste

Frage war also hier: ist die Phrenologie wahr? eine zweite konnte sein: welchen praktischen Werth hat dieselbe?

Allein Herr Dr. B. kündigte wohlbedacht nicht einen Vortrag „über die Unwahrheit" oder „über die wissenschaftliche Richtigkeit" der Phrenologie an, weil er fühlte, daß diese nicht schlechthin unwahr genannt werden dürfe; auch bei den Zuhörern war er sich desselben Gefühls bewußt. Daher wiederholt sich auch jener logische Fehler in dem Vortrag selbst. In diesem verwarf der Redner, weil er zur Zahl der strengsten Gegner der Phrenologie gehört, alle ihre Sätze und Thatsachen ohne Ausnahme, und suchte Punkt für Punkt deren Nichtigkeit mit Ernst und Spott darzuthun. Allein ahnend, daß hinter diesem Allen doch eine Wahrheit verborgen sein möchte, ließ er, gleichsam zu deren Versöhnung, in seinen Vortrag einige allgemeine Worte der Anerkennung einfließen, wie z. B. „Gall war ein Genie", „die Phrenologie hat eine große Zukunft vor sich."

Ich hörte einen Freund des Herrn Dr. B. nach dem Vortrag sagen: „B. hat gut gesprochen, aber er hat nicht überzeugt." Ich meine aber, Herr Dr. B. hat nicht gut, weil nicht folgerichtig, gesprochen, daher konnte er nicht überzeugen. Geistreiche Auffassungen, Witze, machen den Redner nicht, sondern die Logik, das feste Stehen auf klar erkanntem Standpunkt. Herr Dr. B. hatte als Gegner der Phrenologie zwei Wege vor sich, diese Lehre zu bekämpfen: er konnte sie entweder ganz und schlechthin, oder aber er konnte sie blos theilweise verwerfen. Er ging den ersteren Weg, wollte ihn wenigstens gehen: er bestritt die Phrenologie im Ganzen und in allen ihren Einzelnheiten als eine Irrlehre. Allein wie kann alsdann Gall, der Schöpfer dieser Lehre, ein Genie genannt werden? wie kann diese Lehre eine große Zukunft vor sich haben? Der Redner mußte also diese allgemeinen Worte der Anerkennung, wenn und soweit sie einen Sinn haben sollten, auch im Einzelnen begründen, ganz wie er auch sein allgemeines Verwerfungsurtheil im Einzelnen zu begründen suchte: er mußte dann die beiderlei Einzelpunkte, die der Verwerfung und die der Anerkennung, — so geringes Gewicht er auch auf die letzteren

legte, — klar einander gegenüberstellen, scharf gegen einander abgrenzen. Das allein war der wissenschaftliche, zur Ueberzeugung führende Weg.

Allein der Mangel an Folgerichtigkeit ist nicht der einzige, nicht einmal der größte Vorwurf, welchen ich dem Vortrag des Herrn Dr. B. machen zu müssen glaube. Noch mehr vermißte ich in demselben jene wissenschaftliche Ruhe und Unbefangenheit, welche heutzutage bei den meisten Gegnern der Phrenologie an die Stelle früherer Einseitigkeit und Schroffheit getreten ist. Herr Dr. B. ist nicht sowol ein Gegner, er ist ein Feind der Phrenologie: er ist leidenschaftlich, und dies macht sein Urtheil befangen. Denn wie? nicht blos die eigentlichen phrenologischen Thatsachen, d. i. die einzelnen Geistesvermögen und ihre Organe, sollten auf Irrthum beruhen, sondern auch alle allgemeinen Sätze der Phrenologie, — daß die Größe des Gehirns seiner Kraft entspricht, daß das Gehirn nicht ein einfaches Geistesorgan sei u. s. w. — auch alle diese Sätze sollen nach Herrn Dr. B. bloße Unwahrheiten sein?

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf die phrenologischen Ansichten der Aerzte Deutschlands. Diese Ansichten sind mir in Folge mehrjähriger Wanderungen durch Deutschland in großer Ausdehnung bekannt geworden. Sie bilden eine ununterbrochene Stufenleiter von der schroffsten Verwerfung bis zur völligen Anerkennung. Jede auch nur erdenkbare Ansicht hat da ihre Vertreter. Sehr eigenthümlich ist es, daß nicht blos über das Mehr oder Weniger der Anerkennung die Meinungen getheilt sind, sondern daß auch die im Allgemeinen auf gleicher Stufe stehenden Ansichten sich wieder vielfach im Einzelnen kreuzen. So gilt z. B. dem einen Arzte der Satz, daß die Gestalt des Gehirns im Ganzen äußerlich erkennbar sei, als ausgemachte, unbestreitbare Wahrheit, während ihm der Satz, daß die Größe des Gehirns seiner Kraft entspreche, als völliger Irrthum erscheint; ein anderer dagegen ist der umgekehrten Ansicht. Für den einen Arzt steht es über allem Zweifel fest, daß das Organ des Geschlechtssinns im kleinen Gehirn liege, der andere hält diese Ansicht für

eine ganz irrige. Was die Stimmenzahl betrifft, so werden die äußersten Ansichten, die der gänzlichen Verwerfung und der gänzlichen Anerkennung, am seltensten gefunden. Indessen traf ich nicht wenige geistreiche Aerzte, welche, obwol vom blinden Annehmen weit entfernt, allen Wahrheiten der Phrenologie auch vom theoretischen Standpunkte aus mit Ueberzeugung beipflichteten. Jemehr sich die Ansichten von den beiden äußersten Punkten entfernen, desto zahlreicher werden ihre Vertreter. Bei weitem die größte Mehrzahl der Aerzte möchte sich in der Mittelansicht, welche zuerst von Carus öffentlich ausgesprochen wurde, vereinigen, daß zwar die Einzelorgane nur auf Irrthum beruhen, daß aber der vordere Theil des Gehirns im Ganzen den Verstandeskräften, der mittlere den Gefühlssinnen und der hintere den niederen Sinnen oder Leidenschaften zum Organ diene. Diese Ansicht schließt so ziemlich die Anerkennung jener allgemeinen Sätze der Phrenologie in sich, und man ist hierin von Seiten der Aerzte der Phrenologie einen guten Schritt entgegengekommen; doch erwartet man nun auch, daß diese von ihrer „thörichten und lächerlichen“ Einseitigkeit, den Einzelorganen, zu jener „vernünftigen“ Ansicht zurückkehre.

Bei diesem Stande der ärztlichen Ansichten ist es schwer zu begreifen, wie ein Arzt sich der großen Mehrzahl seiner Genossen in der Weise feindlich gegenüberstellen mag, daß er das, was so viele, und zum Theil hochgestellte Männer, als wahr anerkennen, geradezu irrig nennt. Tiedemann, eine europäische Autorität, hat in seinem berühmten Werk über das Negergehirn den Satz, daß die Größe des Gehirns seiner Kraft entspreche, für so über allem Zweifel feststehend betrachtet, daß er denselben, obgleich sein ganzes Werk darauf ruht, nicht erst zu begründen nöthig hielt. Wie mag nun Herr Dr. B. eben diesen Satz spottend als irrig verwerfen? Daß er es thut, erklärt sich nur aus seiner alles Urtheil trübenden Leidenschaftlichkeit. Er glaubte, die verhaßte Phrenologie am sichersten zu vernichten, wenn er gleich alle ihre Wahrheiten zu Irrthümern machte! Er bedachte nicht, daß wer zu viel beweist, nichts beweist.

Allein betrachten wir die unbedingte Verwerfung der Phrenologie noch von einer andern Seite. Ist es glaublich, ist es wissenschaftlich wahrscheinlich, so frage ich Herrn Dr. B., daß die unendliche Verschiedenheit der menschlichen Kopfgestalten so gänzlich zufällig und bedeutungslos sei? Carus hatte vor etwa zwölf Jahren in seinem Werk über Psychologie die Phrenologie, gerade wie es jetzt von Herrn Dr. B. geschieht, gänzlich verworfen und sie mit der Handwahrsagekunst auf gleiche Stufe gestellt. Da führte ihn einst Noel in Dresden in sein schönes phrenologisches Cabinet und zeigte ihm an vielen Kopfabgüssen von Verbrechern, wie deren Kopfgestalt von der gewöhnlichen so übereinstimmend verschieden sei. Da wich die vorgefaßte Meinung vor dem einfachen Blick auf die Naturwahrheit, und Carus schrieb sein Werk über Cranioskopie, worin er die gute Hälfte der Phrenologie als wahr anerkennt. In Hamburg besuchte ich das Strafhaus, wo eine große Zahl von Verbrechern, wol hundert, Mann vor Mann an mir vorübergingen. Obwol ich dasselbe schon oft gesehen, so ist mir der Anblick immer neu, wie die Köpfe dieser Unglücklichen, im Durchschnitt alle vorn schmal und nieder, erst zwischen und hinter den Ohren sich zur Breite und Höhe ausdehnen. Wäre Herr Dr. B. zugegen gewesen, wer weiß, ob seine leidenschaftliche Befangenheit der überzeugenden Wahrheit der Thatsachen gegenüber Stand gehalten hätte!

Dies führt mich auf den dritten und letzten, aber auch schwersten Vorwurf, den ich Herrn Dr. B. machen muß, es ist der seiner gänzlichen Unkenntniß der Phrenologie. Wie mag ein Mann, welcher, den Standpunkt der Wissenschaft*) für sich in Anspruch nehmend, gegen die Phrenologie öffentlich auftritt,

*) Ehe Herr Dr. B. zum Sprechen auftrat, näherte ich mich ihm, begrüßte ihn höflich und äußerte, es gereiche mir zum Vergnügen, daß er über die Phrenologie sprechen werde. Er erwiederte meine Begrüßung durchaus nicht und sagte sehr stolz: er thue das nicht, um mir ein Vergnügen zu machen, sondern der Wissenschaft willen. In diesem Augenblick wußte ich, daß ich einen sehr schwachen Gegner vor mir hatte. Das Wort Wissenschaft war ein Schlagwort in seinem Vortrag.

dies so gänzlich unvorbereitet zu thun wagen! Ist nicht die Phrenologie, als die Lehre vom menschlichen Geiste und seinen Organen, jedenfalls die schwierigste, das gründlichste Studium fordernde Naturwissenschaft? Ist es erlaubt, über deren wichtige Sätze sich nur nach eignem Gutdünken eine Erklärung selbst zu machen? Hat nicht Herr Dr. B. Gall ein Genie genannt? mußte er also nicht wenigstens dessen gründliche Erörterungen über die Wissenschaft kennen? Und doch hat Herr Dr. B. nicht nur nicht Gall, sondern nicht einmal Combe oder irgend ein anderes Handbuch über Phrenologie gelesen, sondern er kennt nur — meinen kleinen Leitfaden für meine Vorträge und Einiges, was gegen die Phrenologie geschrieben ist, z. B. von Volkmann. Ich kann dieses, nachdem ich seinen Vortrag gehört, mit vollster Gewißheit aussprechen. Ich konnte nur staunen über den Mangel an Kenntnissen, den der Vortrag in jedem Worte kund that. Der Redner gab seinen Zuhörern, statt ein wahres Bild der Phrenologie, nur ein lächerliches, ihr in nichts ähnliches Zerrbild. Ich nenne das die Verleumdung in der Wissenschaft.

Es verringert nicht den schweren Vorwurf gegen Herrn Dr. B., daß diese Unkenntniß der Phrenologie bei allen ihren Gegnern gefunden wird. Ich habe in Deutschland unter so vielen Gegnern der Phrenologie keinen einzigen getroffen, welcher Gall gelesen hatte; es ist mir von einer der größten Universitäten Deutschlands bekannt, daß Gall's Werke, seitdem sie erschienen sind, nicht ein einziges Mal verlangt wurden. Allein es ist immer etwas anderes, blos zu urtheilen, etwas anderes, wie Herr Dr. B., mit seinem Urtheil in öffentlichem Vortrag und im Namen der Wissenschaft aufzutreten.

Eine sehr allgemeine Seite dieser Unkenntniß der Phrenologie ist es, daß man diese Wissenschaft nicht als Geisteslehre, was sie vor Allem ist, sondern nur als Organenlehre zu betrachten pflegt. Die Geisteslehre ist aber namentlich für viele Aerzte ein gar wenig gekanntes Feld. Herr Dr. B. glaubte, daß nach dieser Seite hin ein geistreicher Scherz zum Sieg über die Phrenologie genüge. In meinem kleinen Leitfaden finden sich bei

Erklärung des Eigenthumssinns die Worte: „Der Hund bewacht das Haus wie sein Eigenthum; er versteckt seinen Knochen und vertheidigt ihn mit der größten Hartnäckigkeit, während er dagegen im Begriff, etwas zu stehlen, und im Bewußtsein, daß dies nicht sein Eigenthum sei, von einem Kinde vertrieben werden kann.“ Herr Dr. B. meinte nun, diese Erklärung komme ihm gerade vor, als wenn man es aus dem Eigenthumssinn des Hundes herleiten wollte, daß er schreit, wenn man ihm auf den Schwanz tritt. Die merkwürdigste und wichtigste Seite des Gall'schen Werkes sind die darin niedergelegten umfassenden Studien des großen Mannes über die thierischen und menschlichen Charaktere. Diese machen das Werk zur anziehendsten und werden es — wenn man es erst kennen wird! — zur gesuchtesten Lektüre machen.

Dieses Beurtheilen und Verwerfen der Phrenologie ohne Sachkenntniß läßt sich etwa mit jener Erscheinung vergleichen, als bei der Entdeckung Galilei's von dem Lauf der Erde um die Sonne die ganze Gelehrtenwelt *) sich mit einem Schrei dagegen erhob, ohne erst diese Thatsache, weil sie einmal als unsinnig und religionsgefährlich galt, der näheren Kenntnißnahme und Prüfung werth zu achten.

Am Schlusse seines Vortrages verwies der Redner die Zuhörer auf einen Aufsatz von Herrn Dr. Nathan in den Kritischen Blättern der Börsenhalle (Jahrgang 1843), worin „geistreicher und besser, als er es vermocht“ derselbe Gegenstand behandelt sei.

Als Herr Dr. B. seinen Vortrag beendigt, erhob ich mich und sprach die Bitte gegen ihn aus, den Vortrag dem Druck zu übergeben; wenn er dieses nicht thun wolle, so werde ich meine Vertheidigung der Phrenologie gegen die von ihm gemachten Angriffe auf die Arbeit des Herrn Dr. Nathan gründen, mit welcher er so entschieden seine Uebereinstimmung erklärt habe. Gegen die Zuhörer äußerte ich, daß Herr Dr. B. die Wissenschaft, über die er gesprochen, nicht kenne, daß vom Standpunkt solcher Nichtkenntniß aus die Phrenologie schon oft angegriffen und vermeintlich „todt ge-

*) S. Whewell Geschichte der inductiven Wissenschaften.

macht" worden sei, daß ihr aber dieses wenig angehabt, indem sie noch frisch am Leben sei und voraussichtlich auch bleiben werde.

Des folgenden Tages fragte ich bei Herrn Dr. B. schriftlich in Betreff des Druckes seines Vortrags an. Die Antwort war eine verneinende. Ich werde also zur Ergänzung dessen, was ich über den mündlichen Vortrag des Herrn Dr. B. sagte und nur sagen konnte, den Aufsatz des Herrn Dr. Nathan einer etwas mehr ins Einzelne gehenden Beurtheilung unterziehen.

Ehe ich jedoch dazu fortgehe, muß ich der Vollständigkeit der Erzählung wegen noch eines andern Gegners, welcher öffentlich gegen die Phrenologie auftrat, erwähnen. Ein Arzt, welcher den einen Vortrag des Herrn Dr. B. zur Vernichtung der Phrenologie nicht für hinreichend erkannte, kündigte gleich eine ganze Reihe Vorträge gegen diese Lehre an, welche er auch in dem Saal des Gymnasiums vor Hunderten von Zuhörern gehalten hat. Ich war nur bei den beiden ersten gegenwärtig: meine Abreise von Hamburg beraubte mich des großen Vergnügens, welches mir der Besuch dieser Vorträge gewährte. Der Zuhörer hatte die den Geist angenehm beschäftigende Wahl, ob er den Redner wegen seiner gar zu komischen Einwürfe entweder für einen geheimen Anhänger der Phrenologie halten solle, welcher ihr durch ironisches Bekämpfen zu nützen suche, oder aber für einen Mann, welchem bis zu einem fast unbegreiflichen Grad alle Kenntniß der Phrenologie abging. Hier einiges Wenige aus den Vorträgen. In der Geschichte der Phrenologie zeigte sich der Herr Redner so bewandert, daß er behauptete, diese Lehre kämpfe schon seit achtzig Jahren um ihre Anerkennung. Auf die Anatomie legte er besonderes Gewicht; er bewies z. B. durch ein vorgezeigtes menschliches Gehirn, daß dasselbe in zwei getrennte Theile, die s. g. Halbkugeln, zerfalle, daß also unmöglich in der Mittellinie des Kopfes, wo gerade die Trennung sei, einfache, unpaarige Organe liegen könnten, wie sie auf den phrenologischen Büsten angeschrieben seien *).

*) Also eine phrenologische Büste hatte der Redner gesehen! Das erinnerte mich an einen Artikel der „Freien Presse", welchen ich einige Tage

Ferner zeigte er den Schädel eines Wasserkopfes von sehr großem Umfang und daneben einen viel kleineren gewöhnlichen Schädel, und bewies daraus, weil der Wasserkopf im Leben viel weniger Verstand gehabt, als der andere, daß die Größe des Kopfes (er sagte nicht einmal: des Gehirns) kein Maßstab der Geisteskraft sein könne. Auch auf dem Felde der Geisteslehre zeigte sich der Herr Redner sehr bewandert. Er sagte, der Unterschied in der Schädelgestalt der verschiedenen Völker und Menschenrassen sei sehr groß, so daß kein anderer Unterschied in der menschlichen Gestalt ihm gleichkomme, und doch (hört! hört!) — sei bekanntlich der Charakter aller dieser verschiedenen Völker ganz der nämliche. Dergleichen sollte nun einem meist aus Laien bestehenden Zuhörerkreise unter dem Namen der Wissenschaft nicht geboten werden, damit die Zuhörer nicht, statt an wissenschaftlichen Dingen Geschmack zu gewinnen, von der Theilnahme daran zurückgeschreckt werden.

---

früher gelesen (vielleicht war unser Herr Redner der Verfasser), wo Jemand erzählte, er sei früher ein Anhänger der Phrenologie gewesen, nachdem er aber die phrenologische Büste genauer betrachtet, sei er von seiner günstigen Meinung zurückgekommen, denn es seien auch auf der Nasenwurzel Organennummern angeschrieben: da aber dort gar keine Organe liegen könnten, weil, wenn man da hindurchstechen würde, man gar kein Gehirn träfe, so folge daraus u. s. w. Also man fragt nicht nach, was die Nummern auf der Nasenwurzel, auf der Mittellinie des Kopfes bedeuten, sondern man macht sich die Antwort selbst, und wenn diese unvernünftig ausfällt, so ist die Phrenologie unvernünftig!

II.

Dr. Nathan.

Ich bin der Geist, der stets verneint,
Und das mit Recht; denn Alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.
Mephist.

Der Tadel, welchen ich gegen den Vortrag des Herrn Dr. B. ausgesprochen, trifft in jeder Beziehung noch mehr die Arbeit des Herrn Dr. Nathan; diese ist noch schroffer, wegwerfender, selbstgefälliger gehalten. Herr Dr. B. nennt den Aufsatz geistreich, bestochen durch die Gesinnungsgleichheit des Verf.: aber Geist in wissenschaftlichen Dingen ist nur da, wo Logik ist. In dem Aufsatze herrscht dagegen nur der blinde, unwissenschaftliche Geist der Verneinung. Dabei hat der Verf. in großartigem Beispiele gezeigt, was aus der Phrenologie wird, wenn ein Gegner sie sich nach eignem Gutdünken anfertigt. Er sagt (S. 478): „In der Wissenschaft stand die Phrenologie von vorn herein als Lüge da.“ Dieses von vorn herein Verurtheilen hat er con amore durchgeführt. Es würde den Leser ermüden, wenn ich alle die zahlreichen Phantasien des Verf. hier erwähnen wollte. Nur Einiges davon.

An vielen Stellen des Aufsatzes behauptet der Verf., die phrenologischen Organe seien „Knochenhöcker“, er spricht vom Schaben derselben, um ein Organ zu verkleinern 2c. Man kann

hier natürlich weder eine Unwissenheit, noch die Absicht, Andere zu täuschen, bei ihm voraussetzen. Aber es ist charakteristisch für seine Denkweise, daß er sich darin gefällt, diesen geistlosen Scherz bis zur Ermüdung zu wiederholen.

(S. 477) „Vielleicht nur als eine Liebhaberei und Curiosität hatte sich Gall eine kleine Reihe von Beobachtungen gesammelt, in welchen, wie er meinte, gewisse äußere Schädelformen mit gewissen Geistesanlagen oder Neigungen zusammenfielen." Diese Worte bedürfen keiner Widerlegung; sie würden schon allein beweisen, daß Herr Dr. Nathan Gall's großes Werk nicht einmal gesehen hat.

Der Verf. nennt es (S. 478) „die Beobachtung eines modernen Phrenologen, daß eine Adlernase Muth bedeute." Also er verwechselt sogar Phrenologie mit Physiognomik, zwei so sehr verschiedene Dinge. (Vergl. oben Heft I.)

Der Verf. sagt (ebendas.): Nicht in Frankreich, auch nicht in London, sondern „erst in den Landstädten Englands, so wie in Amerika, wo der Zustand des Unterrichts der kläglichste war, — erst an diesen Heerden der Unwissenheit über Seelenleben schlug die Phrenologie Wurzel." Wie unwahr dieses ist, mögen einige Thatsachen (aus der Zeit, ehe der Verf. seinen Aufsatz schrieb) zeigen. Professor Elliotson in London erklärte, daß Gall das unsterbliche Verdienst der Entdeckung gebühre, daß besondere Gehirntheile den Sitz der verschiedenen Vermögen, Gefühle und Triebe ausmachen." Abernethy sagte: „Ich gestehe, daß ich mich nicht im Stande fühle, irgend gehaltvolle Gründe gegen die Wahrheit der Phrenologie vorzubringen*)." Dr. Conolly, Professor an der Londoner Universität, sagte: „Ich gewahre in der wirklichen oder affektirten Geringschätzung, welche so manche Anatomen und Physiologen gegen die Wissenschaft der Phrenologie blicken lassen, durchaus nichts, was darauf Anspruch machen könnte, philosophisch genannt zu werden**).

---

*) Reflections on Gall and Spurzheim's System, p. 48.

**) On the Indications of Insanity, p. 135.

Andral, eine der höchsten ärztlichen Autoritäten Europas, war Präsident der phrenologischen Gesellschaft zu Paris. Das Medico-Chirurgical Review, das British & Foreign Medical Review und The Lancet, welche unter den englischen medicinischen Zeitschriften mit den ersten Rang einnehmen, erkennen schon lange die Phrenologie als wahr und begründet an.

(S. 478) „Die Phrenologen theilen die Seele wie das Hirn, oder vielmehr das Hirn wie die Seele; ihre Bildungsgeschichte der Seele ist eine mechanische Zusammensetzung.“ Der Verf. bringt auch diesen alten unbegründeten Vorwurf, daß die Phrenologen die Seele theilen, ohne zu wissen, wie gründliche und genügende Erörterungen hierüber von den Phrenologen gemacht sind. Doch ich brauche ihn nicht zu dem, was ihm so fern liegt, zurückzuführen. Der Anatom Arnold, welcher gewiß für ihn eine Autorität ist, sagt (Lehrbuch der Physiologie S. 874): „Obgleich die Seele ein Einiges und Untheilbares ist, so werden die inneren Vorgänge derselben doch nicht durch einen, sondern durch mehre und verschiedene Hirntheile vermittelt. Dieses Bedingtsein der verschiedenen Prozesse des inneren Seelenlebens durch verschiedene Hirntheile kann angenommen werden, ohne daß dadurch, wie mehre Psychologen und Physiologen glaubten, die Einheit der Seele aufgehoben wird; denn auch die Lebenskraft ist ein Ganzes und Einiges und hat gleichwol nicht ihren Sitz in einem einzelnen Gebilde, sondern tritt überall in besonderen Formen auf, welche auf eine bestimmte Weise zum Leben beitragen.“

(S. 479) „Je nachdem zur nominellen Erklärung der Seelenerscheinungen eine Rubrik: ein Orts-, Sprach-, Wort-, Verehrungssinn &c. erforderlich ist, werden dem Hirn besondere Organe angedichtet.“ Um das Andichten zu lernen, hätte Gall bei Herrn Dr. Nathan in die Schule gehen müssen. Nein, Gall war Naturforscher in der vollsten Bedeutung des Wortes. Nüchternheit war sein Charakter, und mit der strengsten Folgerichtigkeit und mit eisernem Fleiße hielt er an seinem Wahlspruch fest, tausend und wieder tausend Beobachtungen zur Be-

stätigung einer jeden Wahrheit zu sammeln. Es bedurfte für ihn immer jahrelangen Forschens, ehe er irgend eine neue Entdeckung (ein neues Organ) als fest erwiesen betrachtete.

Damit findet zugleich seine Erledigung, was der Verf. weiter äußert (ebendas.): „Gall blieb dabei noch einigermaßen in seinem Rechte, so lange er seine Combinationen zwischen gewissen Seelenkräften und gewissen Hirnpartien für Vermuthungen und ihm wahrscheinliche Hypothesen hielt, die der Untersuchung unterworfen werden sollten; seine Jünger aber warfen die hypothetische Natur über Bord, numerirten sich einen Schädel" u. s. w. Wer auch nur Weniges von Gall's Werken kennt, weiß, daß dieser von der Wahrheit seiner Entdeckungen ganz so fest überzeugt war, als Galilei von der Wahrheit, daß die Erde um die Sonne laufe. Man begreift die Keckheit der Feder kaum, welche alle diese Erdichtungen als Wahrheiten niederschreiben konnte. Ich wäre begierig zu hören, woher Herr Dr. Nathan seine Kenntnisse über Geschichte und Wesen der Phrenologie geschöpft zu haben vorgibt.

Sehr ausführlich verbreitet sich der Verf. in seinem Urtheil über die Geisteslehre der Phrenologie; er spricht von ihrer „Leichtfertigkeit", von der „entsetzlichen Anzahl der phrenologischen Seelenelemente." „Die ältere Empirie," sagt er, „hatte mit dem 7. oder 10. Theil genug." Die Art der Eintheilung selbst ist ihm die „ungereimteste." (S. 487) „Gerade weil allen Eintheilungen ein bestimmtes Theilungsprincip zum Grunde liegen muß, ist die phrenologische so abstoßend und wahrheitsfeindlich, sie vermengt sehr Verschiedenes und sondert andererseits das Gleichartige." Als Sonderung des Gleichartigen bezeichnet der Verf. z. B. die Trennung des Kampfsinns und des Zerstörungssinns. Er urtheilt natürlich nach dem bloßen Namen der Vermögen, die Bedeutung der Namen kennt er nicht; sonst würde er wissen, daß z. B. eine hohe Entwickelung des Kampfsinns zu Muth und Kühnheit führt, des Zerstörungssinns zur Grausamkeit, daß also, weil ein Mensch muthig, aber gut und milde, ein anderer grausam, aber feig sein kann,

eine Trennung jener beiden Vermögen als in der Natur gegeben vorliegt.

Der Verf. kommt, wie sich erwarten läßt, auch auf die von den Gegnern sehr häufig im Munde geführten „Hinterthüren" der Phrenologie zu sprechen. Er sagt (S. 485 f.): „Die That ist ein Resultat der ganzen Seele und ihrer Einflüsse, und man kann nicht einmal wissen, ob der Knochenhöcker, der bei einem Mörder vorherrscht, zu beschuldigen sei, ob nicht vielmehr die Unthätigkeit der übrigen Seelenkräfte jenem Trieb die Oberhand gab. Folgt ein Mann mit Nr. 6 (Zerstörungstrieb) dem Höcker nicht, wohlan, so wird Nr. 6 von Nr. 10—19 (den höheren Gefühlen) überwunden: hat er einen Schädel, wo Nr. 10—19 vorherrschen, und mordet, so gingen letztere einen Augenblick zu Bette. Der abgefeimteste Verbrecher wird daher leichter in Verlegenheit kommen, als die Phrenologen: denn obgleich ihre Lehre leichter als Seifenblase ist, so ist sie gerade wegen ihres ewigen Ausweichungsvermögens unangreifbar. Die wahre Wissenschaft aber verschmäht jede Theorie mit hunderttausend Hinterthüren." Die Wahrheit ist hier diese. Die menschlichen Handlungen können aus einer doppelten Ursache hervorgehen, entweder aus dem Charakter, oder aus den äußeren Verhältnissen. Wenn ein Mensch stiehlt, so kann er es entweder aus Hang zum Diebstahl, oder aber aus Hunger und Noth thun; wenn Jemand einen Mord begeht, so kann dies entweder aus Mordlust und Grausamkeit, oder in der Leidenschaft des Augenblicks geschehen. Wenn daher ein Phrenolog den Kopf eines Diebes untersucht, so wird er, wenn der Diebstahl aus Hang zum Stehlen begangen ist, diesen Hang in der Organisation ausgesprochen finden, im andern Fall nicht. Also — wohlverstanden! — die Phrenologie hat es nicht mit den *Handlungen* als solchen, sondern blos mit dem *Charakter* zu thun. Freilich wissen die Gegner dieses nicht, und wenn daher ein Phrenolog über die Handlungen eines Menschen als solche, weil sie nicht sein Gegenstand sind, keine Auskunft gibt, sondern andere Ursachen, als die Gehirnorganisation, in die Erklärung

hereinzieht, so beschuldigt man ihn des Entwischens durch eine Hinterthür! Diese Hinterthüren finden sich also nicht an dem wahren Bau der Phrenologie, sondern an den falschen Phantasiebauten ihrer Gegner. Da entspricht eine solche Hinterthür immer einer falschen Vorderseite des Gebäudes. Unser Verf., der im Fehlbauen so Großartiges geleistet, kennt sogar hunderttausend Hinterthüren!

Jedoch lassen wir es genug sein mit diesen Beweisen der Unkenntniß des Verf. im Gebiet der Phrenologie. Sehen wir einmal zu, wie es mit seinen Kenntnissen und Urtheilen auf seinem eignen Felde, dem der Anatomie und Physiologie, bestellt ist, einem Felde, welches der Phrenologie gemeinschaftlich mit diesen Wissenschaften angehört.

(S. 493) „Was den ersten Satz der Phrenologie, daß das Gehirn das Organ des Geistes sei, betrifft, so wissen es schon unsere Schüler, daß die peripherischen Enden der Nerven mit den Centralenden im Hirn in Beziehung stehen, und daß die Peripherie weder für das Central-Organ, noch deshalb für die Seele indifferent sei, ferner auch, daß der Geist den ganzen empfindlichen Organismus durchwohnt und nicht im Hirn abgesperrt sei. Auch das Unempfindliche, z. B. die Oberhaut, gehört zu den Organen des Geistes" u. s. w. Der Verf. weiß also nicht, daß das Gehirn das ausschließliche Organ der bewußten Seelenthätigkeit oder der Geistesthätigkeit ist! Er scheint nicht den Unterschied zwischen Geist und Seele und ihren Organen, ja selbst nicht die Bedeutung des Wortes Organ zu kennen. Nach ihm würde es unrichtig sein, das Auge das ausschließliche Organ des Sehens, die Bewegungsnerven die ausschließlichen Organe der Bewegung zu nennen, denn auch diese Thätigkeiten sind nicht a b g e s p e r r t, wie ja k e i n e Einzelthätigkeit im Menschen. Wenn Tiedemann *) die Geisteskraft des

*) Ich nenne hier deswegen Tiedemann vor Andern, weil der Verf. selbst an einer Stelle des Aufsatzes (S. 478) ihn „einen Mann" nennt, „welchen Deutschland wegen seiner Leistungen in naturforschender Anatomie

Negers nach der Masse seines Gehirns messen will, so müßte der Verf. dieses noch aus näherem Grund, als weil die Größe des Gehirns nicht seiner Kraft entspreche, für unvernünftig erklären.

(S. 494) „Die Unwahrheit und Unklarheit, die im ersten Satze liegt, ist indeß nichts gegen die Verworrenheit und Lügenhaftigkeit des zweiten (daß das Gehirn in mehre Organe zerfällt). Vor Allem scheint er vom Hirn zu sprechen, während es darauf ankäme, die Theilbarkeit der Seele zu begründen. Man vergesse aber nicht, was man nicht glauben würde, daß nach allen Phrenologen kein anatomisches Messer die Organe zu finden, d. h. die phrenologische Theilung des Hirns vorzunehmen im Stande ist. Wenn aber kein objektiver, anatomischer Grund für die Mehrheit der Organe vorhanden ist, so ist die entsetzliche Willkürlichkeit eingeräumt, mit der jene Mehrheit angenommen wird.“ Man kann hier zweifeln, ob es wirkliche Unkenntniß oder nur augenblickliche Leidenschaft (der Zustand des „Entsetzens“ u. s. w.) ist, was den Verf. so höchst unwissenschaftlich urtheilen und schließen läßt. Weiß er nicht, daß Anatomie und Physiologie ganz verschiedene Dinge sind? daß die Anatomie ebenso wenig den Beweis für alle physiologischen, als die Physiologie den für alle anatomischen Wahrheiten geben kann? Erkennt er nicht ausdrücklich an, daß die Phrenologen die Trennung der Organe nicht auf anatomischem, sondern auf anderem (physiologischem) Wege gefunden haben wollen und beweisen zu können behaupten? Weiß der Verf. vollends nicht — was ihn geradezu schlägt — daß in der anatomisch auch nicht nachweisbaren Trennung des Rückenmarks in die Nerven der Bewegung und die der Empfindung etwas ganz Aehnliches wie die Gehirntrennung vorliegt? Ich behaupte hier keineswegs, daß in der Organentrennung des Rückenmarks ein Beweis oder nur ein Wahrscheinlichkeitsgrund für die Organentrennung des Gehirns gegeben

---

verehrt, und welcher als eine erste Instanz zur Beurtheilung der Lehren der Phrenologie betrachtet werden darf.

sei; nein, die erstere könnte vorhanden sein, die letztere nicht: sondern nur soviel behaupte ich gegen den Verf., daß sein auf die Anatomie sich berufender Beweis gegen die Organentrennung des Gehirns schlechthin nichtig ist und als nichtig von ihm hätte erkannt werden müssen. Auf die phrenologischen Beweise selbst für die Organentrennung des Gehirns gehe ich hier nicht ein; ich bemerke nur, daß unter diese Beweise auch die Fälle der Krankheiten und der Verletzungen des Gehirns gehören. Der Verf. sagt zwar (S. 502): „Es ist eine notorische wissenschaftliche Lüge, daß theilweise Verletzungen des Gehirns eine entsprechende theilweise Beeinträchtigung der Geistesvermögen zur Folge haben sollen.“ Allein wie ließe sich erwarten, daß in des Verf. gründlicher Unkenntniß der Phrenologie sich eine Lücke finden, daß ihm die zahlreichen hierher gehörigen Thatsachen oder nur die Erörterungen Gall's über Flourens' Versuche bekannt sein sollten?

(S. 494) „Was den dritten Satz der Phrenologie (Größe des Gehirns ein Maßstab seiner Kraft) anlangt, so kommt er unglaublicher Weise auf die neue Wahrheit hinaus, daß ein Ankertau stärker sei als ein Hanfdraht. Er ist es übrigens, der die Seele aller Naturforscher erbitterte; denn er hat in der organischen Natur nicht seines Gleichen und nichts, was für ihn spricht. Nehmen wir auch „alle übrigen Verhältnisse“ als gleich an, so bleibt dennoch die Größe des Organs bedeutungslos. Wenigstens haben sämmtliche Messungen des Hirns und aller andern Körpertheile als Resultat ergeben, daß die Größe und der Umfang der Theile ebenso bedeutend schwanke, als die Größe und der Umfang der Menschen überhaupt, und daß ein großer, dicker oder langer Finger nicht durch seine Größe auch der gewandtere sei.“ (Also bis zu Wortverdrehungen läßt sich der falsche Ankläger der Phrenologie herab, indem er hier das Wort „gewandt“ dem Worte „stark“ unterzuschieben versucht.) „Anderen Männern, als Phrenologen, würde man es zur Schande rechnen, daß sie eine Eigenschaft der Materie oder allenfalls des Fleisches auf die Seele übertragen (als sähe man mit großen

Augen besser, als mit kleinen), bei den Phrenologen hingegen muß man sich an den krassesten Mechanismus gewöhnen. Zeigte sich in der Natur freilich, alle Thiere eingeschlossen, um so viel mehr Intelligenz, je größer das Hirn ist, dann wäre der Satz, nach dem Durchmesser oder mit der Elle die Seele zu messen, einigermaßen unerschütterlich." „Wir wollen unsere Widerlegungen aus Achtung vor der Wahrheit nicht weiter fortsetzen; man sieht schon, wie viele naturkundige Umstände bei Beurtheilung der phrenologischen Irrlehre in Betracht kommen und warum diese in Ländern und Individuen, die in natur- und seelenkundigem Unterrichte zurückstehen, am meisten Anklang finden mußte. Nur sei noch bemerkt, daß Vergrößerung des Volumens unserer Organe mit Mangel an Energie weit inniger zusammenhänge, als mit Stärke. So will es die dynamische Natur des Organismus." Fürwahr, wenn es jemals einen unglücklichen Ausleger dessen, was die Natur will, gegeben hat, so ist es der Verf.! Dem letzten Satz z. B. gegenüber, daß die Vergrößerung der Organe mehr ihrer Schwäche entspreche, hört alle Widerlegung auf. Weiß der Verf. übrigens nicht, daß die Größe des ganzen Augenkörpers deswegen nicht ein Maßstab der Stärke der Sehkraft sein kann, weil nicht das Auge als solches, sondern die Netzhaut, der Sehnerv das Sehen vermittelt? und daß z. B. die Netzhaut der scharf sehenden Raubvögel eine viel bedeutendere Massenhäufung, als bei anderen Thieren zeigt? Ist es ferner dem Verf. in der That unbekannt, daß das Hirn der Thiere mit deren höherer Stellung an Größe zunimmt? Tiedemann, des Verf. Autorität, verwendete in seinen Vorträgen über die Anatomie des Gehirns immer mehre Stunden auf die Beweisführung, daß das Gehirn das Organ des Geistes sei, und gründete diesen Beweis auf die ausführliche Nachweisung, wie von den niederen Thierklassen zu den höheren, von den Insekten, Fischen, Vögeln, Säugethieren bis zum Menschen, das Gehirn in demselben Maße wie die Intelligenz an Größe zunimmt.

Der Verf. thut hier noch einen Schritt aus der (allgemeinen)

Physiologie in das Gebiet der Phrenologie. Er sagt (S. 495): „Dieser (zuletzt besprochene) Satz wäre selbst dann noch ganz unanwendbar (in der Phrenologie), wenn er auch als wahr zugegeben würde; denn die „Gleichheit der übrigen Verhältnisse", der Mischung, der Organisation, Uebung, Reizung u. s. w. ist nie zu ermitteln." Ich muß dem Verf. hier die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seine Unkenntniß der Phrenologie in diesem Punkt mit allen andern Gegnern theilt. Ich habe niemals auch nur einen Arzt gefunden — anderer Gegner zu geschweigen — welcher gewußt hätte, worauf es bei dem vorliegenden Satze in der Phrenologie ankommt. Alle, wenn sie auch, wie am häufigsten, den Satz als wahr annahmen, glaubten, dieser könne den Thatsachen der Phrenologie deswegen nicht zur festen Grundlage dienen, weil er ja eine Bedingung — „wenn die übrigen Verhältnisse gleich seien" — einschließe, eine Bedingung, welche nie vorhanden oder nie als vorhanden nachzuweisen sei. Allein hätte man das erste beste Handbuch der Phrenologie nachgelesen, so hätte man daraus ersehen, daß die Organenlehre mit allen ihren Thatsachen nicht auf der Vergleichung zweier Gehirne verschiedener Menschen, sondern auf der Vergleichung der verschiedenen Theile eines und desselben Gehirnes unter sich beruht. Die verschiedenen Theile eines und desselben Gehirnes sind aber immer (Krankheitsfälle natürlich ausgenommen) in dem Temperament, der Mischung rc. unter sich gleich. Der Phrenolog kann daher mit voller wissenschaftlicher Sicherheit z. B. die Größe des Vorderkopfs eines Menschen mit der des Hinterkopfs vergleichen, und das Urtheil wird im Verhältnisse ganz dasselbe bleiben, ob der Kopf einem Sanguiniker oder Choleriker oder Phlegmatiker angehört.

(S. 495) „Der vierte Satz der Phrenologie — daß die Schädelgestalt im Ganzen der Gehirngestalt entspricht — ist bemerkenswerth als ein Beispiel von dem, was sich ein Publikum aufbinden läßt, wenn es frech und oft genug behauptet wird. Die sogenannten phrenologischen Hirnorgane sind nichts als Biegungen, Wulstungen, Höcker der Schädelknochen, die theils

durch die besondere Entwickelung und Verbindung der einzelnen Schädelknochen, theils durch Muskelansätze, weshalb sich an allen Knochen Höcker vorfinden, bedingt werden." „Die Hirnkapsel, der Schädel, unterscheidet sich bei Einzelnen durch unwesentliche Biegungen und Höcker. Unwahr ist die Lehre, daß das Hirn sich seine Kapsel bilde." „Der Schädel bildet sich nach Gesetzen des Knochensystems, nicht nach denen des Nervensystems; die englische Krankheit, aber nicht die englische Phrenologie hat Gewalt über ihn." Zum Schlusse ist der Verf. noch einmal aus blindem Wahrheitshasse recht tief in den Irrthum hineingerathen, indem sich auch hier seine Unkenntniß der Phrenologie mit derjenigen allgemeiner naturwissenschaftlicher Thatsachen verbindet. Er bemerkt, daß sich der Schädel bei Einzelnen durch „unwesentliche" Biegungen und Höcker unterscheidet, und glaubt mit dieser Wahrheit etwas gegen die Phrenologie gesagt zu haben; er weiß nicht, daß diese „unwesentlichen" Schädelunebenheiten, welche durch die Nähte, durch Muskelansätze ꝛc. entstehen, in der Phrenologie sehr wohl gekannt sind, aber gerade deswegen nur insofern in Betracht kommen, als sie bei der Beurtheilung der Verschiedenheit der Kopfgestalten abgerechnet werden. Sollte es aber dem Verf. wirklich unbekannt sein, daß es außer diesen „unwesentlichen" Schädelunebenheiten noch andere sehr wesentliche Verschiedenheiten der Gehirngestalt gibt? Der Verf. braucht nicht auf die verschiedenen Menschenrassen zurückzugehen, er kann, wenn ihm die Beobachtungsgabe nicht ganz fehlt, unter der täglichen Umgebung Verschiedenheiten der Kopfgestalt auffinden, welche um sehr Vieles größer sind, als daß sie mit jenen „unwesentlichen" Schädelunebenheiten verwechselt werden könnten. Von gleicher Unkenntniß in der Physiologie zeigt es, wenn der Verf. behauptet, daß das Gehirn sich nicht seine Kapsel (der Gestalt nach) bilde. Bekanntlich gibt es ein Gehirn, ehe es einen Schädel gibt. Wie kann also die Gestalt des Gehirns, welches vorhanden ist, von der Gestalt des Schädels, welcher nicht vorhanden ist, abhängen? Bekanntlich nimmt Schädel und Gehirn im hohen Alter ab, was unmöglich wäre, wenn die

Form des Gehirns von derjenigen des Schädels abhienge. Bei Gehirnkrankheiten, z. B. dem Wasserkopf, wird der Schädel sogar bisweilen zu einer ungewöhnlichen Größe ausgedehnt. Ist diese Ausdehnung auch durch Wulstungen und Knochenhöcker veranlaßt? Wenn eine krankhafte Beschaffenheit des Gehirns eine krankhafte Ausdehnung des Schädels zur Folge hat, so muß eine gesunde und natürliche Ausdehnung des Gehirns auch eine gesunde und natürliche Ausdehnung des Schädels zur Folge haben. Mit einem Worte, so gewiß die phrenologischen Organe keine Knochenhöcker sind, so gewiß der Knochen todt (nicht aktiv) und das Gehirn lebendig ist, so gewiß richtet sich die Gestalt der todten Knochenkapsel nach der Gestalt ihres lebendigen Inhalts, des Gehirns.

Der Schluß des Aufsatzes enthält die Worte: „So sei, liebes Vaterland, hierdurch gewarnt, so weit es in meinen Kräften stand, und hüte dich vor dem Reiz des Wunderbaren und vor aller Wahrsagerei.“ Mit dem Warnen ist es wie mit dem Tadeln. So wie der Tadel von Jemandem zum Lob gereichen kann, so kann eine Warnung vor der Phrenologie, wie die des Verf., eine Aufmunterung zum Studium dieser Wissenschaft sein.

III.

Der Anatom Arnold.

„Ich gewahre in der wirklichen oder affektirten Geringschätzung, welche so manche Anatomen und Physiologen gegen die Wissenschaft der Phrenologie blicken lassen, durchaus nichts, was darauf Anspruch machen könnte, philosophisch genannt zu werden."
Dr. Conolly, Prof. a. d. Universität z. London

Die Geschichte wird es einst Arnold zum gebührenden Verdienst rechnen, daß er zu einer Zeit, wo so viele andere berühmte Gelehrte Deutschlands die Phrenologie als Irrlehre verwarfen, gerade als Anatom offen und ungescheut als deren Vertheidiger auftrat. Wohl klebt auch Arnold noch Vieles von der Schwäche an, welche die meisten Gelehrten bei der Beurtheilung der Phrenologie darthun: auch er glaubt über diese Wissenschaft abstimmen zu können ohne nähere und namentlich ohne praktische Kenntniß derselben. Allein gerade daß Arnold, ohne Phrenolog zu sein, die Phrenologie im Ganzen als wahr anerkennt, beweist, daß diese Lehre — von ihrer thatsächlichen Wahrheit hier abgesehen — auch so wissenschaftlich wahrscheinlich ist, daß ihre Verwerfung von Seiten vieler Gelehrten keineswegs durch deren Mangel an gründlicher Kenntniß derselben entschuldigt werden kann.

Die sogenannten vier Grundsätze der Phrenologie — 1) das Gehirn ist das Organ des Geistes, 2) die Größe des Gehirns

ist bei gleicher Beschaffenheit ein Maßstab seiner Kraft, 3) die Gestalt des Gehirns ist im Ganzen aus der Kopfgestalt zu erkennen, 4) das Gehirn ist eine Mehrheit von Organen — hat Arnold vollkommen anerkannt.

In Bezug auf den zweiten Satz wirft Arnold (Lehrbuch der Physiologie des Menschen, II. S. 858) der Phrenologie irrthümlich vor, ohne Einschränkung behauptet zu haben, daß die Größe des Gehirns ein Maßstab seiner Kraft sei. Wie oft wurde dieser Vorwurf schon von der Phrenologie als unbegründet zurückgewiesen! Nur bei gleicher Beschaffenheit ist und kann die Größe des Gehirns ein Maßstab seiner Kraft sein.

Ueber den dritten Satz sagt Arnold (S. 859): „Die Gestalt des Schädels im Ganzen und seinen einzelnen Abtheilungen ist in hohem Grade von der Form des Hirns abhängig; denn die Knochen des Kopfes sind nach dem Gehirn gebildet und werden daher in ihrer eigenthümlichen Form durch die des Gehirns bedingt. Es müssen also auch die geistigen Eigenthümlichkeiten einzelner Menschen in besonderen Formen des Kopfes zu erkennen sein."

Vom vierten Satze sagt Arnold (S. 874): „Obgleich die Seele ein Einiges und Untheilbares ist, so werden die inneren Vorgänge derselben doch nicht durch einen, sondern durch mehre und verschiedene Hirntheile vermittelt. Dieses Bedingtsein der verschiedenen Prozesse des innern Seelenlebens durch verschiedene Hirntheile kann angenommen werden, ohne daß dadurch, wie mehre Psychologen und Physiologen glaubten, die Einheit der Seele aufgehoben wird; denn auch die Lebenskraft ist ein Ganzes und Einiges, und hat nicht ihren Sitz in einem einzelnen Gebilde, sondern tritt überall in besonderen Formen auf, welche auf eine bestimmte Weise zum Leben beitragen."

Seiner Untersuchung über die einzelnen phrenologischen Wahrheiten schickt Arnold die Worte voraus (S. 856): „Wir wollen bei der Auseinandersetzung der inneren Sinne des Menschen angeben, in wieweit diese nach den Erfahrungen der Phrenologen aus gewissen Formen des Schädels zu erkennen sind,

da wir es für unstatthaft halten, in einer Erfahrungswissenschaft die Beobachtungen ausgezeichneter Männer, ohne sie widerlegen zu können, für nichtig zu erklären, und da wir überzeugt sind, daß in den Forschungen der Phrenologen (Gall, Spurzheim, Combe u. A.) viele begründete Nachweisungen sich finden.

Eine Folge dieser allgemeinen Anerkennung der phrenologischen Thatsachen von Seiten Arnold's ist es, daß er vor Allem eine richtige Ansicht von den Grundvermögen des Geistes gewonnen hat. So sind ihm z. B. Erkennen, Wollen, Gedächtniß keine verschiedenen Grundkräfte des Geistes, sondern allgemeine Geistesthätigkeiten, die nicht durch verschiedene Gehirntheile vermittelt werden können. Er sagt (S. 862): „Alle Thätigkeit des Willens kann sich nur auf ein erkanntes Objekt beziehen, und ebenso ist kein Erkennen ohne Einfluß des Willens möglich. Somit können sich beide auch nicht in besonderen und verschiedenen Formen des Hirns offenbaren.“ Ebenso sagt er vom Gedächtniß: „Derselbe Theil oder Punkt des Gehirns, durch den eine bestimmte Empfindung und Vorstellung, eine Erkenntniß- oder Willensthätigkeit vermittelt wird, hat auch die Kraft, dieselbe zu bewahren und zu wiederholen. Diesem nach wäre es unstatthaft, dem Gedächtniß ein eignes und besonderes Gebilde im Gehirn oder eine bestimmte Abtheilung desselben anzuweisen, wie dies vielfach von Physiologen und Psychologen geschehen ist.“ Nun aber fährt Arnold gegen die Phrenologie so fort: „So haben mehre Phrenologen (Gall u. A.) den Sitz des Gedächtnisses in der Orbitalportion der Vorderlappen des großen Gehirns angenommen und hier selbst ein Sprach- und Namengedächtniß unterschieden.“ Diese sonderbaren Worte Arnold's sind nur aus einer sehr mangelhaften Kenntniß der Phrenologie erklärlich. Denn diese letztere stimmt ja gerade mit der Ansicht Arnold's überein, indem sie das Gedächtniß nicht als ein besonderes, durch einen besondern Gehirntheil vermitteltes Grundvermögen des Geistes anerkennt, sondern in jedem einzelnen Grundvermögen ein Gedächtniß als mit demselben gegeben annimmt. Zum Ueberfluß hier eine Stelle

aus Gall: „Ich habe seit mehr als dreißig Jahren gelehrt, daß das Gedächtniß nicht als eine Grundeigenschaft der Seele betrachtet werden kann, da es ein allgemeines Attribut jeder Grundeigenschaft ist; daß es so viele Gedächtnisse geben muß, als es verschiedene Vermögen gibt, und also kein verschiedenes Organ für das Gedächtniß vorhanden sein kann.“

Bei der Untersuchung über die verschiedenen Verrichtungen des Gehirns schlägt Arnold einen eigenthümlichen Weg ein, der zugleich das Räthsel erklären hilft, warum die Anatomen im Allgemeinen sich so schwer in die Phrenologie hineinfinden und daher so häufig Gegner dieser Wissenschaft sind. Die Lehre von den Verrichtungen des Gehirns ist nämlich, wie sich versteht, zugleich die Lehre vom Geiste selbst. Gehirnlehre und Geisteslehre fallen im Ergebniß in Eins zusammen. Nun gibt es aber kaum einen größern Gegensatz in wissenschaftlichen Studien, als den zwischen der Erforschung des todten, mit dem Messer zu zerlegenden Körpers und der Erforschung des lebendigen, beweglichen, aus Neigungen, Gefühlen, Verstandeskräften zusammengesetzten Geistes. Es wird ein ganz anderartiges Talent zu dem einen und zu dem andern Studium erfordert: der größte und talentvollste Anatom kann möglicher Weise nur ein sehr geringes Talent zur Geistesforschung mitbringen, und überdies kann das eine Talent durch Gewohnheit und Vorliebe noch verstärkt, das andere durch Abneigung geschwächt sein. Daher dürfen wir uns nicht wundern, daß von jeher viele Anatomen schwache Geistesforscher gewesen sind. Und doch sollen die Anatomen, seitdem man das Gehirn als das Organ des Geistes erkannt hat, als Gehirnzergliederer zugleich Geistesforscher sein. So sehen wir denn viele Anatomen befangen und schwankend verschiedene verfehlte Wege einschlagen, um mit der Kenntniß des Gehirns die Geisteskenntniß zu verbinden. Johannes Müller z. B. gibt neben der Lehre vom Gehirn die Geisteslehre Spinoza's, indem er auf eine wirkliche Vereinigung beider noch gänzlich verzichtet. Andere Anatomen wollen die Lehre von den Verrichtungen der Nerven zugleich zur Lehre von den Ver-

richtungen des Gehirns machen; sie erklären die sämmtlichen Geistesthätigkeiten für ein Ergebniß des Sehens, Hörens u. s. w. oder auch für ein Ergebniß der Vereinigung von Empfindung und Bewegung, wie wir diese beiden Kräfte in den Nerven der Körperglieder und im Rückenmark kennen. Arnold geht wieder einen andern Weg. Weil er sich im Allgemeinen auf die Phrenologie, d. i. die Naturwissenschaft des Geistes stützt, so ist seine Ansicht vom Geiste und seinen einzelnen Kräften eine ungleich bestimmtere und der Wahrheit mehr entsprechende, als die aller übrigen Anatomen. Den Geist in seinen mannigfaltigen Kräften erfassend, erkennt er richtig den ganzen Reichthum desselben in den verschiedenen Leidenschaften, Gefühlen, Talenten u. s. w., und sucht die Organe derselben in den verschiedenen Theilen des Gehirns auf. Aber gleich wie um auch durch sein Beispiel zu beweisen, wie schwer es dem Anatomen falle, eine thatsächliche Naturlehre des Geistes, welche es bisher niemals gab, zum ersten Mal in der Phrenologie als vorhanden anzuerkennen, widerruft Arnold durch die That sein vorher ausdrücklich ausgesprochenes Urtheil, daß die Phrenologie eine Erfahrungswissenschaft sei: denn anstatt, wie er hiernach hätte thun müssen, Erfahrung nur durch Erfahrung zu prüfen, denkt er sich, nach Art der Psychologen und abgesehen von der Erfahrung, ein System der Geisteslehre aus und will die Wahrheit der phrenologischen Thatsachen an dem Maßstabe dieses ausgedachten Systems messen. Ein halbes Jahrhundert hindurch hat eine Anzahl wackerer Männer die Kraft ihres Lebens auf die naturwissenschaftliche Prüfung der phrenologischen Thatsachen, auf die Entdeckung und Bestätigung der einzelnen Gehirnorgane verwendet, und nun unternimmt es Arnold, mehre dieser wissenschaftlichen Ergebnisse, durch Tausende von Einzelfällen begründet, als unrichtig zu verwerfen, nicht weil er sie geprüft und unrichtig gefunden hat, sondern weil sie nicht in sein ausgedachtes System passen.

Lernen wir in kurzer Andeutung Arnold's System und dabei seine Ansichten über einzelne phrenologische Thatsachen kennen. Arnold unterscheidet eine dreifache Hauptrichtung der Geistes-

thätigkeit des Menschen, je nachdem diese sich entweder auf die Außenwelt, oder auf ein höheres Absolutes, oder auf das geistige Ich bezieht.

1. In der Beziehung des Geistes auf die Außenwelt liegt z. B. der Scharfsinn, vorragend bei tüchtigen praktischen Geschäftsmännern, welche die sich ihnen bietenden Gegenstände schnell und richtig überschauen ɪc.; er gibt sich meistens in einem Hervortreten des untern Theils der Stirn zu erkennen. „Für diese Annahme sprechen die Erfahrungen der Phrenologen, denn ihnen zufolge finden sich an dieser Stelle der Stirn diejenigen Organe, welche sich auf die Erkenntniß äußerer Gegenstände beziehen, z. B. Gegenstandssinn, Thatsachensinn, Gestaltsinn, Farbensinn, Ortsinn, Zahlensinn ɪc." Doch tadelt Arnold die Phrenologie wegen der Unterscheidung so vieler Organe, da es „offenbar auffallend" sei, wenn man außer einem Organ für Gegenstände und für Thatsachen noch besondere Organe für die Gestalt, für Zahlen ɪc. aufstellte. Also hier hört nach Arnold die „Erfahrung der Phrenologen zu sprechen" auf, weil sie etwas „Auffallendes" bringt. Allein wenn das Auffallende ein Merkmal der Unwahrheit wäre, so würde alle Naturwissenschaft und der Fortschritt in derselben bald ein Ende haben. So Vieles in der Natur, ja alles wesentlich Neue als solches „fällt auf". Die Erfahrung der Phrenologen, daß ein Mensch einen sehr großen Gestaltsinn, aber einen sehr geringen Zahlensinn, oder umgekehrt, haben kann, „spricht thatsächlich dafür", daß z. B. diese beiden Geisteskräfte als in der Natur getrennt erkannt werden müssen.

Ferner gehört hierher der Tiefsinn, oder das Vermögen, gebotene Gegenstände ins Feine und Weite geistig zu analysiren und das Besondere auf allgemeine Sätze zurückzuführen; er gibt sich äußerlich in einer etwas vortretenden Wölbung des obern Theils der Stirn zu erkennen. Die Phrenologen nennen hier das Organ des Vergleichungsvermögens und das des Schlußvermögens. Damit ist aber Arnold nicht ganz zufrieden, „weil das Eigenthümliche und Charakteristische des Tiefsinns nicht

vorzugsweise in diesen beiden Organen, sondern auch noch in anderen Eigenschaften begründet ist.“ Arnold bleibt hier die Erklärung schuldig, in „welchen anderen Eigenschaften noch“ der Tiefsinn begründet sei; also fehlt seiner Unzufriedenheit die Begründung, ebenso wie ihr daher die nähere Widerlegung fehlen muß. Uebrigens ist die Phrenologie nicht minder unzufrieden mit dieser Unterscheidung und Erklärung Arnold's von Scharfsinn und Tiefsinn. Der Scharfsinn besteht keineswegs, wie Arnold meint, blos in einer großen Entwickelung der Wahrnehmungssinne (Gegenstandsinn, Gestaltsinn ꝛc.); es gibt wol einen hierher gehörigen Scharfsinn des Malers, des Naturbeobachters ꝛc., aber es gibt auch einen auf anderer Grundlage beruhenden Scharfsinn des Philosophen, des Schriftstellers; Arnold's ganze obige Unterscheidung und deren Begründung ist daher unrichtig.

Ferner nennt Arnold hier den niedern Kunstsinn, nach ihm das Talent des Mechanikers, Architekten, Zeichners, Bildhauers und Kupferstechers, oder des Malers, Musikers ꝛc. begründend: er ist an einer Breite des untern Theils der Stirn und der vordern Schläfengegend zu erkennen. Arnold zieht hierher aus der Phrenologie den Tonsinn und den „Bautrieb“, tadelt aber im letztern Wort die Sylbe „trieb“, worin er an sich ganz recht hat und sich nur irrt, wenn er meint, das sei Fehler aller Phrenologen. Weder Gall noch Spurzheim, weder Engländer noch Franzosen haben diesen Fehler gemacht, sondern nur in Deutschland wurde bisweilen aus Nachlässigkeit der Bausinn Bautrieb genannt. Sehr sonderbar ist es übrigens, wenn Arnold alle die hier genannten Talente und ihre Organe in Eins zusammenfassen will, da es ihm doch gewiß bekannt ist, daß Jemand ein sehr großes Talent für Malerei (Gestaltsinn, Farbensinn ꝛc.), aber ein sehr geringes für Musik (Tonsinn, Zeitsinn) oder umgekehrt haben kann.

Ferner der „höhere Kunstsinn, stark entwickelt bei großen Dichtern, Rednern und Schriftstellern, gibt sich durch eine beträchtliche Breite des obern Stirntheils zu erkennen.“ Arnold

zieht hierher das phrenologische Organ der Idealität, tadelt aber „die Bezeichnung als offenbar nicht hierher gehörig und unstatthaft.“ (!)

Die Auffassungs- und Darstellungsgabe des Menschen sprechen sich nach Arnold außerdem „noch durch gewisse Besonderheiten in vielen Fällen aus, wie namentlich in der Gabe des Witzes und im mimischen Talente.“ Gegen die betreffenden phrenologischen Organe hat Arnold nichts einzuwenden.

2. Die Richtung des Geistes auf ein höheres Absolutes betrifft

das Schöne und Erhabene, ästhetischer Sinn. Arnold zieht hierher abermals das phrenologische Organ der Idealität, und ist hier mit demselben besser zufrieden als oben; (!)

das Gute und Sittliche, ethischer Sinn. Arnold zieht hierher die Organe des Wohlwollens und der Gewissenhaftigkeit, meint aber (vom Standpunkte seines Systems aus), daß die von den Phrenologen angenommenen Bezeichnungen einseitig und ungenügend seien;

das Rechte und Wahre, politischer Sinn. Er begründet nach Arnold sehr verschiedene Dinge, z. B. das Rechts- und Wahrheitsgefühl und zugleich die Klugheit und Vorsicht, zwei Dinge, welche Arnold durch einen einzigen Blick auf die Erfahrung als getrennt hatte erkennen müssen;

das Göttliche und Höchste, religiöser Sinn. Ueber diesen Sinn und sein Organ stimmt Arnold mit den Phrenologen überein.

3. Die das geistige Ich betreffende Hauptrichtung der Geistesthätigkeit begreift den Selbstsinn und den Gemeinsinn unter sich.

Aus dem Vorherrschen des Selbstsinns entspringen nach Arnold nicht nur Stolz, Eitelkeit, Hochmuth, Selbstvertrauen, Selbstzufriedenheit, Anmaßung, Egoismus, sondern auch Festigkeit, Entschlossenheit, Muth; ferner Wißbegierde und Habsucht, Kargheit und Geiz (!) „Für verschiedene hierher gehörige Eigenthümlichkeiten des menschlichen Geistes haben die Phrenologen

besondere Organe angenommen, nämlich das der Selbstachtung, das der Beifallsliebe und das des Einheitstriebs." Arnold bestreitet diese Annahme nicht. Desto entschiedener aber bestreitet die Phrenologie die Richtigkeit der hier von Arnold gemachten, aller Erfahrung widersprechenden Zusammenfassung getrennter Geistesthätigkeiten.

Der Gemeinsinn stimmt nach Arnold mit den phrenologischen Organen des Anhänglichkeitssinns, der Kinderliebe und auch, wenigstens zum Theil, des Einheitssinns überein.

Nach dem Mitgetheilten ist wol eine weitere und besondere Nachweisung der Schwäche des ganzen Arnold'schen Systems der Geisterlehre überflüssig. Die ungründliche Art und Weise, mit der Arnold bei der Aufstellung dieses Systems verfahren, zeigt, daß auch er, wenngleich ein großer Anatom, nichts weniger als ein großes Geistesforscher ist. Er wußte überdies, daß vom Alterthum her bis auf unsere Tage Tausende von willkürlichen Systemen der Geisteslehre geschaffen worden sind: durfte er daher an einem von ihm geschaffenen, wenn auch mit Hülfe phrenologischer Ideen weniger luftig gerathenen tausend und ersten System die Wahrheit der Phrenologie prüfen wollen? Warum verläßt Arnold gerade der Phrenologie gegenüber den Boden der naturwissenschaftlichen Erfahrung, welchen er doch selbst ihr zuerkannt, und auf welchem auch er als Anatom steht und seinen Ruhm gewonnen? Nur, so scheint es, um zu zeigen, wie schwer auch er als Anatom sich in den Gedanken zu finden weiß, daß der menschliche Geist eine Sache innerhalb der Natur, daß also die Phrenologie eine mit der Anatomie ganz ebenbürtige Naturwissenschaft ist.

Ueberdies gereicht Arnold seine so geringe Kenntniß der Phrenologie zum schweren Vorwurf. Er hat, wie sich aus seiner ganzen Darstellung ergibt, nicht einmal Gall gelesen, sondern er kennt die Phrenologie nur aus irgend einer mangelhaften Darstellung derselben. Nicht minder zu rügen und wahrhaft zu beklagen ist es, daß Arnold nicht selbst, wie er unbedingt mußte, die Phrenologie praktisch geprüft hat. Ein Naturforscher darf

in der Darstellung einer Naturwissenschaft von deren Vertretern nicht in der dritten Person sprechen: die Phrenologen glauben, die Phrenologen nehmen an, die Phrenologen haben gefunden. Die Phrenologie beruht entweder auf Täuschung oder auf Wahrheit. Wer, wie Arnold, der letztern Ansicht ist, darf über die Phrenologie nur als Phrenolog sprechen.

Vergessen wir jedoch bei allem Diesem nicht, wie sehr die Phrenologie Arnold zu Dank verpflichtet ist. Nicht nur verdient er rühmliche Anerkennung wegen des geistesfreien Blickes, mit dem er gegenüber so manchen anderen Anatomen die Wahrheit der Phrenologie erkannt hat, sondern diese Erkenntniß ist auch gerade deswegen, weil sie von einem großen Anatomen kommt, von besonders hohem Werth. Es gibt so viele Menschen, die Autoritätsgläubige sind. Die Phrenologie, hört man oft sagen, kann nicht auf Wahrheit beruhen, da ja die Anatomen, denen das erste und nächste Urtheil über sie zusteht, sie verwerfen. Da Arnold an Autorität wol kaum irgend einem Anatomen nachsteht, so ist durch seine Anerkennung der Phrenologie die gegnerische Autorität der Anatomen gebrochen.

IV.

An Deutschlands Aerzte!

Deutschland bietet der civilisirten Welt ein außerordentliches Beispiel von Gleichgiltigkeit gegen Nationalehre, indem es eine der wichtigsten Entdeckungen, welche jemals in der Physiologie und Moral gemacht worden ist, die Entdeckung Gall's von den Verrichtungen der verschiedenen Theile des Gehirns, verworfen hat und theilweise noch fortfährt zu verwerfen und mit Mißachtung zu behandeln.

G. Combe.

Die Phrenologie zerfällt in zwei streng zu unterscheidende Bestandtheile, in die Lehre von den Grundvermögen des Geistes, und in die von den Organen dieser Grundvermögen. Die erstere ist eine selbstständige, im Wesen von der zweiten getrennte. So wie man, ehe es eine Phrenologie gab, die Grundvermögen des Geistes aufstellte, ohne deren Organe zu kennen oder nur an sie zu denken, so kann man auch die von der Phrenologie aufgestellten Grundvermögen, abgesehen von ihren Organen, betrachten und mit denen der früheren Geisteslehre vergleichen. So nennt z. B. die letztere das Gedächtniß als ein Grundvermögen. Die Phrenologie dagegen behauptet, da Jemand ein starkes Wort-, aber ein schwaches Zahlengedächtniß, oder ein starkes Sachen-, aber ein schwaches Tongedächtniß rc. haben kann, so könne das Gedächtniß kein einfaches oder Grundvermögen sein, sondern z. B. der Wortsinn, der Zahlensinn, der Tonsinn seien

wirkliche Grundvermögen. Diese und alle ähnlichen Streitfragen können durch eine gründliche Naturbetrachtung der menschlichen Geistesthätigkeit ihre Beantwortung finden, ohne daß die Lehre von den Geistesorganen dabei wesentlich in Frage käme*).

Die Organenlehre ist daher zwar eine naturwissenschaftlich höchst wichtige, aber jedenfalls eine der Geisteslehre untergeordnete Seite der Phrenologie.

Nur die Organenlehre**) hängt unmittelbar mit den medicinischen Wissenschaften, besonders der Anatomie zusammen. Jedoch kennt der Mediciner als solcher nicht schon, oder muß nicht schon die Organenlehre kennen. Der beste Anatom kann möglicher Weise nichts von der Organenlehre wissen, obwol im Gegentheile der Phrenolog (als Organolog) gründliche anatomische Kenntnisse besitzen muß. Das Verhältniß ist ein ähnliches, wie z. B. das des Figurenmalers zur Anatomie. Der Figurenmaler muß Anatom sein, nicht umgekehrt.

Eine andere Frage ist es, ob nicht die Kenntniß der Organenlehre dem ausübenden Arzte höchst bedeutende Vortheile gewähre, eine Frage, welche entschieden zu bejahen ist.

Die Organenlehre nimmt einige allgemeine (anatomische und physiologische) Wahrheiten als ihre Grundlagen in Anspruch. Es sind diese vier: das Gehirn ist das Organ des Geistes; das Gehirn ist nicht ein einfaches, sondern ein zusammengesetztes Organ; die Größe des Gehirns entspricht bei übrigens gleichen Umständen seiner Kraft; die Gestalt des Gehirns läßt sich im Ganzen aus der äußeren Kopfgestalt erkennen.

Die zahlreichen Gegner der Organenlehre unter den Aerzten lassen sich, trotz der sehr großen Mannigfaltigkeit der Ansichten im Einzelnen, unter zwei Hauptclassen bringen, in solche, welche jene Wahrheiten, ganz wie die Organenlehre, selbst als schlechthin irrig verwerfen, und in solche, welche zwar die

---

*) S. oben II. Heft.

**) Unter dem Wort Organenlehre verstehe ich hier und im Folgenden die Organenlehre der Phrenologie.

Organenlehre für irrig halten, aber jene Wahrheiten als wohl begründet anerkennen.

Die ersteren Gegner, welchen die Organenlehre mit sammt ihren Grundwahrheiten als Irrthum gilt, halten es eben darum für unverständig und thöricht, entgegengesetzter Ansicht zu sein. Sie halten, mit anderen Worten, die Organenlehre für unmöglich und glauben dies durch die Widerlegung jener Grundwahrheiten leicht darthun zu können. Unter dieser Classe der Gegner findet sich daher jene große Zahl von Kämpfern gegen die Phrenologie, welche Aufsätze, ja Bücher gegen sie schreiben, öffentlich gegen sie auftreten rc. Diese Gegner sind wenig achtungswerth, sie sind entweder sehr unwissenschaftlich, oder sehr leidenschaftlich, oder beides zugleich.

Die Gegner der anderen Classe erkennen jene Wahrheiten als solche an, aber sie sind nicht minder von der Irrigkeit der Organenlehre überzeugt; doch halten sie diese nicht für unmöglich und treten daher auch nicht kämpfend dagegen auf. Diese Gegner allein verdienen Achtung; es sind gewöhnlich wissenschaftliche, geistesfreie Männer. So ist z. B. Johannes Müller ein solcher Gegner; dieser erklärt ausdrücklich, daß der Phrenologie theoretisch — in Bezug auf jene ihr zum Grunde liegenden Sätze — nichts entgegenstehe, aber er verwirft sie gleichwol als unwahr.

Der Verwerfungsgrund dieser Gegner ist hauptsächlich dieser. Die Naturwissenschaften, sagt man, verdanken ihre heutige Größe nur der strengen Wissenschaftlichkeit ihrer Forschungen. Wenn in jeder Wissenschaft soviel Gewißheit als Mathematik ist, so zeichnet sich die heutige Naturforschung durch strenge, Augenschein und Zahlen fordernde Beweise aus. Die Phrenologie dagegen, hiervon weit entfernt, bewegt sich nur und kann sich nur in Hypothesen bewegen. Denn der Geist in seiner so flüchtigen und mannigfaltigen Thätigkeit läßt eine streng wissenschaftliche Methode der Forschung nicht zu. Die Phrenologie verdient daher besonders darum den Tadel und die Verwerfung des wahren Naturforschers, weil sie nicht die hypo-

thetische Natur ihrer vermeintlichen Wahrheiten anerkennt, sondern sich wirkliche Naturwissenschaft zu sein anmaßt.

Dieser Einwurf gegen die Phrenologie beruht auf einem Fehlschlusse. Wol ist die auf Augenschein und Zahlen gegründete Forschungsweise, welcher man in den Naturwissenschaften bisher gefolgt ist, die allein richtige für diese Wissenschaften, wol weicht von ihr die der Phrenologie sehr ab. Allein man beachte hier zweierlei.

Erstens. Da der Gegenstand der Phrenologie ein wesentlich anderer ist, als der aller übrigen Naturwissenschaften, indem diese es mit meßbaren und wägbaren Dingen, die Phrenologie mit den menschlichen Geistesthätigkeiten zu thun hat: — ist es nicht übereilt, die dort giltigen Gesetze auch hier anwenden zu wollen, und, wenn dieses sich als unthunlich erweist, hier gar keine Gesetze der Forschung für anwendbar zu halten? Ist nicht die Geisteslehre als Naturwissenschaft wesentlich neu? und darf und wird nicht das Neue auch neue Gesetze zu seiner Beurtheilung mitbringen? Wurden nicht alle großen Entdeckungen deswegen anfangs falsch beurtheilt und angefeindet, weil man sie nur nach den alten gewohnten Begriffen und Kenntnissen beurtheilen wollte? Zuletzt aber, ist nicht der menschliche Geist ein Gegenstand innerhalb der Natur? sollte man daher nicht, wenn dies auch bisher noch nicht gelungen war, die Naturgesetze seiner Thätigkeit zu ermitteln, die Geisteslehre zur Naturwissenschaft zu erheben vermögen?

Zweitens. Die mathematische Methode der Beweisführung kommt in der Phrenologie ganz eben so, wie in allen anderen Naturwissenschaften, nur in anderer Weise, zur Geltung. Man kann zwar die Charakterzüge und Geisteskräfte nicht, wie Anderes, abmessen und abwägen, ihre Stärke und Schwäche nicht in Zahlen feststellen, allein man kann mit voller mathematischer Sicherheit einen sehr starken Charakterzug (z. B. des Muthes, des Verheimlichungssinns, des Tonsinns, des Zahlensinns) von einem sehr schwachen unterscheiden. Und dies ist,

wohlverstanden! Alles, was die Phrenologie als strenge Wissenschaft fordert, als Wissenschaft, welche nur in der Nachweisung der Grundvermögen des Geistes besteht. Wol spielt auch hier wieder — insandum renovare dolorem! — wie überall in den Streitfragen der Phrenologie, die Unkenntniß der Gegner eine große Rolle. Man glaubt gewöhnlich nicht nur, die Phrenologie sei die bloße Kunst, die Stärke der einzelnen Charakterzüge eines Menschen an der Größe seiner Organe zu messen, sondern man kennt auch andrerseits die große Menge von sprechenden Fällen sehr starker oder sehr schwacher Charakterzüge nicht, welche bereits zur Nachweisung der Grundvermögen des Geistes als solcher gesammelt sind.

Alle anderen Gründe, welche gegen die Phrenologie geltend gemacht zu werden pflegen, sind so unerheblich, daß sie kaum Erwähnung verdienen, obgleich sie bei parteiischen Gegnern von Gewicht sein können. So spricht man z. B. wol von Thatsachen, welche gegen die Phrenologie vorlägen. Aber bis heute ist noch keine wirkliche Thatsache gegen diese Wissenschaft bekannt geworden. Was ist Thatsache? Was irgend ein Forscher als von ihm gefunden so nennt? Nein, sonst würde es in den Naturwissenschaften unzählig viele Thatsachen geben, welche keine sind. Sondern als Thatsache in der Wissenschaft gilt mit Recht erst das, was alle Männer des Faches als in der Erfahrung begründet anerkennen. Herr Dr. B. führte in seinem Vortrag eine gegen die Phrenologie sprechende „Thatsache" an, auf die er großes Gewicht legte. Er erzählte, ein namhafter Gelehrter (ich glaube Magendie) habe den Fall eines sehr starken Geschlechtstriebes beobachtet, wo nach dem Tode „gar kein" kleines Gehirn gefunden wurde. Allein es ist erlaubt, an der Richtigkeit dieser Beobachtung noch zu zweifeln, und Herr Dr. B. durfte dieselbe deswegen nicht eine Thatsache nennen, weil es ihm bekannt sein mußte, daß andere namhafte Gelehrte ganz Anderes gefunden haben wollen. So sagt z. B. Arnold (Phys. S. 827), nachdem er viele Einzelbeobachtungen aufgezählt: „Diese verschiedenen Erfahrungen sprechen unverkennbar für eine gewisse

Beziehung der Thätigkeiten des kleinen Hirns zu den Geschlechtsverrichtungen."

Mit diesen sogenannten Thatsachen von gleichem Werthe sind die zahlreichen Geschichten und Anekdoten, welche man sich davon erzählt, daß Gall oder andere Phrenologen in ihrem Urtheil geirrt und so selbst den Beweis von der Unwahrheit ihrer Lehre gegeben haben sollen. Die meisten dieser Geschichten sind gemacht oder entstellt, ja manche sogar ins Gegentheil verkehrt. Wir haben z. B. die Protokolle über den Besuch Gall's in den Gefängnissen von Berlin und von Spandau, wo er die überraschendsten Beweise von der Wahrheit seiner Lehre gegeben. Und doch hört man darüber im entgegengesetzten Sinne berichten. Wenn aber auch solche Erzählungen wahr wären, so würden sie gegen die Phrenologie deswegen nichts beweisen, weil diese nicht die Kunst ist, den ganzen Charakter jedes Menschen aus seiner Kopfgestalt zu bestimmen.

Theoretisch der schlechteste und schwächste, praktisch der bedeutendste und einflußreichste Grund gegen die Phrenologie ist bei Vielen der Autoritätsglaube. Die Phrenologie muß auf Irrthum beruhen, sagt man, sonst würden nicht so viel und gerade die bedeutendsten Männer diese Lehre verwerfen. Allein dieses Räthsel findet in der Unkenntniß der Phrenologie auch von Seiten der größten Gelehrten seine leichte Lösung. Noch etwas Anderes kommt hinzu. Wenn ein Gelehrter irgend einmal öffentlich, z. B. als Schriftsteller, gegen die Phrenologie aufgetreten war, so ist er dadurch, wenn sich auch seine Ansichten später geändert haben sollten, ein lebenslänglicher Feind dieser Lehre geworden. Erwägt man nun, wie viele Gelehrte, besonders Anatomen und Physiologen von Autorität, einmal veranlaßt waren, sich über die Phrenologie aus Unkenntniß ungünstig auszusprechen, so wird man sich nicht darüber wundern dürfen, daß diese Lehre in der öffentlichen Anerkennung so langsam und so mühsam fortschreitet. Desto mehr Grund für alle geistesfreien Gelehrten zu deren unparteiischer Würdigung!

Um diesen Gründen gegen die Phrenologie auch einen für

dieselbe gegenüber zu stellen, darf man auf den heutigen Zustand dieser Wissenschaft hinweisen. Diese hat längst die Kinderschuhe ausgetreten; ihre Vertreter, nichts weniger als Nachbeter Gall's, sind selbstständige Forscher, welche, über alle Hauptpunkte der Wissenschaft aus Ueberzeugung übereinstimmend, im lebhaftesten Ideenkampf über viele Einzelpunkte der großen Lehre begriffen sind. Und dagegen betrachte man die unendliche Ideenverwirrung unter den Gelehrten Deutschlands über diese höchste aller Naturwissenschaften! Die Nachwelt wird Mühe haben, diese Wirren zu begreifen. Außerhalb der Medicin werden diese noch größer. Der Arzt, der Jurist, der Theolog, der Philosoph, allen ist der Mensch der Mittelpunkt des Wissens, aber jeder geht von anderen Grundsätzen des Forschens aus, keiner versteht nur den andern. Es kann aber blos eine Wahrheit geben! Diese ist in der Menschenkunde enthalten: die Phrenologie vereinigt alle Wissenschaften zu einer einzigen.

V.

Eine Giftmörderin.

Das Licht des Geistes ist der Quell der Tugend,
Das Laster stammt aus Finsterniß und Nacht.

Der Zerstörungssinn im richtigen Maße ist bestimmt, dem Geiste die nöthige Thatkraft zu geben, um alle die Hindernisse, die sich uns im Leben entgegenstellen, aus dem Wege zu räumen, das Böse, das Schlechte zu zerstören. Die höchste Ausartung dieses Vermögens ist die zum Zerstören eines Menschenlebens, zum Morde führende Grausamkeit des Charakters. Nicht jeder Mord geht aus Grausamkeit hervor: allein ein Giftmord ist immer vorbedacht und also mit aus Grausamkeit verübt. Da es die Phrenologie nicht mit den oft mehr durch den Zufall bestimmten Handlungen des Menschen, sondern mit seinem Charakter zu thun hat, so liegt in einem Giftmorde immer ein für die Phrenologie bedeutsames Charakterzeugniß vor. Hier die kurze Geschichte eines solchen Mordes.

Georg Beckenbach, Landmann von Wilhelmsfeld bei Heidelberg, wurde am 10. April 1843 unweit seines Wohnortes mit dem Tode ringend gefunden. Eine Aeußerung, die er am Morgen, sich unwohl fühlend, gethan, daß er eine „böse" Suppe gegessen, auch das Gerücht, daß er mit seiner Frau nicht gut gelebt, veranlaßte die Behörde, die Untersuchung des Leichnams und die Verhaftung der Frau des Verstorbenen anzuordnen. Die

Untersuchung ergab eine unzweifelhafte Arsenikvergiftung, und obgleich die Beckenbach hartnäckig leugnete, so ließen doch die Beweise sie bald als die gewisse Thäterin erscheinen. Ein Zeuge z. B. sagte aus, daß sie ihm einige Zeit zuvor einen Carolin und die Kleider ihres Mannes versprochen habe, wenn er diesen aus der Welt schaffe.

Die Beckenbach (geb. 1815) war eines unter mehren unehelichen Kindern ihrer Mutter. Sie besuchte die Schule von ihrem siebenten Jahre bis zu ihrem Einsegnungstage, lernte aber darin nichts, nicht einmal lesen, was sie selbst „ihrem dummen Kopfe" schuld gab. Innerhalb 12 Jahren gebar sie 5 uneheliche Kinder, das erste schon in ihrem 16. oder 17. Jahre; nur zu den zwei ältesten wußte sie einen Vater zu bezeichnen. Im Oktober 1842 verheirathete sie sich auf Zureden ihrer Mutter mit Beckenbach. Im Verhafte gebar sie ein eheliches Kind. Beckenbach war ein Mann in den besten Jahren, der nicht über seine Frau, sondern über den sie die Herrschaft geübt zu haben scheint. Als er z. B. an seinem Todestage auf dem Wege zur Arbeit sich unwohl fühlte, weigerte er sich, von seinen Begleitern dazu aufgefordert, nach Hause zurückzukehren, aus Furcht, wie er sagte, von seiner Frau mit Vorwürfen wegen seiner Trägheit empfangen zu werden.

Am 3. Juni, fast drei Monate nach ihrer Einkerkerung, wurde die beharrlich leugnende Beckenbach im Gefängnisse belauscht, als sie mit einer andern, dazu aufgestellten Gefangenen über ihre That sprach, wobei sie sich roh scherzend äußerte. Als nun der Untersuchungsrichter eintrat und sie sich gleichsam auf der That ertappt sah, weigerte sie sich nicht weiter, ein Geständniß abzulegen, und that dies in folgender Weise. Sie hatte das Gift (Arsenik, das als Rattengift verkauft ihr zugänglich war) auf den Teller gestreut, aus dem ihr Mann seine Morgensuppe essen sollte. Ehe dieser in der Frühe zur Arbeit ging, schüttete er die Suppe in den Teller, und sie sah im Bette liegend zu, wie er aß.

Als Beweggrund ihrer That gab die Verbrecherin Abneigung, Haß gegen ihren Mann an. Obgleich sie wiederholt vor dem Richter äußerte, daß sie tausendmal ihre That bereut habe,

so zeigte doch Alles, daß dies keine Gemüthsreue war. Wenn die That, ohne an den Tag zu kommen, ihr geglückt wäre, so hätte sie schwerlich Reue darüber gefühlt. Ihre Verstandeskräfte, so schwach sie waren, waren durchaus gesund; an geistiges Irrsein war nicht zu denken: allein in dem ganzen Charakter lag eine schaudervolle Sittenrohheit zu Tage. Es wird in den Akten als sehr merkwürdig bezeichnet, daß sich kein einigermaßen genügender Beweggrund der That ergab.

Werfen wir nun einen Blick auf die Gehirnbildung der Verbrecherin. Der Schädel, durch die Säge geöffnet, zeigt die ungewöhnliche Dicke von durchschnittlich stark 3 Linien. Dennoch laufen die innere und die äußere Knochenfläche mit geringer Abweichung gleich. Nur an den Stellen des Organs des Zerstörungssinns und der Festigkeit ist der Knochen bedeutend dünner: selbst an der Schläfengegend behält er die volle Dicke von 3 Linien. Die genommenen Maße des im Ganzen mittelgroßen Kopfes sind diese: der Umfang des Schädels über die Mitte der Stirn und den Hinterkopf 19″ 3‴ (pariser Maß), von Gehörgang zu Gehörgang über die Schädelwölbung 13″ 9‴, der Längendurchmesser des Schädels 6″ 8‴, der Breitedurchmesser über dem Ohre 5″ 6‴, der Durchmesser von Schläfe zu Schläfe 4″ 2‴, von einem Organ der Vorsicht zum andern 5″ 2‴, vom Organ des Schlußvermögens zu dem der Vorsicht 4″ 3‴ (beide auf der Zeichnung mit † bezeichnet), vom Organ der Vorsicht zu dem der Kinderliebe 3″ 11‴, vom Gehörgang zur Mitte der Stirn 4″ 1‴, vom Gehörgang zum Organ des Schlußvermögens 3″ 10‴, vom Gehörgang zum Organ der Vorsicht 3″ 1‴, vom Gehörgang zum Organ der Kinderliebe 4″ 2‴. (Diese Maße mit dem Tastzirkel genommen.)

Die Größe der einzelnen Organe habe ich so gefunden: Geschlechtsliebe 5 *), Kinderliebe 5, Anhänglichkeit 3½, Kampfsinn 4½, Zerstörungssinn 6, Verheimlichungssinn 5, Erwerb-

---

*) 1 = sehr klein, 2 = klein, 3 = mittelmäßig, 4 = ziemlich groß, 5 = groß, 6 = sehr groß.

sinn 4, Vorsicht 4, Beifallsliebe 3 (erscheint von außen etwas stärker, als es sich von innen zeigt*)), Selbstgefühl 3, Festigkeit 5, Gewissenhaftigkeit $2\frac{1}{2}$ (von außen etwas größer, als von innen), Ehrfurcht 2, Hoffnung $3\frac{1}{2}$, Wohlwollen 3; der ganze vordere Gehirnlappen auffallend klein, keins von dessen einzelnen Organen sichtlich vor- oder zurückstehend.

Die That der Beckenbach möchte sich, mit Berücksichtigung ihrer Gehirnbildung, so als in ihrem Geisteszustand begründet erklären lassen. Es liegt sehr nahe, daß sie, so lange an ein völlig zügelloses Leben gewöhnt, bald am Dasein ihres Mannes Anstoß finden, ihn entfernt wünschen, ihn hassen mochte. Jedoch der Haß ist nur ein Gedanke, und der Gedanke des Bösen kann fast einen jeden Menschen beschleichen. Sagt doch der edle Lavater: „Wenn du dir nicht gestehen kannst, daß du die Wurzel aller Laster in deinem Herzen fühlst, so wirst du kein guter, würdiger Menschenbeobachter und Menschenkenner werden." Das Räthselhafte im vorliegenden Fall ist der Schritt vom wünschenden Gedanken zur vollbrachten That. Warum hat von vielen Tausenden, die einen Menschen hassen, denen vielleicht der schwarze Gedanke aufsteigt, den Tod des Gehaßten zu wünschen, die Beckenbach allein die Hand zur schrecklichen Erfüllung ihres Wunsches erhoben? Vergebens würden wir die Lösung dieses Räthsels von der bisherigen Geisteskunde erwarten, die nur im Allgemeinen von Rohheit, Sittenlosigkeit rc. als Ursachen der That spricht, ohne aber diese Ursachen in's Einzelne verfolgen, noch weniger sie in der gegebenen Gehirnbildung nachweisen zu können. Nur die Phrenologie kann auf die vorliegende Frage, vielleicht in folgender Weise, eine genügende Antwort geben. Während der bessere Mensch, wenn er sich auf einem Gedanken überrascht, welchen augenblicklich unbewachte niedere Neigungen

---

*) Die Anatomen vom Fach, welche die Phrenologie nur deshalb als irrig verwerfen, weil die Gestalt des Gehirns nicht aus der des Schädels zu erkennen sei, könnten leicht vermittelst verglichener Charakterschilderungen derer, an deren Leichnam sie die innere Schädelfläche prüfen können, die Phrenologie gründlich widerlegen oder bestätigen.

in ihm entstehen ließen, vor sich selbst erschrickt, und die Vermögen des Verstandes und des Gemüths schnell in ihre rechtmäßige Herrschaft wieder eintreten, erweckten in der Beckenbach nicht nur ihre niederen Neigungen, besonders der zügellose Geschlechtstrieb, den Wunsch, sich des Gatten entledigt zu sehen, sondern der sehr große, alle besseren Gefühle beherrschende Zerstörungssinn leitete sie sogar zu dem Gedanken an die Ermordung des Gatten und ließ sie dabei ohne Schrecken verweilen. Gleichwol bedarf es gewöhnlich auch von dem Gedanken eines Mordes zur vollbringenden That eines nicht kleinen Schrittes, dessen Möglichkeit hier darin gegeben war, daß jedes Gegengewicht gegen die überwältigende Herrschaft des Zerstörungssinns fehlte, daß alle edleren Anlagen und Gefühle in bedauernswürdiger Schwäche darniederlagen. Denn oft kann schon durch einen gewissen Grad von Verstand und Nachdenken eine solche That, die immer zugleich eine unverständige ist, verhindert werden. Allein die Verstandeskräfte der Beckenbach waren sehr schwach. Oder es kann neben dem Zerstörungssinn ein einigermaßen kräftiges Wohlwollen die Wagschalen des Gemüths im nöthigen Gleichgewicht erhalten. Aber auch das Wohlwollen war hier nur kümmerlich entwickelt. Oder das lebendige Gefühl der Ehrfurcht, die Scheu vor göttlichen und menschlichen Geboten kann eine solche Unthat verhüten. Allein der Sinn der Ehrfurcht war bei der Verbrecherin bedauerlich klein. Oder endlich die Gewissenhaftigkeit, das Gefühl für Recht und Unrecht kann vor der That des Mordes zurückschaudern lassen. Aber auch dieses entbehrte hier aller kräftigen Entwickelung. Das Vermögen der Festigkeit dagegen, welches, wenn es klein gewesen wäre, die That durch Unentschlossenheit wol nicht hätte zur Ausführung kommen lassen, unterstützte durch seine volle Stärke das Vollbringen der That. Indem also die Veränderung der vorliegenden Charakterbildung in einem einzigen Punkte dieselbe zu einer etwas günstigern hätte gestalten können, vereinigte sich Alles, sie zu einer der ungünstigsten zu machen, die gefunden werden kann, zu einer Charakterbildung, die auch gegen die schrecklichste Unthat keinen

Schutz in sich selbst finden konnte. So erklärt es sich denn einestheils, wie die That der Beckenbach in ihrem Charakter ihre nothwendige Bedingung fand, anderntheils, warum ein solcher Charakter glücklicher Weise nur selten im Leben uns begegnet.

Was die Zeichnung betrifft, so ist es wol überflüssig, auf die einzelnen Organe, deren Maße meistens genügend kenntlich sind, besonders aufmerksam zu machen. Ich hebe nur die beiden Punkte hervor. Erstens. Die sehr niedere Wölbung des Oberschädels (oder des Schädeltheils, welcher über der Linie liegt, die man sich durch die † † rings um den Kopf gezogen denkt) ist das ständige Merkmal eines niederen, gemüthlosen Charakters. Das Verhältniß stellt sich für unsern Fall noch bedeutend ungünstiger, wenn man die beträchtliche Dicke des Schädelknochens in Anschlag bringt. Die Höhlung der obern Schädelwölbung ist von innen betrachtet, besonders an der vordern Gehirnhälfte, außerordentlich gering. Zweitens. Nicht minder bemerkenswerth ist die Kürze des vordern Gehirnlappens, die freilich von innen unmittelbar, aber annähernd auch von außen zur Anschauung kommt. Nämlich die Linie a b (Fig. 1) ist vom Mittelpunkte der Stirn bis zum weitest vorstehenden Theil des Hinterkopfes gezogen; zieht man nun senkrecht auf diese Linie und durch die Mitte des Gehörgangs die Linie c d, so zeigt sich der vordere Theil der Linie a b (die Linie a e) kürzer, als der hintere Theil dieser Linie (als der Linie e b), der Vorderkopf kürzer, als der

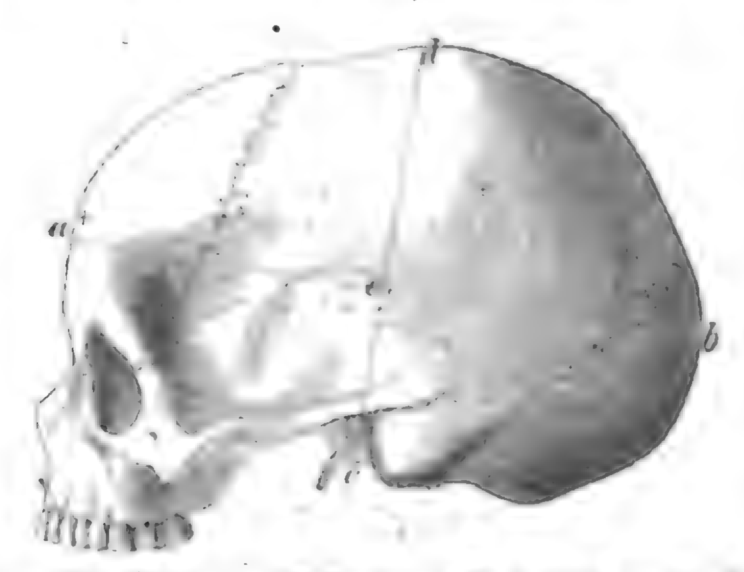


Fig. 1. Der Schädel der Giftmörderin Beckenbach von der Seite.

Fig. 2. Derselbe Schädel von vorn.

Fig. 3. Derselbe Schädel von oben.

Hinterkopf. Dieses Verhältniß des Vorder- und Hinterkopfes wird ebenso gewiß nicht bei sehr verständigen, als das vorige der niedern Schädelwölbung nicht bei sehr gemüthvollen Menschen gefunden. Die Verschiedenheit der Länge des vordern Gehirnlappens gibt zugleich Aufschluß über den unbegründeten Einwurf, der oft gegen die Phrenologie gemacht wird, daß „hohe" Stirnen bei wenig verständigen Menschen gefunden werden. Die bloße „Höhe" einer Stirn ist kein Gehirnmaß, so wenig, als die bloße „Breite". Man sollte daher phrenologisch nur von leeren und vollen, flachen und ausgewölbten Stirnen als allgemeinen Gegensätzen sprechen.

Ich habe die Beckenbach im Leben gekannt. Sie war ein starkes, gesundes Bauernweib, sanguinisch-cholerischen Temperaments. Die regelmäßigen Gesichtszüge erschienen auf den ersten Blick nicht unangenehm: doch bei näherem Ansehen bemerkte man einen äußerst rohen Zug um den Mund, besonders aber fiel ein unheimliches, ich möchte beinahe sagen, thierisch wildes Feuer ihres tiefliegenden dunklen Auges auf. Vom Maße ihres Verstandes mag das Folgende Zeugniß geben. Als ich ihr während der phrenologischen Untersuchung sagte, sie sei nicht fromm, das Beten sei nie ihre Sache gewesen, so entgegnete

Digitized by Google

sie: o doch, sie habe das Unser Vater und den Glauben beten können. Als ich ihr bemerkte, ich meine das innere Beten, so erwiederte sie: nein, im „G'müth“ habe sie „nicht drei Worte“ beten können.

Die Beckenbach wurde am 22. Januar 1844 zu Heidelberg mit dem Schwerte hingerichtet. Die Verbrecherin verdient unser Mitleid; sie war mit einer höchst ungünstigen Geistesanlage zur Welt gekommen, sie war in Verhältnissen herangewachsen, welche sie, statt den Mangel der Anlage durch die Macht des Beispiels und der Erziehung zu verbessern, den Pfad des Lasters betreten und darauf unaufhaltsam fortwandeln ließen. Das Gesetz ist nicht folgerichtig, welches eine Uebelthat, durch fehlerhafte Bildung der Verstandessinne (durch Irrsinn) veranlaßt, unzurechnungsfähig nennt, eine Uebelthat dagegen, durch fehlerhafte Bildung der Gemüthssinne (den schlimmeren Irrsinn) hervorgerufen, des Mitleids für unwerth hält. Eine Strafe kann nur dann gerecht sein, wenn sie nicht zu dem Unglück des Verbrechens nur blos ein neues Unglück hinzufügt, sondern wenn sie zugleich für den Uebelthäter eine Wohlthat ist, d. h. wenn sie ihn bessert. Daher ist die Todesstrafe, weil sie nur nimmt, ohne zu geben, und weil sie sogar die Möglichkeit der Besserung des Verbrechers ausschließt, doppelt ungerecht. Ueberdies liegt in der Todesstrafe, insofern in ihr gleichsam ein Mord durch einen Mord gesühnt werden soll, etwas sittlich höchst Unheimliches. Es gibt nun zwar Viele, welche die hier ausgesprochene Ansicht theilen, welche aber glauben, daß die Todesstrafe, obgleich an sich eine ungerechte, eine nothwendige sei, um von Verbrechen abzuschrecken. Allein schwerlich möchte dieser Grund haltbar sein. Es könnte vielmehr durch die Todesstrafe leicht das Gegentheil von dem bewirkt werden, was dadurch bewirkt werden soll. Eine Hinrichtung ist etwas Fürchterliches, und das menschliche Gemüth ist besonders für schlimme Eindrücke allzu empfänglich. Aus einer Zahl von 169 Personen, die in England innerhalb einer gewissen Zeit hingerichtet wurden, waren 164 zuvor bei Hinrichtungen gegenwärtig gewesen. Man kann dem Menschen

die Grausamkeit anlernen. In dieser Ansicht kann man nur bestärkt werden, wenn man gesehen hat, wie z. B. die Hinrichtung der Beckenbach für viele tausend Menschen ein Fest war, wie Auftritte der Rohheit sich häuften, wie Schwelgereien den Freudentag ausfüllten. Allein wenn wir auch die Frage unentschieden lassen, ob durch eine Hinrichtung mehr ein guter oder mehr ein schlimmer Eindruck hervorgebracht werde, so geht doch wol der irrende Mensch am sichersten, wenn er den Grundsatz zu dem seinigen macht, daß der Zweck niemals die Mittel heilige.

VI.

Praktischer Unterricht in der Phrenologie.

Kühn und groß ist der Mensch: er mißt am Gewölbe des Himmels
Und am Gewölbe des Haupts die unermeßliche Welt.

1.

Die praktische Phrenologie oder die Organenlehre ist im Ganzen nicht ein schwieriges, sondern ein leichtes und überdies ein sehr lohnendes und genußreiches Studium. Auch ist sie einem Jeden, der nur einiges Beobachtungstalent besitzt, zugänglich, und man muß nicht, wie z. B. bei der Physiognomik, ein besonderes Genie dafür besitzen, um darin Tüchtiges zu leisten. Ebenso wenig braucht man dazu Gelehrter von Fach, Philosoph, Mediciner u. s. w. zu sein. So wie wir Musik erlernen, ohne Musiker von Fach zu sein, so können Gelehrte und Ungelehrte, Männer und Frauen — mit geringeren Opfern an Zeit und Mühe, als das Spielen eines musikalischen Instruments erfordert — die praktische Phrenologie mit den dazu nöthigen medicinischen und psychologischen Kenntnissen erlernen, und der Genuß und der praktische Nutzen dieses Wissens ist, auch ohne daß es sich zur Meisterschaft erhebt, ein sehr großer.

Der Unterricht in der praktischen Phrenologie kann nicht passender als mit den Worten eingeleitet werden, daß die Phrenologie das nicht ist, für was man sie gewöhnlich hält, nämlich nicht die Kunst, aus der Erforschung der Kopfgestalt den ganzen

Charakter des Menschen nach allen einzelnen Zügen wissenschaftlich sicher zu bestimmen. Die Phrenologie kann dies aus mehren Gründen nicht sein, unter Anderm deswegen nicht, weil die Hirnschale kleine Ungleichheiten und Unregelmäßigkeiten in der Dicke zeigt, welche die genaue Größe der einzelnen Gehirnorgane zu erkennen verhindern.

Wenn aber, so möchten hier Manche einwerfen, der Phrenologie diese wissenschaftliche Sicherheit im genauen Bestimmen der Charakterzüge fehlt, so fehlt ihr damit die echte Wissenschaftlichkeit und ihr Urtheil ist gesprochen. Diese Lehre ist dann eine geistreiche Spielerei, wie etwa die Physiognomik, welche auch wol vieles Wahre, aber nichts wissenschaftlich Feststehendes enthält. Der wahre Naturforscher, der Mann der strengen Wissenschaft, ist daher in seinem Rechte, wenn er der Phrenologie keinen Geschmack abgewinnen kann und sie aus dem Bereiche seiner Forschungen ausschließt.

Allein dieses Urtheil beruht auf einem Fehlschlusse. Die Phrenologie besitzt vielmehr den Charakter der strengen Wissenschaftlichkeit, sowie jede andere Naturwissenschaft, wie z. B. die Chemie oder die Physik. Denn die Phrenologie vermag zwar nicht die ganz genaue Größe der einzelnen Gehirntheile oder Organe aus der äußern Kopfgestalt zu erkennen, aber sie vermag mit vollkommener mathematischer, also wissenschaftlicher Sicherheit ein sehr großes Gehirnorgan von einem sehr kleinen zu unterscheiden. Nur mit der Erforschung solcher Gehirnorgane aber hat es die Phrenologie als Wissenschaft zu thun, um so mehr, da alle entschiedenen Charakterzüge des Menschen auf der sehr starken oder sehr schwachen Entwickelung der Grundkräfte des Geistes und seiner Organe beruhen.

Die Wahrheit, daß ein sehr großes Gehirnorgan von einem sehr kleinen wissenschaftlich sicher unterschieden werden kann, findet eine nähere Begründung und Nachweisung darin, daß die Ungleichheit und Verschiedenheit in der Dicke der Hirnschale nur höchst unbedeutend ist und gar nicht im Verhältniß steht zu der großen Verschiedenheit der menschlichen Gehirn- oder Kopf-

stalten. Die erstere Verschiedenheit nämlich beträgt nur etwa den zehnten Theil der letztern, nur eine halbe bis anderthalb Linien, während die letztere einen halben bis zu zwei und drei Zoll beträgt. Ein Kopf kann an der Stelle irgend eines Organs um einen, zwei, ja drei Zoll stärker entwickelt sein, als ein anderer an derselben Stelle. In solchen Fällen ist es nicht möglich, daß man sich über die Stärke eines Gehirntheils im Wesentlichen täuscht, wenn sich auch dessen Größe nicht mathematisch genau erkennen läßt. Dieselbe Unvollkommenheit der praktischen Kunst im Verhältniß zur Wissenschaft findet sich bekanntlich bei allen Naturwissenschaften, wie z. B. bei der Chemie. Wenn ein Mineralwasser chemisch untersucht wird, so findet der Forscher die Stoffe, welche in großer Menge sich darin befinden, mit voller wissenschaftlicher Sicherheit auf, aber er weiß das mathematisch genaue Maß jedes Stoffes nur annähernd anzugeben.

2.

Die Schwierigkeiten, welche für die praktische Phrenologie in der Ungleichheit der Dicke der Hirnschale liegen, können noch bedeutend dadurch verringert werden, daß man die Stellen der Hirnschale kennen lernt, wo sich solche Ungleichheiten zu finden pflegen, und daß man dann diese Ungleichheiten des Schädelknochens bei der Beurtheilung der Größe eines Gehirnorgans abrechnet. Werfen wir hier einen Blick auf die Bildungsgeschichte des Schädels.

Beim werdenden Menschen ist das Gehirn in seiner Masse und seiner Gestalt schon ganz vorhanden, ehe erst der Schädelknochen sich zu bilden und es zu überwachsen beginnt. Diese Bildung des Knochens geht von einigen bestimmten Punkten aus: an jedem derselben fängt Knochenmasse an sich abzusetzen und wächst dann von da an rings strahlenförmig fort, so wie etwa an einer Fensterscheibe die Feuchtigkeit strahlenförmig gefriert. Dadurch entstehen sehr dünne Knochenplatten, die man mit Schuppen vergleichen kann und die an ihrem Mittelpunkte etwas stärker an Masse sind, als an der übrigen Fläche. Diese

Knochenschuppen bedecken endlich das ganze Gehirn, ohne jedoch irgendwo sich über einander zu schieben, sondern jede Schuppe grenzt nur an die andere an, ja dies nicht überall, denn an einigen Stellen bleiben zwischen den Knochenschuppen leere, von Knochenmasse unbedeckte Räume, welche Fontanellen heißen. Die größte Fontanelle findet sich auf der Mitte des Oberkopfs, da wo vier Knochenschuppen an einander grenzen.

Der Knochenansatzpunkte, also der Knochenschuppen, sind (was die obere Bedeckung des Gehirns betrifft und abgesehen von den Gesichtsknochen und den Knochen an der untern Fläche des Gehirns) im Ganzen sieben. Zwei Schuppen heißen Stirnbeine; ihre Mittel- oder Knochenansatzpunkte sind auf der obern Stirn rechts und links beim Organ des Schlußvermögens, da, wo man bei vielen Menschen die sogenannten Stirnhöcker bemerkt. Zwei andere Schuppen, die größten von allen, heißen Seitenwandbeine, und deren Mittelpunkte liegen über und hinter dem Ohr am höchsten und hintersten Theile der Seitenfläche des Kopfs beim Organ der Vorsicht oder Sorglichkeit. Wenn das Kopfhaar nicht die Beobachtung hinderte, so würde man bei vielen Menschen hier eine noch bedeutendere Knochenerhöhung, als die Stirnhöcker sind, bemerken. Zwei weitere kleinere und unbedeutende Knochenschuppen, die sogenannten Schläfenbeine, liegen an dem untern Seitentheil des Kopfs zwischen Auge und Ohr. Die siebente und letzte Schuppe, das Hinterhauptbein, hat ihren Mittelpunkt am untersten Theile des Hinterkopfs gerade auf der Grenze zwischen Kopf und Hals zwischen dem Organ der Kinderliebe und dem der Geschlechtsliebe. Dieser Verknöcherungspunkt ist weit der stärkste von allen; fast jeder Mensch kann hier an seinem Kopfe eine bohnengroße oder oft noch größere Knochenerhöhung bemerken. Da diese Stelle der ungefähre Mittelpunkt des Hinterhauptbeins ist, so folgt, daß dieses noch zum Theil die untere Fläche des Gehirns (nämlich das sogenannte kleine Gehirn) umschließt.

Zur Zeit der Geburt des Menschen, wo die Schädelknochen die hier beschriebene Beschaffenheit haben, ist die Kopfgestalt

noch keine feste, sondern noch von äußeren Einflüssen abhängig. Man hört oft die Ansicht aussprechen, daß es in der Macht der Hebamme stehe, dem Kopfe des Kindes für's ganze Leben diese oder jene Gestalt zu geben. Allein dies ist ganz irrig. Noch weit gewaltsamer, als es die Hebamme vermöchte, wirkt die Geburt selbst auf die Kopfgestalt ein, aber selbst diese Einwirkung (welcher das Drücken des Kopfs von Seiten der Hebamme nur entgegenwirken soll) ist nur eine kurz vorübergehende, und gewöhnlich schon nach einigen Tagen nimmt der Kopf (das Gehirn) auch ohne alle äußere Beihülfe die Gestalt wieder an, welche er vor der Geburt hatte. Das lebendige und schnell wachsende Gehirn bildet sich sehr bald den todten und noch

Schädel eines neugeborenen Kindes: Vordere Ansicht.

Seitenansicht.

Ansicht von Oben.

Hinteransicht.

weichen Knochen in der Gestalt an, wie es sich denselben vor der Geburt angebildet hatte.

Die Knochenschuppen wachsen sehr bald ganz zusammen, indem auch die Fontanellen sich schließen (mit Ausnahme der großen, welche längere Zeit offen bleibt). Die an einander grenzenden Knochenschuppen verwachsen an den Rändern zu einer einzigen, das ganze Gehirn bedeckenden Knochenschale. Die Verwachsungsstellen heißen Nähte, welche (mit Ausnahme der Naht zwischen den beiden Stirnbeinschuppen) immer am Knochen sichtbar bleiben und das Aussehen einer feingezackten unregelmäßigen Verzahnung haben. Solcher Nähte gibt es hauptsächlich drei: die Kranznaht, welche das Stirnbein mit den Seitenwandbeinen verbindet, sie läuft quer über den Oberkopf, nicht ganz in der Mitte, sondern etwas nach vorn zu zwischen dem Organ des Wohlwollens und dem der Veneration; ferner die Lambdanaht, die Verbindungsnaht zwischen dem Hinterhauptbeine und den Seitenwandbeinen; endlich die Pfeilnaht zwischen den beiden Seitenwandbeinen auf der Mittellinie des Oberkopfes, sie reicht von der Kranznaht zur Lambdanaht und geht mitten über die Organe (die Doppelorgane) der Veneration, der Festigkeit, des Selbstgefühls und des Einheitssinns. Die Nähte bilden schmale, kaum einen kleinen Finger breite, bald mehr, bald weniger aufgeworfene Wülste oder Erhöhungen des Knochens, welche über die Stärke der darunter liegenden Gehirntheile täuschen könnten, indem man, durch jene Wülste veranlaßt, entweder die darunter liegenden Organe für größer, oder aber die unmittelbar daneben liegenden vergleichungsweise für kleiner halten könnte, als sie wirklich sind.

Die genaue Kenntniß sowol der Knochenansatzpunkte, als der Nähte ist auch darum von Wichtigkeit, weil sie sehr die Kenntniß der Stelle der einzelnen Organe erleichtert.

Obgleich wir nun aber diese Ungleichmäßigkeiten in der Dicke der Hirnschale an den verschiedenen Stellen des Kopfs kennen gelernt haben und uns also schon durch diese Kenntniß vor großen Fehlern in der Beurtheilung der Gehirngestalt zu hüten

wissen, so kann doch für die praktische Phrenologie nicht eindringlich genug die Wahrheit wiederholt werden, daß wir nur dann, wenn ein Gehirntheil oder Organ entweder sehr groß oder sehr klein erscheint, eine sichere und streng wissenschaftliche Vergleichung jenes Gehirntheils einerseits und des entsprechenden Geistesvermögens andererseits zu ziehen im Stande sind.

3.

Da die Phrenologie eine Naturwissenschaft ist, so ist die erste Aufgabe für ihr Studium die Kenntniß ihrer Thatsachen, erst die zweite Aufgabe ist deren Erklärung. Thatsachen in der Phrenologie sind die einzelnen als erwiesen betrachteten Organe. Jedoch um bei dem ersten Studium der Phrenologie den streng wissenschaftlichen Weg zu gehen, dürfen wir hier eigentlich noch nicht von Organen sprechen, oder wir müssen uns wenigstens die auf einem Schlusse beruhende Bedeutung des gebrauchten Wortes Organ klar vor Augen stellen. Denn der phrenologische Satz, daß ein gewisser Gehirntheil das Organ eines gewissen Geistesvermögens sei, geht schon über die thatsächliche Wahrheit hinaus, enthält schon einen Schluß aus der Thatsache, eine Erklärung derselben, und würde sich daher zu einer Thatsache für's allererste Studium, welche eine möglichst einfache sein muß, nicht eignen. Die aus jenem Satz ausgeschiedene ursprüngliche oder einfache Thatsache ist vielmehr diese: In allen Fällen ohne Ausnahme, wo bei einem Menschen ein bezeichneter bestimmter Gehirntheil sehr groß ist, wird ein bezeichnetes bestimmtes Geistesvermögen sehr stark gefunden, und ebenso in allen Fällen ohne Ausnahme, wo jener Gehirntheil sehr klein ist, zeigt sich jenes Vermögen sehr schwach.

Man könnte vielleicht auch in diesem Satze noch nicht eine reine Thatsache, sondern noch einen Schluß enthalten finden, den Schluß von der äußern Kopfgestalt auf die Gehirngestalt. Allein dieser Schluß kann nicht mehr in Frage stehen, weil wir ja nur die sehr starke oder die sehr schwache Entwickelung

der betreffenden Kopfstelle berücksichtigen, wo wir uns über die Entwickelung der Gehirnstelle nicht täuschen können. Uebrigens bleibt sich die Sache ganz gleich, wenn wir auch über diesen Schluß zurückgehen und in unserm Satze von der Kopfstelle, statt von der Gehirnstelle sprechen. Wenn die Thatsache wahr ist, so brauchen wir immer eine Erklärung, und wir hätten dann von der um einen Schritt weiter zurückgestellten Thatsache bis zu deren Erklärung nur einen Schritt mehr vorwärts zu machen.

Es versteht sich von selbst, daß da, wo es sich von zu erwerbenden Kenntnissen handelt, nur das Wissen, nicht das Glauben gelten kann. Wer blos der Behauptung der Phrenologen glaubt, daß der obige Satz Wahrheit enthalte, dessen Glaube hat wenig oder keinen Werth, denn der Glaubende könnte später ebensowol der Behauptung der Gegner der Phrenologie glauben, daß jener Satz ein Irrthum sei. Daher ist eine der ersten Bedingungen zum erfolgreichen Studium der Phrenologie, daß wir allen Glauben an deren Wahrheit zu Hause lassen und nur das eifrige und nüchterne Bestreben zu wissen zum Studium mitbringen, d. i. zu wissen, ob in allen Fällen jene ausnahmslose Uebereinstimmung zwischen der Gehirngestalt und der Geistesentwickelung stattfindet oder nicht.

Zur Beobachtung der Natur genügt hier häufig schon das Auge. Denn weil mittlere Entwickelungen natürlich nicht in Betracht kommen, sondern nur die Fälle der sehr entschiedenen Entwickelungen eines Gehirntheils in der Wissenschaft, also auch für unser Studium, Geltung haben, so wird schon das bloße Betrachten des Kopfs uns trotz des Kopfhaars erkennen lassen, ob eine Kopfstelle sehr stark oder sehr schwach entwickelt ist. Allein theils weil bisweilen die Fülle des Kopfhaars der Beobachtung des Auges im Wege ist, theils weil wir so genau und gründlich, als immer möglich, bei der wissenschaftlichen Erforschung einer Thatsache zu Werke gehen müssen, so ist, wenn wir uns von der Entwickelung einer mit Haar bewachsenen Stelle des Kopfs unterrichten wollen, das Befühlen und Betasten desselben nothwendig.

Hierbei sind besonders zwei eben so einfache als wichtige Regeln zu beobachten, an deren Nichtkenntniß häufig schon das Studium der praktischen Phrenologie gescheitert ist. Das Betasten geschieht erstens nicht, wie man gewöhnlich glaubt, mit den Spitzen der ausgestreckten Finger, sondern die vier Finger der Hand werden lose zusammengelegt und durch das Aufdrücken und vielfältige Hin- und Herbewegen derselben sucht man durch das Haar hindurch eine Anschauung von der Kopfgestalt zu gewinnen. Zweitens muß, wie sich versteht, da die ganze Untersuchung nur auf der Vergleichung der einzelnen Kopfstellen unter sich beruht, nicht blos die eine Kopfstelle, deren Entwickelung wir kennen lernen wollen, sondern zugleich alle ringsum gelegenen betastet werden.

Da die Phrenologie Naturwissenschaft ist, so zerfällt sie für das praktische Studium in ihre einzelnen Thatsachen, d. i. in die als erwiesen betrachteten Organe. Für den Anfänger liegt nun eine Schwierigkeit in der großen Zahl der Organe. Wo soll man mit dem Studium beginnen, wo aufhören, zumal wenn man die leichter und die schwieriger zu erkennenden Organe nicht zu unterscheiden weiß? Wir wollen hier einige wenige, drei, der in ihrer Entwickelung leicht zu unterscheidenden Organe, das der Veneration, der Vorsicht und des Selbstgefühls, etwas näher in's Auge fassen, um mit ihnen das praktische Studium der Phrenologie im Leben beginnen zu können. Wie überall, so ist auch hier nur der Anfang schwer. Wer an der Unterscheidung dieser drei Organe sein Urtheil geübt, hat weit die größten Schwierigkeiten des Studiums der praktischen Phrenologie überwunden.

4.

Das Organ der Veneration liegt unmittelbar hinter der Kranznaht, gerade unter der sogenannten großen Fontanelle auf der Mitte des Oberkopfs. Das Organ könnte dann, wenn die davor liegende Wulst der Kranznaht stark ist, wegen der hier alsdann gefundenen scheinbaren Vertiefung für kleiner ge-

halten werden, als es ist, ein Irrthum, der natürlich leicht vermieden werden kann. Eine weitere Vorsicht ist in Bezug auf die Pfeilnaht nöthig. Die Wulst dieser Naht (wenn vorhanden) ist sehr leicht durch ihre Schmalheit von der starken Entwickelung des Organs oder vielmehr der beiden Organe der Veneration, welche zusammen die volle Breite zweier Finger haben, zu unterscheiden. Am gewöhnlichsten aber ist die Wulst dieser Naht an der fraglichen Stelle gar nicht vorhanden und

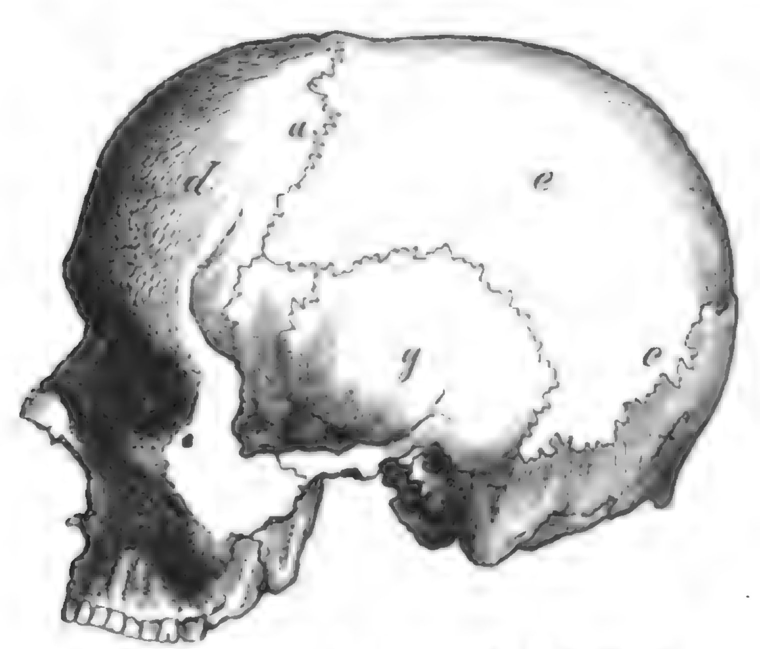


Fig. 1. Mittelgroßes Organ der Veneration.

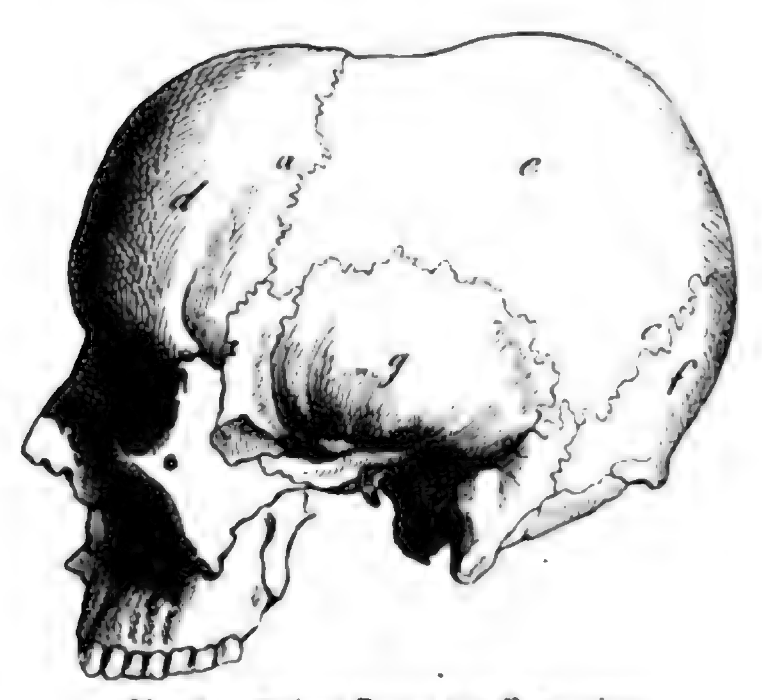


Fig. 2. Kleines Organ der Veneration.

Fig. 3. Großes Organ der Veneration.

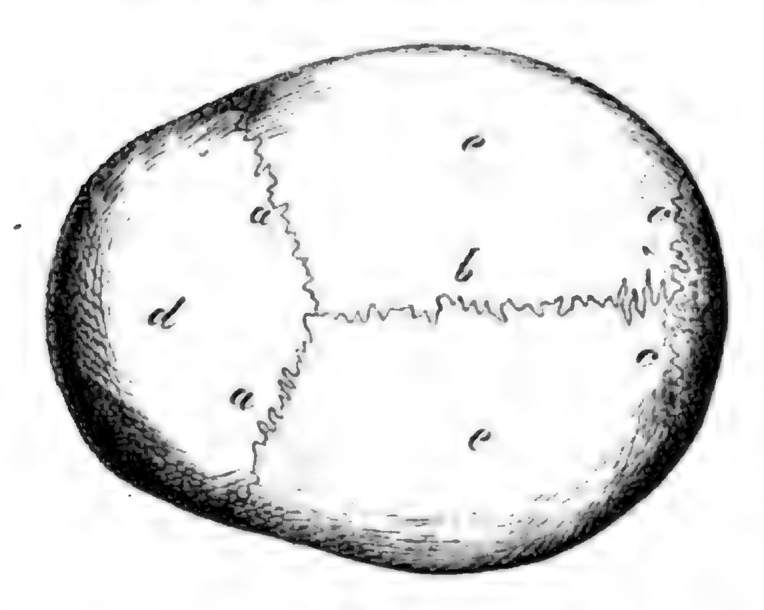


Fig. 4.

a. Kranznaht. b. Pfeilnaht. c. Lambdanaht. d. Stirnbein. e. Seitenwandbein. f. Hinterhauptbein. (g. Schläfenbein.)

überhaupt der Knochen (aus Ursache der gewesenen Fontanelle) oft ziemlich dünn, in welchem Falle bisweilen die beiden fraglichen Organe getrennt wahrgenommen werden können, zwischen welchen dann, weil sie nicht fest an einander liegen, eine kleine schmale Rinne oder Vertiefung gefunden wird, die natürlich für die Beurtheilung der Größe des Organs so wenig Bedeutung hat, als im andern Falle die an derselben Stelle hinlaufende, durch die schmale Wulst der Pfeilnaht gebildete Erhöhung.

Großes Organ der Veneration: Friedrich Gottlob Klopstock.

Diese Schilderung gibt nun aber und kann noch keine wirkliche Kenntniß des Organs geben, sondern nur die Anleitung, sich diese durch eigene Anschauung zu erwerben. Man glaubt oft fälschlich, kein Talent für phrenologische Untersuchungen zu haben, wenn man beim ersten Anfang eine Kopfstelle gar nicht zu beurtheilen, sie weder stark, noch schwach entwickelt zu nennen weiß. Allein erst wenn man durch Anschauung eine Vergleichung gewonnen, d. i. wenn man eine Kopfstelle bei einer Zahl von Köpfen (funfzig oder hundert) untersucht und sie bei einigen sehr stark, bei anderen sehr schwach entwickelt gefunden hat, erst dann und nicht eher kann man möglicher Weise ein Urtheil über deren Entwickelung besitzen. Man wird selbst wohlthun, so lange nicht an den eigentlichen Zweck der phrenologischen Untersuchung — die Vergleichung des Charakters mit der Organentwickelung — zu denken, als bis man die Schwierigkeiten der Kopfuntersuchung selbst überwunden, und sich ein klares und bestimmtes Urtheil über eine starke

Digitized by Google

und eine schwache Entwickelung der fraglichen Kopfstelle gebildet hat.

Hat man dann einmal dieses Urtheil gewonnen, so verstärke man nöthigenfalls den Eifer im weitern Forschen und Sammeln der zur Ueberzeugung von der Ausnahmslosigkeit der Thatsache nöthigen Zahl von Fällen durch das Bewußtsein des Werths und der Wichtigkeit der Sache. Wer auch nur diese eine Thatsache der Phrenologie durch Selbstanschauung im Leben als solche erkannt hat, sie also nicht blos glaubt, sondern weiß, der besitzt darin eine Kenntniß, welche für das Studium der Phrenologie viel wichtiger ist, als wenn er zahlreiche Werke über diese Wissenschaft gelesen, aber dabei jene Selbstkenntniß der thatsächlichen Wahrheit der Phrenologie sich nicht erworben hätte.

Was den Sinn der Veneration selbst betrifft, welchem die deutschen Phrenologen am häufigsten den Namen des Sinnes der Ehrfurcht gegeben haben, so ist darüber dem Anfänger in der praktischen Phrenologie, welcher ausführlichere Werke zum Nachlesen nicht zur Hand hat, wenigstens das Folgende zu wissen nöthig. Die Phrenologie hat bei der Bezeichnung der meisten Grundkräfte mit den Worten zu kämpfen, und so auch hier. Da der fragliche Sinn der der Ehrfurcht zugleich gegen die Gottheit und gegen die Menschen ist, so ist er also vor Allem der der Religiosität, welcher Begriff in dem Worte Ehrfurcht nicht eigentlich liegt, noch weniger in dem für den Sinn auch wol gebrauchten Wort Ehrerbietung. Die Engländer treffen hier die Bezeichnung besser; sie haben dafür das Wort Veneration, welches sehr glücklich die ganze Bedeutung des Sinnes in Eins zusammenfaßt. Es ist daher wol erlaubt, dieses Wort für die deutsche Darstellung der Wissenschaft zu adoptiren.

Ist der Sinn der Veneration sehr groß, so äußert sich dies schon in der frühen Jugend. Das Kind ist alsdann — falls nicht die übrige Organisation eine entschieden ungünstige ist — vergleichungsweise leicht zu erziehen, folgsam und fügsam, ehrerbietig gegen Eltern und Lehrer, was bisweilen, bei sehr schwachem Selbstgefühl, bis zur äußersten Schüchternheit

steigt. Nicht ganz selten sind die Fälle, wo der sehr große Sinn der Veneration sich auch schon beim Kinde als religiöses Gefühl äußert: das Kind von 8, 10, 12 Jahren liebt es zu beten, die Kirche zu besuchen, auch ohne durch Erziehung oder Beispiel besonders dazu angeleitet zu sein. Bei sehr schwachem Sinn der Veneration im Gegentheil zeigt das Kind einen Mangel an Ehrerbietung gegen Eltern und Lehrer, gegen das Alter, es ist unfügsam, eigensinnig, widerspenstig, was bisweilen, wenn die Organisation überhaupt eine niedere ist, bis zur Frechheit geht. Bei Knaben, welche wegen nicht zu zügelnder Widerspenstigkeit gegen die Lehrer aus den Schulanstalten entfernt werden, ist immer das Organ der Veneration klein gefunden. Jedoch oft schlagen die Kinder mit sehr schwachem Sinn der Veneration später zum Guten um, werden tüchtige und wackere Menschen, dies nämlich dann, wenn die übrige Organisation eine günstige ist.

Bei den Erwachsenen ist das Verhältniß der starken zur schwachen Entwickelung des fraglichen Sinnes ein ähnliches wie bei den Kindern, nur mit dem entsprechenden Unterschiede in den Begriffen und Verhältnissen. Aus einer starken Entwickelung des Sinnes entspringt alles Das, was man Pietät im menschlichen Charakter nennt, dieses Wort in der umfassendsten Bedeutung genommen. Also Sinn für Autorität in Sachen des Wissens und des Lebens, z. B. in politischer Hinsicht die conservative, legitimistische, absolutistische Gesinnung, welcher eine Herrschaft nicht leicht stark genug zu sein, Majestät genug zu haben scheint. (Autorität, nicht Majorität!) Dann ist der Sinn der Veneration insbesondere die Grundlage der religiösen Gesinnung. Doch ist die Religiosität der Phrenologie nur allein die innere Frömmigkeit des Gemüths, die lebendige Gottgläubigkeit des Herzens, gleichsam das unmittelbare Schauen oder Wissen Gottes durch den Sinn der Veneration. Denn dieser Sinn ist das Auge zum Schauen der unsichtbaren Gottheit ganz so wie das äußere Auge uns zum Schauen der sichtbaren Welt dient. Dagegen gibt es eine andere, auch oft sogenannte Religiosität,

welche nicht Sache des Gemüths ist, nicht aus dem Sinn der Veneration hervorgeht, nämlich die äußere Gottgläubigkeit des Verstandes, das Fürwahrhalten besonderer bestimmter Religionslehren (die Rechtgläubigkeit). Diese Religiosität ist, weil Verstandessache, streng von der phrenologischen Religiosität zu trennen und im Verhältniß zu dieser als der innern mit Recht eine äußere zu nennen. Die beiden Arten der Religiosität oder Gottgläubigkeit, die innere und die äußere, fallen jedoch sehr oft zusammen. Wenn nämlich die innere Religiosität groß (der Sinn der Veneration stark) ist, so ist der Mensch geneigt, sich zu demjenigen äußern Verstandesglauben, in welchem er geboren und erzogen ist, zu bekennen, ohne erst vermittelst der Denkkräfte unter verschiedenen Glaubensformen zu wählen. Doch hat dieses Zusammenfallen der beiden Arten der Religiosität keineswegs immer statt, da oft genug die innere Gottgläubigkeit ohne die äußere (Gottgläubigkeit ohne Rechtgläubigkeit) oder umgekehrt (Rechtgläubigkeit ohne lebendige Gottgläubigkeit) gefunden wird. Es gibt also nur eine (innere) Religiosität, aber viele (äußere) Religionen, nur eine Gottgläubigkeit, aber viele Rechtgläubigkeiten oder Glaubensformen. Die praktische Phrenologie, scharf zwischen beiden Begriffen unterscheidend, urtheilt natürlich nur und hat nur darüber zu urtheilen, ob und in welchem Maße ein Mensch religiös, gottgläubig ist, nicht aber, welcher Religion oder welcher Glaubensform er angehört.

Bei im Gegentheil sehr schwacher Entwickelung des Sinnes der Veneration finden sich in den genannten Beziehungen die entgegengesetzten Charakterzüge: die Pietät, der Sinn für Autorität fehlt nach allen Seiten hin; in der Politik ist der Charakter ein ultraliberaler, radikaler, welchem leicht jede wirkliche Herrschaft zu streng, jede nothwendige Beschränkung der Freiheit zu drückend scheint, welcher vergißt, daß die größte Aristokratin die Natur selbst ist und daß in der natürlichen Ungleichheit und Unterordnung der Menschen ein Vorbild für die politische liegt. In religiöser Hinsicht gehört der Charakter zu denen, welche die Religion für etwas Ueberflüssiges und Entbehrliches halten, oder

welche, wenn sie auch das Wort beibehalten wollen, doch die Sache verwerfen, d. i. die Religion in allgemeine Moral auflösen oder umwandeln möchten.* Dies sind oft im Uebrigen moralische, edle, talentvolle Menschen, aber es kommt ihnen in der Frage der Religion keine Stimme zu, da sie bei ihrer in dieser Hinsicht mangelhaften Organisation von der Religion wie der Blinde von der Farbe urtheilen.

Alles bisher über die Charakterbeschaffenheit bei sehr starkem oder bei sehr schwachem Sinn der Veneration Gesagte hat nur dann unbedingte Geltung, wenn in der Organisation nicht noch andere sehr starke Züge sich finden, welche auf den Charakterzug der Veneration einwirken. Nicht als ob dieser Zug dadurch aufgehoben würde, nein, er bleibt vorhanden und als vorhanden nachzuweisen, aber er tritt dann in Gesellschaft sogenannter Widersprüche auf. Diejenigen Sinne, welche am bedeutendsten auf den der Veneration einwirken, sind der Sinn des Selbstgefühls und der Kampfsinn, und in Bezug auf die Religion die Verstandessinne. Ist neben einem sehr großen Sinn der Veneration auch das Selbstgefühl oder der Kampfsinn sehr groß, so machen sich diese Sinne neben dem der Veneration vollständig geltend. Der Mensch ist dann von Charakter sehr demüthig und sehr stolz, sehr fügsam und sehr widerspenstig zugleich. Ein Kind z. B., in welchem diese beiderlei entschiedene Züge sich finden, ist sehr leicht und sehr schwer zu erziehen; sehr leicht, wenn man es versteht, durch Güte und Verstand den Sinn der Veneration anzuregen und lebendig zu erhalten, sehr schwer, wenn man durch unverständige Härte und Ungerechtigkeit das Selbstgefühl und den Kampfsinn zur Thätigkeit aufruft. Ein Mann von jener Organisation könnte z. B. in politischer Hinsicht unter einer verständigen und milden Regierung von Herzen conservativ und loyal sein, aber unter einer entschieden ungerechten Herrschaft zum Revolutionär werden u. s. w. In Bezug auf die Religion kommen mit dem Sinn der Veneration niemals das Selbstgefühl noch der Kampfsinn, wol aber sehr oft die Verstandessinne, wenn sie groß sind, in

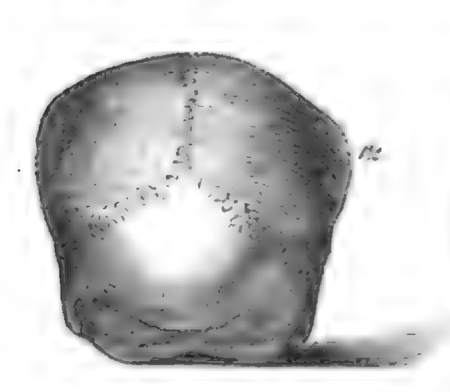
Widerstreit, besonders in den Jahren, wenn der Verstand erwacht und sich zu fühlen anfängt. Viele geistvolle Menschen, welche nicht religiös, gottgläubig sind, würden es sein, wenn sie sich selbst richtig verständen, wenn nicht eine falsche Philosophie der nackten Denkkraft ihr Gefühl der Gottgläubigkeit unterdrückte, welches ja doch, als Stimme der Natur selbst, nimmermehr lügen kann, welchem gegenüber der ihm entsprechende Gegenstand, die Gottheit, nothwendig existiren muß. Daher wird auch in diesen Fällen häufig gefunden, daß der gereifte Mann, in dem sich die Harmonie der Geisteskräfte wiederhergestellt hat, zu der Gottgläubigkeit, die er als Jüngling verworfen, zurückkehrt. Wenn aber auch diese Rückkehr noch nicht oder überhaupt nicht erfolgt ist, so läßt sich doch für die praktische Phrenologie nachweisen, daß das durch ein großes Organ der Veneration bekundete religiöse Gefühl, wenn auch unterdrückt, doch vorhanden ist. Denn wenn z. B. ein solcher von Natur Gottgläubiger, aber aus einseitiger Geistesrichtung ungläubiger Mensch in eine Kirche tritt, wo Alle zur Gottesverehrung versammelt sind, so kommt ihm das Gefühl der Andacht, der Gottesverehrung sehr deutlich und mächtig zum Bewußtsein, er ist für diesen Augenblick gottgläubig: wogegen ein Mensch mit sehr schwachem Sinn der Veneration das Gefühl der Andacht nicht kennt und nie gekannt hat, nicht weiß, was es ist, und es nicht begreift; wie uns denn solche gründlich und hartnäckig ungläubige Menschen bisweilen im Leben begegnen.

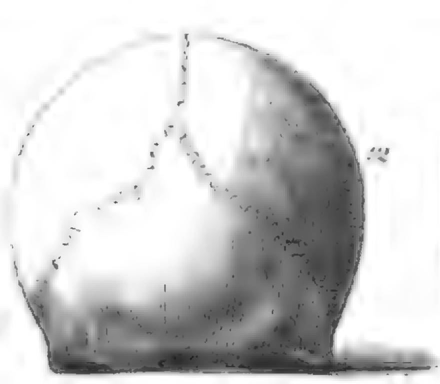
Weniger Schwierigkeit für die Unterscheidung und Beurtheilung der Charakterzüge bieten diejenigen Fälle dar, wo neben einem großen Sinn der Veneration andere ihm nicht geradezu widerstreitende Sinne in starker Entwickelung sich finden, z. B. Geschlechtsliebe, Verheimlichungssinn, Erwerbsinn, Beifallsliebe. Ein Mensch kann z. B. sehr religiös, gottgläubig sein und daneben irgend welche Untugend haben, sinnlich, falsch, geizig 2c. sein. In diesen Fällen pflegt man den Menschen gewöhnlich für einen religiösen Heuchler zu halten, allein meistens mit Unrecht. Der Mensch kann ja auch in allen anderen Beziehungen,

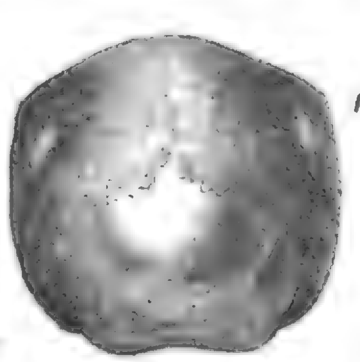
wie das Leben schon lange bewiesen und die Phrenologie endlich erklärt hat, gut und böse, tugendhaft und lasterhaft, stark und schwach *zugleich* sein. Ebenso pflegen die entgegengesetzten politischen Parteien einander Nebenabsichten, unlautere Beweggründe als Erklärung ihrer politischen Gesinnungen oder Handlungen unterzulegen. In vielen Fällen zwar ist dieser Vorwurf gegründet, in vielen anderen aber nicht. Der Ehrgeiz z. B. findet in jeder politischen Partei Nahrung und Befriedigung. Man kann also nicht irgend eine entschiedene politische Gesinnung aus dem Ehrgeiz erklären wollen, da dieser ebensowol neben sehr starkem, als neben sehr schwachem Sinn der Veneration, bei ultraconservativen wie bei ultraliberalen Charakteren gefunden wird.

5.

Auch das Organ der *Vorsicht* oder *Sorglichkeit* gehört zu denen, welche ziemlich leicht, sowol was die Stelle betrifft, als in der Größe oder Kleinheit zu erkennen sind. Die Stelle des Organs ist gerade unter dem Knochenansatzpunkte oder Knochenhöcker des Seitenwandbeins. Das Organ, etwa von der Breite eines Daumens und etwas länger als breit, zieht sich wagrecht an der bezeichneten Stelle hin. Der Knochenhöcker ist an Umfang viel kleiner als das Organ und es ist daher leicht, beides zu unterscheiden oder den Knochenhöcker von der Größe des Organs abzurechnen. Ist das Organ sehr klein, so ist der Kopf, wenn wir ihn auf seiner obern Fläche mit den Fingern spannend überfassen, hier so schmal oder wol noch


Große Vorsicht. (12)


Kleine Vorsicht.



Mittlere Vorsicht.

schmaler, als vorn hinter der Stirn, und es ist an dieser Stelle keine Erhöhung, oft nicht einmal die des Knochenhöckers, wenn dieser sehr unbedeutend ist, zu erkennen, so daß für diesen Fall die genaue Stelle des Organs für den Anfänger schwer zu bestimmen ist. In diesem Fall ist aber zugleich ausgesprochen, daß das Organ sehr klein ist.

Ist das Organ sehr groß, so ist der Kopf an der bezeichneten Stelle sehr breit, so daß oft eine große Hand dazu gehört, ihn hier zu überspannen. Zugleich ragt das Organ über die unterhalb liegenden Theile des Kopfes (die Organe des Kampfsinns und des Verheimlichungssinns) hervor, so daß der Durchmesser des Kopfs zwischen den beiden Organen der Vorsicht größer ist, als der Durchmesser an jenen unterhalb liegenden Organen. Der Knochenhöcker, auch wenn er bedeutend ist, ist theils an Umfang viel zu klein, theils nicht so die unteren Organe überragend, als daß er nicht sehr leicht von dem Organe zu unterscheiden wäre.

Wenn das Organ mittelmäßig groß ist, d. h. wenn der Kopf an der bezeichneten Stelle weder sehr breit, noch sehr schmal erscheint, und weder die beschriebene Fläche, noch die große Hervorragung, sondern nur eine mäßige Wölbung zeigt, so kann sich der Anfänger am leichtesten durch den hinzukommenden Knochenhöcker über das Maß des Organs täuschen lassen und es für größer halten, als es ist. Das sicherste Unterscheidungsmerkmal ist die Kleinheit des Umfangs, welchen der bloße Knochenhöcker hat.

In jedem Falle hat also ein kleines scharfes Knocheneck, das man in vielen Fällen an dieser Stelle des Kopfes findet, für die Größe oder Kleinheit des Organs niemals Bedeutung und muß immer bei der Beurtheilung des Organenmaßes abgerechnet werden.

Im Unterschiede von dem Organ der Veneration, bei welchem die Untersuchung am besten vermittelst einer, der rechten, Hand gemacht wird, geschieht die Untersuchung beim Organ der Vorsicht am leichtesten so, daß die zu betastende Person sich auf

einen Stuhl niederläßt, der Untersuchende hinter sie tritt und mit beiden Händen die Gestalt des Kopfs an der fraglichen Stelle an der rechten und linken Seite zu gleicher Zeit — unter genauer Beachtung der oben gedachten doppelten Regel — sich zur Anschauung bringt.

Ueber den Sinn der Vorsicht oder Sorglichkeit selbst bedarf es kaum weiterer Erläuterungen. Das fragliche Grundvermögen des Geistes kann außer durch jene Worte auch durch die Worte: Behutsamkeit, Bedachtsamkeit, Umsicht bezeichnet werden, aus welchen allen, wenn wir sie in Gedanken zusammenfassen, ziemlich klar der Begriff des fraglichen Vermögens oder Charakterzugs hervorgeht, über den man sich bei dem phrenologischen Studium des Charakters nicht leicht täuschen wird. Andere Sinne, welche neben dem der Sorglichkeit in Frage kommen, sind hauptsächlich das Selbstgefühl und der Verheimlichungssinn, jenes dem Sinn der Vorsicht entgegentretend, dieser ihn unterstützend.

Ist neben großer Vorsicht auch das Selbstgefühl groß, so artet die Vorsicht nie in zu große Bedachtsamkeit oder Unentschlossenheit, in Schwäche aus, sondern der Charakter ist einerseits ebenso behutsam und umsichtig, als andererseits entschieden und selbstvertrauend. Ist im Gegentheil neben mittelmäßiger oder kleiner Vorsicht das Selbstgefühl sehr klein, so entsteht ein Zweifeln und Sorgen, eine Unsicherheit des Handelns, welche oberflächlich betrachtet und irrthümlich aus einer großen Vorsicht abgeleitet werden zu müssen scheinen könnte. Große Vorsicht neben kleinem Selbstgefühl macht sich desto entschiedener in jeder Weise in ihrer Stärke, kleine Vorsicht neben großem Selbstgefühl desto entschiedener in ihrer Schwäche geltend.

Das umgekehrte Verhältniß wie zwischen Vorsicht und Selbstgefühl findet zwischen Vorsicht und Verheimlichungssinn statt. Große Vorsicht wird von großem Verheimlichungssinn noch bedeutend unterstützt, kleine Vorsicht kann von großem Verheimlichungssinn, oberflächlich betrachtet, fast ganz ersetzt zu werden scheinen. Kleine Vorsicht tritt neben kleinem Verheimlichungssinn desto entschiedener in ihrer Schwäche hervor, u. s. w.

Bei der Thätigkeit des Sinnes der Vorsicht kommt in hohem Grade noch das Temperament oder die Gesundheit in Frage. Krankhafte Beschaffenheit der Unterleibsorgane, auch geschwächte entnervte Gesundheit überhaupt gibt sehr häufig dem Charakter eine Färbung der Schwäche, des Schwankens, der Unentschiedenheit, welche mit einer großen Entwickelung des Sinnes der Vorsicht verwechselt werden könnte.

Es versteht sich jedoch von selbst, daß in allen Fällen, wo irgend ein Sinn durch einen andern oder durch das Temperament geschwächt oder verstärkt oder verändert (modificirt) scheinen könnte, nur eine scheinbare, nicht eine wirkliche Veränderung vorliegt und vorliegen kann. Ist z. B. das Organ der Vorsicht bei einem Menschen entschieden klein, so ist derjenige Charakterzug, der in der Phrenologie Vorsicht, Umsicht, Behutsamkeit genannt wird, nur schwach vorhanden und bei gründlicher Forschung auch leicht als schwach zu erkennen. Denn die Ergebnisse anderer Sinne oder des Temperaments, z. B. eines sehr schwachen Selbstgefühls oder eines großen Verheimlichungssinns oder einer großen Gesundheitsschwäche sind unschwer sowol von der wirklichen Vorsicht als unter sich selbst zu unterscheiden.

Das Organ des Selbstgefühls liegt (s. den phrenolog. Kopf S. 4) an der Stelle des sogenannten Haarwirbels auf der Mittellinie des Kopfs unter der Pfeilnaht, da wo der Oberkopf in den Hinterkopf abfällt, also nicht zu hoch, nicht mehr auf auf der Oberfläche des Kopfs, denn hier zuhinterst ist das Organ der Festigkeit, und nicht zu weit abwärts, denn hier, oberhalb des Organs der Kinderliebe, liegt das des sogenannten Einheitssinnes. Das Organ des Selbstgefühls hat etwa die Breite zweier Finger. Ist es sehr groß, so stellt es sich als eine länglicht ovale, stark hervortretende Wölbung dar, die sich von oben nach unten an jener Stelle hinzieht. Ist es sehr klein und besonders das zu beiden Seiten liegende Organ der Beifallsliebe groß, so zeigt die Stelle eine Vertiefung, in die man einen oder zwei Finger legen kann. Wenn übrigens der Schädelknochen, wie nicht selten, sehr dünn ist, so erkennt man, be-

sonders bei starker Entwickelung des Organs, leicht die beiden Theile desselben (oder die beiden Organe) durch eine schmale Rinne von einander getrennt. Die Betastung des Kopfs geschieht bei diesem Organ vermittelst der rechten Hand, deren Finger nicht von oben nach unten, weil das Organ selbst so läuft, sondern von der Seite und quer über das Organ aufgelegt werden. Die Stellung der Hand muß überdies die sein, daß der Daumen nach vorn und oben, der kleine Finger nach abwärts zu liegen kommt, nicht umgekehrt. Eine allgemeine praktische phrenologische Regel, die hauptsächlich auch bei diesem Organe nicht übersehen werden darf, ist noch die, daß der zu betastende Kopf in möglichst natürlicher, gerader Richtung gehalten, weder vorwärts noch rückwärts geneigt wird.

Was den Sinn des Selbstgefühls selbst betrifft, so sind Selbstachtung, Selbstvertrauen, Selbstgenügsamkeit, Stolz, Neigung zum Herrschen einige Worte ähnlicher Bedeutung, welche alle in den Thätigkeitskreis des fraglichen Sinnes fallen und für den richtigen Begriff desselben zusammenzufassen sind. Als auf den Sinn des Selbstgefühls einwirkend ist vorzugsweise der Sinn der Veneration zu nennen. Ueber das Verhältniß beider ist oben schon das Nöthigste bemerkt.

6.

Alles bisher Gesagte läßt sich kurz in folgendem Satze zusammenfassen. Die einzelnen Menschen zeigen im Charakter eine sehr große Verschiedenheit in dem Maße der Veneration, der Vorsicht, des Selbstgefühls: einige besitzen diese Sinne in sehr geringer, andere in sehr bedeutender, andere in mittlerer Stärke. Ebenso zeigt die menschliche Kopfgestalt an den entsprechenden bezeichneten Stellen ein sehr große Verschiedenheit, indem diese Stellen bald sehr stark, bald sehr schwach, bald mittelmäßig entwickelt sind. Wenn nun die menschliche Kopfgestalt etwas Zufälliges oder Bedeutungsloses wäre, so müßte sich das Maß jener Sinne im Charakter einerseits, und die Entwickelung jener Kopfstellen andererseits in den einzelnen Fällen regellos kreuzen, d. i. Menschen mit sehr geringer Veneration rc.

müßten jene Stellen ebenso oft sehr stark als sehr schwach, und Menschen mit sehr starker Veneration rc. müßten sie ebenso oft sehr schwach als sehr stark entwickelt zeigen. Dagegen ist die von der Phrenologie behauptete Thatsache die, daß das Maß der Veneration rc. und die Entwickelung jener Kopfstellen immer und ohne Ausnahme unter sich übereinstimmend gefunden werde. Es ist daher die Aufgabe des praktischen Studiums der Phrenologie, zu prüfen, ob diese ausnahmslose Uebereinstimmung stattfindet oder nicht.

Schließlich mögen hier noch einige Worte über C. G. Carus eine Stelle finden. Die Phrenologie in ihrer Vielseitigkeit und den zahlreichen über sie verbreiteten Misverständnissen gegenüber kann sich nur dadurch Stellung und Anerkennung gewinnen, daß ihre Vertreter die Aufgabe der echten Naturwissenschaft, — Thatsachen zu gewinnen, die Thatsachen streng von den Hypothesen zu trennen, — unverrückt im Auge halten. Carus scheint diese Aufgabe leider nicht zu kennen: er ist vorzugsweise ein Freund der Hypothesen, und weit entfernt, deren Werth in der Wissenschaft als einen ganz untergeordneten anzuerkennen, sucht er sie, was an ihm liegt, in seinen Darstellungen mit den Thatsachen in gleichen Rang zu stellen. Nun ist zwar Carus kein Anhänger der Phrenologie, sondern vielmehr ihr Gegner; allein da er in vielen seiner Schriften den gleichen Gegenstand mit ihr behandelt, und so bei der größern Lesewelt häufig als Phrenolog selbst oder doch als Autorität in der Phrenologie gilt, so hat er mit seiner Behandlungsweise der Wissenschaft dadurch der Phrenologie sehr geschadet, daß viele Leser seiner Schriften, in der irrigen Voraussetzung, daß die Phrenologie ebenso wenig oder noch weniger Thatsächliches, als Carus in seinen Schriften biete, ein Vorurtheil gegen dieselbe faßten und sie näher kennen zu lernen verschmähten. Ein praktischer Unterschied unter Andern (abgesehen von dem Unterschied des innern Werthes) zwischen Carus' Hypothesen und den Thatsachen der Phrenologie ist der, daß jene Hypothesen sich in Allgemeinheiten, Unbestimmtheiten und Wahrscheinlichkeiten bewegen, wovon z. B. Carus' „Sym-

bolik" sehr zahlreiche Beispiele enthält; wogegen die Phrenologie überall der Natur in ihre bestimmten und scharfen Unterscheidungen folgt. So wird von Carus die Vermittelung verschiedener Geisteskräfte durch verschiedene Gehirntheile wol im Allgemeinen zugestanden, soweit er nämlich eine Hypothese für das Warum dieser Vermittelungsverschiedenheit glaubt aufstellen zu können. Die Thatsache aber, daß verschiedene bestimmte Geisteskräfte oder Charakterzüge, wie z. B. der Sinn der Veneration, der Vorsicht, des Selbstgefühls, durch verschiedene besondere Gehirntheile vermittelt sind, eine Thatsache, welche allein wissenschaftlichen und praktischen Werth hat, da allein durch sie die Charaktereigenthümlichkeiten der Menschen, das Einzelgenie, der Einzelwahnsinn, die Widersprüche im menschlichen Gemüth 2c. erklärt werden, — diese Thatsache stellt Carus entschieden in Abrede, blos deswegen, weil er keine Hypothese für das Warum gerade dieser bestimmten phrenologischen Vermittelungs- oder Organenverschiedenheit aufzufinden weiß. (Durch welche Hypothese würde Carus erklären, warum es gerade diese Thiere, Pflanzen, Mineralien und nicht lieber irgend welche andere gibt?) Die Phrenologie als Naturwissenschaft begründet die Wahrheit der von ihr behaupteten Gehirnorganisation, absehend von allen Hypothesen, nur allein durch Thatsachen, d. i. durch die reine ausnahmslose Erfahrung, ganz so wie z. B. die Chemie die Wahrheit ihrer Thatsachen begründet. Wenn ein Experiment der Stoffscheidung sehr oft und ausnahmslos mit dem gleichen Erfolg wiederholt ist, so hat die Chemie das Recht, davon als von einer Thatsache, einem Naturgesetz zu sprechen. Daß es unter den menschlichen Geisteskräften einen besondern Sinn der Veneration, der Vorsicht, des Selbstgefühls gibt, und daß diese Sinne durch die bezeichneten bestimmten Gehirntheile vermittelt werden, ist dadurch nachgewiesen, daß in vielen Tausenden ausnahmsloser Fälle eine Uebereinstimmung der einseitigen Stärke oder Schwäche jener Geisteskräfte mit der einseitigen Größe oder Kleinheit jener Gehirntheile gefunden wurde. Es ist nicht schwer, den Beweis zu führen, ob diese Behauptung

wahr ist oder nicht. Wie zahlreich sind unter den menschlichen Charakteren die Fälle vorragend starker oder schwacher Entwickelung des Sinnes der Veneration oder der Vorsicht oder des Selbstgefühls, und ebenso wie groß und wie allgemein ist die Verschiedenheit der menschlichen Kopfgestalten an den fraglichen entsprechenden Stellen. Ein einziger Fall der Nichtübereinstimmung zwischen dem Charakter und der Kopfgestalt in diesen Beziehungen würde zur Widerlegung der Phrenologie genügen. Wenn also Carus einen solchen Fall nachweist, so hat er damit das Recht erlangt, die Phrenologie zu verwerfen: vermag er dies nicht, so können ihm alle Hypothesen dieses Recht nicht geben. Sollte Carus nach einem solchen Falle suchen, — und wir bitten ihn im Interesse der Wissenschaft, es zu thun, — so möge er die obigen Fingerzeige über die richtige Erkenntniß der Gehirn- und Kopfbildung wohl beachten, damit er nicht, wie von ihm mehre Male in seiner „Symbolik" geschehen, aus mangelhafter Kenntniß der praktischen Phrenologie in der Beurtheilung phrenologischer Thatsachen große Fehlgriffe mache.

Obgleich Gemälde und Zeichnungen von Köpfen ein vergleichungsweise schwacher Ersatz für die Beobachtung der Kopfgestalten lebender Menschen sind, so füge ich doch vorstehendem Aufsatze zur Veranschaulichung einiger Unterschiede der Kopfgestalten hier wenige Zeichnungen bei.

Fig. 1—4. Die vier Köpfe, die hier zusammengestellt, sind in der Gestalt so sprechend als möglich. Kaum möchte es eine ungünstigere Bildung geben können, als die Fig. 3, und kaum eine günstigere, als die Fig. 1 (Euripides). Dort sind die thierischen Sinne sehr groß und zugleich die Gemüthssinne bis zum Zustand des gemüthlichen Blödsinnes klein; die Bildung Fig. 2 ist eine günstige, mit Ausnahme des viel zu großen Geschlechtstriebes, alle Gedanken, alle Gefühle werden hier von diesem einen Sinne beherrscht. Das sehr große Selbstgefühl Fig. 4 tritt in Gesellschaft so schwacher Denkkräfte und Gefühle auf, daß es zum leeren, lächerlichen Eigendünkel wird. In

Fig. 1. Euripides.

Fig. 2. Großer Geschlechtssinn

Fig. 5. Schlechte Kopfbildung.

Fig. 1 ist das Selbstgefühl auch ziemlich groß, aber in solcher Verbindung ist es nur verständiger und edler Stolz.

Fig. 5—7. Zwischen der Verwerfung und der Anerkennung der Organenlehre gibt es thatsächlich keine bestimmte Grenze; man kann bei den verschiedenen stufenweis in einander übergehenden Ansichten der einzelnen Gelehrten nicht sagen, wo die Verwerfung aufhört und die Anerkennung anfängt. Ein sehr wissenschaftlich gebildeter Arzt sagte mir, daß er sich einige Zeit mit der Phrenologie beschäftigt, und daß seine Beobachtung ihn nicht von dem Dasein der Einzelorgane, sondern nur davon überzeugt habe, daß im Hinterkopfe die Vermögen der thierischen Sinne, im Oberkopfe die Gemüthssinne und im Vorderkopfe die Verstandessinne ihr Organ hätten, daß aber allerdings das letztere wieder entschieden in zwei Hälften zerfalle, indem der untere Theil der Stirn die Gehirntheile umschließe, welche zur Vermittelung der Beobachtungs- oder Wahrnehmungsvermögen,

Digitized by Google

Fig. 4. Großes Selbstgefühl.

der obere Stirntheil aber die, welche zur Vermittelung des höhern Denkens dienten. Solche und ähnliche Ansichten sind Fingerzeige für das erste stufenweise Studium der Organenlehre. Besonders die Organe der Stirne bieten der Beobachtung überaus große Schwierigkeiten dar. Gleichwol aber ist diese Beobachtung, wenn sie zuerst beim Allgemeinen stehen bleibt, eine schon sehr wichtige und nicht schwierige. Betrachten wir den Unterschied der beiden Stirnen in Fig. 5 (starke und schwache Wahrnehmungsvermögen). Der junge Mann mit der schlecht entwickelten zurückweichenden Unterstirn ist das Gegentheil eines guten, sicheren, leichten Beobachters; er sieht nicht, d. i. er

Digitized by Google

Fig. 5. Starkes und schwaches Wahrnehmungsvermögen.

Fig. 6. Kopf des Dichters Voltaire.

Fig. 7. Kopf des Negers Eustache.

Digitized by Google

beobachtet nicht die Dinge, selbst wenn sie vor ihm sind, sein körperliches Auge mag noch so gut sein. Er wäre verloren für einen Naturforscher oder Arzt, für einen Künstler, einen Geometer, einen Militär u. s. w. Aehnliches gilt von der Stirn Voltaire's (Fig. 6), nur daß hier weniger die schwache Unterstirn selbst, als die ganz ausnehmend volle Oberstirn in Frage kommt. Eben diese umfaßt die Organe des Vergleichungsvermögens, des Schlußvermögens, beide zusammen im Gegensatz zu den Wahrnehmungsvermögen das höhere Denkvermögen bildend, ferner des Scherzes und der Idealität (Nr. 34, 35, 20, 19 der phrenologischen Organe). Es ist bekannt, wie Voltaire durch seinen umfassenden Geist, seinen Witz, seine Dichtungen ein halbes Jahrhundert lang die Literatur Europas beherrschte; während dagegen seinen Geschichtswerken als solchen, auch seiner Henriade der Mangel an Gegenständlichkeit (Objektivität), hervorgegangen aus der Schwäche seines Thatsachensinnes und Gegenstandsinnes (Nr. 30, 22), mit Recht vorgeworfen wird. Der Kopf des Negers Eustache (Fig. 7) ist für die Entwickelung der Gemüthssinne, besonders des Wohlwollens (Nr. 13), einer der schönsten, die man kennt. Eustache erhielt vom französischen Institut im Jahre 1832 den Tugendpreis, und ist dadurch vielfach bekannt geworden. Während der Sklavenstreitigkeiten auf St. Domingo waren seine uneigennützigen Bemühungen für seinen Herrn grenzenlos. Durch seine Geschicklichkeit, seine Ergebenheit und seinen Muth wurde dieser mit mehr als vierhundert anderen Weißen vor Niedermetzelung bewahrt, und sein Vermögen mehrmals gerettet. Allen Gewinn, den Eustache aus seinen Beschäftigungen gezogen, und alle Geschenke, die er zu Paris erhielt, verwendete er zur Unterstützung Unglücklicher. Zu Port-au-Prince hörte er oft, wie sein Herr, ein alter Mann, das Abnehmen seines Gesichts beklagte, da er nicht mehr lesen könne. Eustache konnte nicht lesen, aber in der Hoffnung, seinen Herrn zu erfreuen, beschloß er, es heimlich zu lernen, und that dies, um seinen Pflichten keinen Abbruch zu thun, des Morgens vor Tage, und erlangte

bald die ersehnte Kenntniß. Da nahte er dem alten Mann mit einem Buche in der Hand und zeigte, daß der Liebe und Ergebenheit Nichts schwer falle.

Fig. 8 u. 9. Lavater und Sokrates. In Beiden ist das Organ der Veneration groß, die Mitte des Oberkopfs hoch

Fig. 8. Lavater.

Fig. 9. Sokrates.

und voll, und so in Beiden die entschieden religiöse Richtung. In Sokrates das Organ des Vergleichungsvermögens (des vergleichenden Scharfsinns) sehr groß, und Sokrates war, von seinem Gemüthsleben abgesehen, nur groß durch seinen vergleichenden Scharfsinn, während bei Lavater die Größe dieses Scharfsinns, sowie des Organs, sich nicht zeigt. Bei Lavater die stark entwickelte, vorragende Unterstirn, die Größe der Wahrnehmungsvermögen, welche ihn zum Beobachter, zum Naturforscher machten, während wir in Sokrates bei den verhältnißmäßig schwach entwickelten Wahrnehmungsvermögen diese Geistesrichtung nicht finden. Die Richtung, welche die Naturforschung in Lavater nahm, wurde durch seine religiöse oder Gefühlsrichtung bestimmt. Lavater's Forschungen in der Physiognomik schwanken zwischen objektiver Naturwahrheit und subjektiven Gefühlstäuschungen hin und her.

Digitized by Google

VII.

Zur Gehirn- und Nervenlehre.

(Aus Hirschfeld über das Werk Longet's) *).

Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben:
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.

Goethe.

1.

Was vor Jahren Burdach uns zu geben bemüht war, das hat seinen Landsleuten Longet in seinem Werke über Anatomie und Physiologie des Nervensystems zu liefern gesucht: eine Zusammenstellung alles Dessen, was bis dahin Wissenswerthes über den Bau und die Verrichtungen des Nervensystems ermittelt worden ist. In dem Werke unseres trefflichen deutschen Forschers waltet dem nationalen Charakter gemäß eine umfassendere systematische und philosophische Anschauungsweise vor, bei dem französischen Schriftsteller treten mehr die einzelnen Thatsachen und Ergebnisse in den Vordergrund; aber bei beiden waltet der gleiche Geist des

*) Wie ich oben (II. Heft) dem Leser ein kleines Stück aus Gall's Werk vorgeführt, so theile ich hier mit unwesentlichen Veränderungen und Abkürzungen einen Aufsatz des leider zu früh verstorbenen trefflichen Phrenologen Hirschfeld mit. (S. Ztschr. f. Phrenol. II. Bd.)

Fleißes, der Treue und des lauteren Strebens nach Wahrheit; beide haben in ihren Leistungen sich selber ein dauerndes Denkmal errichtet. Wir benutzen Longet's Werk, um einerseits unseren Lesern die wichtigsten Ergebnisse vorzuführen, zu denen die Physiologie des Nervensystems auf dem bisherigen Wege gelangt ist, und um andererseits das Verhältniß, in welchem die Forschungen der Physiologie zu den Entdeckungen der Phrenologie stehen, des Näheren zu beleuchten.

2.

Die erste Bildung des Nervensystems geht in jedem seiner Theile selbstständig und unabhängig von den Nachbartheilen oder von einem gemeinsamen Mittelpunkt vor sich; die Mittelpunkte des Nervensystems, Rückenmark und Gehirn, bilden sich vielmehr erst aus, nachdem in den einzelnen Organen des Körpers das Vorhandensein der Nerven schon bestimmt hat wahrgenommen werden können. Es findet demnach kein bedingender Einfluß vom Gehirn und Rückenmark aus auf die Entwickelung der sonstigen körperlichen Gebilde und ihrer Nerven statt; ja diese können sich vollständig ausbilden, ohne daß das Gehirn überall zur Entwickelung zu gelangen braucht.

Serres vor Allem ist es, dem wir den bestimmten Nachweis dieser bedeutungsvollen Thatsache verdanken. Er hat gezeigt, daß bei den jungen Thierembryonen die Nerven des Rumpfs zuerst erscheinen, daß diese unabhängig vom Rückenmark, unabhängig vom Gehirn vorhanden und bereits vollständig entwickelt sind, wenn jene Gebilde sich noch in formlos flüssigem Zustand befinden, daß bei hirn- und kopflosen Misgeburten die mit dem Gehirn sonst unmittelbar zusammenhängenden Nerven nicht fehlen, daß der Sehnerv sich erst nach und nach vom Augapfel zum Gehirn hin verlängert, — kurz daß gerade das Gegentheil der früher von Malpighi aufgestellten Meinung, als ob die peripherischen Nerven vom Gehirn und Rückenmark ausstrahlend und entspringend gedacht werden müßten, statt habe.

3.

Die sämmtlichen Nerven entstehen nicht zu gleicher Zeit, der Sehnerv z. B. wird, der frühern Entwickelung des Augapfels entsprechend, eher sichtbar, als der Gehör- und Geruchsnerv. Ebenso schreitet auch die Ausbildung der einzelnen Theile im Gehirn und Rückenmark des menschlichen Embryo erst allmälig vorwärts.

Das Rückenmark bildet anfangs zwei seitliche Stränge, die einen Canal umschließen. Immer mehr Masse lagert sich nach und nach ab, der Canal wird kleiner und zuletzt bildet sich die graue Nervenmasse, welche seine Höhle bald ganz ausfüllt.

Im Gehirn kommen die Vierhügel, die Varolsbrücke, die Sehhügel, die gestreiften Körper in nach und nach entschiedenerer Gestaltung zum Vorschein. Diese Theile sind anfangs noch unbedeckt von den Halbkugeln des großen Gehirns, deren Anfänge im zweiten Monat des Embryolebens als zarte Markhäutchen, von den seitlichen Rändern der Sehhügel und der gestreiften Körper nach vorn und nach den Seiten sich ausbreitend, sichtbar werden. Diese Markhäutchen schlagen sich nach oben zu um und ziehen sich dann im Verlaufe ihres Wachsthums einer Kappe gleich weiter nach hinten herüber. Im Anfang des dritten Monats bedecken sie bereits die gestreiften Körper, am Ende desselben Monats auch die Sehhügel. Im vierten Monat erreichen sie das vordere Vierhügelpaar, dehnen sich im fünften über das hintere Paar derselben und über einen Theil des kleinen Gehirns aus, und lassen dann an ihrer innern Fläche die ersten Andeutungen der Windungen wahrnehmen, während die äußere Fläche noch unter den sie bedeckenden Häuten glatt erscheint. Gegen das Ende des siebenten Monats ragen sie bereits über das kleine Gehirn hinaus; auch äußerlich sieht man die Windungen sich zeichnen und während des achten und neunten Monats an Bestimmtheit und Tiefe in der gleichen Richtung von vorn nach hinten zunehmen. Gegen das Ende des neunten Monats endlich bieten die gesammten Theile des

Gehirns ungefähr dasselbe Aussehen dar, wie es in größerem Maß beim Erwachsenen stattfindet.

4.

Im Rückenmark sondert sich die graue Substanz erst später entschieden von der weißen ab; die erstere füllt im Innern den Canal desselben aus, nachdem die weiße Substanz ihn von Außen schon lange umschlossen. Das Gleiche zeigt sich im Gehirn. Wenn auch Tiedemann's Ansicht, daß die graue Substanz hier erst nach der Geburt durch die Ausscheidung der Gefäßhaut (pia mater) abgelagert werde, durch Baillarger's Untersuchungen, welche ihm deren Vorhandensein schon im 4. bis 5. Monat gezeigt haben, modificirt wird, so stimmt doch auch dieser letztere Forscher damit überein, daß die Abscheidung der einen Substanz von der andern erst allmälig bestimmter vor sich geht, dergestalt, daß in dem Gehirn des Fötus die Marksubstanz durch ihren größern Reichthum an Blutgefäßen röthlich gefärbt erscheint, während die graue oder Rindensubstanz ein mehr blasses Ansehen darbietet.

5.

Man kann nach dem Gesagten (§. 2 – 4) die Entwickelung des Nervensystems im Organismus dem Keimen der Wurzelfäserchen und des Stammes einer Pflanze vergleichen; mit dem Unterschied jedoch, daß das Nervensystem keinen abgeschlossenen selbstständigen Kern- und Keimpunkt hat, sondern daß hier das Keimen in der Bildungsthätigkeit des Embryo selbst seinen dynamischen Urgrund findet. Die Wurzelfäden der Nerven werden in den Organen mit diesen selber sichtbar; zu gleicher Zeit schießt auch der Stamm, das Rückenmark, an; seine Verlängerung nach dem Gehirn zu zeigt sich mit ihren Anschwellungen, die sich immer weiter entfalten und als letztes Erzeugniß die Halbkugeln des Gehirns bilden — gleichsam die Knospen und die Frucht des Nervenlebens, wiederum ein höheres, in sich selbstständiges Ganzes.

Jeder Theil des Systems, jeder Nerv erscheint so schon in seiner Bildung als ein Unabhängiges, für sich selbst Bestehendes, was mit einem gemeinsamen Stamm in Verbindung tritt und durch diesen zu der Harmonie des Wirkens verknüpft wird, welche die Einheit in der (bald größeren, bald geringeren) Mannichfaltigkeit der belebten Organismen bedingt.

6.

Die Größenentwickelung des Gehirns folgt ganz anderen Gesetzen, als die des übrigen Nervensystems. Die letztere Entwickelung ist im Ganzen die gleiche beim Menschen und bei allen Wirbelthieren: bei beiden entwickeln sich die Nerven des Rumpfes und seiner einzelnen Organe in größerer oder geringerer Stärke je nach der Stärke der Nervenkraft in den Organen, und so treten die einzelnen Nervenstränge einerseits in dem Gangliensystem des Unterleibs, des großen sympathischen Nerven, andererseits im Rückenmark und im verlängerten Rückenmark zu gemeinsamen Mittelpunkten zusammen. Anders beim Gehirn. Die Entwickelung desselben — im Ganzen und in allen einzelnen Theilen gleich von den ersten Anschwellungen desselben über dem verlängerten Rückenmark an — zeigt sich ganz unabhängig von der Nervenkraft des Körpers oder einzelner seiner Theile: denn es findet nach einem besondern und eigenthümlichen Gesetz eine Verminderung der Gehirnmasse je bei den niederen Thieren und eine Vermehrung derselben bei den höheren bis zum Menschen hinauf statt, so daß bei diesem sich das Gebilde des Gehirns in der Vollendung darstellt, wie sie bei keinem andern Geschöpf getroffen wird. Betrachten wir diesen großen Unterschied in der Entwickelung der beiden Haupttheile des ganzen Nervensystems etwas näher.

7.

Die Länge und die Gestaltung des Rückenmarks hängt bei den verschiedenen Bildungseigenthümlichkeiten der Thiere davon ab, ob die Nerven des Rumpfs früher oder später, vereinzelter

oder massenhafter zur Bildung desselben zusammentreten. Beim Aale, der weder obere noch untere Gliedmaßen besitzt und bei dem die einzelnen Nervenpaare in gleichförmiger Reihenfolge zusammenkommen, gleicht es einer Kette aneinandergereihter Ganglien; bei den Vögeln erstreckt es sich ganz bis zum Steißbein hinunter; bei der Fledermaus und dem Igel endet es nach Meckel schon innerhalb der Brustwirbel und noch weniger lang fand es Arsaky bei einigen Fischen, dem Lophius piscatorius (Froschfisch) und dem Tetrodon mola (schwimmender Kopf), bei welchem letztern die Rumpfnerven erst in der Nähe des verlängerten Rückenmarks zu starken gangliösen Anschwellungen zusammentreten und der ganze darunter liegende Theil nur als Cauda equina erscheint.

An jeder Stelle, wo ein Nervenpaar von den beiden Körperhälften in das Rückenmark eintritt, schwillt dieses an Umfang etwas an, und am entschiedensten ist die Massenvermehrung dort, wo die großen und zahlreichen Nerven der Gliedmaßen einmünden. Die Größe der Anschwellungen an den oberen und an den unteren Gliedmaßen zeigt sich mit der mehr oder minder in denselben vorwaltenden Nervenkraft in geradem Verhältniß stehend. So ist beim Menschen die obere Anschwellung, welche den Armnerven und dem ausschließlichern Sitz des Tastorgans entspricht, beträchtlicher, als die untere; bei den Vierhändern und namentlich den Affen mit Wickelschwanz behält die obere Anschwellung ungefähr die gleiche Größe wie beim Menschen; die untere aber ist weit beträchtlicher geworden, indem hier die hinteren Extremitäten am Tastsinne den vorderen nicht nachstehen. Nach Desmoulins' Untersuchungen findet sich bei den Vögeln stets die hintere Anschwellung, an der die Nerven ihrer Füße münden, beträchtlicher als die den Flügelnerven entsprechende vordere. Die Nententhätigkeit in den Flügeln beschränkt sich mehr auf die bloße Anregung der beim Fluge erforderlichen Muskelkraft, während die Füße zugleich als Organe des Tastsinns dienen und in dieser Beziehung in ihnen das Nervenleben überwiegender erscheint. Die Fledermaus hingegen, deren aus-

nehmende Empfindlichkeit in der zwischen ihren Vordergliedern ausgespannten Haut insbesondere Spalanzani nachgewiesen hat, weicht in dem Verhältnisse ihrer Rückenmarksanschwellungen wieder von dem der Vögel ab, indem nach Longet bei ihr wie bei dem Menschen die vordere die größere ist. Bei den vierfüßigen Säugethieren, deren Finger und Klauen keine Tastorgane sind, hängt die Stärke der Anschwellungen von den vorwaltenden Gesammtthätigkeitsäußerungen der Glieder ab: der Maulwurf hat sie stärker vorn, beim Hunde, Pferde, Hirsche ist die hintere die stärkere, und bei den Cetaceen, wo sich in den Floßfedern nur noch die Andeutungen der vorderen Gliedmaßen finden, ist überall nur eine Anschwellung, diesen entsprechend, zu bemerken.

Bei der Bildung des Rückenmarks des Menschen schließt sich, wie wir oben sahen, der anfangs bestehende Canal immer mehr und füllt sich zuletzt ganz mit grauer Marksubstanz aus. Bei den Fischen, Amphibien, Vögeln und Säugethieren geht diese Schließung nicht so vollkommen von statten; der Canal bleibt ihnen auch im ausgewachsenen Zustand und ist bei allen mit grauer Substanz ausgekleidet, deren Vorhandensein bei den niederen Thierclassen, den Fischen namentlich, sich indeß nicht sowol durch die Farbe, als durch das kügelchenartige Strukturverhältniß im Vergleich zu dem faserigen der weißen oder Marksubstanz zu erkennen gibt. Die Menge der grauen Substanz scheint im Verhältniß zur weißen abzunehmen, je weiter man in der Reihe der Wirbelthiere vom Menschen herabsteigt.

8.

Bei der Bildung des Gehirns zeigt sich als stetiges Gesetz eine Abnahme der Mannichfaltigkeit und der Größe desselben vom Menschen abwärts durch die Reihe der Wirbelthiere. Schon Sömmering sprach die Behauptung bestimmt aus, daß der Mensch im Verhältniß zu seinem Rückenmark das größte Gehirn besitze. Die Masse der Halbkugeln insbesondere nimmt, von den Säugethieren zu den Vögeln, Reptilien und Fischen herniedersteigend,

immer mehr ab; die Halbkugeln vereinigen sich allmälig mit den Ganglien der gestreiften Körper und der Sehhügel zu einem gemeinsamen Ganzen, einem Gesammtganglion, in welchem es schwer hält, die genannten einzelnen Theile noch genauer von einander zu unterscheiden. Mit den Sehhügeln inclusive aber erreicht diese Abnahme ihre Grenze. Zwischen den Sehhügeln und den Vierhügeln ist ein Scheidungspunkt, über den hinaus abwärts gegen das verlängerte Rückenmark zu die Massenabnahme je in den niederen Thieren im Gegentheil einer Zunahme Platz macht, d. i. je mehr von jenem Punkte aus aufwärts die Theile des eigentlichen Gehirns je in den niederen Wirbelthieren an Masse abnehmen, desto mehr nehmen von jenem Punkte aus abwärts die Theile des verlängerten Rückenmarks an Größe zu. Will man daher das verlängerte Rückenmark vom eigentlichen Gehirn scheiden, so ist die Grenze zwischen beiden zwischen den Vierhügeln und den Sehhügeln anzunehmen, nicht wie man, physiologisch und anatomisch ungenau, gethan hat, am Eintritt in die Varolsbrücke, dies auch schon darum nicht, weil sich die Varolsbrücke nur bei den höheren Thierclassen vorfindet und somit für die niederen Classen gar keine Grenze abgeben kann. Ich werde demgemäß, wo von einer Sonderung (der Rückenmarkssäule und) des verlängerten Rückenmarks vom eigentlichen Gehirn die Rede ist, fernerhin den Abschnitt hinter den Vierhügeln und vor den Sehhügeln als Grenzlinie annehmen, jene als letzte gangliöse Anschwellung des Rückenmarks, diese als erstes — oder richtiger vielmehr, wie sich später ergeben wird, ebenfalls als letztes — Ganglion des Gehirns betrachtend. Oberes Rückenmarksende, kleines Gehirn und großes Gehirn stellen sich auf diese Weise genau geschieden dar; in den Vierhügeln erscheint das obere Rückenmarksende als wahres Einigungs- und Verbindungsglied des großen und des kleinen Gehirns und die ganze Anschauung und Deutung der betreffenden Hirngebilde erhält eine einfachere Grundlage. Das Rückenmark und sein oberes Ganglion, die Vierhügel, nehmen also an verhältnißmäßiger Größe zu, so wie das

eigentliche Gehirn in der Thierreihe abnimmt und einfacher wird. Suchen wir diese wichtige Thatsache noch durch wenige Blicke auf die Bildung der Thiergehirne zu erläutern.

9.

Bei den Fischen liegt vor der Anschwellung, welche den Vierhügeln entspricht, — welche in den unteren Thierclassen nur zwei Erhabenheiten darstellt, — die oval gestaltete Anschwellung, deren Bau noch so wenig Charakteristisches darbietet, daß Tiedemann sie als Analogon der gestreiften Körper, aus denen die Hemisphären sich noch gar nicht herausgebildet hätten, ansieht, während Arsaky, Serres und Carus sie als die Hemisphären selbst betrachten, die, wenigstens bei einigen höheren Knorpelfischen, Squalus catulus und carcharias, in ihrem Innern eine Höhle sichtbar werden lassen, welche den Seitenventrikeln der ausgebildeteren Gehirnformen entsprechen soll. Die ganze ovale Anschwellung bildet eine röthlich weiße Masse, meistens vollkommen glatt, oder wie beim Cabliau (Gadus morrhua) mit ganz schwachen oberflächlichen Erhebungen, und ist mit der ihr gegenüber liegenden durch einen Markstreifen, die Commissura anterior, verbunden.

Bestimmter schon treten die Gehirnhälften bei den Reptilien hervor, indem sie bei ihnen bereits an Größe die daneben gelagerten Ganglien der sogenannten Vierhügel entschieden überwiegen. Ihre Gestalt ist in dieser Thierclasse in der Regel birnenförmig, bald mehr, bald weniger in die Länge gezogen und mit dem kolbigen Ende nach hinten gerichtet. Im Innern haben sie eine Höhle und darin eine Erhabenheit, welche den gestreiften Körpern gleich stehen soll. Eine einfache Commissur verbindet die beiden Hälften, welche von graulich weißer Farbe und glatt sind, bei der Schildkröte indeß eine Andeutung der Fossa Sylvii gewahren lassen. Inzwischen meint Blainville, selbst in der noch eine Stufe höher stehenden Gehirnbildung der Vögel die beiden Hirnhälften noch nicht als wirkliche Repräsentanten der eigentlichen Hemisphären der Säugethiere ansehen zu können,

sondern hält dieselben nur als durch die gestreiften Körper und einen kleinen Theil der in der Fossa Sylvii unter dem Namen der Insula von Reil belegenen Windungen gebildet, — ein Beweis, daß in den sämmtlichen unteren Thierclassen die Ganglien der Sehhügel und der gestreiften Körper mit den Hemisphären mehr zu einer Gesammtmasse vereint sind, in der es schwer hält, eines gehörig von dem andern zu trennen und zu unterscheiden. Auch bei den Vögeln sind die Hirnhälften in der Regel birnenförmig, vollkommen glatt, von röthlich grauer Farbe, und bedecken bei den fruchtfressenden Geschlechtern der Passeres, mehr in die Länge gestreckt, bereits die Vierhügel, während sie bei den Raubvögeln als kürzere und dickere Kolben mit stärkerer seitlicher Ausdehnung vor den Vierhügeln endigen. Graue und Marksubstanz erscheint auch hier noch nicht deutlich von einander geschieden.

Die Gehirne der unteren Säugethiere, der Nager, zeigen sich noch den Vogelgehirnen nahe verwandt, während die höheren Classen in vervollkommneterer Ausbildung dieses Organes sich fast der Gestaltung desselben beim Menschen annähern. Erstere haben keine Windungen an ihren Hemisphären; dieselben werden zahlreicher und mannichfaltiger, je höher man in den Classen der Säugethiere hinaufsteigt. Da die graue Substanz des Gehirns sich in die Windungen mit hineinsenkt, so folgt, daß, je tiefer und zahlreicher diese sind, auch um so mehr graue Substanz an dem Gehirn vorhanden sein muß, wenn diese in gleicher Stärke die Marksubstanz umkleidet.

Die Gestaltung des Gehirns ist bei den Säugethieren bald mehr in die Länge gezogen, bald mehr zusammengedrängt und die Windungen zeigen sich in dem gleichen Maße bald gestreckter, bald kürzer. So herrscht insbesondere beim Meerschweine, bei den Nagern, beim Elephanten, dem Wallfische, dem Seehunde die runde Gestalt vor; beim Hunde, den Affen, den Wiederkäuern u. s. w. findet das Gegentheil statt. Der vordere Theil des Gehirns ist gedehnter beim Hasen, dem Kaninchen, dem Wolf, kürzer und gedrängter hingegen beim Schafe u. s. w. Bei

andauernder Vielseitigkeit und Wechsel der Form ist dennoch eine stätige Zunahme in der Masse, den Windungen und der Trennung der grauen und der weißen Substanz des Gehirns in der aufsteigenden Thierreihe zu verfolgen. Je höher die Stufe, um so entschiedener der Gegensatz der strahligen Marksubstanz in den gestreiften Körpern und den Sehhügeln im Vergleich zu dem kugeligern Bau der eigentlichen Hirnhemisphären. Mit der beträchtlichern Ausbildung der letztern tritt unter ihnen auch eine innigere und vollständigere Verbindung ein; das Corpus callosum, in welchem die von beiden Seiten aus sämmlichen Theilen der Gehirnwindungen hervorgehenden Markfasern zusammentreten und unmittelbar in einander übergehen, wächst im gleichen Verhältniß mit der Zunahme der Hemisphären; außerdem sehen wir noch die Sehhügel und die gestreiften Körper durch die besonderen Verbindungsmassen der vorderen und hinteren Commissuren, denen sich zuweilen im menschlichen Gehirn noch eine dritte, die sogenannte Commissura mollis, anschließt, vereinigt. Es wurde schon bemerkt, daß mit dem einfachern Bau der Gehirnhälften diese getrennten Verbindungsglieder ihrer einzelnen Gebilde ebenfalls in ein einzelnes zusammenfallen. Abgesehen von der äußern grauen Belegungsmasse des Gehirns treten bei bestimmterer Gestaltung der gestreiften Körper und der Sehhügel auch in deren Innerem besondere Formen von grauer kügelchenförmiger Substanz hervor, wie wir sie überall finden, wo eine Menge der weißen strangartigen Leitungsfasern zu einem gemeinsamen Vereinigungspunkt zusammenkommen.

Das kleine Gehirn besteht bei den drei unteren Classen der Wirbelthiere, den Fischen, Reptilien und Vögeln, nur aus dem mittlern, beim Menschen sogenannten wurmförmigen Lappen, welcher bald bandartig, bald runder, bald glatt, bald mehr oder minder tief eingeschnitten und gefurcht auftritt. Andeutungen der Seitenlappen kommen in einzelnen Arten zum Vorschein; doch erst bei den Säugethieren treten dieselben entschieden als solche auf, und nehmen an Größe in der aufsteigenden Thierreihe bis zum Menschen hinauf zu.

Ebenso findet sich auch das unter dem Namen Varolsbrücke bekannte ringförmige Ganglion, welches, aus Nervenfasern mit zwischenliegender grauer Substanz zusammengesetzt, die vorderen Stränge des verlängerten Rückenmarks umschließt, nur bei den Säugethieren, und nimmt an Breite und Tiefe zu, bis es im menschlichen Gehirn seine größte Ausbildung erreicht.

10.

Bleiben wir, um unsern Ueberblick durch zu tiefes Eingehen in Einzelheiten nicht zu erschweren, bei diesen allgemeinen Andeutungen über die Bildung und Gestaltung der Haupttheile des Nervensystems stehen, so haben wir, insofern wir die ganze vegetative Sphäre der Organe und des Gangliensystems des Unterleibs unberücksichtigt lassen, zunächst große Bewegungs- und Gefühsapparate, Muskeln und äußere Hautbekleidung, in denen Nerven vorkommen, welche sich zu Aesten und Stämmen vereinigen und von beiden Seiten des Körpers in den gemeinsam aufsteigenden Strängen des Rückenmarks zusammentreten. Diese Nerven nebst deren Vereinigungsmasse (Rückenmark) zeigen sich in der ganzen Thierreihe in geradem Verhältnisse zu der Ausdehnung der Theile, in welchen sie entstehen und mit denen sie bestehen. Ein längerer und stärkerer Körper mit mehr Haut- und Muskelfläche — der Körper einer Giraffe, eines Wallfisches, einer Riesenschlange — erfordert länger gedehnte Nerven und, treten dieselben frühzeitig in dem zu ihrer Aufnahme bestimmten Knochencanal der Wirbelsäule an einander, ein längeres Rückenmark, als die Thiere von geringerer Größe und von kleinerm Umfange. Für sie also ist das Massenverhältniß des Körpers, die Ausdehnung seiner Haut und Muskeln das Bedingende und Entscheidende. Haben diese gesammten Nerven sich zu einem Hauptstamm zusammengefunden, so tritt dieser, aus dem Canal der Wirbelsäule in das Schädelgewölbe sich verlängernd, einer Reihe von Nervenmassen entgegen, welche kein gerades Verhältniß zu irgend einem Theil des Organismus wahrnehmen lassen, sondern als selbstständige, von der Körpermasse unab-

hängige Gesammtheiten nach eigenen Gesetzen, je nach Maßgabe der höheren geistigen Aeußerungen der Geschöpfe, an Ausdehnung sowol wie an Mannichfaltigkeit der Gestaltung und der Ausbildung zunehmen. Je höher die geistige Stufe, auf welcher das Geschöpf steht, um so vielseitiger und beträchtlicher die Gebilde des Gehirns, welche den vereinigten Nervenstämmen des ganzen materiellen Organismus entgegentreten, um sich mit ihnen auf vielfache Weise zu kreuzen, zu verflechten und zu verweben. Dort haben wir als Grenze der Nerven die mannichfaltigsten Formen des äußern Organismus, hier schließt sich die Nervenmasse in sich selbst gerundet ab; dort bilden materielle Organe die Umhüllung der Nervenenden, hier scheidet sich mit dem höhern geistigen Leben die Umhüllung der kügelchenförmigen grauen Substanz von dem strahligen weißen Gefüge; dort ist Wachsthum nach Maßgabe der körperlichen, hier nach Maßgabe der geistigen Thätigkeit; dort ein Aufstrahlen zum Gehirn empor, hier, sobald die homogene Masse sich deutlicher in Mark- und Rindensubstanz geschieden, ein Niederstrahlen der weißen Fasern aus allen Punkten der grauen Wölbung der Körpernerven entgegen.

11.

Zu der Annahme dieser letztern Anschauungsweise im Gegensatz zu der bis jetzt gebräuchlichen der fächerförmigen Ausstrahlung des verlängerten Rückenmarks in das Gehirn halte ich mich außer durch Anderes schon durch die Thatsache berechtigt, daß die einzelnen Nervenstrahlen an ihrem peripherischen Ende weder stärker sind, als an ihrem centralen, noch daß sie an jenem durch eine besondere zwischen ihnen angehäufte, nach dem Rückenmarke zu wegfallende Masse von einander getrennt sind. Vielmehr sieht man in der Peripherie des Gehirns Strahl an Strahl von gleichmäßiger Stärke sich einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt zuwenden, und da bei weiterer Annäherung an denselben die Strahlen selber sich nicht dichter lagern, wol aber die Gesammtmasse der weißen Substanz, welche durch sie zusammengesetzt

wird, an Umfang abnimmt, so bleibt nichts Anderes übrig, als auf eine oder andere Weise ein Zusammentreten der Strahlen der Peripherie, eine Vereinigung mehrer zu einem einzelnen im Verfolg ihrer Annäherung an die Centralstelle anzuerkennen. Bei fächerförmiger Ausstrahlung ist es anders: dort legt sich zwischen die einzelnen Strahlen ein trennendes Medium, welches um so breiter wird, je mehr jene auseinandergehen: hier besteht das Medium selbst in Strahlen, welche also an der Peripherie einen Ueberschuß im Vergleich zu den am Mittelpunkt gelagerten bilden. Diese hier ausgesprochene, der gewöhnlichen entgegengesetzte Anschauungsweise der Strahlung in den Halbkugeln, in den gestreiften Körpern und den Sehhügeln ist insofern für die richtige Erkenntniß des Nervenlebens von Wichtigkeit, als sie von vorn herein den Gegensatz und das Zusammentreten und Verschmelzen des höhern geistigen Lebens mit dem der materiellen äußeren Organe auch der Gestaltung nach versinnlicht, und ich finde mich um so mehr veranlaßt, sie hier bestimmter hervorzuheben, als gerade Longet's Werk einen schlagenden Beweis liefert, wie eine irrthümliche Grundidee in solchen Beziehungen selbst den nüchternsten Forscher auf Abwege führen und seinen Blick für die klare und einfache Auffassung der Wirklichkeit verdunkeln kann.

12.

Longet nimmt mit Ehrenberg als erwiesene Thatsache an, daß jede einzelne Nervenfaser in ununterbrochenem Verlaufe von ihrem peripherischen Ende durch das Rückenmark hindurch bis zum Gehirn aufsteigt, und bei dieser Annahme ist es nur eine natürliche Folge, wenn nun auch sein ganzes Augenmerk vorzugsweise darauf gerichtet ist, die Stelle im Gehirn zu ermitteln, von der, als ihrem gemeinsamen Concentrationspunkte, allen diesen Nervenfasern der eigentliche Impuls zu ihrer Thätigkeit ertheilt wird. Sein ganzes Streben geht demnach darauf hinaus, das Centrum zu erkunden, in welchem das Princip der Nervenkraft seinen Sitz hat: allein vergebens sucht man bei ihm nach

dem Beweis der anatomischen Voraussetzung, welche diesem Streben als unerläßliche Grundlage dienen muß. „Man darf nicht aus dem Auge verlieren, daß der unmittelbare Verlauf und Uebergang der Primitivfasern in die Fasern der weißen Gehirn- und Rückenmarksmasse eine feststehende Thatsache ist," heißt es S. 104 u. fg. So umsichtig Longet auch bei allen anderen Fragen in der Zusammenstellung der Gründe für und wider zu Werke geht, so vorsichtig er in der Regel ist, eine bestimmte Ansicht als ausgemacht zu betrachten, so sehen wir ihn gerade bei dieser wesentlichen Grundbehauptung in dem gleichem Maß entschieden auftreten, als erfahrungsmäßige Belege für sie mangeln. Ergibt sie sich aber als haltlos, so muß auch zu gleicher Zeit die ganze ursprüngliche Richtung seines Forschens als eine falsche erscheinen, und wir werden uns nicht wundern dürfen, wenn er, gleich den meisten mit ihm auf demselben Wege wandelnden Physiologen, bei aller sorgsam aufgewendeten Mühe nicht die befriedigenden Ergebnisse an Bereicherung unserer wirklichen Kenntnisse erzielt, welche ihm vielleicht nicht entgangen sein würden, wenn eine inhaltschwere, aber in der Natur nicht begründete Voraussetzung ihn nicht irre geleitet hätte. Und doch — mußte die einfache Betrachtung der Form des Rückenmarks nicht genügen, die Unhaltbarkeit jener Behauptung darzuthun? Sollte wirklich jede Nervenfiber, welche aus der gesammten Körpermasse in dasselbe eintritt, bis zum Gehirn fortgesetzt sein, so müßte nothwendigerweise das Rückenmark in stetigem, den Massen der einmündenden Nerven entsprechendem Verhältniß gegen das Gehirn hin zunehmen. Von blos örtlichen Anschwellungen an den Einmündungsstellen der großen Nerven der Gliedmaßen könnte nicht die Rede sein, sondern die einmal erreichte Stärke müßte bleiben und wachsen, bis sie beim Eintritt des Rückenmarks in die Schädelhöhle ihre größte Ausdehnung erreichte. Statt dessen aber zeigt die Natur beim Menschen sowol wie bei den Thieren eine wechselweise Zu- und Abnahme in dem Umfang der Rückenmarkssäule, und es läßt sich wohl behaupten, daß, — vielleicht

mit Ausnahme einiger kurzgehalsten Säugethiere, z. B. der Ratten und Mäuse, bei denen nach Carus die Anschwellungen des Nackens und des verlängerten Rückenmarks so an einander gerückt sind, daß sie nur als eine einzige Masse erscheinen, — kein einziges Rückemark in der Thierreihe vorhanden ist, bei dem nicht der dem obern Hals entsprechende Theil geringer an Umfang wäre, als ihn dasselbe Gebilde an weiter rückwärts gelegenen Stellen bereits aufzuweisen gehabt. Es ist dies einer von den Fällen, wo man mit Recht sagen kann, daß die Forscher vor den Bäumen den Wald nicht gesehen haben. Mit den einzelnen Fibern beschäftigt, vergaßen sie die Gesammtanschauung des Ganzen und bauten auf vermeintliche Entdeckungen Theorien und gründeten auf sie nachhaltige Studienrichtungen, welche vor einem einzigen freien Blick über die Waldung hinaus als nichtig in sich selbst zerfallen müssen. Halten wir uns stets treulich an das wirklich Gegebene, und hüten wir uns vor Allem, in den Grundlagen unserer Betrachtungsweise des Nervensystems irgend Etwas aufzunehmen, was nicht nach allen Seiten hin die Probe der Erfahrung zu bestehen vermag. Eine vorgefaßte und nicht begründete Meinung hier, im Keime unseres Erkennens, hat die weitgreifendsten lähmenden Folgen für die weitere Ausbildung desselben!

Der Grundgedanke, nach einem einigen bestimmten Mittelpunkt für die gesammte im Organismus zu Tag kommende Nerventhätigkeit suchen zu müssen, zieht sich durch Longet's ganzes Werk hindurch; er ist es, welcher den Verfasser zu der Ueberzeugung verleitet, „daß das Studium des Centralnervensystems wesentlich in der Feststellung der Vereinigungen (connexions) seiner verschiedenen Partien bestehen muß“ (S. 148); er ist es, welcher auch in Sätzen wie der folgende seine Feder geführt hat. „Eine wahre Physiologie des Rückenmarks, als Leiters der Bewegungen und Empfindungen, erscheint uns als unerläßliche Grundlage des Studiums für einen Jeden, welcher anatomische, physiologische und selbst pathologische Forschungen über das Gehirn anstellen will. Denn vom anatomischen Stand-

punkt aus können wir nicht anders als das Rückenmark als ein Organ betrachten, dessen verschiedene Stränge in die Gehirnganglien verlaufen, und wenn wir als bewiesen annehmen (was bewiesen werden wird), daß die hinteren Rückenmarksstränge die Empfindungen, die vorderen die Bewegungen vermitteln, sollte es nicht vernünftig sein, anzunehmen, daß man, indem man einzeln die Stränge des Rückenmarks in das Gehirn verfolgt, das Centrum auffinden müßte, von dem die Bewegung ausgeht, und ebenso den Punkt der Geistesthätigkeit (foyer élaborateur), in welchem die Empfindungen zusammenlaufen? So formulirt könnte unser aufgestelltes physiologisches Problem sich leicht in eine Frage der beschreibenden Anatomie aufzulösen scheinen, die durch eine geschickte Hand früher oder später eine befriedigende Lösung fände. Ohne die Möglichkeit eines so großen Resultats leugnen zu wollen, so liegen doch nach unserm Dafürhalten Gründe vor, welche die Schwierigkeiten besonders zu vergrößern scheinen" u. s. w.

Die Möglichkeit, daß jeder Theil des Nervensystems ein für sich Bestehendes, ein zu seiner ihm besonders obliegenden Verrichtung sich selber Genügendes sei, nur mit den übrigen Theilen desselben Nervensystems zu gemeinsamen harmonischen Aeußerungen nähere oder entferntere, mehr unmittelbare oder mehr mittelbare Verbindungen eingehend, bleibt Longet völlig fern, wie sie denn überhaupt keinem unserer Anatomen noch zum vollen klaren Bewußtsein gekommen ist. Erst der Phrenologie blieb es aufbehalten, diese Möglichkeit in Betreff des Gehirns als Wirklichkeit nachzuweisen, und je vorurtheilsloser wir die über die Thätigkeitsäußerungen des Nervensystems gesammelten reichen Thatsachen betrachten, um so mehr drängt sich die Ueberzeugung auf, daß das gleiche Gesetz der Selbstständigkeit und Selbstgenügsamkeit auch in dem gesammten übrigen Nervenapparate waltet, und daß es daher ein vergebliches Bemühen ist, nach einem einzelnen Mittelpunkt zu suchen, von welchem alle Nervenkraft ausstrahlt und zu welchem sie als zu ihrem

Focus und Sammlungsort zurückkehrt. Das unrichtige Bild des Entspringens der verschiedenen Körpernerven aus dem Rückenmark wie der Wurzelfasern aus ihrem Stamme hat bis auf die neueste Zeit die Forscher zu der unrichtigen Vorstellung verleitet, daß die Nerven vom Centrum nach der Peripherie des Körpers wüchsen, bis genaue Untersuchungen nunmehr dargethan, daß eher das Umgekehrte statt hat und z. B. der Sehnerv längere Zeit schon innerhalb der Augenhöhle sich wahrnehmen läßt, ehe seine Verlängerung bis zum Gehirn hin sichtbar wird. Auf ähnliche Weise verleitet das unrichtige Bild des fächerförmigen Ausstrahlens des Rückenmarks in das Gehirn zu einseitigen Nachforschungen von Mittel- und Brennpunkten der Empfindungs- und Bewegungsthätigkeit im Gehirn, von welchem das Ausstrahlen ausgehe, während die naturgemäßere Auffassung des Zusammenstrahlens der zahllosen aus der Peripherie des Gehirns hervorgehenden Nervenfasern dem Rückenmark entgegen, um mit diesem vielfältige Verbindungen einzugehen, uns gleich vom Anbeginn unserer Forschungen einer befriedigenden Deutung der vorhandenen Erfahrungen um Vieles näher bringt.

13.

Lassen wir nun die bisher über die Verrichtungen des Nervensystems ermittelten Erfahrungen etwas näher an uns vorübergehen, um zu erkunden, in wie weit sie der phrenologischen Ansicht des für sich selbst Bestehens und sich selbst Genugseins seiner einzelnen Theile das Wort reden, und damit bestätigen, daß nur ein unmittelbares Vergleichen bestimmter Nerven und Nervenmassen mit bestimmten Kraft- und Thätigkeitserscheinungen zu einer sichern Erkenntniß im Nervenleben führen kann.

Drei umfassendere Thatsachen mögen hier zunächst neben einander stehen. Einmal wissen wir, daß gänzliche Lähmung, Gefühl- und Bewegungslosigkeit im untern Körper von den Fußspitzen bis an die Hüfte hinan stattfinden kann, während der gesammte obere Körper, die Geistesthätigkeit, das Athmen, die

Bewegung und Empfindung der Arme ungestört in ihren Verrichtungen beharren. Andererseits zeigen Desmoulins' und Flourens' Versuche, daß bei niederen und bei höheren Thieren beide Gehirnhälften weggenommen werden können, ohne daß die Kraft der Bewegung, ohne daß das Athmen dadurch beeinträchtigt wird. „Durch die Abtragung der beiden Gehirnhälften," sagt Desmoulins, „scheinen die Reptilien und die Fische nichts von dem Gebrauch ihrer Bewegungen verloren zu haben; die Frösche, die Karpfen schwimmen so gut wie zuvor. Auch die Enten laufen, springen, schwimmen nach dem Verlust ihrer Hemisphären." Flourens beobachtete, daß die Kaninchen ebenfalls nach Wegnahme der Hemisphären sammt den gestreiften Körpern stehen, gehen und durch Schreien ihre Empfindung zeigen. Ja, Dr. Bayer erfuhr 1830, daß ein Kind, bei welchem die Enthirnung vorgenommen worden, dergestalt, daß beide Scheitelbeine zerbrochen und die Schädelhöhle völlig entleert worden war, drei Minuten nach der Geburt aus der Serviette, in welche es gehüllt lag, einen deutlichen Schrei vernehmen ließ und beim Oeffnen der Umhüllung den erstaunten Blicken die Erscheinung eines hirnlosen Fötus darbot, welcher athmete und Hände und Füße bewegte. Das Schreien und die übrigen Lebenszeichen dauerten mehre Minuten lang fort.

Hier haben wir also das Fehlen ganzer großer Nervenmassen bei Fortdauer der eigenthümlichen Thätigkeit anderer; dort Unthätigkeit der unteren Theile des Rückenmarks, bei ungestörter Fortdauer seiner oberen Funktionen. Nur wenn wir, und dies ist unsere dritte wichtige Thatsache, dem Punkte verletzend nahe kommen, wo in der obern Halsgegend die das Athmen vermittelnden Nervi vagi von beiden Seiten sich im Rückenmark zu einem gemeinsamen Ganzen verbinden, stockt plötzlich Athmen und Leben, und mit dem augenblicklich eintretenden Tode hört oberhalb wie unterhalb jener Stelle jede Bewegung, jede Thätigkeitsäußerung auf. Flourens hat über diese das Athmen bedingende Stelle, von der Galen bereits Kenntniß hatte, entscheidende Versuche angestellt und Longet

auch seinerseits dieselben durchaus bestätigt gefunden. Trägt man z. B. bei einem jungen Hunde nach und nach die Hemisphären des Gehirns, die gestreiften Körper, die Sehhügel, Vierhügel, das kleine Gehirn und die Varolsbrücke ab, leert mit einem Worte fast die ganze Schädelhöhle aus, so geht doch bei unverletztem Rückenmark der Athmungsproceß mit großer Regelmäßigkeit vor sich. Sobald man aber mittelst zweier Querschnitte die kleine Portion des Rückenmarks fortnimmt, welche den Eingangspunkt des Nervus vagus, sammt einigen Wurzeln des Spinalnervs umfaßt, so hören augenblicklich alle Athmungsbewegungen auf und das Thier stirbt an Erstickung; obgleich die Zwerchfellsnerven, die äußeren Nerven des Brustkastens (Nervi thoracei externi) und die Zwischenrippennerven am Rückenmarke unversehrt bleiben.

Dieser Umstand beweist also, setzt Longet hinzu, daß das Princip, welches die Athmungsbewegungen bestimmt und regelt, nicht im Gehirn oder über das ganze Rückenmark verbreitet ist, sondern daß es in der That in einem bestimmten, bereits näher bezeichneten Theile des verlängerten Rückenmarks seinen Sitz hat. Flourens nennt diesen Punkt, der die gesammten Athmungsbewegungen regelt und mit dessen Durchschneidung sie sämmtlich aufhören, den Lebensknoten. Sein Vereintbleiben mit dem Rückenmarke genügt, um die Bewegungen des Rumpfes fortbestehen zu lassen, sein Vereintbleiben mit dem Gehirn läßt die Bewegungen am Kopfe fortdauern; seine Zerstörung hebt alle auf, indem sie mit dem Athmen zugleich das Leben auslöscht.

Reichen aber die drei hier zusammengestellten Thatsachen nicht vollkommen hin, darzuthun, daß im Gehirn, im obern Theil, im untern Theil des Rückenmarks ein durchaus selbstständiges Leben und Thätigsein vorhanden ist? daß, so lange überhaupt von einem belebten Organismus die Rede sein kann, jeder dieser Nerventheile zur Beschaffung der ihm eigenen Obliegenheiten sich selber genügt, und nur in soweit mit den andern in Verbindung steht, als der Einklang, das nothwendige Zusammenwirken des ganzen einigen und ungetheilten Organismus es

erfordert? Das perlenartig aneinandergereihte Rückenmark des Aales könnte allein uns schon lehren, daß wir überall diese Säule nur als eine fortlaufende Masse von Ganglien zu betrachten haben, welche bei anderen Geschöpfen in zusammengedrängterer Form mit einander verknüpft sind, und in deren jedem, wie Dr. Stilling sich ausdrückt, „eine eigenthümliche Organisation besteht, durch welche, unabhängig vom Gehirne und dem übrigen Rückenmarke, das ihm eigenthümliche, seinem Wesen nach uns unbekannte, nur durch seine Wirkungen erkennbare Nervenprincip erzeugt und so lange von Neuem gebildet und unterhalten wird, als die Circulation des Blutes in demselben fortdauert." Bestätigt sich die von Dr. Stilling und Dr. Wallach ausgesprochene Beobachtung, daß, wie in der weißen Substanz des Rückenmarks nur Längsfasern, so in der grauen Längs- und Querfasern (nicht blos gestaltlos liegende Kügelchen) sich finden, welche auf der Grenze beider gekreuzt erscheinen, so ist dies noch ein Grund mehr gegen die Annahme Longet's von der Fortstrahlung jeder einzelnen Nervenfiber in das Gehirn, wenngleich die Unstatthaftigkeit derselben schon in dem allgemeinen Bau des Rückenmarks hinreichend ihre Nachweisung findet.

14.

Mag es gestattet sein, ein Bild aus dem Makrokosmus zu wählen, um eine andere Ansicht über diese Verhältnisse im Mikrokosmus des thierischen Nervenlebens zu versinnlichen. Vergleicht doch Joh. Müller die Einflüsse, welche vom Gehirn aus den Bewegungsnerven ihren Impuls mittheilen, den Tasten eines Claviers, bei deren nahe an einander Liegen leicht unwillkürlich die eine mit der andern berührt wird. Es ist aber mit der Nervenleitung des Rückenmarks wie mit einer doppelten Bahnlinie, hin- und zurückstrahlend aus entfernten Theilen des Reichs nach dem Mittelpunkte, der großen Hauptstadt (dem Gehirn). Auf der einen Bahn gehen die Güter und Wagen hin (Bewegungsnerven), auf der andern fahren sie her (Empfindungs-

nerven). Bahnhöfe sind von Station zu Station (in allen Theilen des Rückenmarks, in den Ganglien). Auf diesen tauschen, kreuzen sich die Gleise, fließen Seitenarme ein und aus, und bringen, holen Waaren nach und von der Hauptstadt. In der Hauptstadt großem Bahnhof (dem verlängerten Rückenmark) ist dies Tauschen und Kreuzen der Bahnen, ihr Vermehren nach allen Seiten vielfach stark, um all den ankommenden Wagen und Ladungen ihren Raum zu geben. Die Wege der Hauptstadt grenzen von allen Seiten an den Bahnhof und dringen in ihn ein (Zusammenstrahlen aller Gehirnorgane in dem verlängerten Rückenmark), damit aus den einzelnen Häusern und Gassen nach dem Willen der Bewohner Alles rasch zur Förderung durch's Reich gelangen könne. Wol ist hier jeder einzelne Kaufherr, jeder Beamte, Minister und Fürst im Stande, die ganze Bahnstrecke zu seinen Zwecken zu benutzen; doch kann der Verkehr nicht minder in jeder einzelnen Abtheilung der Bahn von Statten gehen, ohne daß stets der einzelne Bewohner der Hauptstadt, ja ohne daß stets deren Herrscher darum zu wissen, daran Theil zu nehmen braucht. Ist hinter irgend einer Station die fortleitende Bahn durchschnitten, so werden von der Hauptstadt aus keine Transporte mehr auf dieselbe gelangen können, wenngleich die Thätigkeit auf der abgeschnittenen Bahnstrecke noch nach Maßgabe der Nahrungsquellen, welche dieselbe besitzt, fortdauern kann. Ist eine zuleitende Bahn durchschnitten, so gelangen keine Waaren von den getrennten Theilen mehr zur Hauptstadt, allein oberhalb der Durchschnittsstelle können die Waaren schon auf der nächstgelegenen Station ihre Beförderung wieder in's Reich hineinbekommen. So erregt der durchschnittene Bewegungsnerv, an seiner peripherischen Durchschnittsfläche gereizt, noch Zuckungen der betreffenden Muskeln, wenngleich er dem Willen, dem Gehirn, nicht mehr unterworfen ist, der durchschnittene Empfindungsnerv, an seinem centralen Ende gereizt, erregt neben der Empfindung gleichfalls Muskelzucken, ohne daß für dieses eine Hin- und Zurückstrahlung zum entfernten Gehirn anzunehmen nothwendig ist. In der That möchte

hier das Gehirn, wie in unserm Gleichnisse die Hauptstadt, völlig fehlen und dennoch würden die gleichen Resultate erfolgen können. An der Stelle, wo viele Seitenarme in die Bahnen einmünden, werden ihre Anschwellungen, ihre Bahnhöfe, größer sein, und liegen sie nahe zusammen, sich selbst fast zu einem fortgesetzten vereinigen (Rückenmark). Das Leben in den einzelnen Bahnzweigen ist überall ein für sich selbst bestehendes, in den verschiedenen Stationen zu einem verhältnißmäßig unabhängigen Ganzen abgeschlossenes, es ist weder allein durch die Hauptstadt bedingt, noch unmittelbar von derselben ausgehend; es ist vielmehr in jedem einzelnen Punkte an die Bahn selber geknüpft und von deren Integrität abhängig. So ist's auch mit den einzelnen Nerven. Es können ihre äußersten peripherischen Enden abgestorben sein, und weiter dem Rückenmark zu zeigt der Stamm noch Empfindlichkeit. Vom Rückenmark getrennt kann der Nervenstamm durch längere Einwirkung eines Reizes gegen denselben sich abstumpfen und keine Muskelbewegungen mehr hervorrufen, während derselbe Reiz etwas weiter gegen die Peripherie hin angebracht, diese wieder auf's Neue anfacht. „Die Hitze und die Kälte können Muskelbewegungen hervorrufen: diese sind sehr lebhaft, wenn man das freie Ende eines eben durchschnittenen Bewegungsnervs der Flamme einer Kerze aussetzt. Durch Berührung mit einem Stückchen Eis erlangt man weniger entschiedene Resultate. Uebrigens kann die Hitze und die Kälte, so angewendet, wie mechanische oder chemische Reizmittel wirken, indem sie bald örtlich die Nervenkraft zerstört; reizt man aber den Nerven zwischen dem gebrannten oder erkälteten Punkt und den Muskeln, so zeigt er sich noch reizbar und bewirkt Zuckungen." (S. 56.) Bedarf es noch schlagendern Beweises, daß auch der einzelne Nerv nicht blos Conductor, sondern in seiner und für seine Sphäre auch selbstthätig ist? Der vom Gehirn ausgehende und ausgesendete Wille ist allerdings im gesunden Lebenszustande sein natürlicher Thätigkeitsreiz; allein im kranken Zustande können ohne, ja trotz des Willens durch abnorme organische —, nach seiner Trennung selbst durch viele andere

mechanische, chemische und elektrische Reize die von ihm abhängigen äußeren Erscheinungen hervorgerufen werden. Wäre im gesunden Zustande eine andere Reizkraft als die des Willens für die Gliederbewegungen vorhanden, so würden diese, wie die von jenem unabhängigeren Athmungsbewegungen, auch nach der Trennung des Rückenmarks noch fortbestehen.

15.

Hiermit findet auch die Frage ihre Lösung, ob wir den Sitz der Seelenthätigkeiten allein im Gehirn oder durch den ganzen Organismus verbreitet anzunehmen haben. Wir haben die beiden Ausdrücke: Geist und Seele; beide betrachtet man, so lange das Leben dauert, an den irdischen Körper gebunden, und bedient sich der einen und der andern Bezeichnung ohne bestimmten Unterschied. Wie bei vielen anderen Bezeichnungen, welche sich auf die Thätigkeitsäußerungen des Nervenlebens beziehen, mußte erst eine richtige physiologische Erkenntniß vorangehen, um denselben die erforderliche Genauigkeit zu geben. Nennen wir Seele das Unbekannte, welches sich im ganzen Körper, in den Aeußerungen des ganzen Nervensystems vom Gehirn bis in die äußersten Nervenzweige zu erkennen gibt; Geist das unseren Sinnen in seiner Wesenheit ebenso Unerreichbare, insofern es durch die ausschließlichere Vermittelung des Gehirns in die Erscheinung tritt. Die Seele, als das Umfassendere, wohnt in dem ganzen Körper, an jede Nervenfaser als ihren Träger gebunden und zunächst mit und in derselben lebend und webend. Sie trägt ebenso alle geistige Thätigkeit, wie sie die Thätigkeit in den körperlichen Organen ordnet und leitet. Der Geist hingegen ist ausschließlich durch die große Nervenmasse des Gehirns vermittelt, welches sein alleiniger körperlicher Träger und Vermittler ist. Die Seele wohnt überall im Körper, der Geist nur im Gehirn. Ein Körper lebt, so lange in ihm Athmen und Ernährung fortbesteht; beseelt bleibt er auch ohne Thätigkeitsäußerungen des Gehirnorgans; der

Geist aber äußert sich ausschließlich durch dieses, erkrankt und gesundet mit ihm, wirkt durch dessen Verbindungen mit dem übrigen Organismus auf diesen ein, und wird auf dem gleichen Verbindungswege seinerseits wieder vielfach von dem Körper und Körperzuständen bestimmt. (Wie das Gehirn der edelste Theil, gleichsam die Blüthe des Körpers, so ist der Geist, das bewußte Leben, gleichsam die Blüthe der Seele, des unbewußten Lebens.) Das Gehirn, der Wohnsitz des Geistes, ist die Hauptstadt in unserm Gleichnisse, auf welche die ganze Bahnlänge sich als ihren Mittelpunkt bezieht, von dem ihr in der Regel alle Impulse der Thätigkeit zukommen; die Seele umfaßt das ganze Leben der Bahn, in der Hauptstadt, wie in allen ihren Provinzen. Es versteht sich übrigens, daß hier, wie überall, wo wir vom Geiste oder der Seele sprechen, nur die Gesammtheit der Aeußerungen in dieser Erdenwelt, welche mit jenen Worten bezeichnet werden, zu verstehen ist. Der vom Körper getrennte Geist, die von ihrer irdischen Hülle entfesselte Seele gehört nicht mehr in den Bereich weder der Physiologie im Allgemeinen, noch der Phrenologie insbesondere.

16.

Das innere Wesen der Seele ist uns ein Verborgenes; nur die Gesetze, nach denen sie in der irdischen Erscheinung durch die Nervenkraft wirkt, vermögen wir zu verfolgen. Die in Bezug auf letztere angestellten Versuche lassen uns dieselbe als eine Kraft eigenthümlicher Art erscheinen, welche nach ihren besonderen Gesetzen wirkt. Mit der Nervenkraft ist ebenso wenig die elektrische, als irgend eine chemische oder mechanische Kraft gleichbedeutend, wiewohl chemischer, mechanischer und elektrischer Reiz die Thätigkeit derselben in den Kreisen des vegetativen und animalischen Lebens hervorzurufen im Stande ist. Ein galvanischer Strom in die getrennten Nerven des Magens geleitet, unterhält auf künstliche Weise das Vorsichgehen der Verdauung: aber Wilson Philipp zeigte, daß der gleiche Er-

folg bei einwirkender mechanischer Reizung wie bei der galvanischen statt hat, also von einem Ersatz der Nervenkraft durch die galvanische hier nicht wohl die Rede sein kann. Wirkt der Galvanismus in rasch unterbrochenen Strömen auf den Bewegungsnerven, so wechseln die Zuckungen der Glieder nicht in dem gleichen Verhältniß des Einströmens, sondern dauern nur eine bestimmte Zeit fort und erfordern darnach eine Zeit lang der Ruhe, um aufs Neue Empfänglichkeit gegen fernern Reiz der Strömungen zu gewinnen. Werden aber die Pole umgekehrt, so ist der andersartige Reiz nun im Stande, wieder Bewegung anzuregen, wenngleich die erste Anwendungsart sie nicht mehr erzeugte. Der Galvanismus erregt den Nerven um so kräftiger, in je schrägerer Richtung er durchströmt; geht er vollkommen horizontal durch den Nerven, so erfolgt keine Bewegung. Wird der Nerv unterhalb der galvanisirten Stelle unterbunden, so hört jede Bewegung auf, erneuert sich aber, wenn der eine Pol unterhalb der Unterbindungsstelle angebracht wird, indem dann der schräg einfallende galvanische Strom wieder als Reiz auf die in ihrer Thätigkeit ungehemmte Nervenkraft einwirkt. Die Unterbindung brachte die Nervenkraft zum Stocken; für die galvanische Kraft hingegen ist dieselbe kein Hinderniß.

Eine andere Frage würde noch sein, ob es ähnliche sinnliche Unterscheidungsmerkmale, wie zwischen der galvanischen Kraft und der Kraft der Bewegungsnerven, auch zwischen der Kraft der Bewegungsnerven und der der Empfindungsnerven, dann der Sinnesnerven des Sehens, Hörens u. s. w. gäbe, oder oder ob alle diese Kräfte besser nur als Modifikationen einer und derselben Grundkraft anzusehen sind. Darüber, wie über die chemischen und Strukturunterschiede der Bewegungs- und der Empfindungsnerven fehlen uns indeß bis jetzt noch alle Erfahrungen, es sei denn, daß die Beobachtung, wonach die Empfindungsnerven leichter zu weichen krankhaften Anschwellungen geneigt sein sollen, sich fernerhin bestätigte. Im Galvanismus, dem Magnete, der Reibungs- und der Rotationselektricität besitzen wir ein Beispiel der verschiedenartigen Erscheinungen, welche

unter verschiedenen Verhältnissen eine und dieselbe Grundkraft — denn je länger je mehr wird man hier auf die Vernunftgemäßheit der Annahme einer solchen hingeführt — hervorrufen kann: eine ähnliche Auffassung will uns auch beim gegenwärtigen Stande unseres Wissens für die mannichfaltigen Erscheinungen im Nervenleben als die zweckmäßigste bedünken, und wir sehen demnach die Thätigkeit, welche sich in den Sinnesnerven als Sehen, Hören und Riechen, in den Bewegungsnerven als Muskelbewegung, in den Empfindungsnerven als äußeres Gefühl kund gibt, als bloße Abänderungen derselben einigen Nervengrundkraft an. Die Aeußerungen dieser Nervengrundkraft aber — und der Phrenolog weiß dies am besten — sind in demselben Grade mannichfaltiger, wie jene galvanischen, elektrischen, magnetelektrischen und elektromagnetischen (als Licht, Wärme, Zersetzungsfähigkeit, Nervenreiz u. s. w. sich kundgebenden) Kräfte oder Kraftäußerungen, als die Natur in dem Reichthum ihrer Verbindung erhaben ist über bisherige Leistungen des menschlichen Geistes im Zusammenfügen und dadurch bedingten Benutzen der Eigenthümlichkeiten der vorhandenen Grundstoffe. Mag man indeß auch die genannten Erscheinungen im Nervenleben als ebenso viele besondere Kräfte, des Bewegens, Empfindens, Sehens, des Verdauungsprozesses u. s. w. ansehen wollen, es bleibt die in der Phrenologie so sehr bedeutungsvolle Thatsache des Gebundenseins bestimmter gleichbleibender Erscheinungen an bestimmte gleiche Nervengebilde immer dieselbe. Mit beiden Ansichten gelangen wir nicht weiter, als zu der Erkenntniß, daß die Vergleichung der Nerven selbst und der Veränderungen, welche in denselben theils unwillkürlich vorgehen, theils mit Willkür vorgenommen werden können, mit den Lebenserscheinungen, welche dabei stets auf entsprechende bestimmte Weise sichtbar werden, das einzige Mittel ist, die Verschiedenheiten (Modifikationen) der Nervenkraft, oder die einzelnen Kräfte, aus denen diese als zusammengesetzt gedacht werden mag, näher zu bestimmen und in besonderen Bezeichnungen zu begrenzen.

17.

Durch unmittelbare Beobachtung, daß der Sehnerv in die Mitte des Augapfels eindringt und daß das Auge zum Sehen dient, gelangen wir zu dem Schlusse, daß durch den Sehnerven das Sehen vermittelt und bedingt ist; wir finden, daß im Verhältniß zu der Sehkraft der Nerv stärker wird und abnimmt, und daß er bei mangelnder Sehkraft des einen oder des andern Auges entsprechend schwindet. Da diese Verhältnisse stets auf die gleiche Weise sich stellen, so bleibt uns über die Bestimmung des Sehnerven vernünftiger Weise kein Zweifel mehr übrig. Dasselbe gilt vom Gehör- und Riechnerven, von den Bewegungs- und Empfindungsnerven. Auch hier ist es die unmittelbare Vergleichung der äußeren Erscheinungen mit dem Zugegensein und dem Zustande bestimmter Nervenfasern, welche uns zu dem Schlusse des Bedingtseins der einen durch die andere berechtigt. Die Verfolgung des Zusammenhanges der Nervenfasern, worauf Longet so vorzugsweise meint Gewicht legen zu müssen, würde am wenigsten darauf geführt haben, daß es gesonderte Nerven der Empfindung und der Bewegung gäbe, da beide in derselben Scheide verlaufen. Manchmal ist es, wie beim Sehnerv, zunächst die Lage, welche uns auf die Bestimmung seiner Verrichtung hinführt; manchmal das stetige Größenverhältniß einer Nervenpartie zu bestimmten vorherrschenden Erscheinungen, wie beim Gehirn und seiner Beziehung zu der höhern geistigen Thätigkeit; manchmal endlich, wie bei den vorderen und hinteren Strängen des Rückenmarks und deren Bewegungs- und Empfindungsvermittelung, geradezu der Versuch eines auf den Nerv angebrachten Reizes und die Beobachtung von dessen Wirkung. Jeder dieser Erkenntnißwege hat seine eigenthümliche Berechtigung, und von welcher Seite wir auch der Wahrheit zuerst nahe treten: wir dürfen sie als erreicht ansehen, sobald wir ohne Ausnahme auf dem einen Wege zu ihr gelangen, wenn gleich die übrigen Wege noch nicht bis zu ihr haben verfolgt werden können oder vielleicht in dem besondern Falle sich durch

unsere menschlichen Kräfte gar nicht bis hin zu ihr verfolgen lassen. Wir mögen die berechnete Höhe eines Thurmes, die berechnete Geschwindigkeit einer Kugel durch den sinnlichen Versuch des unmittelbaren Messens bestätigen: bei dem Ermessen der Höhe und der Bewegung der Sterne sind unsere Sinne nie im Stande, durch ihre Maßstäbe die Ergebnisse des zusammenstellenden Verstandes zu bewahrheiten — und doch sind wir zufolge der Natur unserer geistigen Vermögen zur Annahme der Gültigkeit der von den Astronomen ermittelten Wahrheiten nicht minder berechtigt, als zur Annahme der Thatsachen, welche nöthigenfalls auch noch mittelst unserer physischen Gegenwart sich als solche nachweisen lassen. Auf ähnliche Weise zeigen sich die höheren Sinnesnerven des Auges, Ohres u. s. w. gegen mechanische und elektrische Reize vollkommen unempfindlich und durch den unmittelbaren Versuch mit diesen würden wir niemals dahin gekommen sein, deren Verrichtungen zu erkennen, wie dies bei den Nerven der Bewegung und Empfindung statt hat. Dürfte aber Jemand mit Fug behaupten, unsere Erkenntniß von der Verrichtung des Sehnerven sei deshalb weniger bestimmt als unsere Erkenntniß von der Verrichtung der verschiedenen Nervenfasern, welche das Rückenmark ausmachen? Gewiß nicht. Und dennoch wird so häufig im Leben einer neu ermittelten Wahrheit die Anerkennung verweigert, weil sie nicht gerade auf dem Wege zuerst erreicht wurde, den man sich selber für ihre Erforschung ausgewählt hatte.

18.

Nachdem wir nun angedeutet, daß jeder Theil des Nervensystems, wie er für sich selbst an Ort und Stelle gebildet wird, ohne aus einem gemeinsamen Mittelpunkt zu entspringen, so auch seiner Funktion selbstständig vorsteht und nur zu gemeinsamem Wirken mit den übrigen Theilen bald enger, bald entfernter zusammentritt, so wollen wir noch einen Blick auf die Anordnung der grauen Substanz, ihre Vertheilung und ihr Verhältniß zu der weißen werfen und daraus die Bedeutung der einen und der andern zu erkennen suchen.

Graue Substanz findet sich überall gelagert, wo verschiedene Nervenfasern der weißen Substanz auf einander stoßen und sich zu gemeinsamer Wechselwirkung mit einander vereinigen: so in den Ganglien der vegetativen Nerven; in dem Rückenmarke; beim Zusammenstrahlen von dessen verschiedenen Strängen dem Gehirn entgegen, im verlängerten Marke, den Vierhügeln, der Varolsbrücke, — und ebenso andererseits in den Vereinigungspunkten der Gehirnfasern, den gestreiften Körpern, den Sehhügeln und im Innern des kleinen Gehirns. Außerdem zeigt sich die gleiche Färbung der Nervensubstanz in der Umlagerungsmasse des gesammten Gehirns, wenngleich nach Baillarger's mikroskopischen Untersuchungen sie hier noch eine besondere, von den übrigen Lagerungsstellen verschiedene Anordnung zu haben scheint, indem derselbe sechs wechselnde Lagen von weißlicher und dunklerer Färbung in der Belegungsmasse des Gehirns vorgefunden haben will. So übereinstimmend die Beobachter die faserige, röhrenartige Beschaffenheit der weißen Substanz anerkannt haben, so wenig sind sie über die innere Struktur der grauen Substanz mit einander einverstanden. Die Einen erkennen nur gestaltlos gelagerte Kügelchen in ihr an, während Andere, wie Treviranus, zarte Primitivfasern darin erblickten, noch Andere, wie Wallach und Stilling, Längs- und Querfasern unterschieden, endlich Valentin behauptet, daß die Struktur in den verschiedenen Ganglien verschieden sich darstelle, so daß unter Anderm die Rückenmarksganglien direkter von den weißen Fasern durchdrungen werden sollten, während sie in den Ganglien der sympathischen Nerven zusammengesetztere Verschlingungen bildeten. Ebenso getheilt und noch weniger bestimmt entschieden sind die Ansichten über die Verbindung der Markstrahlen mit der Belegungsmasse des Gehirns. Die zarteren Primitivfasern nimmt Treviranus in der grauen Substanz an; E. Burdach hält sich, wie auch Longet, zu einem Urtheile hier noch nicht berechtigt; Valentin meint, daß die weißen Fasern sich als Schlingen in der grauen endigen, wie Rudolphi und nach ihm Prevost und Dumas dergleichen als Endigungen der Haut-

und Muskelnerven in diesen Gebilden wahrgenommen haben wollen. Aus diesen verschiedenartigen Beobachtungen, — zu denen man noch in Bezug auf die peripherischen Nervenendungen die Wahrnehmung Treviranus', daß der Augennerv sich in der Nervenhaut des Auges in eine Menge dicht an einander gelagerter kleiner aufwärts gerichteter Pupillen, so wie Swan's Meinung, daß die Nerven als kleine mit Ganglien versehene Fädchen endeten, ferner Beil's Annahme, eines die Nervenenden umgebenden Nervenäthers und die Idee der Identifikation des Nervs mit der Haut- und Muskelmasse selbst hinzufügen kann: — aus allen diesen Beobachtungen scheint nur so viel hervorzugehen, daß einestheils wol nicht immer die gleichen Strukturverhältnisse weder in der grauen Substanz, noch in den peripherischen Nervenendungen stattfinden mögen, und daß anderntheils diese Strukturverhältnisse, soweit wir sie kennen, sei es durch die zartere Faserung, sei es durch die selbstständigere, nicht blos leitende Gestaltung der grauen Substanz, ein verhältnißmäßig höheres, vielgestalteteres Leben in eben dieser muthmaßen lassen. Können wir auch bei unserer Ansicht von der Selbstthätigkeit jedes einzelnen Theils des Nervensystems nicht geradezu Longet's Ansicht beistimmen, daß die graue Substanz das Nervenprincip erzeuge, die weiße es leite, und müssen wir es uns eben deshalb als irreleitend versagen, die grauen Massen mit Legallois als Mittelpunkte der Nervenkraft (centres d'innervation) zu bezeichnen, so finden wir doch sowol in der Lagerung derselben an den Hauptvereinigungspunkten der weißen Nervenmassen, als in ihrem feinern, in sich selbst abgeschlossenern Gewebe genügenden Grund, sie als denjenigen Theil des Nervensystems anzuerkennen, dessen Gegenwart zunächst das höhere Seelenleben andeutet und als Hauptvermittler der Harmonie in den sämmtlichen Verrichtungen unseres Organismus dient. Wo wir graue Substanz gewahren, dürfen wir auch auf einen Mittel-, Vereinigungs- und Austauschungspunkt verschieden gearteter Nervenkräfte schließen, und eine höchst bedeutungsvolle Erscheinung ist es, daß diese Trägerin des höheren Seelenlebens als Umlagerungs-

masse des ganzen Gehirns gleichsam die eine Grenze und zugleich den Urboden einer großen Menge von Nervenfasern bildet, während nach der andern Seite hin die gesammten vielgestaltigen äußeren Gebilde des Organismus die Grenze und den Urboden einer ähnlichen Reihe von Nervenfasern abgeben. Durch die Windungen, welche sich an den Gehirnen der höheren Thierklassen vorfinden, wird die Menge der grauen Substanz, welche überall sich in dieselben mit einsenkt, auf eine Weise vermehrt, wie es ohne unförmliche Ausdehnung jenes Organs sonst nicht hätte geschehen können, und eine Folge der Windungen, die sich bei dem Menschen und nach ihm zunächst bei dem Elephanten am entwickeltsten zeigen, ist es, daß wir zu dem Ausspruche berechtigt sind, die graue Masse des Gehirns nehme im Verhältnisse zu seiner weißen mit der aufsteigenden Thierreihe immer mehr zu und erreiche beim Menschen das höchste Maß des Uebergewichts. Wenn Gall von der grauen Substanz sagt, sie sei der Ursprung und der Ernährungsboden aller Nervenfasern, vermittelst deren diese sich verstärken und vervielfältigen, so kann der Ausdruck allerdings nur gelten, wenn wir ihn als einen uneigentlichen und bildlichen ansehen; so materiell wörtlich, wie Longet und vor ihm schon Treviranus denselben aufgefaßt und bekämpft haben, wird er aber von Gall auch schwerlich gemeint worden sein. Das Kraftverhältniß zwischen grauer und weißer Substanz unseren Sinnen in einer andern Form noch etwas näher zu rücken, dazu könnte vielleicht das Bild des magnetelektrischen Apparats dienen, wo der dunkle, von Drähten vielfach umschlungene Eisenstab beim Ab- und Zuströmen der Magnetkraft den Drähten eine Spannung mittheilt, welche sie zur Ausübung der mächtigsten Gewalten befähigt. Indeß können wir freilich mit allen Bildern unserer Werkstätten den hehren Erzeugnissen der Werkstatt der Natur nur sehr von ferne, nur andeutend, aber nie erschöpfend im Geiste nahe treten.

19.

Fragen wir nun nach diesen allgemeinen Erörterungen, was die Bemühungen von Jahrtausenden über die Verrichtungen der einzelnen Theile des Nervensystems als wirklich bestimmte Thatsachen herausgestellt haben, so sehen wir uns fast ausschließlich auf die Ergebnisse hingewiesen, welche die unmittelbare Vergleichung der Lage des betreffenden Nerven zu dem Organe, in welchem er sich findet, an die Hand gegeben hat. Man sah den Sehnerven sich als Netzhaut im Auge ausbreiten, und schloß, daß er zum Sehen, den Riech- und Gehörnerven auf den inneren Häuten der Nase und des Ohres sich verzweigen, und schloß, daß sie zum Riechen und zum Hören dienten; man verfolgte die einzelnen Nervengeflechte mit ihren Zweigen in die Leber, das Herz, die Milz, die Nieren, Lungen u. s. w. und folgerte, daß ihre Verrichtungen dahin zweckten, die Ausscheidungen und sonstigen Thätigkeiten dieser Organe zu vermitteln und zu leiten, und daß jeder dieser Nerven zu dem Ende mit einer besonderen Eigenthümlichkeit begabt sein müsse. Hierauf beschränkte sich bis auf die neueste Zeit eigentlich unsere ganze Kenntniß des Nervenlebens, und erst die von Charles Bell bestimmter geltend gemachte Entdeckung verschieden begabter Nervenfasern in einer und derselben Nervenscheide zündete in diesem Gebiete eine neue hellere Fackel an, zu welcher emporzuschlagen der gewaltige Glutkern der Gall'schen Lehren damals noch nicht vermocht hatte. Mit der Bell'schen Entdeckung wurde es klar, daß in den höheren Organismen der Wirbelthiere nicht nur die vegetativen Nerven der Ernährung von den animalischen der Empfindung und Bewegung zu gesonderten Vereinigungspunkten im Gangliensystem und im Rückenmark geschieden seien, sondern daß auch Empfindung und Bewegung, diese in den vorderen, jene in den hinteren Strängen des Rückenmarks, durch besondere Bündel von Nervenfasern vermittelt wären, welche, wenn auch für unsere Sinne nicht unterscheidbar, doch in ihrem innern Wesen eine solche Verschiedenheit darbieten, daß im naturgemäßen Zustande

nie der eine Nerv die Verrichtung des andern, und läge er ihm auch unmittelbar nahe, vollbringen kann. Unsere Einsicht in das Nervenleben ist dadurch insofern wesentlich gefördert, als wir nun wissen, daß überall, wo verschiedene Thätigkeiten an ein und dasselbe Organ gebunden erscheinen, auch verschiedenartig begabte Nervenfasern in dasselbe eingehen. Ein jegliches Rückenmarksganglion ist durch einen Zweig mit den vegetativen Geflechten des sympathischen Nerven verbunden, theilt diesen die zu ihren Zwecken erforderliche Kraft der Bewegungs- und Empfindungsvermittelung mit, und empfängt seinerseits die Kraft des vegetativen Nerveneinflusses, die es zur Ernährungsthätigkeit der von ihm aus zunächst versorgten Gebilde bedarf, zurück. Mit dem Gehirne, dem Organe der höhern Geistesthätigkeit und des Willens, stehen die Geflechte des sympathischen Nervens nur durch wenige und zarte Nervenzweige in Verbindung; daher ist der Einfluß unseres Geistes auf den vegetativen Lebenskreis mehr ein unwillkürlicher und unbewußter; die Verbindung des Rückenmarks mit dem Gehirn ist vielfach und innig, und unsere Geisteskraft ist im Stande, mit aller Energie auf die Bewegung des Körpers einzuwirken und die Empfindungen desselben in ihr Bewußtsein aufzunehmen. Dem entsprechend werden auch die Muskeln der vegetativen Organe, welche, wie z. B. die Schließmuskeln gewisser Absonderungsgebilde, unmittelbar der Herrschaft unseres Willens unterworfen sind, in demselben Maße, wie sie von ihm abhängen, direkter aus dem Rückenmark mit ihren Nerven versorgt; die vom Willen unabhängigeren Muskeln derselben Organe hingegen erhalten die ihrigen mehr aus den Verzweigungen des sympathischen Nerven. Oder vielmehr, um das Verhältniß aus dem richtigern Gesichtspunkte aufzufassen: die einzelnen mit ihrer eigenthümlichen Kraft begabten Nerven gehen je nach ihrer mittelbareren oder unmittelbareren Beziehung zum vegetativen oder zum geistigen Leben bald mit den Ganglienknoten des einen, bald des andern ihre nächsten Verbindungen ein.

Bell's Behauptung von dem Getrenntsein der Verrichtungen

der hinteren und vorderen Rückenmarksstränge und dem Verlaufe gänzlich in ihren Verrichtungen abweichender Nervenfasern in einer und derselben Nervenscheide war von zu hoher Bedeutung für die gesammte Ansicht vom Nervenleben, als daß sie nicht vielfache Zweifel, vielfache Widersprüche gefunden haben sollte. Mit ihr war der erste Schritt geschehen, über die allereinfachste Sinnenanschauung hinauszugehen und nicht blos die Ausbreitung in dieses oder jenes materielle Organ als einziges Merkmal getrennter Verrichtungen zu betrachten. Es darf nicht wundern, daß man sich nicht sogleich entschließen konnte, gesonderte Kräfte anzunehmen, wo keiner unserer Sinne einen materiellen Unterschied zu erkennen vermochte. Zahllose arme Geschöpfe höherer und niederer Thiergattungen haben seit dem Jahre 1811, wo Bell mit seiner Ansicht auftrat, auf die martervollste Weise ihr Leben unter dem Messer der Anatomen aushauchen müssen — und alle diese Grausamkeiten haben uns am Ende doch nicht weiter gebracht, als wohin wir mit etwas umsichtiger Prüfung jetzt auch ohne sie in fast ebenso überzeugender Weise gelangt sein würden: daß nämlich Bell's Entdeckung vollkommen in der Natur begründet ist. Wenn irgend eine Erfahrung dem gerechten Verlangen das Wort redet, daß der Mensch nur mit ernster, heiliger Scheu das Leben und die Leiden seiner Mitgeschöpfe der Wissenschaft zum Opfer darbringen sollte, so sind es die Ergebnisse der tausendfältigen Quälereien, welche in Folge dieser Frage an Thieren vorgenommen worden sind. Der Eine fand durch dieselben bestätigt, was der Andere in Abrede stellte, und ein Dritter geradezu umgekehrt wahrgenommen haben wollte. Burdach glaubte sich durch seine Versuche an Fröschen berechtigt, mit Croß und Walker die vorderen Stränge als der Empfindung, die hinteren als der Bewegung angehörend zu bezeichnen; Magendie, in seiner etwas leichten Weise zu beobachten, neigte bald zu dieser, bald zu einer andern Annahme; Berlingeri meinte, die innere graue Substanz sei Leiter der Empfindung; Carus stimmte Bell bei, daß die hinteren Stränge die Empfindung, die vorderen die Bewegung vermitteln — kurz,

man überzeugt sich, daß, wenn nicht mit äußerstem Vorbedacht und auf die behutsamste Weise bei den Vivisektionen zu Werke gegangen wird, dieselben ebenso oft zur Verwirrung, als zur Lösung derartiger Fragen Anlaß geben. Und wahrlich, an der Zeit ist es, daß sich kräftige Stimmen gegen den Misbrauch, welcher so leichtfertig und in so jedes edlere Gefühl empörender Weise mit denselben getrieben wird, erheben!

Longet's vorzüglichstes Bestreben ist es gewesen, die Frage über den wichtigen Punkt der getrennten Verrichtungen der Rückenmarksnerven zu einer endgiltigen Entscheidung zu bringen. „Die Grundfrage der Theilung des Nervensystems in die Nerven der Empfindung und der Bewegung — heißt es in seiner Vorrede — hat besonders unsere Aufmerksamkeit gefesselt: sie ist der hauptsächlichste Gegenstand unserer Forschungen gewesen. Was die Nerven und das Rückenmark betrifft, so ist diese Frage, unseres Erachtens, vollständig gelöst; mit dem Gehirn aber — setzt er hinzu — ist es nicht ebenso, hier sind kaum einige Anfangsspuren für eine Lösung.“ Wir stimmen Longet's Ansicht, daß die Frage in Betreff des Rückenmarks und seiner Nerven gegenwärtig vollständig gelöst sei, durchaus bei und erkennen auch die entscheidende Beweiskraft der von ihm mitgetheilten Thatsachen an; inzwischen ist es in der Ordnung, zu bemerken, daß Johannes Müller bereits in der ersten Ausgabe seines Handbuchs der Physiologie, 1833, mit derselben Entschiedenheit seine Ueberzeugung in dieser Beziehung ausgesprochen hat, und daß Longet daher im Irrthume ist, wenn er jetzt noch unseren deutschen Physiologen darin des Zweifels zeiht.

Nach der Mittheilung mehrer sonstiger Versuche heißt es bei J. Müller Bd. 1, S. 629: „Durchschneidet man bei demselben Frosche auf der linken Seite alle drei hinteren Wurzeln, auf der rechten Seite alle drei vorderen Wurzeln der Nerven für die Hinterbeine, so ist an dem linken Beine die Empfindung, an dem rechten die Bewegung gelähmt. Schneidet man dann am rechten Bein, welches noch Empfindung, aber keine Bewegung hat, den Fuß ab, so zeigt der Frosch den größten

Schmerz in allen Theilen des Körpers durch Bewegungen, aber das rechte Bein selbst, an dem er doch den Schmerz fühlt, kann er nicht im geringsten bewegen. Schneidet man dagegen am linken Bein, welches keine Empfindung, aber noch Bewegung hat, den Fuß ab, so fühlt es der Frosch gar nicht. Dieser Versuch ist wol der überraschendste von allen und gibt entscheidende Resultate, nicht halben Erfolg, weil man beim Frosch gewiß ist, die Wurzeln der Nerven des Hinterbeins sämmtlich zu durchschneiden, indem es nur sehr wenige, aber dicke Wurzeln sind. Dies sind die Versuche, welche keinen Zweifel mehr an der Wahrheit des Bell'schen Lehrsatzes übrig lassen."

Das Abschneiden der Füße und die verschiedenen Erscheinungen hierbei sind allerdings entscheidend. Bei den meisten übrigen, von den verschiedenen Experimentatoren angestellten Vivisektionsversuchen müssen wir sonst gestehen, daß ein großer Scharfblick, ja wir möchten fast sagen, eine vorgefaßte Meinung erforderlich ist, um die Bewegungen, welche bei den Thieren als Aeußerungen des Schmerzes eintreten, von denen, welche Folge direkter Reizung der Bewegungsnerven sind, zu unterscheiden. Der ganze Eingriff in das Leben ist zudem so bedeutend, daß diese Schwierigkeit dadurch nur noch um so mehr gesteigert sein muß. Sieht der Experimentator bei Reizung der hinteren Stränge nach oben zu Zuckungen entstehen, so schreibt er sie der Empfindung, dem gefühlten Schmerze zu; wenn ein Anderer aber nichts als Bewegungen darin erblicken will, so ist dagegen wenig einzuwenden, indem das Thier nicht genauer über seine Zustände befragt werden kann. Und eben darin ist auch die Quelle der vielen abweichenden Ansichten, welche in Folge der gewaltsamen Versuche durch Vivisektionen gebildet worden sind, zu suchen.

Eine Reihe von Beobachtungen, wie wir hier eine von Bégin gemachte mittheilen wollen, wäre hinreichend gewesen, die Bell'sche Lehre vollkommen genügend zu begründen, und wol hätte die Unmasse von Thierverstümmelungen gespart werden

können, indem sie uns nicht mehr als die Wirklichkeit der Thatsache darthun, daß die hinteren Stränge des Rückenmarks der Empfindung, die vorderen der Bewegung vorstehen.

Lafontaine, Municipalgardist zu Paris, 59 Jahre alt, wurde am 21. Oktober 1840 mit einem schneidenden Instrument am hintern Theil des Nackens verwundet. Er stürzte sofort nieder, doch mit großer Willenskraft begabt, verlor er sein Bewußtsein nicht und beobachtete die Folgen seiner Verwundung mit Genauigkeit. Aufgehoben und zu Hause gebracht, hatte er von der Bedenklichkeit seiner Lage noch keine Ahnung. Am folgenden Tage ward er in das Hospital Val-de-Grâce geschafft. Er klagte über keinerlei Schmerz, nur über eine Art Erstarrung in der rechten Seite. Die Bewegungen des Halses und des Kopfes waren vollkommen frei und erregten keine unangenehme Empfindungen. Die nähere Besichtigung der Verletzung ergab, daß dieselbe 13 Millimeter lang war und sich der Quere nach an der rechten Seite des Halses in der Höhe des fünften Halswirbels, 24 Millimeter von dem Dornfortsatze desselben entfernt, hinerstreckte. Im rechten Arm zeigt sich eine Schwere und in der Hand eine Empfindung von Ameisenkriechen; mit einiger Mühe kann er jedoch den Arm aufheben und den Vorderarm rühren; aber die Finger verharren in halber Bewegung und er kann sie weder ausstrecken noch fest um einen Körper schließen. Das rechte Bein ist vollkommen gelähmt. Auf der rechten Brustseite hat ein unbestimmtes Schmerzgefühl statt. Ueberall sonst am Arme, am Rumpfe, am Beine ist die Empfindlichkeit in vollkommen naturgemäßem Zustande vorhanden. Auch die Verdauungsthätigkeiten sind ungestört.

Es fand demnach ein auffallender Widerspruch zwischen der scheinbar einfachen Verletzung und der Gliederlähmung der entsprechenden Körperhälfte hier statt. Bégin stellte die Diagnose dahin, daß bei der einseitig aufgehobenen Bewegungsfähigkeit des rechten Beines und fortdauernder Empfindlichkeit desselben eine Verletzung des vordern Stranges der Rückenmarkssäule vorhanden sein müsse, und daß die weniger vollkommene

Lähmung des rechten Arms daher rühre, weil ein Theil der Armnerven erst oberhalb der verletzten Stelle sich mit dem Rückenmarke vereinigen.

Vom 24. bis 27. verschlimmerte sich der Zustand des Kranken immer mehr, und am 27. Morgens endete sein Leben. Der Leichenbefund ergab in der rechten Hälfte des sechsten Halswirbels das abgebrochene Stück einer Messerklinge, welche das Rückenmark der Quere nach, von der Seitenfurche, in welche die hinteren Nervenwurzeln eintreten, an bis zur vordern Mittellinie hin getrennt hatte, so daß folglich der ganze vordere Seitenstrang desselben durchschnitten war. Der hintere Strang derselben Seite wurde bei sorgfältiger Prüfung völlig unverletzt befunden.

Mit Recht bemerkt Longet: „Ist dies nicht eine wahre physiologische Erfahrung, unglücklicher Weise am Menschen selbst gemacht, und legt eine solche Thatsache nicht ein unwiderlegbares Zeugniß für eine Lehre ab, die wir wegen ihrer Wichtigkeit und weil sie sich auf unbestreitbare Beweise stützt, allgemein angenommen zu sehen wünschten? Gibt eine Beobachtung dieser Art nicht auch die ganze Bestimmtheit des Urtheils, deren eine strenge und positive Physiologie bedarf?“ Nur der Mensch ist im Stande, über das Fehlen oder die Fortdauer der Empfindlichkeit in jedem einzelnen Körpertheile bestimmte Rechenschaft zu geben; bei den Thieren, insbesondere wenn eingreifende Körperverletzungen vorausgegangen sind, bleiben wir in dieser Hinsicht stets mehr oder minder im Ungewissen, und Erfahrungen wie der vorliegenden gebührt daher, unter allen anderen pathologischen Beweisgründen — denn dahin gehören die Vivisektionen — unserer Ansicht nach der Preis der Ueberzeugungsfähigkeit.

20.

Das Problem, dessen Lösung im Jahre 1761 Boerhave, nach seinen denkwürdigen Worten zu urtheilen: „Aus diesem Rückenmarke treten zwei Nervenarten hervor, von denen die eine der Bewegung, die andere der Empfindung vorsteht, und welche

niemals unter sich in Verbindung treten.... Wer wird hier sagen: diese vermittelt die Bewegung, diese die Empfindung!?" — für sehr wenig wahrscheinlich hielt, steht also jetzt wirklich gelöst da. Es ist eine physiologische Wahrheit, daß im Rückenmark und den mit ihm in Verbindung stehenden Nervenstämmen bei aller Gleichheit in der äußern Erscheinung eine Reihe von Nervenfasern nebeneinander verlaufen, deren Verrichtungen so völlig von einander getrennt und verschieden sind, wie die Begriffe des Empfindens und Bewegens es ausdrücken. Läßt es bei dieser Betrachtung sich wol für sehr wahrscheinlich halten, daß die ungleich zahlreicheren Nervenfasern, welche von allen Seiten des Gehirns den Fasern der Bewegung und der Empfindung entgegenstrahlen, nur mit einer einzigen und gleichartigen Verrichtung begabt sein sollten? Longet hat seine „Fundamentalfrage" getrennter Bewegungs- und Empfindungsnerven im Gehirne vergebens zu verfolgen gesucht; „kaum sind hier einige Anfangsspuren für eine Lösung!" Kein Wunder, denn im Gehirne ist eben nach etwas Anderem als diesen blos animalischen Verrichtungen zu suchen, und gar schwer rächt sich die Urhypothese der nur leitenden Unselbstständigkeit der Rückenmarksganglien. Auch begreift sich schwer, wie Longet so festklammernd bei ihr hat beharren können, da er selbst des Weiteren die so bestimmt entgegenstehenden Ansichten und Beobachtungen eines Prochaska, Legallois u. s. w. in seinem Werke anführt und überdies für gewisse andere Erscheinungen, das Erzeugen der thierischen Wärme, der Aussonderungen der Haut u. dergl., das Rückenmark als ausschließliches Nervencentrum gelten läßt. Prochaska drückt sich über die Selbstständigkeit der Rückenmarkssäule folgendermaßen aus: „Das Sensorium commune erstreckt sich bis in das Rückenmark, wie dies die Bewegungen darthun, welche bei enthaupteten Thieren stattfinden, Bewegungen, welche nicht ohne eine Art von Consensus unter den Spinalnerven gedacht werden können. So zieht ein seines Kopfes beraubter Frosch, wenn man ihn sticht, nicht nur den gestochenen Theil zurück, sondern er kriecht, er springt auch, was ohne zusammen-

wirkende Thätigkeit der Empfindungs- und Bewegungsnerven nicht der Fall sein könnte, eine Thätigkeit, welche ihren Sitz im Rückenmarke hat, als dem einzigen Theil, welcher von den Nervencentren übrig geblieben ist." „Gewiß ist," heißt es ferner bei ihm, „daß die Empfindungseindrücke sich, ohne daß der Geist darum weiß, auf die Bewegungsnerven übertragen können, wie dies die Erscheinungen beweisen, welche sich bei Apoplektischen, die gänzlich ihr Bewußtsein verloren haben, zeigen: ihr Puls ist voll, ihr Athmen tief; sie heben ihre Hand auf und nähern sie häufig, ohne darum zu wissen, der Stelle, wo ihr Leiden seinen Sitz hat. Dasselbe sehen wir bei Fallsüchtigen und an den Bewegungen, welche, abgesehen von der Herz- und Athmungsthätigkeit, bei tief Schlafenden beobachtet werden; diese ziehen unwillkürlich ihre Glieder zurück, wenn man sie sticht oder sonst auf eine leichte; empfindliche Weise reizt." Nicht minder entschieden sind Legallois' Worte: „Das Prinzip der Empfindung und der Bewegung des Rumpfes hat seinen Sitz im Rückenmark. . . . . . Nicht nur hängt das Leben des Rumpfes im Allgemeinen vom Rückenmark ab, sondern das Leben jedes Theiles hängt insbesondere von dem Theil des Rückenmarks ab, von dem es die Nerven empfängt." Und ebenso Lallemand: „Diese Beobachtungen genügen zu dem Beweis, daß das Gehirn nicht die einzige Quelle der Nervenkraft ist, wie Haller glaubte, noch der einzige Mittelpunkt des Nervensystems des animalischen Lebens, wie Bichat dachte. Sie würden auch beweisen, wenn es dessen heutzutage noch bedürfte, daß die vom Willen unabhängigen Bewegungen nicht unter dem Einfluß des kleinen Gehirns stehen. Es folgt endlich daraus, als unmittelbarer Schluß, daß die Organe, welche ihre Nerven vom verlängerten Mark und vom Rückenmark empfangen, aus ihnen unmittelbar die Nervenkraft schöpfen, welche sie belebt;" (wir haben jedoch noch ferner gesehen, daß auch in jedem einzelnen Nerven die ihm eigene Kraft enthalten ist, und insofern das Empfangen der Nerven aus dem Rückenmark auch ein nicht wörtlich zu nehmender Ausdruck ist;) „während vom Gehirn die

Bestimmungen des Willens ausgehen." „Das Athmen, das Schlingen, die Empfindlichkeit und die Bewegung waren vorhanden bei dem Fötus, trotz der Abwesenheit des Gehirns und des kleinen Gehirns. Kein Einwurf kann verhindern, daraus zu schließen, daß jene Verrichtungen von diesen Organen unabhängig sind; daß also das Rückenmark und das verlängerte Mark weder aus dem Gehirn noch aus dem kleinen Gehirn die Nervenkraft schöpfen, welche die Theile belebt, die daraus ihre Nerven enthalten." Peter Frank trug zuerst, nach Burdach, den Gedanken vor, daß jeder Theil des Rückenmarks, der in einem eigenen Wirbel enthalten ist, als eigenthümliches Centralorgan oder als eine Nachbildung des Gehirns betrachtet werden muß. Und nach allen solchen Vorgängen müht man sich doch noch ab, in dem Gehirne überall nach der Quelle oder nach Trennungsbedingnissen von Bewegung und Empfindung umherzusuchen!

Wir steigen mit den Rückenmarkssträngen bis an das Gehirn empor, sehen sie vor demselben sich von der rechten zur linken und von der linken zur rechten Seite zum bei weitem größten Theil kreuzen und darnach mit den Faserungen des großen und des kleinen Gehirns die vielfältigsten Verbindungen eingehen. Unter der Bezeichnung der Pyramiden treten die vorderen Hauptstränge in die Varolsbrücke ein und nach ihrem Durchgang durch dieselbe als Hirnschenkel mit den reichen Faserungen, welche das Ganglion der Sehhügel umgeben, zusammen. Der nicht in die Pyramiden mit eingehende Strang der seitlichen vorderen Bündel des verlängerten Rückenmarks theilt sich: ein Theil geht als mittlerer Stamm zum kleinen Gehirn; der andere liegt zwischen der Varolsbrücke und den Pyramiden, theilt sich wieder und bildet mit seiner äußern Partie das Reil'sche Band an die Vierhügel, mit seiner innern die mittlere Lage der Hirnschenkel. Die hinteren Hauptstränge des Rückenmarks gehen als Corpora restiformia im Vereine mit einem Theile des seitlichen Stranges zum kleinen Gehirne; ein geringerer Theil derselben aber verbindet sich mit der Vereinigungsmasse des kleinen

Gehirns und der Vierhügel (Processus cerebelli ad testes). — So wenigstens meint man, die verschiedenen Partien des verlängerten Rückenmarks im Einzelnen haben verfolgen zu können. — Mit einem Worte, nach allen Seiten hin werden von den Rückenmarkssträngen und ihren einzelnen Theilen die mannichfaltigsten Verbindungen geschlossen: allein die Eigenschaften, welche sie auszeichneten, die Kraft, unmittelbar Bewegung und Empfindung hervorzurufen, geht verloren, sobald wir mit ihnen an das eigentliche Gehirn gelangen. Mit den Schenkeln zum großen und zum kleinen Gehirn endigt die Giltigkeit der Bell'schen Lehren; bis zu ihnen und in den vorhergegangenen Kreuzungen und Verbindungen der Rückenmarksbündel untereinander lassen sie sich hingegen auf die bestimmteste Weise verfolgen. Empfindungs- und Bewegungsthätigkeit kommt hier zum vollständigsten Austausch, sie schließen sich ineinander ab, und was darüber hinaus liegt, die gesammte Nervenmasse des Gehirns steht mit ihnen nur insofern in Zusammenhang, als die höhere Geistesthätigkeit, als der Wille, die Triebe, die Gefühle und der Verstand des Individuums auf Bewegung und Empfindung Einfluß üben. Wir erinnern noch einmal an das Gleichniß der Hauptstadt und der Landesbahn. Verlängertes Rückenmark, Pyramiden, Varolsbrücke, Vierhügel mit ihren Verbindungsmassen sind der große Bahnhof, in welchen alle Bahnen des Reichs eingehen, der Hauptstadt ihre Transporte zutragend und ihre Bestimmungen von dieser empfangend. Als — oft leider noch recht rohe — Landbauern und Provinzialen sind wir Cultivatoren der Wissenschaft bis in den Bahnhof hineingelangt; von der Hauptstadt wissen wir aber nur im Allgemeinen, daß sie da und daß sie groß und mächtig ist. Und wollen wir ihr Getriebe, ihren Bau und Wesen näher erkennen, so müssen wir eben mit feineren Sinnen und Sitten darangehen. Die grob materiellen Anschauungen und Prüfungen, wie sie auf den weiten Feldern im Gebrauch sind, reichen hier nicht aus; mit plumper Bauernweise erhalten wir kaum Zutritt in den untergeordneten Kreisen, und die Anklänge der zarteren Saiten werden so niemals von uns

erlauscht werden. Nur im friedlichen Zustande weben und regen sich hier die mannichfachen Kräfte der höhern menschlichen Bildung; nur in ihm finden Künste, Wissenschaften und alles edlere Streben ihr Gedeihen; nur während eines solchen lassen sie sich erkennen und ihrem Maße nach schätzen; wilde Zerstörung aber löst auch in der Hauptstadt alle Bande auf, und während oder nach einer solchen wird sich von höherer Cultur auch in ihr wenig vor dem fremden Eindringling enthüllen. Es sind, insbesondere von französischen Physiologen — denn diese thun es in der Grausamkeit allen übrigen zuvor, und in Frankreich vor Allem wäre ein entschiedenes Veto in dieser Beziehung zu wünschen — eine unzählige Menge von Beobachtungen über die Folgen angestellt worden, welche Verletzungen des einen oder des andern Theils des verlängerten Rückenmarks und seiner Umschlingungs- und Vereinigungsmassen zu Wege gebracht haben. In's Einzelne derselben einzugehen, würde uns jedoch hier zu weit führen. Fassen wir nur ihre allgemeinen Ergebnisse kurz zusammen.

21.

Das Sammtgehirn scheidet sich in Bezug auf Empfindungs- und Bewegungskraft in zwei Theile. Ein Theil seiner Gebilde ist, wie Flourens es nennt, excitabel, der andere nicht. Zu ersterem gehören das verlängerte Rückenmark, die großen Hirnschenkel, die Corpora restiformia, die Varolsbrücke, und, wenn man tiefer in ihre Substanz einsticht, so daß nicht blos die graue Masse in ihrem Innern verletzt wird, auch die Vierhügel; zu letzterm die Sehhügel, die gestreiften Körper und die gesammten Hemisphären des großen und kleinen Gehirns. Diese letzteren Gebilde können daher, wie wir bereits oben gesehen, auch völlig fehlen oder weggenommen sein, und die Bewegungen gehen in ihrer ganzen Ausdehnung ungehindert vor sich. Wenn auf der andern Seite viele pathologische Fälle vorkommen, wo nach Krankheitsprozessen, Blutergüssen, Verhärtungen oder wässerigen Ausscheidungen in den nicht excitabeln Theilen dennoch Lähmungen einer oder der andern Art, rechts oder links, in den

oberen oder unteren Gliedmaßen bemerkt werden, so beweisen diese, mit jenen Thatsachen zusammengehalten, nur so viel, daß die Thätigkeit des eigentlichen Gehirns — gleich dem Verhalten der Hauptstadt — mit den Verrichtungen des Rückenmarks mittelst seiner Verbindungsfasern in inniger Wechselwirkung steht, wie denn überhaupt im Organismus Krankheiten an der einen Stelle nicht ohne alsbaldige Theilnahme anderer mit ihr verbundener statthaben können: aber mehr als eine solche mittelbare Verbindung anzuerkennen, lassen die entgegenstehenden Erfahrungen, wo nach Abtragung des Gehirns die Bewegung ungestört fortdauert, durchaus nicht zu. Es liegt darin nur der Beweis, daß man bei ursprünglichen Funktionsbestimmungen in der Benutzung pathologischer Erfahrungen, gleichwie bei den durch Vivisektionen erhaltenen Ergebnissen, mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen muß, um sich nicht durch den sympathischen Zusammenhang des Organismus, welcher alsdann in verstärktem Maße hervortritt, in seinem Schlusse irreleiten zu lassen.

Von den excitabeln Theilen, welche wir also ausschließlich mit Körperbewegung und Körperempfindlichkeit *) in unmittelbarer Causalverbindung stehend zu betrachten haben, ruft das verlängerte Rückenmark, wenn es über der Durchkreuzungsstelle gereizt wird, die Bewegungen an der entgegengesetzten Körperseite hervor. Bei den Amphibien, wo keine Durchkreuzung stattzufinden scheint, bleibt hingegen durchgehends das direkte Verhältniß bis zum Gehirn hin in Kraft.

*) Empfindlichkeit in diesem Sinne gebraucht, im Unterschied von der höhern oder Gemüthsempfindung. Es wäre wünschenswerth, daß wir eine besondere Bezeichnung festsetzten, um die allgemeine Empfindlichkeit, welche durch die sogenannten Gefühls- oder Empfindungsnerven des Körpers im Gegensatz zu dessen Bewegungsnerven vermittelt wird, und deren Ueberreiz sich als körperlicher Schmerz äußert, von den Empfindungen und Gefühlen des Geistes, deren Nerven in jenem Sinne kein Gefühl, keine Empfindung besitzen, gleich im Worte zu unterscheiden. Die philosophische Sprache der Phrenologie bedarf noch mehrer solcher genauerer Begriffsbestimmungen. Hier kann die deutsche Zunge von der russischen lernen, welche beispielsweise für unser einziges Wort Schwager vier verschiedene Ausdrücke besitzt, je nachdem der Verwandtschaftsgrad durch Mann oder Bruder, Schwester oder Frau bedingt ist.

Die Durchschneidung der Varolsbrücke, sowie der mittleren Stränge zum kleinen Gehirn ruft bei den Thieren Bewegungen hervor, wodurch sie kreisförmig um ihre eigene Axe gedreht werden. Die gleichen Drehungserscheinungen zeigen sich bei Durchschneidung der großen Hirnschenkel. Longet und Lafargue haben durch ihre Versuche dargethan, daß diese Kreisbewegungen stets nach der Seite hin stattfinden, an welcher die Verletzung erfolgte. Magendie, der das entgegengesetzte Verhalten, daß die Bewegungen nach der unverletzten Seite zu vor sich gingen, niederschrieb, scheint hier wieder zu flüchtig in seinen Beobachtungen zu Werke gegangen zu sein. Das so verwundete Thier sinkt zunächst auf der verletzten Seite zusammen und fängt darauf an, sich um diese herum fortdauernd mit großer Schnelligkeit im Kreise zu bewegen. Wie erklärt sich diese Erscheinung im Gegensatze zu der bloßen einfachen Lähmung, welche bei der Trennung der tiefer gelegenen Theile der Rückenmarkssäule beobachtet wird? Ich meine den Grund darin zu finden, daß in die Bildung der Varolsbrücke und der großen und kleinen Hirnschenkel, welche an Stärke das Rückenmark übertreffen, bereits Fasern aus den Gehirnganglien eingehen und sich dort, wie im Rückenmarke die Empfindungs- und Bewegungsfasern, zu gemeinsamem Wirken mittelst der grauen Substanz mit einander verweben. Die Varolsbrücke ist mit grauer Substanz durchdrungen und umgibt mit derselben die Hirnschenkel; bietet also die Bedingungen zum Funktionsaustausche dar. Eine Trennung dieser Theile durchschneidet demnach hier nicht mehr bloße Empfindungs- und Bewegungsnerven, sondern verletzt und reizt auch Fasern, welche mit den geistigen Thätigkeiten in näherer Berührung stehen. Geistige Thätigkeit kommt dadurch unwillkürlich als solche mit in Anregung. Sie theilt den Impuls der Bewegung denjenigen Theilen des Körpers mit, welche nach der Trennung noch unter ihrem Einflusse verharren. Die Glieder der unverletzten Seite gerathen in aufgeregte Thätigkeit, während die der verletzten gelähmt sind. Sie arbeiten vorwärts, aber da dies Vorwärtsarbeiten nur ein einseitiges ist, so muß als noth-

wendige Folge desselben die Kreisbewegung um die Axe der verletzten Seite eintreten. Die unwillkürlich durch die Verwundung der Gehirnfasern angeregte Geistesthätigkeit, bestehe sie nun in Furcht, im Triebe, Widerstand zu leisten, sich der Gefahr zu entziehen, oder jedem andern geistigen Motiv, welches zur Muskelbewegung antreibt, ist es, welches hier das verwundete Thier sich in angestrengten Kraftäußerungen der noch dem Willen gehorchenden Glieder erschöpfen läßt, während bei einer einfachen Durchschneidung der Bewegungsfasern, wo diese allein zugegen sind, kein solcher mechanischer Reiz der Gehirnthätigkeit stattfindet, diese daher nicht unwillkürlich auf den unverletzten Theil des Rückenmarks einwirkt, und das Thier blos gelähmt liegen bleibt, ohne bei seiner unversehrten Geisteskraft besondere Anstrengungen zu machen, welche ihrem Zwecke nicht entsprechen können.

22.

In diesen kurzen Umrissen haben sich alle wesentlichen, physiologisch anerkannten Ergebnisse in Bezug auf unsere Kenntniß der einzelnen Abtheilungen des Nervensystems zusammenfassen lassen. Der Bell'sche Lehrsatz und die unmittelbar unseren äußeren Sinnen angehörige Funktionsbestimmung der Nerven nach den körperlichen Organen, in welche sie sich ausbreiten, — das ist Alles, was wir über die Verrichtungen der einzelnen Nervenpartien wissen. Wo die einen oder die anderen Merkmale aufhören, da erreicht auch unsere Erkenntniß ihr Ende. Was darüber hinausliegt, die ganze gewaltige Nervenmasse des Gehirns, wird zwar in seiner Gesammtheit als Organ der Geistesthätigkeiten physiologisch anerkannt, aber die Bestimmung seiner einzelnen Theile ist den gewöhnlich betretenen Forschungswegen durchaus verschlossen geblieben. Das Rückenmark, die Sinnesnerven, die Verbindungsäste des vegetativen Nervensystems — sämmtlich finden sie ihren End- und Vereinigungspunkt innerhalb derjenigen Gebilde des Sammtgehirns, welche, als excitable, den durch äußere Reizmittel sichtlich nicht excitabeln gegenüberstehen, und welche ihre nicht excitabeln Fasern ebenfalls diesen

selben Gebilden zum Austausche und zur Vereinigung entgegensenden. Das verlängerte Rückenmark mit seinen Umgebungen erscheint somit als eine Art gordischer Knoten, zu dessen vollständiger Lösung freilich noch manches Jahr und Jahrhundert erforderlich sein wird, während welcher wir aber von den Faden, die ihn knüpfen, allmälig einen nach dem andern kennen zu lernen bemüht sind. Zur richtigen Würdigung derjenigen unter ihnen, welche von dem Körper zu der Schürzung des Knotens aufstrahlen, hat Bell, haben die Forschungen vor ihm im Ganzen wie im Einzelnen Vieles und Wichtiges geleistet: über denen dagegen, die aus dem Geistesorgane zu seiner Bildung niederstrahlen, ruht für die meisten Physiologen noch die tiefste Dunkelheit. Wol ist hier die Forschung soviel zarter, körperloser und schwieriger; aber um ebensoviel ist auch die Geisteserkenntniß edler, einflußreicher, erhebender, und der größere Lohn entspricht der größern Mühe. Um Geistesäußerungen richtig schätzen und würdigen zu lernen, muß man sie in ihrer reinen Natürlichkeit beobachten. Dazu reicht das Studirzimmer nicht aus. Bewegungen mögen wir nach Willkür bei Thieren hervorrufen. Ihre Geisteseigenthümlichkeiten erkennen wir nur in der Gesundheit und in der naturgemäßen Freiheit, und auch hier bleiben uns dieselben noch häufig genug unklar und zweideutig, und nur die menschliche Sprache vermag uns im bewegten Leben volle und unzweideutige Aufschlüsse über die Eigenthümlichkeit des individuellen geistigen Lebens zu geben.

Nur Hypothesen sind es, welche, abgesehen von der Phrenologie, bisher über die Gebilde, die über das Rückenmark hinaus liegen, über das eigentliche Gehirn aufgestellt worden sind, Hypothesen, deren Fassung in der Regel schon das wenige Zutrauen beurkunden, welches ihre Urheber selbst zu ihnen hatten. Wie Galen die Lebensgeister in den verschiedenen Ventrikeln des Gehirns herumkreisen ließ, so hielt Descartes die Glandula pinealis für den Sitz der Seele, von dem aus sie mit Nervenzügeln den ganzen Organismus regiere; Lapeyronie setzt sie in das Corpus callosum; Willis in die gestreiften Körper das Sen-

sorium commune; Treviranus in einen Theil des Ammonshorns das Erinnerungsvermögen; Foville darin den Sitz der Zungenbeweglichkeit u. s. w., entweder ohne überhaupt einen Grund dafür anzuführen, oder nur von einseitigen Vorstellungen, ohne alle umfassende Beobachtung und Berücksichtigung der geistigen Verhältnisse, geleitet. Longet erkennt diese Sachlage klar genug, indem er nach Ausführung der verschiedenen aufgestellten Meinungen seine Abschnitte über die Verrichtungen der einzelnen Gehirntheile meistens mit der Bemerkung fonctions restent encore à démontrer schließt, oder doch nur in allgemeinen Worten deren Zusammenhang mit dem höheren geistigen Leben mehr andeutet als bestimmt zu unterscheiden wagt. Nur so weit ist die Physiologie in der neuern Zeit entschieden gelangt, daß sie, geleitet durch und gestützt auf das Größenverhältniß des Gehirns zu dem übrigen Nervensystem, jenem Organe die Vermittelung des höhern geistigen Lebens ausschließlich zugesteht, und es bleibt bei der Unumwundenheit, mit welcher sich auch Longet hierüber ausspricht, beinahe unbegreiflich, wie derselbe Longet dennoch immer wieder auf's Neue in Auffassungen verfallen kann, die sich in Worten wie: organes cephaliques, élaborateurs des impressions et producteurs du principe des mouvements volontaires kund geben. S. 585 im ersten Bande heißt es bei ihm über die Hemisphären: „Was beim Studium der Gehirnhemisphären des Menschen zuerst auffällt, ist ihre außerordentlich starke Entwickelung im Vergleich zu derjenigen der anderen Gehirnganglien (gestreifte Körper, Sehhügel, Vierhügel ꝛc.). Diese Entwickelung ist von der Art, daß in Beziehung darauf wenige Thiere dem Menschen nahe kommen. Das eigentlich sogenannte Gehirn ist gleichsam die Krone oder der Beherrscher der gesammten Säule des Rückenmarks; es ist der Sitz oder das Organ der höheren Vermögen, welche den Menschen auf einen so hohen Rang in der Schöpfung stellen und ihn in so edler Weise von den übrigen Thieren unterscheiden.“ Das Größenverhältniß der Hemisphären in

ihrer Gesammtheit ist es, was uns diese gewichtige Wahrheit offenbart, — und an den Hemisphären ist es wiederum die äußere graue Belegungsmasse, welche vermittelst der Windungen beim Menschen ganz vorzugsweise überwiegend hervortritt. Was aber von dem Ganzen gilt, sollte das nicht auch auf dessen einzelne Theile seine vernunftgemäße Anwendung finden? Wenn wir der überwiegenden Größe des Gehirns beim Menschen die Erkenntniß verdanken, daß es der Träger seiner geistigen Fähigkeiten ist, ist da nicht der Gedanke nahe liegend, daß auch für seine einzelnen Theile das Größenverhältniß zweckmäßig zur Ermittelung der einzelnen Geistesfähigkeiten müsse dienen können? Lage und Gestaltung geben hier keinen Aufschluß, die geistigen Eigenschaften sind nicht wie die Muskelbewegung geradezu durch unsere äußeren Sinne wahrnehmbar. Auch hat uns weder der Versuch, noch die Formbetrachtung zu der Ueberzeugung hingeleitet, daß das Gehirn das Organ des Geistes sei. Wir sahen es in der aufsteigenden Thierreihe an Nervenmasse stetig zunehmen, und die entsprechende Zunahme an dem Geiste der Thiere gab uns die Ueberzeugung, daß beide Erscheinungen in dem Verhältnisse von Ursache und Wirkung zu einander ständen.

Gall hat zuerst den glücklichen Gedanken, das richtige Gefühl gehabt, denselben Forschungsweg, wie für die Erkenntniß des Gehirns, so zur Ermittelung seiner besonderen Provinzen zu benutzen; mit ihm ist das erste rosige Licht einer schönen, vielversprechenden Morgenröthe auf einem Gebiet erschienen, welches mit all' seinem geahnten Reichthum bis dahin noch in chaotischer Finsterniß dalag.

Deutschlands Physiologen! Schaut mit klarem, offenen freien Blicke um Euch! Der Euern Einer ist's, welcher Euch ein neues mächtiges Besitzthum der Wissenschaft errungen hat. Verfolgt den Weg: es ist kein anderer, als der Euch schon bis an die Grenzen des neuen Reichs geleitet. An dieser Grenze steht Ihr und staunt: Ihr mögt Euch dem Weg nicht ferner vertrauen. O laßt doch die traurige Erfahrung nicht so oft

und immer sich wiederholen, daß wir wohl zu finden, aber nicht zu nützen, zu ergreifen wissen, daß unsere größten Männer bei uns nicht zur Anerkennung gelangen! Ihr wollt Gewißheit, nicht Phantasien. Wohl, so prüft: Erfahrungen, Naturbeobachtungen, nicht leere Worte, treten hier Euerm Forschergeist entgegen. Ist denn Gewißheit und Befriedigung aller Kräfte unseres Verstandes auf andere Art als auf diese zu erreichen? Ich weiß, die Wissenschaft, vor allem die deutsche, will keinen Enthusiasmus. Und mit Recht. Die Forschung sei nüchtern, ernst, ruhig: nur menge das Vorurtheil sich nicht störend hinein und die Sucht, von vorn herein Alles zu negiren, weil sich Alles von vorn herein nicht gleich erklären und nach allen Seiten hin harmonisch beleuchten und verknüpfen zu lassen scheint. Doch findet die Begeisterung ihre richtige Stelle, wo es gilt, geschehenes Unrecht wieder gut zu machen, die Ehre zu geben, wem sie gebührt, und für eine Wahrheit, deren weitere Verfolgung unser Stolz sein muß, in die Schranken zu fordern. Und im Bewußtsein dieses Rechts ergeht die Mahnung: Tretet zu uns, prüft und würdigt den Weg, der in die innere Kenntniß des Geistes und seiner Kräfte einführt: ergreift und nützt die Schätze, welche Euch auf ihm als so reiches Erbtheil zugefallen!

Wir wissen, daß die graue Substanz des Nervensystems, welche in bedeutendem Uebergewichte die ganze frei nach Außen gekehrte Masse des menschlichen Gehirns ausmacht, als am nächsten mit dem höhern Seelenleben verknüpft anzusehen ist; wir haben gesehen, daß von ihr aus tausendfältige weiße Nervenfasern den aufsteigenden Stämmen und Zweigen des Körpers entgegenstrahlen, und daß und warum die entgegengesetzte Anschauungsweise der fächerförmigen Ausbreitung des Rückenmarks, so allgemein sie auch herrscht, als naturwidrig und irreführend verworfen werden muß; wir sehen ferner, daß diese zusammenstrahlenden Nervenfasern zunächst unter sich in den gestreiften Körpern und den Sehhügeln, dann mit den Körperstämmen und den Sinnesnerven in besonderen Ganglien sich

vereinigen, in deren grauer Masse wir nach der Analogie des Rückenmarks berechtigt sind, eine Verknüpfung und einen Austausch der hinzugeführten Kräfte anzunehmen; wir erkennen, daß, wie in der ganzen übrigen Natur, so auch in dem Nervensysteme das Gesetz giltig ist, wornach unter übrigens gleichen Verhältnissen die größere Masse auf größere Kraftäußerung schließen läßt, und daß in Folge dieses Gesetzes das Gehirn des geistig höher begabten Menschen an verhältnißmäßiger Größe und Ausbildung die aller seiner Mitgeschöpfe bei weitem überragt; wir gewahren endlich, daß die graue Wölbung, in welcher sich das höhere Nervengebilde, in sich selbst gerundet, abschließt, beim Menschen zum bei weitem größern Theile in der Gestaltung des äußern Schädels ausgeprägt für unsere äußeren Sinne offen daliegt: — erscheint bei solchen Vorkenntnissen der Schritt nicht ebenso einfach, als natürlich, durch Vergleichung einzelner geistiger Thätigkeitsäußerungen mit der Entwickelung und Ausbildung der einzelnen Theile des Gehirngewölbes die Bestimmung dieser zu ermitteln? Die Verfahrungsweise, welche wir für das Ganze als giltig anerkennen, hat Gall auf die Erkenntniß seiner einzelnen Theile ausgedehnt; er gab uns die erste nähere, durch sorgfältige Beobachtungen eines halben Jahrhunderts nunmehr bewährte Kunde, welche besondere Kräfte und von welchen besonderen Gegenden aus unser Geistesorgan dem gesammten übrigen Organismus zur gegenseitigen Wechselwirkung entgegensendet. Viel ist bereits geschehen; viel aber bleibt auch noch zu leisten übrig. „Jede Wahrheit einer höhern Ordnung erreicht ihre Entwickelung nur vermittelst langsamer und stufenweiser Anstrengungen" heißt es bei Longet, und wie tief Gall selbst von der Nothwendigkeit der weitern sorgsamen Verfolgung seiner Lehre durchdrungen war, wie sehr er zu rasches Urtheil für verwerflich hielt, zeigt sein Ausspruch, welchen das Edinburger Phrenologische Journal als Motto gewählt hat: Quiconque a une trop haute idée de la force et de la justesse de ses raisonnements, pour se croire obligé de les soumettre à une expérience mille et mille fois répétée,

ne perfectionnera jamais la physiologie du cerveau. — Bietet sich noch nicht nach allen Seiten hin Vollkommenes dar, so sei dies ein Grund zur Vervollkommnung, nicht aber zur Verwerfung von Beobachtungen und Entdeckungen, die zu den wichtigsten und folgereichsten gehören, welche seit Menschengedenken in der Erkenntniß unseres eigenen Wesens gemacht worden sind. Nicht wir allein legen solch hohen Werth den Verdiensten, welche Gall sich um die Wissenschaft erworben, bei; es ist die Ueberzeugung Aller, welche mit sinnigem Auge die weitgreifenden Folgen überschauten, die im Laufe der Zeiten für die wichtigsten Richtungen unseres menschlichen Strebens sich aus denselben nothwendig entwickeln werden, ja, zum Theil in Nordamerika und in Britannien sich zu entwickeln schon begonnen haben. Wohlan denn, prüfen wir die Erfahrungen Gall's zunächst auf dem von Gall betretenen Wege; behalten wir als Physiologen im Auge, daß nicht sowol die Oertlichkeit, nicht materielles Experiment hier dienen können, uns die erwünschten Aufschlüsse zu geben, sondern daß wir beim Gehirne vor Allem auf die Beobachtung des Größenverhältnisses hingewiesen sind, und in der Vergleichung desselben mit den geistigen Thätigkeitsäußerungen der naturgemäße Weg zur nähern Erkenntniß der einzelnen Funktionen des Geistesorgans uns vorgezeichnet liegt.

Wie das Himmelsgewölbe erschließt auch das Gewölbe des Gehirns seine Gesetze nur dem Auge einer höhern geistigen Forschung. Die bloße Anschauung der Sinne reicht nicht aus, sondern bei jedem einzelnen Schritte vorwärts müssen unsere Denkvermögen, muß eine umfassende Urtheilskraft mit der Beobachtung eng verbunden Hand in Hand gehen. Es wird immer Menschen geben, — und wir kennen deren unter Lebens- und Bildungsverhältnissen, wo wir sie nicht mehr anzutreffen vermuthet, — welche, zu sehr von dem Handgreiflichen befangen, die Wissenschaft der Astronomie und ihre Lehren von den Größen, dem Gehalte der Gestirne und von ihrer Bedeutung für die Kreisbahn unserer Erdenwelt in's Reich der Hypothesen ver-

weisen, von denen die Gewißheit Niemand ihnen zu geben im Stande sei. Wie sollte uns eine ähnliche Ansicht in Betreff der noch so jugendlichen Wissenschaft der Phrenologie da wohl befremden? Allein mit demselben Rechte, mit welchem der Astronom seinen über die unmittelbarste Sinnenwelt erhabenen Entdeckungen den Stempel ewiger Wahrheiten aufdrückt, mit demselben Rechte stempelt auch der Phrenolog die seinigen als solche, wenn sie sich stets und ausnahmslos unter den gleichen Umständen auf die gleiche Weise wiederholen.

Phrenologische Akademie.

Obgleich die Phrenologie in Deutschland immer mehr Anerkennung und Verbreitung findet, so ist doch ihre Kenntniß bisher deswegen eine mehr theoretische geblieben, weil ihre Praxis aus Schriften sich kaum erlernen läßt. Und doch ist diese Praxis zur gründlichen Kenntniß der Phrenologie vor Allem nothwendig. Ich glaube daher den Versuch zur Gründung einer „Phrenologischen Akademie", d. i. eines vollständigen theoretischen und praktischen Unterrichts in der Phrenologie, machen zu sollen.

Ich halte hierzu bei täglich einer (einstündigen) Sitzung die Zeit von vier Monaten, also hundert Sitzungen, für hinreichend. Jede Sitzung würde halb einem theoretischen Vortrag, halb der praktischen Unterweisung gewidmet sein.

Bei dem Unterricht würden keinerlei besondere Kenntnisse vorausgesetzt, es könnte daher Jedermann daran Theil nehmen. Auch bedarf es zur Aneignung tüchtiger phrenologischer Kenntnisse keiner besonders vorragender Talente. Die Beobachtungsvermögen müssen wenigstens in gutem Mittelmaß vorhanden sein; je bedeutender die sämmtlichen Geisteskräfte sind, desto besser.

Der praktische Nutzen der Phrenologie ist sehr groß und vielseitig. Der Lehrer und Erzieher, der Geistliche, der Arzt, der Richter, der darstellende Künstler, alle diese Männer würden mit der Kenntniß der Phrenologie viel höher in ihrem Berufe stehen, als ohne dieselbe. Auch wer die Geistesbildung um ihrer selbst willen sucht, wird in der Phrenologie einen so reichen geistigen Genuß finden, wie ihn kein anderer Wissenszweig bietet.

Zum Ort der Phrenologischen Akademie würde ich am liebsten Leipzig wählen, in der Mitte Deutschlands; oder auch Berlin. Eine Universitätsstadt deswegen, damit die Theilnehmer der Akademie auch die Universitätskollegien über die phrenologischen Vorwissenschaften, Anatomie, Physiologie rc. besuchen könnten. In Leipzig sind bekanntlich treffliche Lehrer in diesen Fächern. Doch ist der Besuch solcher Kollegien nicht unbedingt nothwendig, da in dem phrenologischen Unterricht selbst das Nöthigste der Vorwissenschaften gelehrt wird.

Der erste Kursus der Phrenologischen Akademie würde statthaben, wenn sich dreißig Theilnehmer dafür finden. Das Honorar ist 20 Thaler. Der Kursus würde mit dem Universitätssommerkurs 1854 zusammenfallen, also die Monate Mai bis August k. J. umfassen. Wer an dem Kursus Theil zu nehmen wünscht, wolle mich gefälligst davon bald, längstens vor Ende des Monats März (nach Baden-Baden oder unter Adr. der Illustrirten Zeitung in Leipzig) benachrichtigen.

Karlsruhe, den 12. Dezember 1853.

Dr. Scheve.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

IV.

Die Phrenologie in der Anwendung.

I.

Phrenologie und Religion.

Mit einem Hinblick auf den Kirchenstreit in Baden und auf die religiösen Wirren unserer Zeit.

(Ein Vortrag, gehalten im Museum zu Karlsruhe am 20. December 1853.)

> Im Wesentlichen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem aber Liebe.
> Augustin.

1.

Die Phrenologie, als die Lehre von den wahren Grundkräften des menschlichen Geistes, ist eben dadurch der Schlüssel zu den höchsten Sätzen aller derjenigen Wissenschaften, welche den Menschen als denkendes und handelndes Wesen zum Gegenstand haben, z. B. der Erziehungslehre, der Strafrechtswissenschaft, der Geistesheilkunde, der Sittenlehre, der Religionslehre. Wenn die Gelehrten bekanntlich über die letzten Grundlagen dieser Wissenschaften bisher immer gestritten haben, so war dies nur dadurch möglich, daß es eine wahre Lehre von den Grundkräften des menschlichen Geistes bisher nicht gab. Um Ihnen an einem Beispiele zu zeigen, wie die Phrenologie über die Grundfragen jener Wissenschaften Klarheit und Licht verbreitet, wähle ich zu meiner heutigen Darstellung die Religionswissenschaft, die bestrittenste unter allen.

Die Phrenologie nennt unter den inneren Sinnen des Menschen einen Sinn der Religiosität. Es fragt sich vor Allem: gibt es einen solchen dem Menschen eingeborenen selbstständigen Sinn der Religiosität oder Gottesverehrung?

Wenn man die Geschichte der Menschheit in's Auge faßt, so kann diese Frage nicht verneint werden. Immer und überall hat sich der Mensch zur Gottheit hingezogen gefühlt. Mit der Verehrung Gottes ist es wie mit allen dem Menschen angeborenen Geisteseigenschaften. Niemand erfand den Trieb zur Kinderliebe, zur Freundschaft, zum Kampf; Niemand hat die Musik, die Malerei, die Dichtkunst erfunden. Schon vor Numa hatten die Römer, vor Moses die Israeliten eine Religion.

Allein trotz dieses Zeugnisses der Geschichte hat es von jeher Philosophen gegeben, welche einen Sinn der Gottesverehrung im Menschen leugneten. Dies erklärt sich daraus, daß, wie früher erwähnt, alle inneren Sinne in sehr verschiedenem Maße in den einzelnen Menschen vorhanden sind. Wenn daher Jemand den Sinn der Religiosität in sehr geringem Maße besitzt, so wird es ihm, weil er das Gefühl nicht aus eignem Bewußtsein kennt, schwer fallen, an dessen Dasein überhaupt zu glauben. Er wird vielmehr die Thatsachen der Weltgeschichte, die dafür zu sprechen scheinen, auf andere Weise zu erklären suchen.

So hat man z. B. behauptet, der Glaube an Gott, das Gefühl für Gottesverehrung, weit entfernt, aus einem besondern dem Menschen angebornen Sinn hervorzugehen, sei eine angelernte Gewohnheit, die sich durch Unterricht und Beispiel von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt habe. Allein wir können durch einen aufmerksamen Blick ins Leben leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß der fragliche Sinn durch seine Thätigkeit schon bei Kindern ganz unabhängig von Lehre und Beispiel als ein dem Menschen angeborener erkannt werden muß. Wir waren in unserer Familie drei Brüder und erhielten die gleiche Erziehung, ohne auf Gebet und Gottesverehrung besonders hingewiesen zu werden. Der zweite Bruder zeigte sehr

früh eine große Neigung zum Beten; fast sobald er lesen konnte, wußte er sich ein Gebetbuch zu verschaffen und las darin regelmäßig und ohne Ausnahme des Morgens und des Abends Gebete. Weder der jüngste Bruder, noch ich, der älteste, fühlten diese entschiedene Neigung, und da ich wußte, daß mein Bruder zu dieser Frömmigkeit auf keine Weise äußerlich veranlaßt war, so fiel mir dieselbe sehr auf, und ich hielt darum meinen Bruder für von Natur weit besser als mich, obgleich er auch einige Eigenschaften hatte, die mir weniger gefielen. — „In dem Hause meiner Aeltern," erzählt Gall, „waren wir zehn Kinder. Einer meiner Brüder hatte von zartester Kindheit an eine große Neigung zur Andacht. Er betete und sagte den ganzen Tag über die Messe, und konnte er nicht die Kirche besuchen, so beschäftigte er sich damit, zu Hause ein Crucifix von Holz zu schnitzen und zu vergolden. Mein Vater hatte ihn zum Handel bestimmt, er hatte aber eine Abneigung gegen diesen Beruf. Im dreiundzwanzigsten Jahre widerstand er seinem Hang nicht länger, und da er keine Hoffnung hatte, seine Studien zu machen, so entfloh er aus dem Hause und wurde Eremit. Nun erlaubte ihm mein Vater zu studiren. Fünf Jahre nachher empfing er die Weihe, und bis an sein Ende lebte er in religiösen Uebungen und Büßungen." — Es möchte für die Meisten leicht sein, diese Beispiele durch ähnliche aus eigener Erfahrung zu vermehren.

Oder man hat behauptet, die menschliche Gottesverehrung sei nur das Ergebniß a n d e r e r Geisteskräfte des Menschen, besonders des Verstandes, des Schlußvermögens, das dem Menschen den Gedanken als nothwendig aufdränge, eine Gottheit, d. i. eine schaffende Ursache der Welt anzunehmen. Allein wenn dies richtig sein sollte, so müßten die verständigsten Menschen auch die religiösesten sein, was bekanntlich nicht der Fall ist. Der religiöse Sinn ist vielmehr als von der Denkkraft ganz unabhängig dadurch zu erkennen, daß er bei verständigen Menschen oft sehr schwach, und bei beschränkten Menschen oft sehr stark gefunden wird. Am klarsten wird wol die Trennung des

religiösen Sinnes von den Denkkräften durch den Wilden bewiesen, der, indem er einen Stein oder ein Thier als Gott anbetet, seinen religiösen Sinn selbst nicht versteht. — Uebrigens bliebe ja, wenn man die Gottesverehrung auf die Denkkraft zurückführen wollte, das religiöse „Gefühl", die Andacht der Gesinnung ganz unerklärt.

Andere haben behauptet, die Furcht sei die wirkliche Ursache der Gottesverehrung. Aber auch der Irrthum dieser Annahme ergibt sich leicht aus der Thatsache, daß sehr furchtlose Menschen — tapfere Soldaten — oft sehr religiös, und sehr furchtsame, feige Menschen oft sehr irreligiös sind. Allerdings kann das Gefühl der Furcht, wie noch so manches Andere, das religiöse Gefühl verstärken: aber die Frage, um die es sich hier handelt, ist, ob die Furcht als solche Religiosität sei oder nicht sei.

Oder man hat die Phantasie, den Dichtersinn für die wahre Grundlage der Religiosität gehalten. Allein sehr poetische, phantasiereiche Menschen — große Dichter — werden oft sehr irreligiös, und sehr prosaische Menschen sehr religiös gefunden.

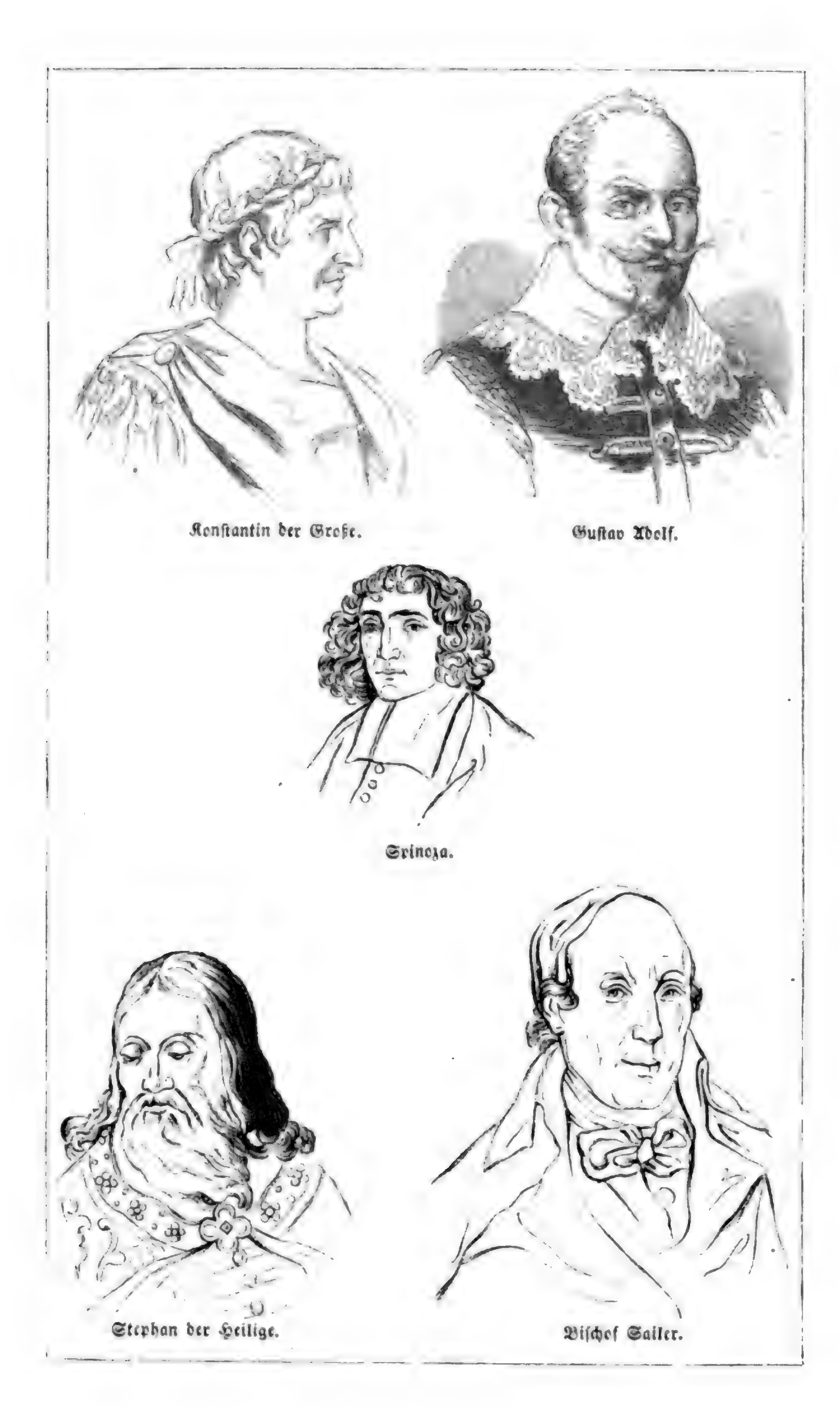
Am leichtesten würde die Widerlegung aller Zweifel an dem Vorhandensein eines selbstständigen Sinnes der Gottesverehrung dann sein, wenn ich mich auf das Bewußtsein dieses Sinnes im Menschen selbst berufen dürfte, d. i. wenn jene Widerlegung nicht eben gegen Die zu führen wäre, die diesen Sinn in sehr schwachem Maße besitzen, die also über seine Thätigkeit nicht aus eigner Erfahrung urtheilen können. Der fromme Mensch im Gefühl seiner Frömmigkeit, seiner Andacht, weiß am besten selbst, daß dies Gefühl weder eine Thätigkeit des Verstandes, noch der Furcht, noch des Dichtungsvermögens ist, sondern er kennt dasselbe als ein durchaus eigenthümliches, das eben nur genannt, aber nicht beschrieben und erklärt werden kann, so wenig als dem Blinden oder dem Tauben die Farbe oder der Ton beschrieben werden könnte.

Je nachdem in einem Menschen neben dem Sinn der Religiosität andere Sinne stark oder schwach sind, wird sich natürlich der Charakter im Einzelnen sehr verschieden gestalten.

Der Sinn der Gottesverehrung oder der Anbetung eines höheren Wesens schließt seinem Wesen nach auch den Sinn der Ehrfurcht überhaupt in sich oder hat ihn im Gefolge, also den Sinn der Unterwürfigkeit und Demuth, z. B. gegen die Majestät des Fürsten, gegen die Heiligkeit der Obrigkeit. Republiken gedeihen darum nur sehr selten und nur unter besonders begünstigenden Umständen, weil die Menschen geborene Monarchisten sind. Oft ist neben dem Sinn der Religiosität der Zerstörungssinn groß. So zeigten Ludwig XI. und Philipp II. durch Inquisition und Ketzerverbrennungen ihren religiösen Eifer. Ist der Künstler religiös, so vermeidet er in seinen Schöpfungen alles Leichtfertige und stellt religiöse Gegenstände dar. Der fromme Naturforscher, wie Newton, Bonnet, weist überall auf Gottes Macht hin; der fromme Dichter, wie Klopstock, Milton, dichtet religiöse Gesänge. Der Sinn der Religiosität und der Ortsinn sehr entwickelt bildet Missionäre u. s. w.

Wenn Religiosität mit widerstreitenden Eigenschaften, z. B. mit Falschheit, Grausamkeit, Sinnlichkeit sich zusammenfindet, hält man gewöhnlich die Menschen für Heuchler. Aber in den meisten Fällen mit Unrecht. Sowie bisweilen im Uebrigen tugendhafte Menschen sich weniger zur Gottesverehrung hingezogen fühlen, weil der Sinn der Religiosität in geringerem Maß bei ihnen vorhanden ist, so besitzen bisweilen Menschen mit sonstigen bedeutenden Charakterfehlern diesen Sinn in großem Maße und finden so in Andacht und Gebet wirklichen Genuß und Befriedigung. So ist z. B. vielen Geschichtsforschern der Charakter Cromwell's (auch Suwarow's u. A.) ein Räthsel gewesen; sie glaubten ihn, weil sein Hang zur Andacht mit einigen seiner übrigen Eigenschaften nicht übereinzustimmen schien, für einen Heuchler halten zu müssen, was er doch ohne Zweifel nicht war.

Wenn wir daher einen Menschen in seinem ganzen übrigen Charakter genau kennen, wenn wir wissen, ob er verständig oder beschränkten Geistes, ob er zur Furcht geneigt oder unerschrocken, ob er poetischen oder prosaischen Sinnes ist, ob er diese oder



Konstantin der Große. Gustav Adolf.

Spinoza.

Stephan der Heilige. Bischof Sailer.

jene Leidenschaft hat, so wissen wir damit noch nicht, ob er einen starken oder schwachen Sinn der Gottesverehrung besitzt. Ebenso umgekehrt, wenn wir das größere oder geringere Maß dieses Sinnes in einem Menschen kennen, so kennen wir damit noch nicht das Maß irgend welches seiner übrigen Sinne. So ist die Phrenologie, wie wir sehen, zugleich die Wissenschaft der praktischen Menschenkenntniß. Denn die häufigsten und größten Selbsttäuschungen in unserem Urtheil über die menschlichen Charaktere haben darin ihren Grund, daß wir von einer oder einigen wenigen uns bekannten Eigenschaften eines Menschen auf seinen Charakter überhaupt schließen: während dagegen die Kenntniß der Grundvermögen des Geistes in ihrem verschiedenen möglichen Maße uns das große Räthsel löst, warum und inwiefern die Menschen gut und böse, stark und schwach, verständig und unverständig, ja sogar gesunden Geistes und geisteskrank zugleich sein können.

Die Phrenologie ist, wie wir bereits wissen, eine doppelte Wissenschaft, sie ist Geisteslehre und Organenlehre. Das Organ des in den bisherigen Andeutungen nachgewiesenen Sinnes der Gottesverehrung liegt mitten auf dem Oberkopfe, gerade unter der sogenannten großen Fontanelle. Gall hat als Beispiele zur Veranschaulichung die Bildnisse vieler als religiös bekannter Männer gegeben, z. B. von Antonin dem Frommen, Stephan I., König von Ungarn, Ignaz von Loyola, Gustav Adolf, Ludwig XIII., Bonnet, Lavater, Sailer, Milton, und als Gegenstück den in dieser Hinsicht merkwürdigen Kopf von Spinoza.

Gall weist auch auf die bekannte Bildung der Christusköpfe Raphael's hin. An ihnen sind die Gehirntheile oder Organe um und hinter den Ohren, die der Mensch mit den Thieren gemein hat, klein, dagegen die des Vorderkopfs und der Scheitelgegend, die den Verstandes- und Gemüthssinnen, besonders dem religiösen Sinn angehören, sehr groß. Gall stellt die Frage, ob man diese göttliche Form des Kopfes erfunden habe, oder ob wir annehmen dürfen, daß es eine Nachbildung des Originals sei? Es ist möglich, sagt er, daß die Künstler die Köpfe

der tugendhaftesten, frömmsten und wohlwollendsten Menschen, welche sie auffinden konnten, zum Muster genommen und darnach ihren Christuskopf gezeichnet haben. Wahrscheinlicher aber, so meint er aus mehreren Gründen schließen zu dürfen, sei wenigstens die allgemeine Form des Kopfes Christi bis auf uns herübergekommen.

Noch möge ein Krankheitsfall, den ich der gütigen Mittheilung des Herrn Dr. Gergens in Wiesbaden verdanke, hier eine Stelle finden. Vor einigen Jahren zeigte ein bisher gesunder und verständiger junger Mann Anfälle eines religiösen Wahnsinns. Er fiel oft vor irgendwem auf die Kniee und bekannte sich als einen großen Sünder, der an der Gnade Gottes verzweifeln müsse. Die Krankheit steigerte sich bald so, daß er sich in der Verzweiflung seines Wahnsinns in den Kochbrunnen zu Wiesbaden stürzte und so einen schrecklichen Tod fand. Bei der Oeffnung des Schädels zeigten sich an der inneren Schädelfläche, der Stelle des Organs der Religiosität gerade entsprechend, einige ziemlich bedeutende Knochenauswüchse, die auf jenes Organ einen starken Druck üben mußten. Herr Dr. Gergens ist im Besitz dieser Knochenauswüchse. Einige ähnliche Fälle vom Organ des Sinnes der Religiosität sind in der Zeitschrift für Phrenologie erzählt.

Zum Schlusse ein Wort über die Geberdensprache des Sinnes der Gottesverehrung. Zufolge der Lage des Organs wird, wenn der Sinn thätig ist, der Kopf in die Höhe gerichtet werden. Wenn aber die Gefühle der Größe und der Allmacht Gottes ausschließlich die Oberhand haben, demüthigt sich der Mensch, und von großer Verehrung durchdrungen betet er im Staube an. Ich sah einen eifrig Betenden — sagt Gall — der sich alle Mühe gab, das Pflaster nicht mit der Stirne, sondern mit dem Kopfe gerade an der Stelle des Organs der Religiosität zu berühren. Daß man sich gegen den Himmel richtet, kommt daher, sagt man, daß man glaubt, Gott wohne in der Höhe. Wer sagt uns aber, daß Gott in der Höhe sei? Von Kindheit an lehrt man uns, daß er überall gegenwärtig ist: wir sollten

uns daher nach allen Richtungen wenden. Allemal aber, wenn ein Organ mit Macht wirkt, denken wir nicht mehr an das, was man uns gelehrt hat, und eine innere Kraft leitet unsere Bewegungen. Warum können wir uns nicht von der Idee losmachen, daß Gott in der Höhe sei? Blos darum, weil das Organ des Sinnes, der den Menschen zum Gottesbegriff befähigt, seine Lage in dem höchsten Theil des Gehirnes hat.

Soweit die phrenologische Darstellung des Sinnes der Gottesverehrung und seines Organs. Ich wende mich nun zur Anwendung der Phrenologie auf die Religionswissenschaft. Da die Grundlage aller und jeder Religion der Gottesglaube ist, so wird die Frage nach dem Dasein Gottes die erste, die nach der wahren Gottesverehrung die zweite unserer Untersuchung sein.

2.

Um vom Dasein Gottes zu sprechen, müssen wir uns vor Allem über die Bedeutung des Wortes Gott verständigen. Es gibt hier zwei verschiedene Ansichten. Die Einen sagen: Gott ist nichts anderes, als die lebendige unbewußte Natur. Die Anderen sagen: nein, Gott ist ein über der Natur stehendes selbstbewußtes Wesen. Die erste Ansicht leugnet Gott, spielt mit dem Worte Gott. Denn zu sagen, es gibt einen Gott, aber dieser ist die Natur, ist nichts anderes als zu sagen, es gibt keinen Gott. Wenn das Wort Gott nicht ein leeres sein soll, so muß man darunter ein höchstes, über der Natur stehendes, selbstbewußtes Wesen begreifen.

Das Dasein eines solchen Gottes aber wird durch die Thatsache der Phrenologie bewiesen, daß der Mensch einen eingebornen Sinn der Gottesverehrung besitzt. Denn es muß einen diesem Sinn entsprechenden Gegenstand, einen Gott geben, weil es schlechthin unmöglich ist, daß die Natur sich selbst widerspräche, daß sie eine und dieselbe Sache zugleich bejahte und verneinte. Es gibt und kann unter allen den unendlich zahlreichen Naturerscheinungen kein einziges Beispiel geben, daß man die Natur, die ewig wahre, der Lüge zeihen müßte.

Man kann gegen diesen Beweis nicht einwenden, daß auch die **Natur selbst als Gottheit** diesem Sinn der Gottesverehrung genüge. Denn der in der Phrenologie nachgewiesene Sinn ist ja der der Andacht, der Frömmigkeit, der Herzenssprache mit Gott. Wenn die Natur selbst Gott wäre, so könnte wohl von einer „Bewunderung“ der **Gottheit**, d. i. der Größe und der Schönheit der Natur, die Rede sein: allein es wäre dann widersinnig, wenn der Mensch **fromm** sein, d. i. vor einem höhern Wesen in Demuth sich neigen, zu Gott in Andacht sein Herz erheben, zu Gott beten wollte; der Mensch müßte, weil er selbst in der Natur das höchste Wesen ist, sich vor sich selbst neigen, er müßte sich selbst anbeten.

Die gefundene Wahrheit stellt sich noch fester, wenn wir etwas tiefer auf das Wesen des menschlichen Geistes eingehen. Wie oben angedeutet, sind die inneren Sinne des Menschen nicht wesentlich von den äußeren verschieden. Das Wort Sinn bezeichnet nichts anderes als ein Mittel des Erkennens. So wie uns das Auge die äußere Sichtbarkeit der Dinge erkennen läßt, so lassen uns die inneren Sinne die verschiedenen Verhältnisse, Beziehungen und Lagen der Dinge und der Menschen erkennen; so z. B. der Sinn der Kinderliebe unser Verhältniß zur Kinderwelt, der Sinn der Anhänglichkeit unsere Beziehung zu unseren Mitmenschen, der Ortsinn das Verhältniß der Oertlichkeiten 2c. Ganz auf dieselbe Weise läßt uns der innere Sinn der Gottesverehrung unser Verhältniß zu einem dieser Verehrung entsprechenden höhern Wesen erkennen.

Was also die Bürgschaft betrifft, die wir haben, daß dem Sinne im Menschen der Gegenstand außer ihm entspreche, so stehen hier die äußeren und die inneren Sinne ganz gleich, diese Bürgschaft ist bei den äußeren Sinnen nicht größer, als bei den inneren. So wie z. B. der Mensch vermöge des Sinnes der Geschlechtsliebe oder der Kinderliebe eine sichere Kenntniß, ein bestimmtes Gefühl vom Dasein von Personen des andern Geschlechts oder von Kindern besitzen würde, wenn er deren auch nie gesehen oder nie von ihnen gehört, oder so wie die junge Schwalbe

vermöge des Ortsinns, der sie zum Wandern treibt, gewisse Kenntniß vom Dasein des fremden Landes hat, das sie noch nie erblickte, so hat der Mensch vermöge des Sinnes der Gottverehrung gewisse Kenntniß vom Dasein Gottes, eine Kenntniß, die gerade so sicher ist, als die Kenntniß, die wir vom Dasein der körperlichen Dinge durch die äußern Sinne besitzen. Wir haben also keine größere Bürgschaft für das Dasein der Sonne am Himmel, die wir mit dem äußern Sinne des Auges erblicken, als für das Dasein eines Gottes, den wir mit dem innern Sinne der Religiösität erkennen und anbeten.

Diese Wahrheit löst auch den vermeintlichen Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen in der Religion. Der religiöse Mensch — der Mensch, der den Sinn der Religiösität in nicht zu kleinem Maße besitzt — glaubt nicht blos an Gott, sondern er weiß Gott, wie jeder Mensch mit gesundem Auge den Tag und die Sonne am Himmel weiß. Dies stimmt auch mit der Sprache aller frommen Menschen überein. Sie sprechen von einem unmittelbaren Empfinden, einem Schauen, einem Wissen Gottes, sie leben nach ihrem Gefühle in Gott und Gott in ihnen.

Wohl den Menschen, die den Sinn der Frömmigkeit in entschiedenem Maße besitzen; sie sind von den minder damit Begabten zu beneiden, mehr als irgend eine andere Geistesgabe zu beneiden ist.

Man könnte hier vielleicht entgegnen, zwischen den beiden Arten des Wissens, dem Wissen der äußeren Dinge und dem Gottes sei ein großer Unterschied; denn die Dinge, die wir mit den Augen sehen, begriffen wir, aber Gott sei etwas Unbegreifliches. Allein dieser Einwurf beruht auf einem Irrthum. Wir begreifen eben so wenig die sichtbaren Dinge, die sichtbare Welt, als den unsichtbaren Gott. Unser Verstand bleibt uns überall die Erklärung schuldig. Das Dasein der Welt ist gerade so merkwürdig, so leicht oder so schwer zu erklären, als das Dasein Gottes.

Daher ist auch der Beweis, den man vom menschlichen Verstand, vom Schlußvermögen für das Dasein Gottes hat her-

nehmen wollen, immer fehlgeschlagen. Es ist dies der nämliche Beweis, den man in der Schule dem Kinde vorsagt, der aber gründlich betrachtet nicht Stand hält. Nämlich der Beweis ist der: der Verstand sagt uns, daß diese so schön und wohlgeordnete Welt für diese Schönheit und Ordnung einer Erklärung bedürfe. Nun stehen dem Verstand zwei Wege zu Gebot, diese Erklärung zu versuchen. Entweder er nimmt an, die Schönheit und die Ordnung liege in der Natur selbst, oder er setzt über der Natur eine sie schaffende und ordnende vernünftige Gottheit voraus.

Aber der zweite Weg ist für den Verstand gerade so viel werth, als der erste Weg ohne die Annahme einer Gottheit, nämlich nichts. Denn der Verstand fragt dann wieder und muß wieder fragen: was liegt denn der Gottheit als Ursache zum Grunde? wie erklärt man ihr Dasein? eine Frage, auf die es wieder keine für den Verstand giltige Antwort gibt. Die Erklärung also für die Schönheit und Ordnung der Natur bleibt aus, der Verstand, das Schlußvermögen bleibt unbefriedigt, man mag den ersten oder den zweiten der beiden Wege gehen.

Ist es da ein Wunder, daß so viele Philosophen den kürzern Weg für den bessern oder vernünftigern erklärten, daß sie lieber die Natur selbst Gott nannten, als daß sie noch einen zweiten Schritt thaten, und einen über der Natur stehenden Gott annahmen, der den Verstand eben so wenig befriedigte?

Mit einem Worte: die sogenannte Philosophie, d. i. die Philosophie des Verstandes, der Denkkraft, des Schlußvermögens, hat immer oder gewöhnlich das Dasein Gottes geläugnet. Denn jene Philosophen — ein Hegel, ein Strauß, ein Feuerbach — waren ganz in einseitiger Geistesthätigkeit, d. i. im nackten Denken und Schließen befangen; sie übersahen ganz oder wußten nicht, daß der Mensch neben der Denkkraft ein inneres Auge für das Schauen der Gottheit besitzt, das nach deren Erklärung nicht erst fragt und nicht erst zu fragen hat. So wie der Mensch von dem Dasein der sichtbaren Welt überzeugt ist, ohne daß er nach deren Erklärung oder Begreiflichkeit fragt, so der fromme Mensch

von dem Dasein Gottes, ohne daß er — und mit demselben Rechte — nach dessen Erklärung oder Begreiflichkeit zu fragen hätte. Hiervon gilt das Wort des Dichters:

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth.

3.

Wenn wir, zum zweiten Punkt unserer Untersuchung übergehend, nach der wahren Religiosität des Menschen fragen, so ist die Antwort die: die Religiosität des Menschen, um eine wahre zu sein, muß vor Allem eine menschliche sein, d. i. der Sinn der Gottesverehrung muß in Harmonie mit den übrigen Sinnen des Menschen thätig sein. Denn der Mensch ist, so wie er ist, durch den Willen Gottes. Wir haben also in der Geistesbeschaffenheit des Menschen eine Vorschrift Gottes für die Handlungsweise, für das Thun und Lassen des Menschen. Ganz dieselbe Frage wiederholt sich bei allen übrigen Sinnen, z. B. was ist die wahre Kinderliebe, die wahre Freundschaft, der wahre Muth, der wahre Stolz? u. s. w. Auf alle diese Fragen ist die Antwort immer eine und dieselbe. Die Kinderliebe z. B., um eine wahre zu sein, soll nicht blind blos ihrem eigenen Triebe folgen, sondern sie soll mit allen übrigen Sinnen des Menschen, mit den Denkkräften, mit der Festigkeit, mit der Vorsicht u. s. w. Hand in Hand gehen.

Wenn wir nun vor Allem nach der Beziehung des Sinnes der Gottesverehrung zu den Denkkräften des Menschen, oder mit anderen Worten nach dem Begriffe fragen, den sich der Mensch von der Gottheit machen soll, so stimmt bekanntlich der christliche Gottesbegriff, welcher Gott mit einem Vater vergleicht, der alle Menschen als seine Kinder mit Liebe umfaßt, der gerecht belohnt und gerecht straft, dieser Begriff stimmt vollkommen mit dem überein, den sich die Denkkraft von einem höchsten Wesen, einer Vorsehung machen kann.

Die Menschen haben sich stufenweise zu diesem Gottesbegriff erhoben, wie sich ihr Verstand nach und nach aus fast thierischer

Blindheit emporarbeitete. Der niederst stehende Wilde betet den todten Klotz oder den Stein als Gott an; der etwas höher stehende ein lebendiges Thier, oder die Sonne, oder einen Menschen, oder die Kräfte der Natur. Einen Uebergang zu dem christlichen Gottesbegriff bildeten die alten Israeliten, welche Gott zwar als einen unsichtbaren Geist, aber oft als einen Gott des Zorns und der Rache und als einen Gott blos ihres Volks verehrten.

Bekanntlich hat sich der christliche Gottesbegriff nicht immer rein erhalten. Wenn man sich z. B. Gott als einen unduldsamen und grausamen dachte, der an der Verbrennung von Ketzern Gefallen finde, oder der nur die zu dieser oder jener Kirchengemeinschaft gehörenden Menschen zur ewigen Seligkeit, alle Uebrigen aber zur ewigen Verdammung bestimmt habe u. s. w., so sind dieses und Aehnliches Gottesbegriffe, die, wie sich von selbst versteht, oder wie uns unser Verstand sagt, des reinen christlichen Begriffs vor Gott höchst unwürdig sind.

Man könnte mir hier vielleicht den Einwurf machen, oben, wo ich vom Beweise für das Dasein Gottes sprach, habe ich die Denkkraft oder den Verstand so gut als verworfen, und hier, wo es sich vom richtigen Begriff von Gott handle, berufe und stütze ich mich auf eben die Denkkraft, eben den Verstand. Darin liege ein Widerspruch.

Allein der Beweis vom Dasein Gottes und der von der Beschaffenheit oder den Eigenschaften Gottes sind zwei verschiedene Beweise. Den Beweis für das Dasein Gottes gibt der innere Sinn der Gottesverehrung. Dieser sagt aber nur so viel, daß es eine Gottheit, d. i. einen Gegenstand der Anbetung, der Andacht, der Frömmigkeit gibt. Wie beschaffen aber diese Gottheit sei, muß uns unser Verstand und unser Gefühl sagen.

Wenn der Wilde einen Klotz oder ein Thier als Gottheit verehrt, so beweist diese Thatsache zweierlei, erstens das Dasein Gottes, so gut, oder noch besser, als die Gottesanbetung des aufgeklärten Christen; denn sie zeigt die Allmacht der Stimme im Menschen, die ihn, unabhängig von der Denkkraft, zur Gottes-

verehrung treibt. Diese Thatsache beweist aber zugleich zweitens die Nothwendigkeit, daß zu dem Beweise vom Dasein Gottes noch ein anderer Beweis von der Beschaffenheit Gottes hinzukomme, oder die Nothwendigkeit, daß das Auge, welches Gott schaut, ein klares, aufgehelltes Auge sei.

Nehmen wir zu noch sichrerem Verständniß dieses wichtigen Punktes ein Gleichniß zu Hilfe.

Ein Reisender in einem fremden Welttheil ersteigt die Höhe eines Gebirges und entdeckt zur andern Seite desselben ein neues, nie betretenes Land. Er erblickt das Land, ohne genau die einzelnen Gegenstände darin unterscheiden zu können.

Wenn man ihm nun sagte: in diesem Lande flössen die Ströme bergan, statt bergab, oder die Thiere und die Bäume redeten menschliche Sprachen, oder die Menschen wohnten unter dem Wasser der Flüsse u. dgl., so würde der Reisende natürlich alles dieses nicht glauben, weil es mit seiner Vernunft im Widerspruch steht. Daß das Land vorhanden ist, glaubt er, oder vielmehr weiß er, weil er es sieht. Um jedoch über die Beschaffenheit des Landes zu urtheilen, dazu genügt das Auge nicht, denn es reicht nicht weit genug; dazu bedarf es des Verstandes des Reisenden, der ihm leicht sagt, daß jene Erzählungen nur Fabeln sind und nicht auf Wahrheit beruhen können. Sein Diener vielleicht, ein Wilder ohne aufgeklärten Verstand, wird diesen Erzählungen glauben, der Reisende aber wird von dem Lande zwar keine vollkommen deutliche, doch eine vernünftige und insofern mit der Wahrheit übereinstimmende Vorstellung fassen.

Was in diesem Beispiel jenes Land ist, das ist in unserer Frage die Gottheit. Der Mensch bedarf des Sinnes der Gottesverehrung, um an Gottes Dasein nicht zu „glauben" — denn dieses Wort ist hier ein schlechtes, weil es ein zweideutiges ist — sondern um davon überzeugt zu sein, um es zu wissen. Um sich aber von Gott einen richtigen und vernünftigen Begriff zu machen, dazu bedarf der Mensch seines Verstandes und seines Gefühls.

Was in dem Beispiele die fabelhaften Erzählungen sind, das sind in der Religion jene Ansichten von unwürdigen Eigenschaften

Gottes. Der Vernünftige wird sogleich die Irrigkeit solcher Ansichten erkennen, während der auf der Stufe der Vernunft oder der Aufklärung noch tiefer stehende Mensch dieselben leicht als wahr annimmt.

Dies führt uns auf eine andere Frage. Darf es eine äußere Macht geben, welche den Menschen zu diesem oder jenem religiösen Glauben zwingt, auch wenn er mit seiner Vernunft im Widerspruch steht? Diese Frage ist unbedingt zu verneinen. Denn Gott hat dem Menschen die Denkkräfte gegeben, damit er vernünftig über Alles, also vorzugsweise auch über Religion nachdenke; ein gegen die Ueberzeugung aufgezwungener Glaube würde also die Religion, wie sie Gott selbst gewollt, vernichten. Ueberdies fehlt ja dem Menschen, der sich irgend welcher Glaubensvorschrift blind unterwirft, eben dadurch alle Bürgschaft für die nur durch den Verstand zu unterscheidende Güte oder Schlechtigkeit dieser Vorschrift, alle Bürgschaft also gegen die größten sittlichen oder Verstandesverirrungen, in die er im Namen der Religion verfallen kann. Welche Gräuel sind schon aus sogenannter Religiosität begangen worden! Wie viele Tausende zum Theil der edelsten Menschen starben als Ketzer den Flammentod, wie viele in der Pariser Bluthochzeit! Und die Mörder waren Menschen, welche sich für besonders religiös und wegen dieser Unthaten für besonders gottgefällig hielten, welche glaubten, daß ihre Mitmenschen, weil sie nicht ihr Religionsbekenntniß theilten, von Gott ewig verdammt seien und daher gemordet oder den Flammen übergeben zu werden verdienten.

Wir leben glücklicher Weise in einer Zeit, wo Aehnliches nicht mehr geschehen kann. Der Mensch ist sich mehr und mehr theils über seine Denkkräfte, theils über seine bessern Gefühle klar geworden. Allein es ist bekannt, daß trotz dieser Aufklärung noch nicht alle Religionsverirrungen verschwunden sind. Es gibt noch jetzt Leute, und sogar Geistliche, welche dem Grundsatz des Glaubenszwangs huldigen. Freilich sind dies nur wenige Einzelne, verglichen mit der großen Mehrzahl der Verständigen und Aufgeklärten. Aber auch diese Einzelnen sind noch zu viele. Der

Fehler liegt hier natürlich nicht an der Religion oder an diesem oder jenem Bekenntniß, — denn man findet bekanntlich unter allen christlichen Bekenntnissen solche Unduldsame, — sondern am Menschen selbst, entweder an einem gewissen schroffen, herrschsüchtigen, menschenfeindlichen Charakter (wenn der „Zerstörungssinn" und das Selbstgefühl zu groß und das Wohlwollen zu klein ist) oder an Verstandesschwäche.

Allein der Grundsatz des Glaubenszwangs befördert überdies noch auf besondere Weise, worauf man viel weniger zu achten scheint, die Gottlosigkeit und die Sittenlosigkeit. Ich will dies mit wenigen Worten darzuthun suchen.

Die Wahrheiten der christlichen Religion zerfallen bekanntlich in zwei große Klassen, erstens in solche, welche allen christlichen Bekenntnissen gemeinschaftlich sind. Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst, darin hast du das Gesetz und die Propheten, sagt Christus. Ueber diese Wahrheit also mit allen den zahlreichen einzelnen Wahrheiten, die sich daraus ergeben, sind alle christliche Bekenntnisse einmüthig einverstanden. Es gibt aber zweitens auch viele Wahrheiten, welche nur einem bestimmten Bekenntnisse eigenthümlich sind und worüber dieses andere bekämpft und von ihnen bekämpft wird.

Die aufgeklärten und duldsamen Religionslehrer nun legen nur auf jene unbestrittenen Grundwahrheiten des Christenthums besonderes Gewicht und lehren diese besonders verehren und befolgen. Die blindgläubigen und unduldsamen dagegen legen vorzugsweise Gewicht auf die bestrittenen Wahrheiten, die sich doch schon dadurch, daß sie nicht einstimmig angenommen sind, nicht zu Zwangsgesetzen des Glaubens eignen, vor allem nicht in unserer Zeit der Aufklärung, der freien Wissenschaft, der öffentlichen Besprechung aller Wahrheiten, also auch der religiosen. Wie sehr verfehlt ist es also, einem Menschen diesen oder jenen bestimmten Glaubenssatz als zwingend lehren zu wollen, da ihm ja früher oder später auch andere religiöse Ansichten bekannt werden können, denen seine Denkkräfte oder höheren Gefühle den Vorzug geben, und die er daher, er mag wollen oder nicht,

annehmen und glauben muß. Denn gerade weil der Glaube eigentlich ein Wissen ist, so hängt er nicht von meiner Willkür ab. Ich kann nicht zu mir sagen: ich will jetzt Dieses glauben oder wissen, und Jenes nicht glauben oder nicht wissen. Denn was ich glaube oder weiß, das ist mein geistiges Eigenthum, selbst trotz meines Willens, und was ich nicht glaube oder nicht weiß, das ist, selbst trotz meines Willens, mein geistiges Eigenthum nicht.

Das Allerschlimmste ist aber, daß von manchen Religionslehrern beim Jugendunterricht auf Sätze jener Art die Sittenlehre gebaut wird, wobei der Grundgedanke dieser ist: die Religion ist die Grundlage der Sittlichkeit; weil du also das und das glaubst, hast du diese und diese Pflichten, mußt du so und so handeln. Das Kind, der Knabe, das Mädchen, lernt diese Glaubenssätze und die darauf gebauten Sittenlehren auswendig, glaubt diese Sätze und befolgt gläubig die Gebote der Sittenlehre.

Aber das Kind bleibt nicht Kind, der Knabe wird zum Manne, und oft schon als Jüngling, — nachdenkend und prüfend und vergleichend, — verliert er den Glauben an manche jener Sätze und damit seinen ganzen Glauben. Denn der Glaube im Menschen ist immer und muß immer Eines und ein Ganzes sein; es ist unendlich schwer, wenn ein Theil des Glaubens verloren geht, den andern zu retten.

Da stürzt denn mit dem Unterbau, mit dem Glauben oder der Religion, auch der Ueberbau, die Sittlichkeit, im Menschen zusammen. Der Mensch wird bis zur moralischen Verzweiflung unglücklich, er hat seinen sittlichen Halt, er hat sich selbst verloren. Und dieser Fall ist leider nicht die Ausnahme, sondern eher die Regel.

So ist also die Sittenlosigkeit unserer Zeit, der schreckliche Unglaube, dem man bei vielen Menschen, selbst der mittleren und unteren Klassen der Gesellschaft, begegnet, großentheils die Folge davon, daß man dem Kinde eine andere Religion lehrte, als eine solche, die auch dem denkenden Manne Befriedigung

gewähren mußte. Wie viele Männer, irgend welchen Bekenntnisses, gibt es wol in unseren Tagen, deren religiöse Ueberzeugung noch in den Glaubenssätzen besteht, die sie als Kinder auswendig gelernt haben?

Wie schön dagegen läßt sich dem Kinde die Religion lehren, wenn man zu ihm spricht: Gott ist in dir, suche ihn in dir auf; Gott spricht zu dir, lerne du auch zu ihm sprechen. Und diese Worte sind für den Mann nicht zu ändern. Es ist nur hinzuzufügen: hörst du in dir die Stimme des Wohlwollens, der Menschenliebe, die dir dem Unglücklichen zu helfen, dem Beleidigenden zu verzeihen gebietet? Gib ihr Gehör! Hörst du in dir die Stimme der Gewissenhaftigkeit und der Festigkeit, welche dich deine Leidenschaften beherrschen heißt? Folge ihr! Hörst du in dir die Stimme der Hoffnung, welche dich auf Gottes Vorsehung vertrauen lehrt? Glaube ihr!

Wie tief stehen unter dieser Religionslehre jene Glaubensvorschriften, steht überhaupt der Glaubenszwang, dem eine die Religion herabwürdigende Idee zum Grunde liegt. Der denkt fürwahr nieder und unwürdig von der Religion, der sie eines Zwanges, gleichsam einer Polizei, zu ihrem Schutze für bedürftig hält. Dieser Irrthum hatte aber darin seinen Grund, daß man nicht wußte, daß die Religion von Natur im menschlichen Gemüthe lebt, daß sie keiner Wache bedarf, um darin festgehalten zu werden, sondern daß sie, so wie jede andere Tugend, von einer solchen Wache eher aus dem Herzen verscheucht werden könnte.

Mit diesem Irrthum hängt ein anderer zusammen, daß viele Menschen nicht zu wissen scheinen, daß die Religion, eben weil sie eine innere Sache des Menschen ist, nie dieselbe bleibt, sondern in immerwährender Entwickelung begriffen ist. Wenn der Mensch in jeder andern Beziehung ein fortschreitendes Wesen ist, sollte er in seiner höchsten Angelegenheit, in der Religion, immer auf demselben Standpunkt stille stehen? Jenen Leuten, die blind am Alten hängen, und für welche alle Lehren der Geschichte verloren zu sein scheinen, ist eine Erneuerung, eine

Verbesserung in der Religion ein Greuel, sie sehen darin deren Vernichtung, statt daß sie deren erneutes Aufleben darin sehen sollten. Wie jammerte das Volk im alten Heidenthume über den geglaubten Untergang der Religion, als der Christusglaube die alten gewohnten Götter stürzte; wie sahen Viele damals das Ende alles Glaubens vorher, als Luther die Macht des Papstes angriff; wie wird jetzt den verständigen und duldsamen Geistlichen, welche, die Forderungen unserer Zeit klar erkennend, auf die allgemein unbestrittenen Lehren der christlichen Religion das größte Gewicht legen, wie wird, sage ich, diesen von den Unduldsamen der Vorwurf gemacht, daß sie durch ihre Kälte und Gleichgültigkeit die Religion in Gefahr setzen! Fürwahr, die duldsamen Männer sind wärmere und verständigere Religionsfreunde, als jene Unduldsamen, welche gerade durch ihre Handlungsweise die Religion — so weit sie in Gefahr kommen könnte — in Gefahr bringen.

Und hat nicht ausdrücklich Christus selbst, indem er uns Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten lehrte, indem er sagte, daß er in die Welt gekommen sei, um die Menschen von dem Joche des Gesetzes zu befreien, indem er seine Schüler aufforderte, in der Schrift zu forschen, indem er ihnen seinen Geist zu senden verhieß: — hat Christus damit nicht ausdrücklich den lebendigen, auf freier Prüfung und Ueberzeugung ruhenden Glauben und damit die allgemeine Duldsamkeit für den Grundstein seiner Kirche erklärt, wogegen der Glaubenszwang und die Unduldsamkeit nur einen äußerlichen, unlebendigen Glauben zur Folge haben kann!

Wir gehen in religiöser Hinsicht schöneren Zeiten entgegen, als die vergangenen sind. In der Weltgeschichte ist der Gang immer der, daß, was äußerlich werden will, sich erst nach und nach innerlich vorbereitet. Auf diese Weise hat sich aber schon seit lange eine Annäherung der Religionsgemeinschaften in Deutschland vorbereitet. Denn wodurch unterscheiden sich noch die aufgeklärten Männer der verschiedenen christlichen Bekenntnisse? Wesentlich durch nichts. Alle kommen in der Duldung

der religiösen Ansichten überein, in der Ueberzeugung, daß es nicht einmal möglich wäre, daß die religiösen Ansichten aller Menschen die gleichen seien. Das Glaubensbekenntniß, das der Annäherung zum Grunde liegt, ist das Christenthum, wie es Christus selbst gelehrt hat, in seiner herrlichen Größe und Einfachheit, nämlich einestheils, dem blinden und todten Glaubenszwang gegenüber, die innere lebendige Gläubigkeit und Frömmigkeit (liebe Gott über Alles), anderntheils, dem Verdammungseifer und Glaubenshaß gegenüber, die thätige Menschenliebe (und deinen Nächsten wie dich selbst).

Es kann aber nicht fehlen, daß die religiöse Duldung und Annäherung, die auf diese Weise schon wirklich besteht, bald auch äußerlich in's Dasein treten und zur Geltung gelangen wird. Unzweideutig sind die Zeichen der Zeit! Daher werden bald, wenn es erst in der Politik ruhiger geworden sein wird, von allen christlichen Religionsgemeinschaften zum Zweck religiöser Besprechungen große Zusammenkünfte gehalten werden, zusammengesetzt nicht blos aus Geistlichen, sondern auch aus unbefangenen Männern des Volks, und zufolge dieser Zusammenkünfte und öffentlichen Besprechungen können wir es erleben — oder wenn nicht wir, doch unsere Kinder — daß die verschiedenen Religionsgemeinschaften sich auch öffentlich und förmlich die Bruderhand der Duldung und allgemeinen Uebereinstimmung reichen.

Schließlich noch einige Worte über den Cultus oder die öffentliche Gottesverehrung. Hier entspricht zuerst die religiöse Feier eines besondern Tages, des Sonntags, ganz dem Vorhandensein eines besondern innern Sinnes der Gottesverehrung, der für seine Thätigkeit eine besondere Berücksichtigung mit Recht fordert. Hier, wie überall sonst, stimmt die Christusreligion mit der Religionslehre, wie sie die Phrenologie als die richtige erkennen läßt, auf bewunderungswürdige Weise überein. Doch würde man andrerseits irren, wenn man für den Sonntag, oder, wie sogar von einzelnen Religionsgesellschaften geschah, für immer und überhaupt den Scherz und die laute

Freude als irreligiös verpönen wollte. Denn unter den Grundkräften des Geistes ist auch eine solche des Scherzes, der Fröhlichkeit nachgewiesen.

Was nun den religiösen Cultus selbst betrifft, so stützt sich der römisch- und der griechisch-katholische vielleicht zu einseitig auf die Sinne oder das Gefühl, der protestantische zu einseitig auf den Verstand, auf die Predigt. Jedoch wenn man den oft etwas kalten Gottesdienst der Protestanten betrachtet, so ist man veranlaßt, dem Katholiken mehr beizustimmen, wenn er auf die Erhabenheit, auf den Eindruck, auf die Schönheit seines Gottesdienstes stolz ist. Der Mensch besitzt die verschiedenen inneren Sinne, den Kunstsinn, den Gestaltsinn, den Farbensinn, den Schönheitssinn u. a.; alle diese Sinne dürfen und sollen zur Erbauung, zur Andächtigkeit zu Hilfe genommen werden. Ich selbst, wenn ich hier von mir sprechen darf, habe mich immer besser in einer katholischen, als in einer protestantischen Kirche erbauen können. Der richtige oder der Mittelweg ist deswegen hier etwas schwer zu finden, weil die Menschen selbst in ihren Gefühlen und Ansichten sehr verschieden sind. Der phantasiereiche Südländer hat mehr den katholischen, der kalt verständige Nordländer mehr den protestantischen Cultus. Doch auch hier ist eine Vermittlung anzustreben.

Ich schließe mit den schon oben ausgesprochenen Worten, die ich der Religion der wahren Christlichkeit und Duldsamkeit zum Sinnspruch geben möchte: Gott ist in uns, suchen wir ihn in uns auf; Gott spricht zu uns, lernen wir immer besser, auf die rechte Weise zu ihm zu sprechen.

4.

Ich habe oben gesagt, die Zeichen der Zeit deuteten auf eine Annäherung der Religionsparteien hin. Das Vorstehende ist vor fünf Jahren niedergeschrieben. Es könnte scheinen, als ob Manches in der neuesten Zeit, z. B. der Kirchenstreit in Baden, jener Ansicht widerspräche. Im Gegentheil,

eben dieser Kirchenstreit zeigt sehr deutlich, daß unter der überwiegenden Mehrzahl der Menschen ein innerer Religionsfriede, eine Annäherung in der Religion, schon wirklich besteht. Denn der Streit ist als ein bloßer Kirchenstreit, was er ist, allgemein, auch von den Katholiken, erkannt; auch die Katholiken unterscheiden mit Recht die Religion von der Kirche. Dies war früher anders, da galt die Religion und die Kirche für Eins und dasselbe: damals nämlich, als noch der Katholik den Protestanten, der Protestant den Katholiken der Religion wegen anfeindete. Diese Anfeindung hat jetzt fast ganz aufgehört. Wohl gibt es noch immer Manche, sowohl Geistliche, als Laien, welche glauben, man dürfe, um wahrhaft religiös zu sein, nicht unparteiisch sein, man müsse auf der Seite einer Partei gegen die andere streiten. Wie sonderbar, wie fast unbegreiflich ist es, das wahre Wesen des Christenthums, der Religion der Liebe, in dem Zwiespalt finden zu wollen! Haben nicht das Religionsbekenntniß des Katholiken und das des Protestanten etwas Gemeinsames unter sich? Ja gewiß! und dieses Gemeinsame ist ohne Frage das Wichtigste, die Hauptsache, das Wesen des Christenthums. Liegt es also dem Menschen — und je höher er moralisch steht, desto mehr — nicht zwingend nahe, dem schnöden Zwiespalt in der Religion zu entsagen und sich zu dem gemeinsamen Wesen, zu der Hauptsache der christlichen Religion zu bekennen? Und wie ist ein solcher Bekenner des Wesens der christlichen Religion zu nennen? Doch gewiß ein Christ, ein unparteiischer, gerechter, liebender Christ! Wenn Christus jetzt auf die Erde zurückkehrte und auf die Schaaren seiner Nachfolger hinblickend sähe, wie alle ihm die Nächsten sein wollen, wie die Einen die Andern eifernd wegstoßen, so würde er erhaben lächelnd sprechen: Ihr, meine Schüler, ihr alle, wenn ihr den redlichen Willen habt, mir nachzufolgen und durch mich das ewige Leben zu gewinnen, seid meinem Herzen gleich nahe: denn ich schaue nur den Willen, nur das Herz an. Aber es sind einige Schwache unter euch, schwach in meiner Lehre: diese sind aus meinem Reiche darum nicht ausgeschlossen,

denn sie wissen nicht, was sie thun, ihr Mangel an Einsicht wird ihnen nicht zugerechnet. Gedenkt ihr nicht, ihr schwachen Schüler, daß ich euch den Glauben, die Liebe, die Hoffnung gelehrt? Im Glauben und in der Hoffnung seid ihr stark, aber die Liebe habt ihr nicht. Wer seinen Bruder deswegen haßt oder gering achtet, oder wer glaubt, daß ich ihn deswegen hasse oder gering achte, weil er auf einem andern Wege mir nachfolgt, als er, der hat mich nicht verstanden. So lange die Liebe nicht zur gleichen Geltung in der Menschheit gelangt ist, wie der Glaube und die Hoffnung, so lange ist meine Lehre auf Erden nicht das geworden, was sie zu werden bestimmt ist: die allgemeine Religion. Denn sie soll nicht eine ausschließende, sondern eine einschließende Religion sein, sie soll alle Menschen, alle Völker, welche suchend nach Gott aufblicken, umfassen.

Ja, Christus hat eine einschließende Religion gegründet. Alle übrigen Religionen ohne Ausnahme waren und sind ausschließende: deswegen steht über allen die christliche als die höchste, als die wahre Religion erhaben da. Wie war es nur möglich, dies so lange, fast zwei tausend Jahre, zu verkennen! Um so lange ist Christus seiner Zeit vorangegangen. Erst in unserem Jahrhundert ist diese große Wahrheit der Menschheit bewußt geworden oder fängt an ihr bewußt zu werden. Auch darum ist unsere Zeit eine so merkwürdige und so große, größer als wir wohl selbst ahnen. Man wirft unserer Zeit vor, sie sei eine irreligiöse, der Glaube sei der Menschheit verloren gegangen. Nein, die Menschen sind jetzt noch eben so religiös wie früher, sie haben nicht den Glauben, sondern nur die alte Form des Glaubens verloren, die Form der ausschließenden Kirche. Man spricht von der Gleichgiltigkeit der heutigen Welt in Religionssachen: auch diese Gleichgiltigkeit ist nur scheinbar, denn auch sie gilt nur der alten Form der Religion. Wenn heute die ausschließenden Religionen in einschließende sich verwandelten, sich die Bruderhand zur liebenden Vereinigung reichten, so würde eine religiöse Begeisterung durch die Welt gehen, wie die

Geschichte sie noch nicht gesehen. Diese Begeisterung würde, weil alle Gemüthssinne des Menschen sich in ihr vereinigten, zugleich eine Begeisterung der ächten Menschlichkeit, der Sittlichkeit, des Friedens sein.

Allein wäre Solches möglich, wäre es ausführbar? möchten Viele fragen. Alles was nothwendig ist, ist möglich. Die Religion ist dem Menschen von Gott in's Herz gelegt. Wenn die Form dafür verloren gegangen, so muß sie der Mensch wieder suchen und finden. Es sind zwei Fälle denkbar: entweder der Mensch kehrt wieder zur alten Form des Glaubens zurück, oder aber, er schafft sich eine neue Form. Es gibt einige Leute, welche das Zurückkehren der Menschheit zu jener alten verlornen Glaubensform, zur Form der ausschließenden Religion, für möglich halten. Allein diese Ansicht ist so gänzlich unhaltbar, daß sie nicht erst widerlegt zu werden verdient. Wenn die Denkkraft einmal erwacht und erstarkt ist, so kann sie nicht mehr zur Unthätigkeit zurückkehren; der denkende Mann kann nicht wieder zum unmündigen Kind werden. Naturwissenschaft und Glaubenszwang, Weltverkehr und Verdammen Andersglaubender, Eisenbahnen und Klöster — es gibt keine größeren und unverträglicheren Gegensätze. Also bleibt nur übrig, daß die Menschheit sich eine neue Glaubensform schaffe, oder vielmehr, daß die neue Glaubensform, welche thatsächlich schon vorhanden ist, auch äußerlich in's Leben tritt.

Allein — so möchte weiter eingeworfen werden — gerade weil der Mensch eine Form der Religion bedarf, so ist die Idee einer einschließenden Religion unausführbar. Denn diese wäre nichts anderes, als das Aufgeben jeder Form, das Aufgeben des positiven Christenthums, an welchem wir streng festhalten müssen. Hierauf ist die Antwort: Positives Christenthum ist zu deutsch: festgesetztes, bestimmtes Christenthum. Wer aber vermöchte besser das Christenthum festzusetzen und zu bestimmen, Christus selbst, der hohe Meister, oder seine schwachen Schüler? Christus hat als Hauptinhalt seiner Lehre das Wort aufgestellt: Liebe Gott über Alles und deinen

Nächsten wie dich selbst; als äußere Form der Vereinigung für seine Bekenner hat er die Taufe und das Abendmahl bestimmt. Wie herrlich und einfach groß ist diese Form, eine Form des Geistes und der Liebe, die wahre Form der einschließenden Religion, den verschiedensten Charakteren der Menschen und der Völker gleich angemessen. Christi schwache Schüler haben diese große Form nicht begriffen und sie in kleinliche Formen ausschließender Religionsparteien verwandelt. Was könnte hindern, daß die Menschen endlich zu der großen, von Christus selbst gegebenen Form, der der einschließenden Religion, zurückkehren?

Jedoch in der genannten Weise — so könnte ein anderer Zweifel lauten — würden auch die, welche Christus nicht für Gott selbst, sondern blos für einen Menschen halten, in die einschließende Religion aufzunehmen, als Christen anzuerkennen sein, wodurch die Heiligkeit des Christenthums verloren ginge. Die Antwort ist: Seit dem Anfang des Christenthums bis heute hat es immer eine bald kleinere bald größere Partei unter den Christen gegeben, welche Christus nicht für Gott selbst, sondern für einen von Gott gesandten Menschen hielten. Diese beiden Ansichten sind in ihrer Verschiedenheit tief in der Natur des menschlichen Geistes begründet und deswegen beide vollkommen berechtigt. Einigen Menschen, in welchen die Denkkraft die Gemüthswelt überragt, steht Christus als Beispiel und als Heiland höher, wenn er nur ein göttlicher Mensch, andern, in welchen die Gemüthswelt mächtiger ist, als die Denkkraft, steht er höher, wenn er Gott selbst ist. Heilig ist Christus beiden: den Einen durch die Göttlichkeit seiner Lehre, den Andern durch die Göttlichkeit seiner Person. Christus selbst, wie wir ihn im Evangelium kennen gelernt, würde — als möglich vorausgesetzt, daß er den Streitpunkt selbst unentschieden ließe — zu denjenigen seiner Schüler und Nachfolger, welche ihn blos für einen Menschen halten, sprechen: „Ihr, meine Schüler, meine Lehre muß tief in euern Geist und euer Herz gedrungen sein, daß ihr sie, auch als von einem Menschen gegeben, für göttliche Wahrheit erkennt. Folgt mir ferner auf euerm Wege nach: ich liebe

euch gleich wie meine übrigen Schüler. Die im Charakter so verschiedenen Menschen müssen auf verschiedenem Wege mir folgen und mich verehren: so will es der Vater und Schöpfer der Menschen.

Da jedoch — ein weiterer möglicher Einwurf — die monarchischen Herrschaften, wie überall so in Deutschland nur dann in den Stürmen der Zeit feststehen, wenn sie in der Religion der Völker eine Stütze haben, so würde durch das Antasten der alten Form der Religion, d. i. durch die Umwandlung der ausschließenden Religionen in einschließende die Festigkeit der Monarchien gefährdet sein. Kaum verdient dieser Einwurf eine Antwort. Wie kann das Verderbliche für heilsam, das Heilsame für verderblich gehalten werden! Eben weil die Monarchien in der Religion der Völker eine Stütze haben müssen, und eben weil diese Stütze jetzt in der abgestorbenen Form der ausschließenden Religionen morsch geworden, so sollen die Monarchien in einer neuen lebendigen Form der Religion eine neue feste Stütze finden. Die Republik hat in Deutschland gewiß fast keine Anhänger: denn die Menschen sind im Ganzen, wie geborene Religionsfreunde, so geborene Monarchisten. Und dennoch ist das Verhältniß der Unterthanen zu den Herrschern nicht so wie es sein sollte und wie es früher war: die alte Herzlichkeit, die Zutraulichkeit und Gemüthlichkeit ist nicht mehr. Dies liegt nicht, wie man wohl geglaubt hat, an den Menschen; diese haben sich nicht verändert, sie sind jetzt oder könnten jetzt noch ganz so herzlich und gemüthlich sein wie früher. Noch weniger liegt es an den Herrschern: denn die Völker werden im Ganzen jetzt viel besser als früher regiert. Der Grund ist vielmehr der, daß der tief gemüthliche Deutsche das religiöse Gefühl und die Liebe zu seinem Fürsten nicht von einander trennt. (Beide wurzeln in derselben Grundkraft des Gemüths!) Wie die Glorie der Religion in ihrer alten Form erbleicht ist, so hat die Herrschermajestät ihren alten Zauber auf das Gemüth verloren. Sobald aber die Religion wieder in neuem lebendigen Lichte erstrahlt, so wird die volle und ganze Liebe der Deutschen zu ihren Monarchen in die Herzen zurückkehren.

Von den mancherlei Einwürfen, welche noch weiter gegen das Inslebentreten einer einschließenden Religion erhoben werden könnten, hier noch einen letzten. Sollten auch — so möchten Viele meinen — der Protestantismus und seine einzelnen Parteien zu einer einschließenden Religion vielleicht sich umgestalten können, so ist dies doch von der (römisch-) katholischen Kirche nicht denkbar; denn diese steht in allen ihren Lehren und Einrichtungen unabänderlich fest, ist auf die Ewigkeit gegründet: die einschließende Religion würde daher an dieser Kirche einen beständigen Feind und ein mächtiges Hinderniß ihrer Verbreitung finden. Allein diese Behauptung ist schon in der Voraussetzung, von welcher sie ausgeht, eine irrige. Die katholische Kirche ist ihrem Wesen nach keineswegs unveränderlich. So wie die verschiedenen einzelnen Glaubenslehren und äußeren Einrichtungen nach und nach im Verlaufe der Jahrhunderte, weil als zweckmäßig erkannt, von der Kirche angenommen und eingeführt wurden, so können dieselben auch im Verlaufe der Zeit, weil nicht mehr zweckmäßig, von der Kirche wieder abgelegt und verlassen werden. So wie man z. B. jetzt in der katholischen Kirche sagt: die Menschen haben damals geirrt, als sie Andersglaubende (Ketzer) verbrannt haben, so wird man auch einst in dieser Kirche sagen: die Menschen haben damals (heutzutage) geirrt, als sie Andersglaubende verdammt haben. Die ganze ehemalige Größe und der Glanz der katholischen Kirche beruhte ja darauf, daß diese nicht unveränderlich, sondern zeitgemäß war, sich den Bedürfnissen der Menschheit anschloß. Und der Segen, den dadurch die katholische Kirche der Menschheit brachte, war unendlich groß. Sie war viele Jahrhunderte lang eine treffliche Erziehungs- und Heilsanstalt für die europäische Menschheit in ihrer Kindheit. Allein wie die Menschen nicht Kinder bleiben, so auch nicht die Völker. Die Menschheit wuchs heran und wollte ein Mann werden. (Das sechzehnte Jahrhundert kann mit dem sechzehnten Menschenjahre verglichen werden). Zu ihrem großen Unglück verstand die Kirche diese natürliche Entwicklung nicht. Während sie früher mit der kind-

lichen Entwicklung des Menschengeschlechtes Hand in Hand gegangen war, das Gemüth und die Phantasie des Kindes durch Unterricht und Erziehung hegend und pflegend, so beachtete sie nicht oder wollte nicht die männliche Entwicklung, das Erwachen des Selbstgefühls und der Denkkraft, beachten. Sie glaubte in dem werdenden Mann noch immer das unmündige Kind zu erblicken. So verließ sie leider den Grundsatz, welcher sie zu ihrem Glanze erhoben, den des Anschließens an die Zeitbedürfnisse. Sogar die Kirchenversammlungen, auf welchen von Anbeginn der Kirche an deren Angelegenheiten besprochen und zeitgemäß geordnet worden waren, wurden nicht mehr abgehalten: kurz, es trat ein völliger Stillstand in der Entwicklung der Kirche ein, dieselbe schloß sich gänzlich von der Zeit ab. Die Größe des Unglücks, welches hieraus für die Kirche erwuchs, entsprach der Größe des begangenen Fehlers. Ein furchtbarer Riß spaltete die Menschheit, deren einer Theil sich von der Kirche trennte und bis heute von ihr getrennt geblieben ist. Die große Frage ist jetzt, ob die katholische Kirche nicht zu ihrem früheren Charakter der zeitgemäßen Entwicklung und des Anschließens an die Bedürfnisse der Menschheit zurückkehren kann. Warum nicht? Was nothwendig ist, ist auch möglich. Das Wie ist ungewiß und gleichgiltig. Es könnten z. B. — eine Möglichkeit, die nicht allzufern läge — wieder Kirchenversammlungen zur Besprechung der Kirchenangelegenheiten nothwendig werden, in Folge größerer und wiederholter Meinungsverschiedenheiten unter den Kirchengliedern selbst. Damit wäre der erste Schritt zur zeitgemäßen Entwicklung der Kirche gethan. Dem ersten Schritt würden bald viele und wichtige andere folgen, und diese müßten endlich zu der von der Zeit gebieterisch geforderten Umwandlung der ausschließenden Kirche in eine einschließende führen, — zum unendlichen Segen für die katholische Kirche. Denn diese würde, weil wieder eine zeitgemäße, zu ihrem vollen ehemaligen, nur desto geistigeren und heiligeren Glanze sich erheben. Die äußere Verfassung der Kirche könnte die monarchische bleiben, als die am besten der menschlichen Geistes- und Ge-

müthsbeschaffenheit entsprechende. Aber wie ein menschlicher Stellvertreter Christi ehemals nicht allein stand, sondern die Kirchenversammlungen zu seiner Seite hatte, so wieder jetzt. In allen Anordnungen der Kirche würde Christi erkannter Geist der Liebe und des Friedens walten. Allen Menschen und Völkern ohne Ausnahme, welche sich Christen nennen und Christus als ihren Heiland erkennen, würde die Kirche in Christi Namen die liebende und leitende Vaterhand reichen. Die sämmtlichen protestantischen Kirchen, in ihrer Zerrissenheit nach der Einheit sich zurücksehnend, würden sich der katholischen Kirche mit Beibehaltung ihrer vollen Selbstständigkeit einordnen, Antheil nehmend an den Berathungen allgemeiner Kirchenversammlungen. So würde also Jemand guter Protestant und guter Katholik zugleich sein können, wie er guter Badenser oder Preuße und guter Deutscher zugleich ist. Denn verschiedene Kirchen oder Religionsgemeinschaften soll es und wird es auch in der einschließenden Religion immer in der Art geben, daß die Form der äußeren Gottesverehrung je nach der Charaktereigenthümlichkeit der einzelnen Menschen und Völker eine eigenthümliche und verschiedene sein wird.

Der vorstehende Vortrag wurde — so viel zu meiner Kenntniß kam — in dem Sinne aufgenommen, in welchem er gehalten wurde. Man erkannte die Darstellung für eine durchaus unparteiische an, auch insofern für eine neue, als eine wirkliche Versöhnung der bisher für schlechthin unversöhnlich gehaltenen Gegensätze in Aussicht gestellt ist. Mehr noch jedoch wurde gemeint, der ausgesprochene Gedanke sei nicht praktisch, da eine baldige Versöhnung der Parteien in jenem Sinne nicht wahrscheinlich sei; die Menschen seien einmal seit Jahrtausenden gewöhnt, sich der Religion wegen anzufeinden, und diese Gewohnheit, so unverständig und unmoralisch sie sei, werde voraussichtlich nicht abgelegt werden. Allein die alte Gewohnheit der religiösen Anfeindung ist ja bereits abgelegt, und es gilt nur

noch, die in morschen Resten übrig gebliebene alte Form der Anfeindung zu überwinden. Wohl könnte auch dies schwierig genug zu sein scheinen, da die Form überhaupt in den menschlichen Dingen eine große Rolle spielt. Allein diese Schwierigkeit wird bedeutend verringert durch die gewonnene Kenntniß der richtigen neuen Form, welche an die Stelle der alten treten wird. Der Kirchenstreit in Baden z. B. ist hauptsächlich nur darum oder in so fern ein unglücklicher und unheimlicher, als eine endliche Versöhnung desselben nicht abzusehen wäre. Mit der gegebenen Wahrscheinlichkeit dieser Versöhnung werden von selbst die Gemüther eine praktische und friedliche Richtung und Stimmung gewinnen. Freilich ist die große Frage die, ob diese Wahrscheinlichkeit in der obigen Darstellung wirklich und richtig gegeben sei, eine Frage, deren Beantwortung dem persönlichen Urtheil anheimgegeben bleibt. Hierbei dürfen wir jedoch am wenigsten die außerordentliche Macht übersehen, mit der die Phrenologie selbst, sobald sie allgemein gekannt sein wird, für das Inslebentreten der oben bezeichneten neuen Form der Religion — in Uebereinstimmung mit dem Geiste unserer Zeit und diesen leitend und regelnd — in die Schranken treten wird *). Und sollte dies so unwahrscheinlich sein? Wenn neue Entdeckungen in den Gesetzen der Körper-

*) „Es gibt nur einen Gott, welcher sich theils in der heiligen Schrift, seinen Worten, theils in der Natur, seinen Werken, offenbart hat. Die eine Offenbarung kann der andern nicht widersprechen, es muß uns vielmehr bei der Mangelhaftigkeit des menschlichen Verstandes die richtige Auslegung der einen Offenbarung durch die andere höchst willkommen sein. Die irreligiösen Elemente in der bisherigen Religion, Haß und Zwietracht, statt Liebe und Friede, haben nur deswegen so lange die Religion verunstaltet und von ihrer Höhe herabgezogen, weil die Auslegung jener ersteren Offenbarung, der der Worte, fast gänzlich die Kenntniß der letzteren Offenbarung, der der Natur, besonders der Natur des menschlichen Geistes und Gemüths, entbehrte, und so, ohne Leuchte und ohne Stütze, auf böse Irrwege gerieth. Die Nachwelt wird auch deswegen auf unser Zeitalter als ein nieder stehendes zurückblicken, weil die höchste Angelegenheit des Menschen, die Religion, noch in einem so unnatürlichen und zerrissenen Zustande war."

welt, wenn Maschinen und Eisenbahnen die Welt umgestaltet haben, sollte nicht die weit wichtigere Entdeckung der wahren menschlichen Geistesnatur noch wichtigere und segensreichere Folgen haben können? Schon seit den wenigen Jahren, daß die Phrenologie in Deutschland bekannt zu werden beginnt, sind Spuren dieser ihrer großen Wirksamkeit zu Tag getreten. Ich weise mit wenigen Worten auf zwei kleine Schriften phrenologisch-religiösen Inhalts hin.

Die eine ist: Theologische Zeitfragen, beantwortet von Dr. Karl Schmidt (Köthen 1853). Der Verfasser fragt: Was ist's gegenwärtig und was wird's mit der protestantischen Theologie? (Einleitungsrede, gehalten vor der allgemeinen Köthenschen Predigerversammlung, Juni 1853). Er antwortet: Krieg ist's — und Friede muß es werden.

Krieg ist's. Der Verfasser zeigt, wie die (protestantische) Theologie nach allen Seiten hin mit den übrigen Wissenschaften im Kriege liegt, zuerst mit der Philosophie, dann mit den Naturwissenschaften, z. B. der Astronomie. Der Himmel mit seinen Wundern, wie wir ihn jetzt kennen, ist ein ganz anderer, als der, den die Bibel zu kennen schien. Aehnliches gilt von der Geologie, der Physik, der Chemie &c. Nicht minder heftig wird der Krieg, ein Bürgerkrieg, im Lager der Theologie selbst geführt, da kämpfen der Rationalismus und der Supranaturalismus, d. i. die Denkkraft und das Gefühl, einen unnatürlichen und unvernünftigen Kampf, in welchem unmöglich der eine Theil jemals den Sieg über den andern davontragen kann, wenn auch für den Augenblick bald der eine, bald der andere Theil die Oberhand zu haben scheint. „Unser Jahrhundert unterliegt den Schwankungen zwischen dem Rationalismus und Supranaturalismus. Die Zeit Friedrichs des Großen war die Zeit der Freigeisterei, und es war Mode für jeden Edelmann, ein Freigeist zu heißen. Bald darauf galt das Wöllner'sche Edikt. — Die Lichtfreundschaft erschien in der Neuzeit, und als sie Alles in der Religion zu Verstand gemacht hatte, und auch im Staate die abstrakte Theorie nach Vorwärts trotz aller Eile immer nicht

schnell genug vorwärts kommen konnte, — der Fanatismus des Fortschritts, — da mußte nothwendig die Autorität, gegen die einseitig negirende Entwicklung, da mußte der Supranaturalismus gegen den einseitigen Rationalismus auftreten, das Extrem nach Vorwärts mußte das Extrem nach Rückwärts hervorrufen: die Epidemie der Orthodoxie trat ihre Herrschaft an. Daraus aber schließen zu wollen, daß der Supranaturalismus einen endlichen Sieg über den Rationalismus erfochten, wäre eben so falsch, als wenn man in der Uhlichperiode gefolgert hätte, daß es mit dem Supranaturalismus zu Ende sei. Der überspannte Supranaturalismus weckt den überspannten Rationalismus, wie dieser jenen geweckt. Jede Revolution zeugt ihre Gegenrevolution und umgekehrt. Dies wird, dies muß jedoch anders werden."

Und Friede muß es werden. Die Gewißheit des endlichen Friedensschlusses beruht auf der endlich gewonnenen Kenntniß und Anerkenntniß der Gleichberechtigung der kämpfenden Mächte. Denn der Rationalismus und der Supranaturalismus, der Verstand und das Gemüth, sind gleich stark und gleich ewig, also gleich berechtigt, denn sie sind die beiden Hälften Eines Ganzen. Diese Wahrheit wird bewiesen einerseits durch die Entstehungsgeschichte der christlichen Glaubenslehren (Dogmen), andererseits durch die Naturlehre des menschlichen Geistes, die Phrenologie. Der Verfasser zeigt, eingehend auf die einzelnen Glaubenslehren, wie vom Beginn des Christenthums an bis auf die neueste Zeit den unzähligen theologischen Streitigkeiten der ungelöste Zwiespalt zwischen Verstand und Gemüth zuletzt zum Grund gelegen. Noch weit gründlicheren Aufschluß über dieselbe Wahrheit gibt die Phrenologie. Der menschliche Geist ist ein Organismus, bestehend aus verschiedenen zur Einheit verbundenen (Verstandes-, Gefühls- ꝛc.) Kräften, welche bei den einzelnen Menschen in verschiedener Stärke vorhanden sind. „Der eine Mensch zeichnet sich schon in seiner Kindheit durch Neigung zur Naturkunde oder zu mechanischen Wissenschaften und Künsten aus, der andere sucht Alles, was er sieht, unter das Gesetz von Ursache und Wirkung

zu bringen; der Eine treibt sich unaufhörlich auf dem Thatenschauplatze herum, der Andere hat seine Lust in der engen Zelle des Denkers. Der Eine ist ein echt sittlicher Mensch, aber ein Zweifler, der Welt und Gottheit leugnet, der Andere ist voll von Religion, voll Ehrfurcht gegen das Heilige und Unsichtbare, während er alle Verstandesbeweise von sich weist. In die Tiefen einer Beethoven'schen Synfonie hinabzusteigen oder in die Höhen Goethe'scher Poesie hinauf, ist nur dem dafür Begabten möglich: wem der Sinn dafür fehlt, der findet in der Synfonie nur Geklimper und bei Goethe nur Reimerei." Daher die unendlichen Mißverständnisse in Leben und Wissenschaft, hauptsächlich auch in der Religion. Da können Gefühlsmenschen die nüchternen Beweise des Verstandesmenschen nicht begreifen, und Verstandesmenschen verstehen Gefühlsmenschen nicht, weil sie die Gefühle, die diese haben, niemals empfanden. Und wie bei Einzelnen, so bei ganzen Völkern. Der Verfasser zeigt des Näheren, wie das Judenthum, das Heidenthum, im Christenthum die römische, die griechische, die protestantische Kirche in den verschiedenen Charakteren der betreffenden Völker ihre volle Erklärung finden.

So lange nun diese große Wahrheit, daß die verschiedene Auffassung der Religion in den Anlagen und Charakteren des Einzelnen ihre Bedingung hat, nicht erkannt ist, so lange hält Jeder *seine* Ansicht für die unbedingt und einzig wahre; er haßt oder verachtet jede andere Ansicht, *weil er sie nicht versteht*, weil er nicht weiß, daß der Schöpfer selbst, indem er anderen Menschen andere Geisteskräfte und Charaktere gegeben, eine Verschiedenheit der religiösen Ansichten gewollt hat. *Mit dieser gewonnenen Einsicht* ist also endlich in der religiösen Welt des Menschen die Sonne der Erkenntniß aufgegangen. Nicht nur wird durch sie der Glaubenszwang vernichtet und die Freiheit der religiösen Ueberzeugung an dessen Stelle gesetzt, — schon darum, weil erkannt ist, daß der Mensch, dem ein religiöser Glaube gegen seinen Charakter aufgezwungen würde, zum Heuchler werden müßte, — sondern die bisherigen Parteien ge-

winnen auch selbst die Erkenntniß ihrer Einseitigkeit und kehren davon zurück. Der Rationalismus (der Verstand) erkennt, daß er des Supranaturalismus (des Gemüths), der Supranaturalismus erkennt, daß er des Rationalismus zu seiner Ergänzung bedarf. So findet sich die Einseitigkeit der Parteien zur Harmonie zusammen, der Kampf wird zum Wetteifer, der Haß zur Liebe — die beiden Hälften werden ein Ganzes.

„Herrliche Zeit, wo nicht mehr Denken oder Glaube, Autonomie oder Autorität, Freiheit oder Abhängigkeit, sondern sowohl Denken als Glaube, sowohl Autonomie als Autorität, sowohl Freiheit als Abhängigkeit das Feldgeschrei, und Toleranz und Liebe als Panier der Wissenschaft und Theologie erhoben sein wird — wann wirst du kommen? — Wir stehen an ihrem Vorabend. Lessing und Herder waren die Geweihten des neuen Geistes und Schleiermacher war sein großer Prophet. Die Hitze der Parteifieber zeigt, daß die Krisen nahe sind. Ueberall brechen Merkmale hervor, die zeugen, daß die Zeit bald erfüllet ist: „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Wahr, auch mit der Erklärung, die der große Schleiermacher dazu gegeben. Wann erkennen wir das Kommen einer neuen Zeit? fragt er, und antwortet: „Wenn lang genährte Vorurtheile endlich zu schwinden anfangen — die Blinden sehen. Wenn gelähmte Kräfte sich neu beleben — die Lahmen gehen. Wenn das sittliche Verderben erkannt und tief empfunden wird — die Aussätzigen werden rein. Wenn tausend Mal verkündigte, aber immer überhörte Wahrheiten endlich Eingang finden — die Tauben hören. Wenn das Veraltete und Abgestorbene einem neuen frischen Leben Platz macht — die Todten stehen auf. Wenn die ewigen Rechte des Menschen in jedem Menschen, auch dem ärmsten erkannt und geehrt werden, und so eine Kraft von unten nach oben, das ganze Volk begeisternd, durchdringt — den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ — Ob wir noch in das volle Licht des neuen Geistes hineinschauen werden? das weiß ich nicht. Der Geist der Vorsehung, wie er

sich in der Weltgeschichte darlegt, rechnet und zählt nicht mit Menschenjahren, sondern mit Menschenaltern und Jahrhunderten. Daß der neue Geist aber kommt, das ist dem ruhigen Beobachter so gewiß, als es Huß gewiß war, daß, obschon und dieweil die Gans gebraten ward, kommen werde der Schwan, den sie sollen ungebraten la'n."

Die zweite der gedachten Schriften ist: Die Phrenologie oder Geisteslehre, ein sicherer Beweis für Christi unübertreffliche Lehren unbegrenzter Menschenliebe. Von einem ihrer Verehrer. (Breslau 1852). Hier im Auszuge der Inhalt des kleinen Schriftchens.

„Obwol die Phrenologie die Hauptstreitfragen fast aller Zeiten, namentlich der Gegenwart, zu einer nicht minder gründlichen als heilsamen Entscheidung zu führen befähigt ist, so hat sie sich noch immer keiner allgemeinen Anerkennung zu erfreuen. Dies ist offenbar durch die Meinung verschuldet, als höre nach der Phrenologie, weil sie die Verschiedenheit der geistigen Gaben als eine angeborene nachweist, der Mensch auf, ein willensfreies Wesen zu sein, als sinke er mit ihr zu einer mechanisch bewegten Marionette seiner angeborenen Organe herab.

Wie alle Vorurtheile oft den Wald vor Bäumen nicht sehen, so ist es leider auch hier. Bei allen irgend vorurtheilsfreien Geistern ist es eine längst anerkannte Wahrheit, daß die Menschen mit sehr verschiedenen geistigen Anlagen geboren werden. Die Phrenologie nun thut nichts weiter, als daß sie den physischen Zusammenhang dieser weisen Einrichtung Gottes, ohne welche das geistige Leben der Menschen eintönig hinsiechen würde, im Einzelnen nachweist. Christus, der ein wahrhaftiger Heiland und Erlöser aller Menschen sein könnte, wollten wir ihm alle endlich glauben, ihm nachfolgen, wies nachdrücklich auf die Verschiedenheit des Pfundes hin, das die Menschen von Gott empfangen, um damit, je nach dessen Größe, zu wuchern.

Die Phrenologie zeigt tröstend, wie auch schwache Gaben durch eine weise Erziehung, so wie durch eigene Anstrengung und Willenskraft verbessert werden können, und wie es blos

darauf ankommt, daß ein jeder Mensch rechtzeitig und richtig das ihm von Gott verliehene Pfund erkennt und mit diesem zu wuchern nicht säumt, statt vielleicht mit Vernachlässigung dieses wahren Pfundes Anlagen erzwingen zu wollen, welche die allliebende Mutter Natur ihm vorzuenthalten für gut befunden hat. Nicht immer bekanntlich ist die hohe Begabung zum Glück führend. Wie Viele erschlafft sie zu träger Bequemlichkeit, statt sie zu gewissenhafter Thätigkeit anzuspornen, wie viele Andere veranlaßt sie zu liebloser Ueberhebung gegen weniger Begabte. Dagegen wie oft sieht man diese letzteren an der nur klein empfangenen Naturgabe ihre Willenskraft und Pflichttreue stärken, sieht sie ein Segen der Menschheit werden.

Indem die Phrenologie nachweist, daß sowohl jede geistige und sittliche Großthat als jede solche Schwäche in der Regel auf dem Ecksteine angeborner Naturanlagen ruht, so wehrt dies nicht minder sicher den zu Dünkel und Ueberhebung führenden Cultus des Genies ab, als die zur Lieblosigkeit führende Verachtung des Schwächlings und Uebelthäters. Der hochbegabte Mensch kann nicht ferner in seinem reichen Pfunde ein Verdienst, wohl aber den Aufruf erkennen, zum Besten der Brüder hoch zu wuchern mit dem empfangenen hohen Pfunde. Der Schwache, Fallende oder Gefallene aber, er wird der erbarmenden Liebe und Aufrichtung, wie Christus sie geboten, nicht länger entbehren.

Wenn der Erzieher frühzeitig mit Sicherheit erkennt, welche geistigen Organe den Beruf und somit das Glück seines Zöglings bedingen und welche dagegen in ihm wenig versprechend sind, wie werden sie rasch verschwinden, diese Millionen von Mißgriffen, welche Elend über Elend verbreiten, indem sie die zu Erziehenden auf falsche Fährte leiten, sie auf Berufe ohne Beruf führen! Wie vermag der Mutter Liebe am Stumpfsinn eines guten Kindes zu erkalten, wo die Phrenologie ihr nicht minder die Unschuld des Kindes nachweist, als die Mittel zur weisen Hebung oder Mäßigung des Uebels. Und der geistlose Mißbrauch in den Schulen, wonach noch immer selbst geistreiche Lehrer den leichten Erfolgen des reich begabten Kindes den Vor-

beer reichen, für die geringen Erfolge des fleißigen Schwächlings sehr oft nur Verachtung und Bitterkeit haben, auch dieser lieblose Mißgriff kann den positiven Beweisen der Phrenologie unmöglich lange Widerstand leisten.

Das Hauptheil des Menschen, die Veredlung seines Gemüths, die Hoffnung für ein ewiges Leben, welchen unendlichen Fortschritt bietet ihm die Phrenologie! Kommt der grübelnde Verstand genialer Geister zu der Ueberzeugung, für die Unsterblichkeit der Seele sei keinerlei Beweis zu finden, ja der persönliche Gott könne nicht länger geglaubt werden, so antwortet ihm die Phrenologie, diese Ueberzeugung sei, vom Standpunkte des nüchternen Verstandes aus, im vollkommensten Rechte, weil eben dieser zum Erfassen von Gott und Unsterblichkeit durchaus unbefähigt sei, wohl aber seien andere Geistesorgane hierzu berufen, welche selbst dem einfältigen Kinde den unumstößlichen Glauben an Gott und ein geistiges Fortleben nach dem Tode offenbarten, Organe, welche das edelste und höchste Glied in der Kette des geistigen Organismus seien!

Da nur das harmonische Zusammenwirken möglichst aller Geistesorgane die vollendete Ausbildung des Geistes gibt, so bedarf auch die Gotteserkenntniß zu ihrer vollendeten Läuterung der harmonischen Mitwirkung der übrigen geistigen Organe. Die Gotteserkenntniß muß sich hiernach nothwendig eben so mannigfaltig und verschieden gestalten, als jenes Zusammenwirken aller Geistesorgane ein mannigfaltiges und verschiedenes ist. Welch reicher Schatz wahrhaftigster, gründlichster Duldsamkeit ist hier gegeben. Die Verschiedenheit der Gotteserkenntniß ist also nicht allein erlaubt, sie ist von Gottes Weisheit gewollt, geboten!

Wohl ist eine Wissenschaft denkbar, welche sich die Gotteserkenntniß zur alleinigen Aufgabe gestellt hat, jedoch ein wahrhaft erschöpfender Einfluß oder Erfolg dieser Wissenschaft — der Theologie — ist nach der Phrenologie nur dann möglich, wenn sie Hand in Hand mit den Ergebnissen aller andern Geistesorgane, d. h. mit allen übrigen Wissenschaften geht. Sonst verfällt sie unvermeidlich der Einseitigkeit und Unvollständigkeit,

wogegen den Gottes- und Glaubenslehren, durch den rastlosen Fortschritt der übrigen Wissenschaften, ein unabsehbares Feld der Läuterung und Veredlung gegeben ist.

Also ein gründliches Heilmittel gegen alle Leiden geistiger Menschheit könnte die Phrenologie werden. Unter ihrem Panier könnte, trotz der entzückendsten Mannichfaltigkeit der Geister, wahre Eintracht aller Menschen sich entwickeln; unter ihrem Versöhnungsrufe der Liebe und Nachsicht könnte, trotz der reichsten Verschiedenheit der Glaubensüberzeugungen, ein Hirt und eine Heerde alle Menschen unseres kleinen Planeten umschließen ..."

Das Vorstehende ließ ich für meine Zuhörer in Karlsruhe, welche dies wünschten, als besonderes Schriftchen abdrucken, welches ich dann auch meinen Zuhörern an andern Orten mittheilte. So sind mir über dasselbe viele Urtheile von den verschiedensten Parteigesichtspunkten aus, von Katholiken und Protestanten, von Orthodoxen und Rationalisten, von Naturalisten und Supranaturalisten, bekannt geworden. So verschieden auch diese Urtheile über einzelne Punkte lauteten, so stimmten doch zu meiner großen Genugthuung alle darin überein, daß sie die Wahrheit der in dem Schriftchen ausgesprochenen religiösen Grundansicht, — wie sie schon der Kirchenvater Augustin in den Worten des Motto niedergelegt, — ausdrücklich anerkannten. Wol meinten Viele, daß die allgemeine Anerkennung oder das Inslebentreten dieser Ansicht nicht sobald zu erwarten sein möchte: allein wie früh oder wie spät dies geschieht, ist eine untergeordnete Frage. Noch wurde mehrfach, besonders von Gelehrten, von Männern verschiedener wissenschaftlicher Fächer, die Behandlung des Gegenstandes im Einzelnen als ungründlich oder oberflächlich getadelt. Der wissenschaftliche Verstand, so wurde gesagt, scheine in diesem Schriftchen zum Theil dem Gefühl Platz gemacht zu haben. Dieser Vorwurf enthält Wahrheit,

aber eine andere, als die gemeinte. Nicht deswegen ist die Darstellung eine (scheinbar) oberflächliche, weil ich mich dabei mehr vom Gefühl leiten ließ, sondern nur weil das Ganze ursprünglich ein Vortrag ist, welchen ich dem Haupttheile nach (1 — 3 einschl.) vor sechs Jahren in Karlsruhe gehalten und welchen ich trotz der leichteren Fassung in die erste Auflage meiner „Phrenologische Bilder" aufnahm, weil ich meinte, daß unter ausgeführteren Bildern auch wol eine Skizze, wenn sie als solche nicht werthlos ist, Platz finden dürfe. Indem ich die Mangelhaftigkeit des kleinen Aufsatzes nicht in der Art verbessern will, noch den Umständen nach kann, daß ich ihn in eine ausführliche und erschöpfende Abhandlung umschüfe, so füge ich nur zur nöthigsten Vervollständigung noch einige ganz kurze Andeutungen, gleichsam nur in Gestalt eines religiösen Glaubensbekenntnisses, ohne alle wissenschaftliche Begründung oder Ausführung bei. (Einiges über Religion s. noch S. 326 ff. und S. 512.

Als besonders gewichtig wurde mir von wissenschaftlicher Seite der Einwurf gemacht, meine Annahme eines über der Natur stehenden selbstbewußten, gleichsam persönlichen Gottes werde schon durch die Astronomie auf ihrem heutigen Standpunkte widerlegt. Diese Wissenschaft beweise uns die Unendlichkeit der Welt, wir dächten diese jetzt nicht mehr blos, sondern wüßten sie thatsächlich, sähen sie vor Augen, indem z. B. in dieser Unendlichkeit unsere Erde nur gleich einem Sandkorn oder Sonnenstäubchen erscheine. Die Unendlichkeit sei aber dem Wesen nach das unbedingte Gegentheil der Selbstbewußtheit oder Persönlichkeit: beide schlössen sich gegenseitig aus. Ich antworte: die ganze Idee Gottes ist eine so ungeheure, dem menschlichen Verstande so unfaßbare, daß wir gar nicht wagen dürfen, Gott in irgend welcher seiner Eigenschaften, sei es in seiner Selbstbewußtheit oder Persönlichkeit, sei es in irgend einer andern, zu begreifen: wir müssen hier unsere Denkkraft (unser Vergleichen und unser Schließen, s. oben S. 414) als gänzlich unzulänglich erkennen. Wenn wir daher von Gottes Selbstbewußtheit oder Persönlichkeit sprechen, so sind dies nur Worte, welche wir in

Ermangelung besserer für einen schlechthin **unbekannten** Begriff gebrauchen. Wir haben in uns den Sinn der Gottesverehrung, wir erheben durch denselben unser Herz zu Gott; wir können zur nichtselbstbewußten, uns nicht verstehenden Natur, wie wir sie kennen, unser Herz nicht erheben. Wir sind daher berechtigt oder vielmehr gezwungen, über der Natur etwas unserm Sinn der Gottesverehrung entsprechendes, ihm genügendes Unbekanntes, auch Unnennbares anzunehmen. Dieses Unnennbare nennen wir dennoch: wir nennen es Gott.

Jedoch es kommt etwas hinzu, was den Glauben an Gott noch bedeutend unterstützt, es ist der Glaube an die Unsterblichkeit, an die persönliche Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem Tode. Unendlich viele Thatsachen sprechen für diesen Glauben, oder erheben ihn vielmehr zur festesten Ueberzeugung. Es sind die Thatsachen des thierischen Magnetismus, des Hellsehens u. s. w. Wenn dieselben auch noch nicht von der Wissenschaft gesichtet und abgeklärt sind (s. unten Beil. IX.), so genügen sie doch in ihrem festen und sicheren Kerne dem unbefangenen Forscher vollkommen, um ihn den Materialismus, welcher der Unsterblichkeit des Geistes widerspricht, als einen Irrthum erkennen zu lassen. (Gegen den Materialismus liefert auch die Phrenologie einen Beweis dadurch, daß sie neben der unbedingten Einheit des menschlichen Selbstbewußtseins eine unbedingte Vielheit der menschlichen Geistesorgane nachweist. S. den Aufsatz: Gehirn- und Nervenlehre S. 345—398; vergl. mit unten Beil. VIII.). Wohl wird von der andern Seite als Einwurf gefragt, welchen Begriff wir uns von dem persönlichen Fortleben des Geistes nach dem Tode machen sollen oder können? Ich glaube, daß der menschliche Geist nicht sogleich im Jenseits die ganze Natur durchschaut, Gott begreift, sondern daß er zuerst auf einer nicht viel höheren Stufe der Vollkommenheit steht, als er hier gestanden. Ich glaube auch, daß der Mensch nach dem Tode nicht von einem andern Richter gerichtet, belohnt oder bestraft wird, sondern daß er sich nur selbst richtet, selbst belohnt und bestraft. Ich glaube überhaupt, daß in dem jenseitigen Leben, welches sich wol nicht sehr von

dem diesseitigen unterscheidet, feste Gesetze, auch Naturgesetze, wie in dem diesseitigen herrschen. Von dem Thun des Geistes im Jenseits kann ich mir insofern einigen Begriff machen, als ich glaube, daß wir von einer ganzen Welt voll unsichtbarer intelligenter Wesen (Engel, Schutzgeister, oder welche Namen wir hier wählen mögen) umgeben sind. Dieser Glaube nun oder diese Ueberzeugung verstärkt bedeutend den Glauben an Gott oder gibt ihm festeren Halt: denn indem wir Geist und Gemüth zu Gott erheben, so ist es uns desto klarer und gewisser, daß wir gehört, daß wir verstanden sind. Ich gestehe, daß meiner religiösen Ueberzeugung eine Hälfte fehlen würde, wenn ich diese Ueberzeugung von der persönliche Fortdauer des Geistes und dem Dasein jener höheren Wesen entbehrte.

Was die praktische Religion betrifft, so wiederholt sich hier der obige Einwurf, die obige Frage nach einem möglichen Begriff von Gott. Wie können wir, fragt man, den Begriff eines weisen und gerechten Gottes mit der Thatsache in Uebereinstimmung bringen, daß so viele Menschen ohne ihr Verschulden unglücklich sind, daß z. B., wie wir täglich sehen, das unschuldige Kind körperlich und geistig für die Sünden seiner Eltern leidet? Allein wir können und sollen eben Gott mit unserm Verstande in keiner Weise messen. Wir sollen uns vor Gott unbedingt demüthigen, vor ihm auch unseren stolzesten Stolz, den Stolz unserer Denkkraft, verleugnen. Wir sollen uns Gott zu eigen geben, indem wir nur um seine Gnade bitten. Gott ist gnädig, er verläßt die nicht, die ihm vertrauen. Allein er ist auch streng, unerbittlich streng. Das Wort: irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, möchte ich den Sinnspruch der praktischen Religion nennen.

II.

Phrenologie und Strafrecht.

Ein Wort über sittliche Freiheit und Zurechnungsfähigkeit.

Der Mensch ist frei wie der Vogel im Käfig.
Lavater.

Wenn man nach der sittlichen Freiheit des Menschen fragt, so fragt man nach der Menschheit des Menschen: denn ohne sittliche Freiheit ist der Mensch ein Thier oder eine Maschine. Man thut immer gut, eine Frage der Wissenschaft von ihrer möglichst praktischen Seite aufzufassen. Die Frage der Willensfreiheit hat ihre praktische Seite im Strafrecht in der Lehre von der Zurechnung. Wenn ein Verbrechen begangen ist, so ist die erste Frage des Rechtsgelehrten, ob der Verbrecher zurechnungsfähig ist, d. i. ob er willensfrei gehandelt hat. In früheren Zeiten setzte die Strafgesetzgebung in allen Fällen vollkommene Willensfreiheit voraus. Daher die Härte und Barbarei der Strafe. In unseren milderen und verständigeren Tagen fing man an, unter andern Fälle der sogenannten Monomanie (des Einzelwahnsinns), z. B. der Mordmonomanie zu beobachten. Es werden Fälle, wie der folgende erzählt. Das Gesicht des Leidenden röthete sich vor dem Anfalle, die Kopfadern schwollen an: derselbe bat, ihm die Hände zu binden. Nachdem der Anfall zwei Tage

gedauert hatte, forderte der Leidende selbst auf, seine Fesseln zu lösen, da jetzt die Gefahr vorüber sei. Er habe, fügte er hinzu, während des Anfalls unendlich gelitten, doch danke er Gott, daß er keinen Menschen getödtet habe. Man erkannte leicht, daß es ungerecht wäre, den Unglücklichen, der, von einer solchen Monomanie befallen, einen Mord begangen, gleich wie wenn er unbedingt Herr seines Willens wäre, zu bestrafen; man setzte also hier ausnahmsweise eine Aufhebung der Willensfreiheit voraus und verfügte Straflosigkeit aus Unzurechnungsfähigkeit. Allein es ergab sich hier bald eine besondere Schwierigkeit dadurch, daß man in der Annahme von Fällen mangelnder Willensfreiheit kaum eine Grenze zu finden wußte und fast dahin gekommen wäre, die meisten Verbrecher für unzurechnungsfähig und straflos zu erklären. Ein Beispiel ist Friedreich in seinem schönen und berühmt gewordenen Werke über die gerichtliche Geisteskunde. Mit der ganzen Kraft gesunder Lebensansicht kämpft er gegen die starren Formen eines todten Rechts. Dieses Werk allein, gleich einer wackeren That, könnte die Ueberzeugung geben, daß das Strafrecht der Zukunft ein anderes sein werde, als das der Vergangenheit. Gleichwohl aber ist es ihm nicht gelungen, die rechte Weise der Abhilfe, den wahren Weg zum Bessern vorzuzeichnen. Seiner kundigen Menschlichkeit erscheinen die Fälle von aufgehobener Willensfreiheit als äußerst zahlreich. Nicht nur die Mordmonomanie, sondern auch die Stehlmonomanie, der Brandstiftungstrieb, die Sinnestäuschungen (Hallucinationen), die Heimwehkrankheit, die Schwangerschaft, die Trunkenheit, der Affect und die Leidenschaft, der Aberglaube und viele andere Zustände können nach seiner Ansicht die Willensfreiheit aufheben und so Unzurechnungsfähigkeit und Straflosigkeit begründen. Eben dadurch aber, daß die Lehre von der Zurechnung auf diese Weise folgerichtig durchgeführt ist, — und wenn man sie überhaupt als die richtige anerkennt, muß man sie so durchführen, — hat sie sich als eine unhaltbare und irrige gezeigt. Welche Bürgschaft für den Staat, den Grundsätzen eines so halben und schwankenden Strafrechts zu folgen!

Die Lehre von der Zurechnung ist darum eine irrige, weil sie dem Menschen in dem einen Falle unbedingte Willensfreiheit, in dem andern unbedingte Unfreiheit des Willens zumißt. Die menschliche Willensfreiheit ist niemals eine unbedingte, sondern immer eine mehr oder weniger bedingte. Sonst wäre der Mensch nicht länger ein Mensch, sondern ein Gott, sonst müßte auch das Kind, auch der Thiermensch unbedingt frei sein. Oder träte das heranwachsende Kind, der herangebildete Thiermensch plötzlich zur unbedingte Freiheit über? Lavater in seiner Physiognomik sagt: „Der Mensch ist frei, wie der Vogel im Käfig. Er hat seinen bestimmten unüberschreitbaren Wirkungs- und Empfindungskreis. Jeder hat, wie einen besondern Umriß seines Körpers, so einen bestimmten unveränderlichen Spielraum.“ Und Gall sagt: „Nicht alle Menschen genießen gleiche sittliche Freiheit, je nach ihrer mehr oder weniger glücklichen Geistesbildung, den äußern Umständen, der Erziehung, Religion und der Kenntniß der Gesetze und Pflichten der Gesellschaft. Die Menschen mit großen Gaben haben die größte, die Blödsinnigen die geringste Freiheit.“ Vom Kinde zum Manne also, vom Ungebildeten zum Gebildeten, vom Thoren zum Weisen, vom Monomanen zum Leidenschaftslosesten ist eine ununterbrochene, mannichfaltig verschlungene Kette, deren Glieder sich nur durch die stufenweis größere oder geringere Willensfreiheit unterscheiden. An den Endpunkten der Kette findet sich einerseits niemals unbedingte Willensfreiheit, andererseits aber, wie z. B. in der frühesten Kindheit oder in den äußersten Fällen der Monomanie, unbedingte Unfreiheit des Willens.

Die Phrenologie macht diese Wahrheit im Einzelnen und in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit recht anschaulich. Irgend welche der drei Sinnesgruppen z. B. kann in richtigem Maße vorhanden und die andern zu stark oder zu schwach, oder irgend eine Gruppe kann gesund und eine andere krank sein. Nicht blos der Mangel oder die Krankheit der Verstandessinne also, wie man häufig glaubte, thut der Willensfreiheit Eintrag, sondern ebensowol der Mangel oder die Krankheit der

Gemüthssinne, das zu große Maß oder die Krankheit der thierischen Sinne.

Wenn nun alle Vergehen, vom geringsten bis zum schwersten, in einer größern oder geringern Beschränkung der Willensfreiheit ihre Ursache haben, so sind alle Verbrecher geistig Kranke, sie stehen nicht auf der Stufe der sittlichen Kraft und Freiheit, auf der die Mehrzahl der Menschen glücklicher Weise steht. Die einzige menschlich-praktische Frage kann hier nur die des Hilfebringens, der Heilung sein. Die praktisch ganz leere Frage nach der Zurechnung, und damit auch der Begriff der Rache in der Strafe, muß nothwendig fallen. Dagegen könnte man nun einwenden, es gehöre zur Würde des Gesetzes, daß es gleich wie im Namen eines Höhern das Böse bestrafe. Aber angemaßte Würde ist keine Würde. Der Mensch begeht eine Anmaßung, wenn er die Schuld seines Mitgeschöpfes wägen will. Nur Gott sieht in's Herz, nur das Gewissen straft auf Erden gerecht; ein äußerlich großes Vergehen kann eine kleine, ein äußerlich kleines Vergehen ein große Schuld sein. Oder man könnte eine zu große Milde von diesem Strafgrundsatze fürchten. Aber die Milde ist nicht das Wesen der sittlichen Heilweise. So wie der Schmerz beim Abnehmen eines kranken Gliedes durchs innerste Mark dringt, so können die ausgearteten Triebe und Gewohnheiten, die dem Menschen so fest verbunden und ihm so lieb geworden sind, daß sie ihn zum Verbrecher machten, nur durch die beharrlichste Mühe und unter großen Schmerzen von ihm getrennt werden. Ueberhaupt aber gilt der hier gegen das Strafrecht ausgesprochene Tadel nicht der Praxis. Im Gegentheil, es ist in der letzten Zeit in fast allen Ländern so viel für die Verbesserung der Gefängnisse und die Behandlung der Strafgefangenen geschehen, daß man dessen nur mit Bewunderung gedenken kann, und noch schönere Hoffnungen für die Zukunft darauf gründen darf. Nur die Wissenschaft, die noch immer fest an der Lehre von der Zurechnung hängt, ist hier hinter dem Fortschritt des Lebens zurückgeblieben. Und doch ist es, damit der Segen einer naturgemäßen Behandlung

der Strafgefangenen auch auf die Sittlichkeit des ganzen Volkes zurückwirke, nothwendig, schon im Grundsatze laut auszusprechen, daß die Strafe nichts anderes als eine den Menschen dann treffende Maßregel ist, wenn er von der Stufe herabsinkt, auf der er über den Thieren dadurch steht, daß ihm von der Natur die edlern Gefühle und die Verstandeskräfte zur Beherrschung seiner niedern Sinne gegeben sind.

III.

Phrenologie und Erziehung.

Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.
Schiller.

1.

Die Aehnlichkeit zwischen Eltern und Kindern ist nicht blos eine körperliche, sondern auch, weil das Gehirn, das Organ des Geistes, ein Theil des Körpers ist, eine geistige. Jedes Kind, obgleich geistig auch Urbild (Original), ist doch zugleich mehr oder weniger das geistige Ebenbild der Eltern, bald mehr des Vaters, bald mehr der Mutter. Man sollte bei der Gattenwahl, hauptsächlich der Kinder wegen, mehr als oft geschieht, auf die geistige oder Gehirnorganisation Rücksicht nehmen. Daß eine gute und eine mittelmäßige Organisation sich zusammenfinden, ist weder zu vermeiden, noch von nothwendig schlimmen Folgen begleitet. Wenn hingegen eine ganz schlechte Organisation (wo die niederen, thierischen Sinne bedeutend die höheren, menschlichen überragen) zu einer besseren hinzukommt, so ist nicht nur ein mäßiges Glück der Gatten selbst unmöglich, sondern auch die Kinder werden mehr oder weniger eine niedere Organisation als Erbtheil des schlecht organisirten Elterntheils überkommen.

Der Einfluß der Geistesbeschaffenheit, ja der zeitweisen Geistesstimmung der Eltern auf die Geistesbeschaffenheit der Kinder reicht weiter, als man gewöhnlich glaubt, weiter z. B. als daß, wie bekannt, Trunkenheit im Augenblick der Zeugung Blödsinn des Kindes zur Folge hat. Hier einige Fälle der Erfahrung, wie deren viele ähnliche aufgezeichnet sind. Ein Freund theilte mir mit, erzählt Combe, daß er in jüngeren Jahren in einer Gegend gelebt, wo die jungen Männer sehr an starkes Trinken gewöhnt gewesen wären, und daß auch er nur zu häufig an ihren Gelagen Theil genommen. Mehrere seiner Söhne, die zu jener Zeit geboren waren, legten einen großen Hang zum Trunk an den Tag, obwohl sie später in einer höchlich verschiedenen sittlichen Umgebung erzogen wurden; dahingegen neigte keines der Kinder zu jener Leidenschaft, die geboren waren, nachdem er jenen Ort verlassen und eine zweckmäßigere Lebensart angenommen hatte. Ein anderer sehr begabter Mann, erzählt Combe weiter, beschrieb mir die wilden, unbändigen Ausschweifungen, denen er zur Zeit seiner Verheirathung ergeben war, und wünschte sich selbst zu seiner Häuslichkeit und sittlichen Vervollkommnung Glück. Sein ältester Sohn, der in jenen wüsten Tagen geboren war, erwies sich trotz einer streng moralischen Erziehung als der personificirte Vater in seinem damaligen Zustand, und seine jüngeren Kinder waren in demselben Verhältniß sittlicher, je mehr sie sich von der Zeit jener verderblichen Sittenlosigkeit entfernten.

Da der Wahnsinn in seinen verschiedenen Gestalten immer auf einer Gehirnkrankheit beruht und so bekanntlich erblich ist, so sollten Solche, deren Eltern geisteskrank waren, oder in deren Familie häufige Fälle von Geisteskrankheit vorkamen, sich, der Kinder wegen, nicht verheirathen.

Noch hat die Erfahrung gezeigt, daß Heirathen zwischen nahen Verwandten von mehr oder minder nachtheiligem Einfluß auf die Geisteskraft der Kinder zu sein pflegen, wenn auch die wissenschaftliche Erklärung dieser Thatsache weniger nahe liegt. Nicht ganz selten ist Blödsinn der Kinder als Folge beobachtet worden.

2.

Das neugeborne Kind ist noch kein vollendeter Mensch, es soll erst ein solcher werden, zu einem solchen heranwachsen. Dieses Wachsen ist ein Wachsen an Stoff und ein Wachsen an Kraft. Die Kraft ist an den Stoff gebunden. Das Maß der Kraft ist durch die Beschaffenheit des Stoffes bedingt. Wenn der Zergliederer des Leichnams einen Arm zerlegt, so kann er ziemlich genau beurtheilen, wie kräftig derselbe gewesen. Dieses Urtheil gründet sich erstens auf die (äußere) Masse oder Größe, indem der Arm eines Mannes oder eines Riesen mehr Kraft hat, als der Arm eines Kindes oder eines Zwerges; zweitens auf die (innere) Beschaffenheit des Stoffes, indem ein Arm von festen Muskeln, Knochen rc. stärker ist, als ein Arm von losen Muskeln rc. Das Wachsen der Kraft entspricht daher dem Wachsen des Stoffes: beides fällt in Eins zusammen.

Die Kraft des Menschen ist eine sehr mannichfaltige, zerfällt in viele einzelne Kräfte. Alle diese mannichfaltigen Kräfte sind hauptsächlich zweifacher Art, unbewußte und bewußte, oder Kräfte des unbewußten und des bewußten Lebens. Die ersteren sind z. B. die Kräfte des Athmens, des Verdauens, die Muskelkraft rc.; die letzteren sind die Kräfte des Denkens, des Fühlens, des Wollens. Man nennt gewöhnlich die ersteren Kräfte die des Körpers, die letzteren die des Geistes. Diese beiderlei Kräfte stehen unter gleichen Gesetzen, weil auch der Geist in diesem Leben an den Stoff — das Gehirn — gebunden ist. Das Gehirn ist das Werkzeug oder Organ des Geistes, indem alle Geistesthätigkeit, alles Denken, Fühlen, Wollen durch das Gehirn vermittelt wird, ohne Gehirnthätigkeit nicht stattfinden kann. Da das Gehirn als Theil des Körpers allen körperlichen Gesetzen unterliegt, so ist auch das Maß der Geisteskraft durch die Masse und die Beschaffenheit des Gehirnes bedingt.

Das Maß der Kraft, sowohl des Körpers, als des Geistes, ist bei den einzelnen Menschen von Geburt sehr verschieden. Dieses Maß ist theils durch die Zeugung, theils durch die Ernährung von der Zeugung bis zur Geburt bedingt.

Der Zweck der Erziehung ist, theils die angeborene Kraft des Körpers und des Geistes möglichst zu steigern oder das Wachsthum dieser Kraft möglichst zu fördern, theils diese Kraft möglichst zu bilden. Die Steigerung oder die Förderung des Wachsthums dieser Kraft wird durch die Ernährung des Körpers und des Gehirns, die Bildung dieser Kraft wird durch die Uebung des Körpers und des Geistes erreicht. Doch ist die Uebung insofern auch eine nothwendige Bedingung der Kraftsteigerung oder der Förderung des Wachsthums, als ohne die Uebung des Körpers (Muskeln, Lunge, Gehirn rc.) eine möglichst vollkommene Ernährung nicht stattfinden kann.

Die körperliche und die geistige Erziehung fallen in Bezug auf die Ernährung, weil diese ihrem Wesen nach eine allgemeine ist, in Eins zusammen. Das Wachsthum des Körpers durch Ernährung fördern, heißt auch das Wachsthum des Geistesorgans, des Geistes, fördern. Die körperliche und die geistige Erziehung sind dagegen in Bezug auf die Uebung, weil diese eine theilweise oder einseitige sein kann, unter sich getrennt. Hände, Lungen z. B. können geübt werden, der Geist, das Geistesorgan nicht, oder umgekehrt.

Der Stoff, aus welchem der körperliche Mensch (Muskeln, Gehirn rc.) besteht, wechselt beständig. Verbrauchte Theile scheiden sich ab, neue setzen sich an. Das Wachsen besteht darin, daß von der Geburt bis zum Alter des vollendeten Menschen fortwährend mehr neue Theile angesetzt, als abgeschieden werden. Je nachdem die neu angesetzten Theile die abgeschiedenen (an Masse und an Beschaffenheit) mehr oder weniger überwiegen, ist das Wachsen ein mehr oder minder gedeihliches.

Nur die Zeit des Wachsthums ist von der Natur fest bestimmt; nicht das Ziel desselben, d. i. nicht das Maß der immer erreichten Körper- und Geisteskraft. Dieses Maß, verschieden nach der Verschiedenheit der Erziehung, ist mit der verflossenen Zeit des Wachsthums festgestellt: das Kapital der Körper- und der Geisteskraft ist damit für das Leben gesammelt. Was dabei durch die Erziehung versäumt ist, läßt sich später nicht nachholen oder ersetzen.

3.

Das Wachsen — das Zuführen und Ansetzen der neuen, so wie das Abscheiden der verbrauchten Stofftheile — wird durch das Blut vermittelt, welches in beständiger Kreisbewegung durch den Körper fließt. Das Blut erhält seinen Stoff und seine Eigenschaften theils aus Speise und Trank, theils aus dem Sauerstoff der Luft.

Ist Speise und Trank schlecht, oder nicht zureichend, oder übermäßig, oder sind die Verdauungswerkzeuge schwach oder nicht gesund, so wird das Blut mit zu wenig oder mit schlechtem Nahrungsstoff versehen, und der Körper (Muskeln, Gehirn rc.) schwach, träge, seine Kraft nimmt ab, seine Reizbarkeit zu.

Speise und Trank des Kindes sei daher vor Allem wohlnährend, nicht mager und dürftig. Der Mensch **wird** aus der Nahrung. Wenn manche allzusparsame Eltern, deren Kinder schlechtgenährt heranwachsen, auf die Körperkraft weniger Gewicht legen, — auch mit großem Unrecht, da die Körperkraft die Grundlage der Gesundheit ist, — so werden sie vielleicht durch die Rücksicht auf die Geisteskraft des Kindes zu einer richtigeren Erziehungsweise bestimmt. Man bringt alle Opfer für die geistige Bildung, für Lehre und Unterricht des Kindes, aber das bessere oder schlechtere Gedeihen dieser **Bildung** (Uebung) des Geistes hängt ganz allein von der größeren oder geringeren **Kraft** des Geistes ab.

Speise und Trank des Kindes, um wohlnährend zu sein, sei leicht, dem kindlichen Alter angemessen. Sehr schwere Speisen schwächen die Verdauungskraft des Kindes durch Ueberanstrengung. Die Nahrungsmittel seien ferner mannichfaltig, abwechselnd: Milch, Brod, Obst, Suppe, Gemüse, Fleisch, bisweilen Wein, Bier, niemals, weil den Nerven des Kindes schädlich, Kaffee, Thee. Milch ist für alle Kinder eine treffliche Nahrung; starke, muskelkräftige Kinder sollen mehr Obst und Gemüse, zarte, nervöse Kinder mehr Fleisch, auch etwas Wein genießen. Zu häufiger Kartoffelgenuß ist als schädlich wissenschaftlich nachgewiesen. Die Kartoffel als einzige oder Hauptspeise nährt wol

nothdürftig, gibt aber keine Kraft. Besonders die Stoffe des Gehirns sind in dieser Frucht viel zu wenig enthalten. Es ist eine Aufgabe der Volkserziehung, dem zu allgemeinen Kartoffelgenuß, welcher eine körperliche und geistige Schwächung des Volkes zur Folge haben würde, möglichst vorzubeugen. Brod, besonders auch die Hülsenfrüchte (Erbsen, Linsen, Bohnen) haben die Nachtheile der Kartoffel nicht, sind vielmehr in Bezug auf Körper- und Geisteskraft ein treffliches Nahrungsmittel.

Wie die Nahrung nicht dürftig, so soll sie auch nicht übermäßig sein. Man lasse das Kind nicht den ganzen Tag essen, reize es auch nicht durch Leckereien zur Unmäßigkeit. Man gewöhne es an bestimmte Mahlzeiten und lasse es dann essen, so viel es mag. Das Sattessen schadet nicht.

Die zweite Nahrungsquelle des Blutes ist der Sauerstoff der Luft. Indem das Blut bei seinem Kreislauf durch den Körper die verbrauchten Stoffe in sich aufnimmt, geht seine Farbe von einem hellen Roth in dunkel- oder purpurroth über. In diesem Zustand ist es unfähig, irgend ein Organ zu ernähren und zu beleben. Diese Beschaffenheit des Blutes wird bei seinem Kreislauf durch die Lungen entfernt. In diesen kommt es mit der Luft in Berührung und wirft viel Kohlenstoff aus, wofür es von der Luft eine neue, den Körper belebende Eigenschaft empfängt.

Die Luft als Nahrungsmittel des Blutes ist daher für die Erziehung nicht viel unwichtiger, als Speise und Trank. Körper- und Geisteskraft des Kindes wird durch den Genuß der reinen, freien Luft ungemein gefördert. Auch die beste Speise gedeiht bei dem Kinde nicht, wenn dieses der freien Luft entbehrt. Die Nachtheile schwerer oder minder guter Nahrungsmittel werden durch den ununterbrochenen Genuß der freien Luft theilweise ausgeglichen.

In engster Beziehung zu dem Genuß der Luft steht die Reinlichkeit, die daher von hoher Bedeutung für die Steigerung der Körper- und der Geisteskraft des Kindes ist. Die Luft wirkt nicht nur durch die Lungen auf den Körper ein, sondern auch

durch die ganze Hautfläche. Reinlichkeit ist daher ein unentbehrliches Mittel für den freien und vollen Genuß der frischen Luft. (Lauwarme Bäder, kalte Waschungen). Mangelnde Reinlichkeit hat dieselben Folgen, wie mangelnder Luftgenuß: schlechte Ernährung, blasse Haut, schlaffe Muskeln, mangelnde Geistesfrische trotz reichlicher Speise.

Auch das Sonnenlicht und die Sonnenwärme ist höchst wichtig für die Entwicklung der Körper- und Geisteskraft des Kindes. Wie jene körperliche und geistige Verkrüppelung des Menschen, die man Kretinismus nennt, hauptsächlich in Thälern und an Gebirgsabhängen gefunden wird, welche der belebenden Einwirkung der Sonne theilweise entbehren, so trägt nichts mehr zur körperlichen und geistigen Kräftigung des Kindes bei, als die Sonnenwärme und das Sonnenlicht. Das Kinderzimmer sei das sonnigste des Hauses. Sehr viele Kinder, welche schwächlich und kränkelnd heranwachsen, würden gesund und kräftig sein, wenn die kalte, winterliche Wohnung mit einer warmen, sonnigen vertauscht würde.

Noch weit schädlicher als Kälte und Mangel des Sonnenlichts ist feuchte, verdorbene Luft, eine feuchte Wohnung für die körperliche und geistige Entwickelung des Kindes. Eine feuchte Wohnung ist für das Kind eine Art Vergiftung.

Alle diese Regeln der Kraftsteigerung oder der Förderung des Wachsthums, sowohl was Speise und Trank, als was den Luftgenuß betrifft, haben eine desto höhere Geltung theils je geringer die Kraft, theils je stärker das Wachsthum des Kindes ist. Die geringste Kraft und das stärkste Wachsthum fallen im frühesten Lebensalter zusammen. Daher ist dieses in der vorliegenden Beziehung so unendlich wichtig. Besonders auch das Gehirn wächst bekanntlich in der ersten Lebenszeit des Kindes sehr stark, wogegen die Verdauungskraft am schwächsten ist. Daher kann hier durch schlechte oder schwere Nahrung, mangelnde Reinlichkeit ꝛc. der Kraftentwicklung des Körpers und des Geistes außerordentlich geschadet werden. Der Begriff der schlechten Nahrung im ersten Lebensjahre des Kindes reicht weiter, als man oft glaubt.

Milch sei hier die Hauptnahrung und darf die einzige sein. Schlechte Nahrung ist z. B. unvergohrene Mehlspeise, Mehlbrei und alles Aehnliche, wodurch der Leib des Kindes aufgetrieben und Gehirn, Lungen, Glieder am gesunden Wachsthum verkürzt werden. Jedoch diese so strenge Sorgfalt gilt allein für die erste Lebenszeit des Kindes. Sehr bald, schon mit dem zweiten oder dritten Lebensjahre, und mit den steigenden Jahren immer mehr, verringern sich die Gefahren und Nachtheile in dieser Beziehung, um endlich mit dem beendigten Wachsthum ganz zu verschwinden. Hier belohnt sich vielmehr die frühere Sorgfalt durch eine Körperkraft des Jünglings, welche allen Schädlichkeiten trotzt, und eine Geistesfrische, welche keine Ermüdung kennt. Wenn anders die Bedingung, welche für die Kraftsteigerung in der Uebung noch hinzukommt, nicht unerfüllt geblieben ist.

4.

Die beiden Mittel der Erziehung sind, wie wir gesehen, Ernährung und Uebung. Die Ernährung, das Mittel der Kraftsteigerung, ist ihrem Wesen nach eine allgemeine; die Uebung, das Mittel der Bildung, kann entweder eine allgemeine, oder eine theilweise, einseitige sein. Die allgemeine Uebung ist zugleich eine Bedingung der (allgemeinen) Ernährung. Ziehen wir diese Uebung zuerst in Betracht.

Der menschliche Körper (mit dem Gehirn) ist zur Bewegung, der Mensch zur Arbeit geschaffen. Die Bewegung ist die eigentliche Natur des Körpers, wie (innerlich) des Blutes, so (äußerlich) aller übrigen Körpertheile. Die Bewegung des Blutes hat den Zweck, dem Körper neue Stofftheile zuzuführen und die verbrauchten zu entfernen, dabei zugleich den Körper (die Nerven) zur Thätigkeit anzuregen. Damit die Blutbewegung diesen Zweck möglichst vollständig erfülle, muß sie von der Bewegung des übrigen Körpers unterstützt werden, muß die Körperbewegung der Blutbewegung im richtigen Maße entsprechen. Denn im Menschen ist Alles Zweck und Mittel zugleich: jedes Mittel ist auch Zweck und umgekehrt. Das Blut

muß den Körper zur Bewegung anregen und der Körper das Blut.

Ist die Körperbewegung gegen die Blutbewegung zu schwach oder zu wenig andauernd, so fließt das Blut nicht rasch und reichlich genug durch den Körper und seine Glieder. Die Folge ist, daß die neuen Stofftheile theils nicht reichlich genug zuströmen, theils nur lose sich ansetzen, beides Ursachen geringeren Wachsthums, minderer Kraftsteigerung; ferner daß die verbrauchten Stofftheile nicht vollständig genug abgeschieden werden und theilweise im Körper zurückbleiben: die Ursache der Krankheit.

Ist die Körperbewegung gegen die Blutbewegung zu stark oder zu anhaltend, so werden vergleichungsweise zu viele Stofftheile verbraucht und abgeschieden, und andererseits kann bei dem angestrengten Blutlauf ein reichliches und gedeihliches Ansetzen der neuen Stofftheile nicht stattfinden: die Ursache verkümmerten Wachsthums, verminderter Kraftsteigerung.

Die Körperbewegung soll also so stark sein, als immer dadurch eine Kraftsteigerung erreicht wird. Da die Kraft und das Wachsthum des Körpers bekanntlich durch Bewegung in hohem Maße gesteigert werden kann, ehe dadurch eine Kraftverminderung eintritt, so darf und soll die Bewegung im Ganzen eine ziemlich starke und anhaltende sein.

Diese Regel der Erfahrung wird unmittelbar durch die Natur bestätigt. Eben weil der Mensch zur Bewegung geschaffen ist, so ist diese ein Naturtrieb in ihm. Schon das kleine Kind, wenn es gesund ist, ist immer in Bewegung, ist den ganzen Tag auf den Füßen, ohne zu ermüden. Den Knaben treibt es, sich im Freien zu bewegen, zu laufen, zu springen, zu klettern. Der Jüngling wendet mit Lust im Turnen seine größte Kraft auf. Dieser Trieb der Bewegung ist, schon weil er ein Naturtrieb ist, für die Erziehung Gesetz. Die Natur ist des Erziehers höchste, ja einzige Gesetzgeberin. Wol gibt es auch eine verdorbene Natur, einen krankhaften Naturtrieb. Aber dadurch wird, wie durch die Ausnahme die Regel, jenes Gesetz nur bekräftigt. Fehlt einem Kinde der Trieb der Körperbewegung, so

ist es nicht gesund, und dieser Trieb muß durch Gewöhnung so viel als möglich in ihm geweckt werden.

Die Stärke der Bewegung soll im Verhältniß zur Stufe des Wachsthums, zum Maße der Kraft stehen. Wenn auch das Kind fast den ganzen Tag bei seinen Spielen geht und läuft, ohne zu ermüden, so würde es doch z. B. eine große Wegstrecke nicht ohne Anstrengung und Ermüdung zurücklegen. Solche Anstrengungen eignen sich nicht für das Kind. Die Bewegung des Knaben sei stärker, als die des Kindes: der Knabe möge wild toben und seine ganze Kraft versuchen. Aber auch für den Knaben ist große Ermüdung, dauernde Arbeit nicht am Platze. Es ist ein Unglück der Armuth oder der Unwissenheit, wenn Knaben wie Erwachsene zu anstrengender Arbeit angehalten werden. Der Landmann würde es für einen Frevel halten, ein Pferd, ehe es erwachsen ist, zur Arbeit anzustrengen, überzeugt, daß es dadurch verkümmern und vor der Zeit altern würde. Das Kapital der Kraft darf nicht, ehe es gesammelt ist, angegriffen und verbraucht werden. Mit dem erreichten Jünglingsalter (nach der geschlechtlichen Entwicklung) hat die Zeit der Arbeit begonnen. Die Kraft des Jünglings wird durch die Anstrengung der Arbeit, durch anhaltende und starke Bewegung nicht verringert, sondern erhöht, gestählt.

Die Bewegung soll eine im Ganzen anhaltende, während des Tages (im Wachen) nicht dauernd unterbrochene sein. Der Schlaf ist die Ruhe und er genügt dafür. Schon das Kind bedarf und verlangt kaum eine andere Ruhe. Ist aber die Bewegung aus irgend welchen Gründen eine unterbrochene, so soll sie wenigstens eine *täglich regelmäßige* sein. Nur dann kann sie hinlänglich stark sein, ohne zu ermüden. *Nur die nicht ermüdende Bewegung ist eine kraftsteigernde.* Die ganze Aufgabe ist daher, das Kind (den Knaben) immer stärkerer Bewegung fähig zu machen, ohne daß es dadurch ermüdet. Dies kann nur durch die tägliche Regelmäßigkeit der Bewegung geschehen. Höchst zweckwidrig wäre es, langdauernde körperliche Unthätigkeit durch darauf folgende desto anstrengendere Bewegung ersetzen zu wollen.

Die praktische Frage, was Ermüdung und was ihr richtiger Maßstab sei, wird am besten durch die Natur selbst beantwortet. Die Bewegung ist so weit eine zweckmäßige, nicht (zu sehr) ermüdende, als sie immer eine natürliche oder freiwillige ist. So wenig daher dem Kinde (dem Knaben) eine anstrengende Bewegung aufgenöthigt werden soll, so wenig soll es von der Bewegung oder Anstrengung, die es sich selbst auflegt, zurückgehalten werden: es ist vielmehr auf alle und jede Weise zur freiwilligen Bewegung zu veranlassen und zu ermuntern. In dieser Hinsicht kann unendlich viel erreicht und ebensoviel versäumt werden. Denn da das Kapital der Kraft stufenweise, gleichwie durch Zins vom Zinse, anwächst, da, was heute gewonnen ist, schon morgen zu neuem Gewinn selbst mitarbeitet, so wird die stufenweise Steigerung der Kraft zu einem bedeutend höheren Endziel führen, wenn die Bewegung fortwährend eine hinlänglich starke, als wenn sie eine dürftige ist. Wie groß z. B. ist der Unterschied, ob das Kind in einem geschlossenen Raum oder in der freien Natur sich zu bewegen veranlaßt und ermuntert ist.

Unter der allgemeinen Bewegung ist auch die Bewegung des Gehirns, des Geistesorgans, begriffen. Da wir aber hier die allgemeine Bewegung nur als Bedingung der Ernährung in's Auge gefaßt, so wollen wir an anderem Orte auf die Bewegung des Gehirns und deren Vergleichung mit der Bewegung des übrigen Körpers zurückkommen. Nur soviel sei hier bemerkt, daß die allgemeine Kraftsteigerung, insofern sie durch die allgemeine Körperbewegung bedingt ist, ganz ebensowohl eine Steigerung der Geisteskraft als der Körperkraft ist. Alles Andere, besonders die Größe und die Beschaffenheit des Gehirns, als gleich angenommen, so wird in dem Falle, wo die allgemeine Kraft durch die Körperbewegung in hohem Grad gesteigert ist, vor Allem auch die Geisteskraft, — d. i. die Kraft des Willens, des Charakters, die sittliche Kraft oder die Kraft der Selbstbeherrschung, die Einbildungskraft, das Gedächtniß, die Denkkraft, — eine weit bedeutendere sein, als da, wo die

allgemeine Kraftsteigerung nur eine geringe gewesen. Die enge Verbindung der Körper- und der Geisteskraft geht z. B. schon aus der Wechselbeziehung, in welcher die Denkkraft mit der Verdauung steht, genugsam hervor.

Da die Bewegung die zweite und mittelbare, Nahrung und Luftgenuß die erste und unmittelbare Bedingung der Ernährung und Kraftsteigerung sind, so kann die Bewegung nur insofern und in dem Maße ihrem Zweck entsprechen, als die Nahrung eine zweckmäßige ist. Ist die Nahrung eine sehr dürftige, so kann auch die Bewegung, wenn ihr nicht Erschöpfung folgen soll, nur eine geringe, und die Kraftsteigerung muß eine sehr verkümmerte sein.

Von den beiden Aufgaben der Erziehung — der Kraftsteigerung und der Bildung — ist die Kraftsteigerung insofern die wichtigere, als die Kraft die Bedingung der Bildung ist. Durch die Kraftsteigerung wird erst der mehr oder minder taugliche Stoff für die Bildung geschaffen. Die Erziehung ist daher eine sehr mangelhafte, wenn nicht die Kraftsteigerung ihr erstes und wichtigstes Augenmerk ist. Die Erziehung unserer Zeit trifft im Allgemeinen der Vorwurf, die Wichtigkeit der Kraftsteigerung bei weitem nicht genug zu würdigen.

5.

Während die körperliche und geistige Erziehung in Bezug auf die Kraftsteigerung oder die Ernährung in Eins zusammenfallen, so sind dagegen beide in Bezug auf die Bildung oder die Uebung des Körpers und des Geistes unter sich getrennt. Man kann für die Bildung des Körpers oder für die des Geistes Sorge tragen, man kann in gewissem Grade die erstere Bildung erreichen, die letztere nicht, oder umgekehrt. Und nicht nur so im Ganzen sind beide getrennt, sondern sowol die Körper-, als die Geistesübung kann wieder in sich selbst so verschieden und mannichfaltig sein, als die Körpertheile und die Geisteskräfte dieses sind. Irgend ein Körpertheil, eine Geistes-

kraft kann geübt werden, und daneben irgend ein anderer Körpertheil, eine andere Geisteskraft nicht.

Die Frage, welche Körpertheile oder welche Geisteskräfte geübt oder nicht geübt werden sollen, die Frage also, was die Uebung der Naturanlage gegenüber thun soll, ist durch die Vorfrage bedingt, was oder wieviel die Uebung der Naturanlage gegenüber thun *kann*.

Die Uebung vermag zwar an sich sehr viel, aber doch immer weit weniger, als die Natur selbst. Die Uebung kann nur der Natur dienen, nie über sie herrschen. Die Natur schafft und gibt, die Uebung nimmt und benützt nur das Geschaffene. Daher kann z. B. die Uebung nicht das, was die Natur klein geschaffen, groß machen, und nicht das, was die Natur groß geschaffen, klein. Ein geborner Zwerg kann nicht durch anhaltende Körperübung ein Riese werden, und ein geborner Riese nicht durch vernachlässigte Körperübung ein Zwerg; ein von Geburt geistig beschränkter Mensch nicht durch Geistesübung ein Genie, ein Genie nicht durch vernachlässigte Uebung ein beschränkter Mensch. Also die Uebung kann nur das, was die Natur geschaffen, *in gewissem Maße* ändern.

Welches genau dieses Maß sei, ist schwer bestimmt zu sagen. Ich bin geneigt, das Maß der durch die Uebung möglichen Veränderung etwa auf den *fünften* Theil dessen, was die schaffende Natur thut oder gibt, zu bestimmen. Denken wir uns z. B. hundert Kinder, alle Grade der geistigen Begabung, vom ersten oder niedersten bis zum hundertsten oder höchsten darstellend. Durch die möglichst zweckmäßige Uebung der geistigen Kräfte kann nun etwa, meine ich, das erste Kind bis zur 20sten, das 20ste bis zur 40sten, das 40ste bis zur 60sten Stelle u. s. w. vorrücken. Die Uebung der übrigen Kinder natürlich als keine oder die wenigst zweckmäßige angenommen. Während also die Natur sich in einer Verschiedenheit von 100 Maßgraden bewegt oder einen Spielraum von 100 Maßgraden hat, so hat die Kunst oder die Uebung nach dieser Ansicht einen Spielraum von 20 Maßgraden, oder vermag die Kunst oder die Uebung ein Fünftel

dessen, was die Natur vermag. Ein geistreicher und erfahrener Lehrer dagegen sprach mir seine Ansicht dahin aus, der Erzieher vermöge die beim Zögling vorgefundene Anlage nur etwa innerhalb der Zehnerzahlen (1 — 100) zu steigern. Unter jenen hundert Kindern z. B. könne das erste nur bis zur 10ten, das 10te bis zur 20sten, das 20ste bis zur 30sten Stelle u. s. w. vorrücken. Nach dieser Ansicht also vermag die Kunst oder die Uebung nur ein Zehntel dessen, was die Natur vermag, was mir doch wol etwas zu nieder angenommen scheint.

Die Zeit der Uebung ist die der ganzen Jugend, von der ersten Kindheit bis zum vollendeten Wachsthum, zur vollendeten Kraftsteigerung. Nur die Jugend ist die Zeit der fruchtbaren Uebung, des körperlichen und des geistigen Lernens. Die Uebung in späterer Lebenszeit steht an Einfluß und Erfolg weit hinter der Uebung in der Jugend zurück.

Das Kind fängt von der Geburt an zu lernen, seine Körper- und Geisteskräfte zu üben. Doch ist das (geistige) Lernen des Kindes insofern von anderer Art als das des Jünglings, als dort und hier mehr andere Geisteskräfte geübt werden, dort mehr der Sachensinn, der Wortsinn, der Zahlensinn ꝛc., hier mehr das Vergleichungsvermögen, das Schlußvermögen ꝛc. Das Verhältniß der Uebung zur Kraft oder Naturanlage bleibt in beiden Fällen so ziemlich dasselbe. Beim Kinde ist die Kraft eine geringe, aber darum darf auch die Uebung, um nicht zur Ueberanstrengung zu werden, nur eine ganz mäßige sein. Beim Jüngling kann im Verhältniß zur viel größeren Kraft auch die Uebung eine viel angestrengtere sein.

Der Einfluß und der Erfolg der Uebung gegenüber der Kraft oder Naturanlage ist nach allen Beziehungen ungefähr der gleiche, nicht nur was die Verschiedenheit der Geisteskräfte unter sich, sondern auch was die Verschiedenheit zwischen Geist und Körper betrifft. Die Körperübung, die Bildung des Charakters und des Gemüths, die Bildung der Verstandeskräfte oder der Unterricht haben daher ungefähr die gleiche Hoffnung auf Erfolg.

6.

In Bezug auf die Frage, was die Uebung der Naturanlage gegenüber thun soll, sind vor Allem zwei allgemeine Regeln aufzustellen. Die erste ist: alle Kräfte des Körpers und des Geistes sind möglichst zu üben und auszubilden, denn keine derselben ist an sich ein Uebel oder führt dazu, sondern alle sind vielmehr dem Menschen zu seinem körperlichen und geistigen Bestehen nothwendig: sie sind ihm von Geburt gegeben, damit sie durch die Erziehung die möglichste Entwicklung erhalten.

Jedoch die einzelnen Körper- und Geisteskräfte sind dem Menschen von Geburt in verschiedenem Maße gegeben. Nicht nur kann bei einem Menschen der Körper im Allgemeinen stark, der Geist schwach sein, oder umgekehrt, sondern auch die einzelnen Körper- und Geisteskräfte sind in sehr verschiedenem Maße vorhanden. Der eine Mensch hat von Geburt kräftigere Glieder und eine schwächere Brust rc., der eine ist Gefühls-, der andere Verstandesmensch, der eine hat ein angeborenes Talent für Dichtung, der andere für Mathematik rc.

Dieser Verschiedenheit gegenüber ist die wichtige Frage die: soll die Erziehung die Körper- und die Geisteskräfte, so wie sie sie vorgefunden, gleichartig zu üben, also in demselben gegenseitigen Verhältniß zu erhalten suchen, oder soll sie vielmehr dadurch, daß die schwächeren mehr, die stärkeren weniger geübt werden, eine möglichste Gleichheit unter denselben herzustellen, oder endlich soll sie die von Geburt bedeutenderen Kräfte vorzugsweise durch Uebung noch zu steigern suchen?

In Bezug auf diese Frage ist vorläufig — denn dieselbe erheischt noch eine ins Einzelne gehende Beantwortung — eine zweite allgemeine Regel die, daß die Erziehung eine gewisse Harmonie der einzelnen Körper- und Geisteskräfte unter sich anstreben soll. Diese Harmonie besteht jedoch nicht in der unbedingten Gleichmäßigkeit dieser Kräfte, was schon daraus hervorgeht, daß es bei der sehr großen natürlichen Verschiedenheit der Menschen ganz unmöglich wäre, diese Gleich-

mäßigkeit auch nur annähernd durch die Erziehung zu erreichen. Die Natur hat vielmehr diese große Verschiedenheit der menschlichen Körperkräfte und Charaktere absichtlich geschaffen, z. B. schon mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der menschlichen Berufsarten. Es kann daher auch keinen Normalmenschen geben, welchem Alle an Körper und an Geist gleich sein sollten. Ein solcher Normalmensch, wenn es einen geben könnte, würde in keiner der menschlichen Berufsarten Großes leisten können.

Die durch die Erziehung anzustrebende Harmonie unter den menschlichen Körper- und Geisteskräften ist vielmehr in weiterem Sinne zu fassen, nämlich als eine Maßverschiedenheit dieser Kräfte innerhalb derjenigen Grenzen, innerhalb welcher noch die körperliche und die geistige Gesundheit bestehen kann, d. i. innerhalb welcher keine Kraft bis zur krankhaft einseitigen Entwicklung gesteigert, oder in krankhafter Schwäche zurückgeblieben ist.

Jedoch gehen wir viel genauer und bestimmter auf die vorliegende Frage ein und fassen zu diesem Zweck zuerst die körperliche Erziehung ins Auge.

7.

Die Geburtsverschiedenheit der Menschen in körperlicher Hinsicht ist eine mehrfache, z. B. eine Verschiedenheit in den äußeren Formen des Körpers und des Gesichts, in der Stärke der einzelnen Körperglieder oder der inneren Körpertheile. Diejenige Körperverschiedenheit, welche für die Frage der Erziehung bei weitem die wichtigste ist und vorzugsweise Beachtung verlangt, ist die sogenannte Temperamentsverschiedenheit. Die Temperamente sind bedingt durch die vorherrschende Entwicklung gewisser Systeme oder Organe im menschlichen Körper. Man nimmt vier solche Temperamente an: das nervöse, sanguinische, phlegmatische, cholerische.

Herrscht das Nervensystem in der körperlichen Entwicklung vor, so ist das Temperament das nervöse: die Kopfhöhle (das Gehirn) ist verhältnißmäßig größer als die Brust- und die Un-

terleibshöhle. Dieses Temperament ist überdies erkennbar durch weiches, dünnes Haar, zarte Haut, kleine Muskeln, Schnelligkeit der Muskelbewegung, blasse Gesichtsfarbe, feine Züge und oft zarte Gesundheit. Das ganze Nervensystem (Gehirn und Nerven) ist vorzugsweise thätig, die Aeußerungen des Geistes sind lebhaft, die Empfindungen rege, die Bewegungen schnell. Es ist das Temperament des Genies und der Verfeinerung.

Herrschen die Lungen, das Herz und die Blutgefäße in der Körperentwicklung vor, so entsteht das sanguinische Temperament. Es gibt sich zu erkennen durch eine verhältnißmäßig große Ausdehnung der Brusthöhle, bestimmt ausgesprochene Formen, mäßige Fülle des Körpers, ziemliche Festigkeit des Fleisches, nußbraunes Haar, blaue Augen und frische Gesichtsfarbe. Es zeichnet sich durch eine große Thätigkeit der Blutgefäße, einen vollen und raschen Puls, Lust an körperlicher Bewegung und ein belebtes Ansehen aus. Auch das Gehirn, der Geist nimmt an der allgemeinen Lebendigkeit Theil. Es ist das Temperament der Lebensfrische — der Kindheit, der Jugend.

Bei der vorwaltenden Entwicklung der Drüsen- und Ernährungsorgane ist das Temperament das phlegmatische. Es ist erkennbar an einer verhältnißmäßig großen Ausdehnung der Unterleibshöhle, einer gerundeten Form des Körpers, Weichheit der fleischigen Theile, einem angefüllten Zustand des Zellgewebes, hellem Haar und einer schlaffen, blassen Haut. Es ist von matten Lebensäußerungen, mit Schwäche und Langsamkeit im Blutumlauf begleitet. Es ist das Temperament der Langsamkeit.

Das cholerische Temperament ist in seinen Grundursachen weniger bestimmt erkannt als die übrigen; doch ist wahrscheinlich, daß die vorherrschende Thätigkeit der Leber damit in Verbindung steht. Man erkennt dieses Temperament an schwarzem, hartem Haar, dunklen Augen, gelbbrauner Haut, mäßiger Fülle, aber großer Festigkeit des Fleisches, scharfen, ausdrucksvollen Gesichtszügen und stark gezeichneten Umrissen des Körpers. Die Kraft des Körpers und des Gehirns ist groß und

ausdauernd. Es ist das Temperament der männlichen Thatkraft.

Diese Temperamente finden sich selten so genau und scharf geschieden in der Natur vor; gewöhnlich sind zwei oder drei verbunden. In den Vereinigungen sind jedoch die Grundtemperamente zu unterscheiden, und es läßt sich bestimmen, in welchem Maß das eine oder das andere zugegen ist.

Die Temperamente an sich, auch wenn sie ungemischt auftreten, sind nichts krankhaftes; einige aber können beim Kinde zur krankhaft einseitigen Entwicklung führen. Die Erziehung soll alsdann dem Vorherrschen des Temperaments möglichst Schranken zu setzen suchen.

Hat das Kind ein nervöses Temperament, d. i. ein verhältnißmäßig großes Gehirn, zarte Muskeln rc., so ist der Geist vorherrschend thätig, die Verstandeskräfte und Gefühle erwachen früh, die Fähigkeiten zeigen sich sehr groß. Die Eltern, erfreut über die Lebendigkeit des Geistes und die Zartheit der Gefühle des Kindes, sind versucht, es in seiner einseitigen geistigen Thätigkeit, seinem Eifer zum Lernen gehen zu lassen oder selbst anzuspornen. Allein wenn dies geschieht, so wird bei der übermäßig angeregten Gehirnthätigkeit der noch nicht ausgebildete Körper des Kindes, Lungen, Magen rc. in der Entwicklung zurückbleiben und so bald in krankhafte Schwäche verfallen. Solche Kinder müssen daher neben ihren geistigen Beschäftigungen zu allen Arten von Körperbewegung im Freien, zum Turnen, Schwimmen rc. beharrlich angehalten werden. Sonst geht mit der natürlichen Harmonie zwischen Geist und Körper nicht nur die Gesundheit und Kraft des Körpers, sondern mit dieser zugleich die des Geistes verloren, da das Gehirn bei der Schwäche des übrigen Körpers nicht gesund und kräftig bleiben kann. Solche Kinder nervösen Temperaments entsprechen daher so oft den Erwartungen nicht, die man von ihnen hegte. Das frühere Wunderkind, das junge Genie zeigt sich als Mann mittelmäßigen Geistes: — eine Treibhauspflanze, welche schöne Blüten treibt, aber keine oder nur schlechte Früchte bringt.

Mit dem (angeborenen) nervösen Temperament ist die (angeborene) Nervenschwäche, eine krankhafte Schwächlichkeit des Körpers und des Geistes, nicht zu verwechseln. Kinder nervösen Temperaments sind als solche nicht nervenschwach, im Gegentheil, wenn ihre Körperkraft nicht durch eine fehlerhafte Erziehung verloren ist, sie nicht nervenschwach geworden sind, so haben sie, wenn auch sehr regsame, doch starke Nerven, eine zwar zarte, doch elastische, innerlich kräftige Gesundheit. Von Geburt nervenschwache Kinder dagegen sind (nervös-) phlegmatischen Temperaments, sie haben nicht ein großes, sondern ein mittelgroßes oder kleines Gehirn, sie sind schwächlich und kränklich, sie haben die Reizbarkeit, aber nicht die geistige Lebendigkeit der Kinder nervösen Temperaments. Es sind Kinder schwacher, entnervter Eltern, oder Kinder, deren Eltern Blutsverwandte sind rc. Durch genügende Körperbewegung rc. kann die körperliche und geistige Gesundheit solcher Kinder — falls nicht entschiedene Gehirnschwäche oder Gehirnkrankheit vorliegt — wesentlich gekräftigt werden.

Hat das Kind ein sanguinisches Temperament, d. i. herrscht die Thätigkeit der Lungen und der Blutgefäße bei ihm vor, so ist dieses die naturgemäße Körperbeschaffenheit, das wahre Temperament des Kindes. Denn das rasch und lebendig strömende Blut bewirkt die möglichst vollkommene und harmonische Ernährung aller Körpertheile, auch mittelbar dadurch, daß ein Kind dieses Temperaments sich gern und viel im Freien bewegt, mit Appetit ißt, gesund schläft. Dieses Temperament führt daher beim Kinde nur zum Guten, und das Augenmerk der Erziehung muß nicht, wie beim nervösen Temperament, darauf gerichtet sein, es zurückzudrängen, sondern es zu unterstützen und zu verhüten, daß es nicht zurückgedrängt und verkümmert wird. Wenn z. B. ein solches Kind mehre Stunden des Tages in der Schule still sitzen soll, so wird das Bedürfniß nach Muskelthätigkeit sich bald mächtig regen. Das Kind kann es mit dem besten Willen nicht unterdrücken. Es wird unruhig und verfällt auf allerlei sogenannte Unarten. Der Leh-

rer straft dann gewöhnlich ein solches Kind. Allein die Bedürfnisse der Natur regen sich troß der Strafe und können durch diese nicht beseitigt werden. Man kürze vielmehr die Zeit des Sißens ab und gebe vor allem dem Kinde Gelegenheit, neben den Unterrichtsstunden seine Muskelkraft zu üben. Ist dieses Bedürfniß befriedigt, so wird es ruhig sißen und — da auch das Gehirn des sanguinischen Kindes seinen Antheil an Thätigkeit fordert — mit Freude sich geistig beschäftigen. Nicht selten geschieht es, daß man vermittelst beharrlicher Strafen, und besonders durch beharrliche Gewöhnung des Kindes an die sißende Lebensweise seinen falschen Zweck erreicht. Durch das anhaltende Sißen leidet die Verdauung, das Kind verliert seine natürliche Lebhaftigkeit und lernt es, die vorgeschriebenen Stunden ruhig zu sein. Die Eltern und Lehrer wünschen sich Glück. Allein sie sollten vielmehr trauern, dem Kinde an seinem für das spätere Leben so nöthigen Kapital an Körper- und Geisteskraft Abbruch gethan zu haben.

Ist das Kind phlegmatischen Temperaments, so bewegt sich sein Blut langsam und regt weder die Muskeln noch das Gehirn genugsam an. Das Kind hat weder für körperliche noch für geistige Thätigkeit Vorliebe, und sein Verlangen ist besonders, zu essen, zu trinken und Ruhe zu genießen. Dieses Temperament, wenn es sich beim Kinde entschieden ausgesprochen findet, ist ein Zeichen körperlicher und geistiger Schwäche. Dennoch glauben viele Erzieher, auch diese Naturanlage durch Strafen beseitigen zu können, als ob dieselben Mittel, dieselben Strafen, ganz entgegengesetzte Wirkungen herbeiführen, das sanguinische Kind beruhigen und das phlegmatische beleben könnten. Es ist vielmehr auf Verminderung des phlegmatischen Temperaments und Erweckung der nervösen und sanguinischen Temperamentsbestandtheile hinzuwirken. Dieses kann dadurch geschehen, daß man solche Kinder in die Gesellschaft lebhafter Kinder bringt, daß man ihnen leichtverdauliche Speisen gibt, daß man sie nicht mit Gewalt zum langen Sißen und Lernen anhält, wodurch das Uebel nur vermehrt werden muß, sondern

daß man die Stunden des geistigen Unterrichts soviel als möglich abkürzt und besonders durch alle Arten von Körperübungen die Lebenskraft und Lebensthätigkeit zu steigern sucht, wodurch nach und nach auch der Geist lebendiger und zur Thätigkeit geschickter werden wird. Ueberhaupt reift der Geist bei solchen Kindern später und wird später zur Thätigkeit geschickt. Oft sind daher diese Kinder, wenn nur die Gesundheit gewahrt bleibt, als Männer tüchtiger, als sie als Kinder zu sein erwarten ließen.

Das vierte Temperament, das cholerische, wird bei Kindern selten gefunden, und wenn es gefunden wird, so führt es weniger auf Abwege und bedarf keiner besonderen Berücksichtigung. Es ist das Temperament der Kraft und der Ausdauer. Vereinigt es sich jedoch mit vorherrschenden niederen Sinnen, so trägt es zur Heftigkeit und Hartnäckigkeit der Leidenschaften bei (des Jähzorns, der Streitsucht, der Sinnlichkeit ꝛc.). In diesen Fällen ist schon beim Kinde auf die Mäßigung des cholerischen Temperaments, besonders durch die geeigneten Nahrungsmittel Bedacht zu nehmen. Die Nahrung sei milde, nicht reizend: Obst, Gemüse, wenig Fleisch, keine Gewürze, kein Wein, körperliche Uebungen.

Obgleich, wie schon gesagt, selten eines der genannten Temperamente — mit Ausnahme des sanguinischen — beim Kinde rein für sich gefunden wird, so lassen sich doch die Bestandtheile der Mischungen leicht erkennen und darnach die gegebenen Regeln der Erziehung abmessen.

8.

Bei allen Temperamenten, sofern sie beim Kinde überwiegend sind und zum Uebel führen könnten, sind, wie wir gesehen, vorzüglich körperliche Uebungen an ihrer Stelle, als das beste Mittel, diejenige Harmonie unter den Körperkräften wieder herzustellen, bei welcher allein die Gesundheit bestehen kann. Und nicht nur die Gesundheit, sondern, wie aus früher Gesag-

tem (4.) erhellt, auch die allgemeine Körper- und Geisteskraft ist durch die hinreichende Körperbewegung bedingt.

Gleichwohl wird bekanntlich dieser Forderung der Erziehung in der Erfahrung sehr wenig entsprochen. Statt zur hinlänglichen Körperbewegung veranlaßt zu werden, wird das Kind eher davon zurückgehalten und überdies geistig sehr angestrengt. Alle tüchtige Aerzte und viele andere einsichtsvolle Männer haben seit lange auf geringere geistige Anstrengung und vermehrte Körperbewegung bei der Erziehung gedrungen. Aber diese Stimmen blieben bisher ungehört. Woher dieses Nichtbeachten der bessern Einsicht in der so folgeschweren Erziehungslehre?

Die erste oder Grundursache des Uebelstandes ist, daß viele Erzieher die Gesetze der Erziehung nicht für das, was sie sind, nicht für Naturgesetze erkennen. Wie jede Kunst nur die Natur zum Vorbilde hat, nur ihr nachstreben soll, so auch die Erziehungskunst. Das erste Naturgesetz der Erziehung ist, wie wir gesehen, die Steigerung, das zweite ist die Bildung der (Körper- und Geistes-) Kraft des Kindes. Allein anders trennen viele Erzieher. Die Natur, meinen sie, gibt das Eine, die Kraft, der Erzieher das andere, die Bildung, die Natur hat ihre Aufgabe, der Erzieher die seinige. So fassen sie nur ihre vermeintlich einseitige Aufgabe ins Auge und sehen die große erste Hälfte der Erziehungsaufgabe, die Kraftsteigerung, als für sie nicht vorhanden an.

Dazu kommt, daß das Wechselverhältniß zwischen Körper und Geist vielen Erziehern nicht klar ist, daß sie noch Fremdlinge in der Gehirnlehre sind. Die Gehirnlehre ist Körper- und Geisteslehre zugleich, in ihr fallen Körper- und Geisteskraft in Eins zusammen. Viele Erzieher wollen den Geist, den Charakter, das Gemüth 2c. des Kindes bilden, ohne nur an deren Werkzeug, das Gehirn, zu denken. Sie vergessen, daß von zwei gleich gebildeten und im Uebrigen gleich erzogenen Kindern das eine grade um so viel das andere an Kraft des Geistes, des Charakters, des Gemüthes 2c. überragen wird, als seine Körperkraft eine mehr gesteigerte ist.

Auch haben viele Erzieher bei der Erziehung des Kindes nicht genug den Mann, das Weib im Auge. Der Mann braucht im Leben Geist, Charakter, Thatkraft, Ausdauer. Alles dieses erhält das Kind nicht dadurch, daß es den größten Theil des Tages geistig angestrengt in der Schule sitzt: es wird ihm dadurch eher genommen. Durch die vorzeitige Ueberanstrengung des Geistes wird dessen Kraft gebrochen, und überdies geht durch das Auswendiglernen die Frische und Selbständigkeit der Denkkraft, des Charakters verloren. Der Buchstabe tödtet den Geist, das todte Wissen hindert die That. Kein namhafter, thatkräftiger Mann ist durch das, was er als Kind auswendig gelernt, das, was er ist, geworden. Ich habe irgendwo die statistische Nachweisung gelesen, daß von den Männern, welche sich in Deutschland in der neueren Zeit durch Geist und Charakter ausgezeichnet, eine verhältnißmäßig sehr große Zahl die Söhne von Landgeistlichen waren. Diese Nachweisung mag wol auf Wahrheit beruhen. Das Kind des Landgeistlichen erhält vom Vater nur wenige Unterrichtsstunden; erst nachdem es durch Körperbewegung im Freien, in Feld und Wald, das größtmögliche Kapital an Körper- und Geisteskraft gesammelt, erst mit dem vierzehnten oder fünfzehnten Lebensjahre tritt der Knabe in eine Schule, wo er bald seinen scheinbar vorangeschrittenen Mitschüler überholt.

Das Mädchen bedarf als einstige Mutter heranwachsender Geschlechter der Körperkraft und Gesundheit ebensosehr als der Mann, und doch werden die zarten Kinder von 6, 8, 10 Jahren den größten Theil des Tages geistig angestrengt in den Schulzimmern eingeschlossen: Erholung und Körperbewegung ist ihnen stundenweise oder halbstundenweise zugemessen, statt daß in dem Alter die Körperbewegung bei weitem die Hauptsache sein und der geistige Unterricht nur sehr wenige Zeit in Anspruch nehmen sollte. Oft wird diese geistige Anstrengung noch weiter fortgesetzt und gesteigert durch einen Unterricht des jungen Mädchens in vielen wissenschaftlichen Feldern. Dadurch geht oft vollends die Körperkraft verloren, während die

wahre Bildung des Geistes nur selten erreicht wird. Denn grade durch die große Masse des Gelehrten leidet nur allzuleicht der weibliche Geist, er wird verbildet, d. i. die Harmonie zwischen Verstand und Gemüth, die erste Bedingung der wahren weiblichen Bildung und des weiblichen Lebensglückes, wird gestört.

Eine letzte Ursache des Uebelstandes ist, daß viele Erzieher über die Unschädlichkeit ihrer Erziehungsweise dadurch in Täuschung befangen bleiben, daß sie zwischen augenblicklichem Wohlbefinden und zwischen dem vollen erreichbaren Maße der Körper- und Geisteskraft nicht unterscheiden. Das Kapital der Kraft ist in der Regel in jedem Menschen so groß, daß dadurch wenigstens in der Jugend trotz aller schädlichen Einwirkungen das körperliche Wohlbefinden erhalten bleibt. Wenn daher bei einer noch so übeln Erziehungsweise der Knabe, das Mädchen, der Jüngling, die Jungfrau nicht wirklich erkranken, ja sogar von scheinbar blühender Gesundheit sind, so hält sich der Erzieher leicht der Unschädlichkeit seiner Erziehungsweise für versichert, er bedenkt nicht, wie groß der Unterschied ist zwischen dem Maß der Körper- und Geisteskraft, welches der Zögling blos erreicht hat, und zwischen dem Maß, welches er bei einer möglichst zweckmäßigen Erziehungsweise hätte erreichen können; wie schnell und bald das sehr verkümmerte Kapital der Kraft erschöpft sein wird, statt daß das erreichte volle Kapital die Gesundheit und das Glück des Mannes, des Weibes auf die ganze Lebenszeit begründet hätte.

Eine Ursache des Uebelstandes könnte es noch zu sein scheinen, daß die Anforderungen des Lebens an die Kenntnisse des Menschen in der neueren Zeit hoch gesteigert sind. Die Masse des zu Lernenden, so könnte man glauben, ist so groß, daß der Lehrer, wenn er diesen Anforderungen entsprechen will, genöthigt ist, schon das Kind geistig sehr anzustrengen, auch wenn er von der Schädlichkeit dieser Anstrengung überzeugt ist. Im Gegentheil! Die Schädlichkeit der geistigen Ueberanstrengung des Kindes besteht ja eben in der Schwächung der zum Sam-

meln wahrer Kenntnisse nothwendigen Geisteskraft. Sobald daher der Erzieher einmal jener Schädlichkeit sich bewußt sein wird, so wird er gerade mit Rücksicht auf die Masse der vom Leben geforderten Kenntnisse diese Ueberanstrengung verhüten: er wird nicht den Geist des Kindes durch den Buchstaben tödten, er wird das Kind nicht lehren, was der Mann, das Weib vergessen muß, er wird nicht das Kind jahrelang mit dem Auswendiglernen eines Gegenstandes quälen, welchen der Jüngling durch kurzen Unterricht oder durch das Lesen eines guten Buches viel besser verstehen und nützen lernt, er wird endlich und hauptsächlich mit dem geistigen Unterricht auch die entsprechenden Körperübungen verbinden.

Ist wol zu hoffen, daß der traurige Uebelstand ein Ende finden wird? Ja, wir dürfen sogar dessen gewiß sein. Die Naturwissenschaften, und unter ihnen die höchste, die Wissenschaft vom Menschen, schreiten mächtig fort. Auch die Gehirnlehre, der Mittelpunkt der Menschenlehre, geht der allgemeinen Verbreitung entgegen. Bald wird die Erziehungslehre als das, was sie ist, als der praktische Theil der Naturlehre des Menschen, allgemein erkannt sein. Dieser besseren Einsicht wird unmittelbar die bessere That, die harmonischere Erziehung des Menschen, folgen.

Diese Hoffnung wird noch bedeutend dadurch unterstützt, daß eine unmittelbare Hülfe gegen die einseitige Geistesanstrengung des Kindes, ein mächtiges Unterstützungsmittel der zweckmäßigen Körperbewegung bereits gefunden ist. Denn die (negative) Vorschrift genügt nicht, daß der geistige Unterricht des Kindes ein nicht zu anstrengender, harmonischer sei, es bedarf eines (positiven) Gegengewichts gegen diese Ueberanstrengung. Diese unmittelbare Hilfe, dieses Gegengewicht gegen die einseitige Geistesanstrengung ist aber das Turnen. Das Turnen ist weit mehr, als ein bloßes Mittel der Körperbewegung, aber auch schon als solches ist es für die Erziehung von unendlichem Werth. Es beruht, wie die ganze Erziehungslehre, auf der Idee die Harmonie der Menschennatur, und ist so die große ergän-

zende Hälfte der gesammten Erziehung. Es ist für den Jüngling, insofern dieser sich geistig anstrengen muß, vom doppeltem Werth. Es war bisher, wo es nicht einmal täglicher Unterricht war, gleichsam ein Spiel oder ein Scherz: es wird einst eine große, heilige Sache sein.

9.

Die oben (6) gestellte Frage, — was die Erziehung der angeborenen Verschiedenheit der menschlichen Körper- und Geisteskräfte gegenüber thun soll, — ist nach dem eben Gesagten (7—8) zuerst im Allgemeinen dahin zu beantworten, daß zwischen der Körper- und der Geisteskraft diejenige Harmonie anzustreben sei, welche die Grundlage der Gesundheit ist. Diese Harmonie besteht nicht in der Gleichmäßigkeit der beiden Kräfte. Ein Mensch kann starken Körpers und schwachen Geistes, ein anderer schwachen Körpers und starken Geistes, und beide können körperlich und geistig vollkommen gesund sein.

Die Verschiedenheit der Menschen ist ungleich mehr durch die Maßverschiedenheit der Geisteskraft, als durch die der Körperkraft bedingt. Von zwei geistig gesunden Menschen kann der eine unendlich viel mehr Geist haben als der andere, während der Unterschied in der Körperkraft lange nicht so groß sein kann. Dies erklärt sich dadurch, daß die so verschiedenen Rangstufen des menschlichen Berufs eine sehr große Verschiedenheit des Geistesmaßes der einzelnen Menschen fordern oder zulassen, während die Einflüsse der Außenwelt auf die Körperkraft bei allen Menschen ziemlich gleichmäßig sind. Der Geist eines Menschen kann sehr schwach und dabei immer noch gesund, immer noch für einen sehr engen Berufskreis ausreichend sein, während die Körperkraft nicht unter ein gewisses Mittelmaß herabsinken kann, ohne daß Kränklichkeit oder Krankheit davon die nothwendige Folge ist.

Die Regel der Erziehung in Bezug auf die anzustrebende Harmonie zwischen der Körper- und Geisteskraft ist also die, daß jede der beiden Kräfte soweit gesteigert werden soll, als

einestheils deren angeborenes Maß reicht, und als anderntheils die Steigerung der andern Kraft dadurch nicht verkürzt wird. Es könnte scheinen, als ob hiernach erst noch ein Widerstreit der beiden Kräfte auszugleichen wäre, da, was der einen Kraft an Steigerung zukäme, der andern abginge. Die Körperkraft wenigstens, könnte es scheinen, werde um soviel an Steigerung einbüßen, als die Geisteskraft Pflege und Uebung fordere. Allein dies ist irrig. Sowie die Geisteskraft durch die harmonische Uebung der Körperkraft, so wird auch die Körperkraft durch die harmonische Uebung der Geisteskraft nur gesteigert. Die Harmonie ist niemals Mittelmäßigkeit, sie führt in allen Punkten zum Höchsten. Diese Wahrheit beruht auf der Einheit des Menschen. Auch die Körperkraft ist ja etwas Geistiges und wird so durch die Geisteskraft unterstützt, wie die Denkkraft mit der Verdauungskraft zusammenhängt, oder wie die moralische Erregung, die Begeisterung, die Körperkraft erhöht. Von zwei Menschen, welche von Geburt gleich und körperlich gleich geübt sind, wird derjenige, in welchem neben der Körperkraft auch die Geisteskraft hinreichend geübt ist, auch der körperlich stärkere sein.

Diese Regel der Erziehung in Bezug auf das Verhältniß der Körper- und der Geisteskraft ist jedoch keine ausnahmslose; sie behält ihre unbedingte Geltung nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt der Erziehung, dem der Berufswahl. Mit dieser leidet sie eine Ausnahme. Je nach der Berufsverschiedenheit wird bei dem einen Menschen die Körperkraft, bei dem andern die Geisteskraft vergleichungsweise mehr geübt und gesteigert. Da aber die Regel als solche immer ihre Geltung behält, so ist es eine Aufgabe der Erziehung des Jünglings — und eine Lebensaufgabe des Menschen überhaupt — die durch den Beruf verkürzte Kraftübung soviel immer möglich neben oder trotz dem Beruf zu pflegen.

Was die Wahl des Berufs selbst in der vorliegenden Beziehung betrifft, so ist die allgemeine Regel die, daß ein dem Maße der Körper- und der Geisteskraft entsprechender Beruf

gewählt werde. Es ist ein Fehlgriff, wenn ein Mensch von hervorragendem Geiste sich einem Beruf widmet, welcher bloße Körperthätigkeit fordert, oder wenn ein Mensch von geringem Talent einen geistig hohen Beruf wählt. Doch ist der letztere Misgriff schlimmer als der erstere, auch deshalb, weil höhere Geistesgaben wol auch in dem scheinbar engsten Berufskreise ihre Wirksamkeit finden und Früchte bringen können. Da sich Eltern über das Geistesmaß ihres Kindes, durch die elterliche Liebe befangen, gewöhnlich täuschen, so sollten sie nur durch den Rath unbefangener Lehrer des Kindes unterstützt, über dessen Berufswahl entscheiden.

Bei der Berufswahl kommt weit mehr das Maß der Geisteskraft, als das der Körperkraft in Betracht. Jeder gesunde Mensch besitzt in der Regel die zu irgend welchem Beruf nöthige Körperkraft. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß ein körperlich schwächliches Kind zu einem Beruf, welcher keine Körperkraft erfordere oder mit welchem eine sitzende Lebensweise verbunden sei, bestimmt werden müsse. Es bedarf im Gegentheil zu einem solchen Beruf, damit dabei die Gesundheit erhalten bleibe, einer großen Körperkraft, einer sehr festen Gesundheit, während ein schwächlicher Körper durch eine etwas starke Bewegung gekräftigt wird. Ein vierzehnjähriger sehr schwächlicher Knabe wollte einen körperlich sehr anstrengenden Beruf wählen. Die besorgte Mutter hielt dies nicht für thunlich, gab aber auf die Zustimmung eines verständigen Arztes endlich dem Wunsche nach. Der Knabe, den vollen Tag über körperlich hart angestrengt, klagte einen Monat lang über heftige Schmerzen im Rücken und in den Gliedern; allein damit war die Schwierigkeit überwunden. Nach zwei Jahren war die kleine Hand groß geworden, die Brust hatte sich ausgedehnt, und der junge Mann war stark und kräftig. Auch jene Schmerzen wären zu vermeiden gewesen, wenn die Arbeit anfangs statt einen ganzen nur einen halben Tag gewährt hätte, oder besser, wenn der Knabe zuvor durch Turnübungen gekräftigt gewesen wäre.

Soviel über die Maßverschiedenheit der Körper- und der

Geisteskraft im Allgemeinen. Was die Maßverschiedenheit der einzelnen Körpertheile oder Körperkräfte unter sich betrifft, so ist dieselbe von Geburt im Ganzen nur eine geringe. Die wichtige Aufgabe der Erziehung ist hier, alle einzelnen Körpertheile oder Körperkräfte zu möglichst gleichmäßiger Entwicklung zu bringen, eine Aufgabe, welche eben das Turnen, als die regelrecht harmonische Uebung aller Körpertheile, zu lösen hat.

Die Berufsverschiedenheit begründet auch hier sehr mannigfaltige Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Es ist die Aufgabe der Erziehung und des Lebens, die Nachtheile möglichst auszugleichen, welche die Einseitigkeit der Berufsthätigkeit in dieser Beziehung herbeiführen könnte. Einer der Gründe, warum das Turnen eine allgemeine Sache des Jünglings und des Mannes sein soll.

10.

Die angeborene Maßverschiedenheit der einzelnen Geisteskräfte unter sich ist sehr groß und für die Erziehung von der höchsten Bedeutung.

Die sämmtlichen Geisteskräfte des Menschen zerfallen in zwei große Klassen, in die äußeren und die inneren Sinne. Die äußeren Sinne sind die sogenannten fünf Sinne des Sehens, Hörens, Riechens, Schmeckens, Fühlens. Die zahlreicheren inneren Sinne lassen sich zur besseren Uebersicht wieder in drei Klassen bringen. Erste Klasse: niedere oder thierische Sinne; es sind hauptsächlich: der Nahrungssinn, der Geschlechtssinn, der Sinn der Kinder- oder Jungenliebe, der Sinn der Anhänglichkeit oder Anschließung, der Kampf- oder Widerstandssinn, der Thätigkeitssinn (gewöhnlich Zerstörungssinn genannt, allein der Sinn ist ebensowohl der des Schaffens als der des Zerstörens), der Verheimlichungssinn, der Eigenthumssinn oder Erwerbsinn. Zweite Klasse: höhere oder Gemüthssinne: der Sinn des Selbstgefühls, der Beifallsliebe, der Vorsicht oder Sorglichkeit, der Festigkeit, der Gewissenhaftigkeit, der Ehrfurcht oder Verehrung,

der Hoffnung, des Wohlwollens oder der Theilnahme, der Nachahmung, der Sinn für Neues oder Wunderbares, der Sinn der Idealität oder der Schönheitssinn, der Sinn für Scherz. Dritte Klasse: die Verstandessinne; sie zerfallen wieder in zwei Unterklassen, erstens die niederen Verstandessinne, deren viele der Mensch mit den (höheren) Thieren gemein hat; es sind hauptsächlich: der Gegenstandsinn, der Gestaltsinn, der Raum- oder Fernsinn, der Gewicht- oder Wägesinn, der Farbensinn, der Ordnungssinn, der Zahlensinn, der Ortsinn, der Thatsachensinn, der Zeitsinn, der Ton- oder Musiksinn, der Kunst- oder Bausinn, der Wortsinn. Die zweite Unterklasse enthält die höheren Verstandessinne oder die eigentlichen (menschlichen) Denkkräfte, es sind nur zwei: das Vergleichungsvermögen und das Schlußvermögen.

Die Organe der äußeren Sinne sind das Auge mit dem Sehnerven, das Ohr mit dem Hörnerven, die Nase mit dem Riechnerven, die Zunge mit dem Geschmacksnerven; die Gefühlsorgane, die Gefühlsnerven endlich sind durch den ganzen Körper verbreitet und am zahlreichsten in den Fingerspitzen. Die Organe der inneren Sinne sind im Gehirn des Menschen vereinigt. Das Gehirn, welches die ganze Schädelhöhle vom Nacken bis zu den Augenbraunen ausfüllt, besteht aus Nervenfasern, welche von der untersten, mittelsten Stelle aus, da wo das Gehirn mit dem Rückenmark zusammenhängt, fächerförmig nach dem Umkreis hin ausstrahlen, so daß das Gehirn etwa mit der Pflanze des Blumenkohls und die einzelnen Organe der inneren Sinne mit den einzelnen Aestchen dieser Pflanze verglichen werden können. Die Organe der niederen oder thierischen Sinne sind die unteren und hinteren Gehirntheile (fächerförmigen Gehirnäste), die Organe der höheren oder Gemüthssinne die mittleren oberen, die Organe der Verstandessinne die vorderen Gehirntheile, die Organe der niederen Verstandessinne die an der unteren, die Organe der höheren Verstandessinne die an der oberen Stirne.

Die beiderlei Sinne, die äußeren und die inneren, sind von

einander getrennt und im Maße unabhängig. Ebendieselbe Trennung und Unabhängigkeit findet sowohl bei den äußeren, als bei den inneren Sinnen unter sich selbst statt. Mit dieser Trennung der Sinne stimmt natürlich auch die ihrer Organe überein. Die Trennung der Organe der äußeren Sinne von denen der inneren (der Sinnesnerven vom Gehirn) liegt vor Augen, ebenso die Trennung der Organe der äußeren Sinne, der Sinnesnerven, unter sich. Weniger augenfällig ist die Trennung der Organe der inneren Sinne, der Gehirntheile (Gehirnäste) unter sich, weshalb diese Trennung, die erst in der neueren Zeit entdeckt wurde, so lange unbekannt bleiben konnte. Doch ist diese Trennung der Gehirntheile unschwer aus der Unabhängigkeit des Maßes derselben unter sich zu erkennen. Denn bei dem einen Menschen ist der Hinterkopf oder einer seiner Theile sehr groß und der Vorderkopf oder einer seiner Theile sehr klein, bei dem andern findet das Umgekehrte statt ꝛc.

Wegen dieser allgemeinen Trennung der sämmtlichen Sinne kann die Maßverschiedenheit der menschlichen Geisteskräfte von mehrfacher Art sein. Sie kann zuerst eine allgemeine sein zwischen den äußeren und den inneren Sinnen, indem die ersteren bei einem Menschen stark, die letzteren schwach sein können, oder umgekehrt. Scharfe äußere Sinne bei wenig Geist, viel Geist bei schwachen äußeren Sinnen. Ebenso können bekanntlich wieder sowohl die äußeren als die inneren Sinne unter sich selbst von sehr verschiedener Stärke sein. Jedoch die äußeren Sinne unterscheiden sich dadurch bedeutend von den inneren, daß die Maßverschiedenheit unter den ersteren im gewöhnlichen oder gesunden Zustand sehr gering, unter den letzteren sehr groß ist. Im gesunden Zustand sieht, hört ꝛc. ein Mensch ziemlich so gut wie der andere; die Stärke der äußeren Sinne kann nicht unter ein gewisses Mittelmaß herabsinken, ohne daß diese krank sind. Die Maßverschiedenheit der inneren Sinne dagegen — der einzelnen Triebe, Gefühle, Talente ꝛc. — ist auch bei vollkommener geistiger Gesundheit eine sehr bedeutende. Von der Maßverschiedenheit der äußeren Sinne im Verhältniß zu der der

inneren gilt daher ungefähr dasselbe, was oben von der Maßverschiedenheit der Körperkräfte im Verhältniß zu der der (inneren) Geisteskräfte gesagt ist.

Daher ist auch die Frage, was die Erziehung der Maßverschiedenheit der äußeren Sinne gegenüber thun soll, ähnlich so wie oben die Frage der körperlichen Erziehung, einfach dahin zu beantworten, daß die Erziehung die äußeren Sinne zu möglichst kräftiger und gleichmäßiger Entwicklung zu bringen suchen soll. Dies wird durch eine angemessene, d. i. weder zu starke noch zu schwache Uebung dieser Sinne erreicht. Diese Uebung geschieht durch die Einwirkung der entsprechenden Reize auf die Sinneskräfte, des Lichtes auf die Sehkraft, des Schalles auf die Hörkraft u. s. w. Die Sehkraft des Kindes würde geschwächt oder verkümmert, wenn das Kind entweder immer im Dunkeln bliebe oder wenn zu starker Lichtreiz auf die Sehkraft einwirkte. Und so bei den übrigen Sinnen. In dieser Beziehung sind besonders im ersten Lebensjahr des Kindes schädliche Einwirkungen mit Sorgfalt zu vermeiden. Daß übrigens die Kraft und Gesundheit der Organe der äußeren Sinne ganz so wie die der Organe der inneren Sinne, des Gehirns, von der Kraft und Gesundheit des Körpers überhaupt abhängt, mit dieser entweder erhöht oder verringert wird, versteht sich von selbst.

Aus mehreren Gründen sind die äußeren Sinne nicht eigentlich unter die Geisteskräfte zu zählen, ist die Erziehung dieser Sinne nicht sowol ein Theil der geistigen als der körperlichen Erziehung. Damit stimmt auch der Sprachgebrauch überein. Wenn man von dem Geiste, dem Charakter, dem Gemüth ꝛc. eines Menschen spricht, so begreift man darunter in keiner Weise die äußeren Sinneskräfte.

11.

Die angeborene Maßverschiedenheit der inneren Sinne ist sehr groß; sie liegt der unendlich großen Charakterverschiedenheit der Menschen zum Grunde. Um die Aufgabe der Erziehung

gegenüber dieser Maßverschiedenheit wohl zu verstehen, ist es nöthig, daß wir diese etwas näher ins Auge fassen.

Die Charakterverschiedenheit der Menschen kann, je nach der verschiedenen Stärke der drei Klassen der Geisteskräfte, schon eine allgemeine sein. Sind die niederen Sinne gegen die Gemüthssinne und die Verstandessinne besonders vorragend, so ist der Mensch ein (thierisch) thatkräftiger, leidenschaftlicher Mensch; beim Vorwalten der Gemüthssinne über die beiden andern Klassen ist er ein Gefühlsmensch, beim Vorwalten der Verstandessinne ein Verstandesmensch. Da jedoch die einzelnen Sinne selbst unter sich getrennt und im Maße unabhängig sind, da ein Mensch leidenschaftlich, oder ein Gemüthsmensch, oder talentvoll im Allgemeinen (in den meisten Beziehungen), und dabei leidenschaftslos, ohne Gemüth, ohne Talent in einer besonderen einzelnen Beziehung sein kann, so ist mit der Kenntniß des allgemeinen Maßes der Klassen der Geisteskräfte, wenn überhaupt ein solches vorhanden ist, für die Kenntniß der Charakterverschiedenheit der Menschen wenig gewonnen. Hier einige kurze Andeutungen über die Maßverschiedenheit der einzelnen Sinne selbst; sie mögen zur ersten Einführung in dieses unendlich umfangreiche Wissensgebiet genügen.

Die Kinderliebe ist als besonderer Sinn dem Menschen gegeben, damit er aus instinktartiger Liebe zu den kleinen Wesen alle die Opfer willig bringe, die deren Pflege und Erziehung fordert. Ist der Sinn vor allen oder den meisten andern vorragend, so hat der Mensch eine besondere Vorliebe für Kinder, ist schwach gegen sie in dieser Vorliebe; ist der Sinn sehr zurücktretend, so fühlt sich der Mensch von Kindern und ihrem Thun belästigt, abgestoßen.

Der Sinn der Anhänglichkeit (Anschließung, Freundschaft) macht den Menschen zu einem geselligen Wesen, bindet ihn an Familie, Freund, Vaterland. Ist der Sinn vorwaltend, so ist der Mensch sehr warm und treu in der Freundschaft; ist der Sinn sehr schwach, so fühlt der Mensch das Bedürfniß der Freundschaft, der Geselligkeit wenig, ist ein geborner Einsiedler.

Der Kampfsinn (Widerstandssinn) gibt die Neigung, den Hindernissen, die uns das Leben bietet, entgegenzutreten; sind diese Hindernisse groß und gefahrbringend, so wird jene Neigung Muth genannt. Ist der Kampfsinn vorragend stark, so ist der Mensch sehr muthig, streit- und kampflustig. Bei sehr schwachem Kampfsinn fehlt dem Menschen mehr oder weniger die Widerstandskraft gegen Gefahr und Angriff, der sogenannte physische Muth.

Wie der Kampfsinn den Muth, so gibt der Thätigkeitssinn die Kraft zum Handeln und bedingt so den Fleiß, die Arbeitsamkeit. Als Kraft zum Handeln gibt der Sinn auch die Kraft, die Hindernisse des Handelns zu vernichten, das Schädliche und Schlechte zu zerstören, und bedingt so zugleich die Heftigkeit des Charakters. Denn was in der Ruhe Kraft des Handelns, ebendasselbe ist in der Aufregung Heftigkeit des Handelns, Zorn, auch Haß. Der geistig kräftige Mensch haßt lebhaft (das Schlechte und Böse). Ist der Thätigkeitssinn sehr vorwaltend, besonders vor den Gemüthssinnen, so bedingt er eine niedere, thierische Thätigkeit, d. i. allgemeinen Trieb, zu zerstören, allgemeinen Haß, auch des Guten und Edlen. Der Sinn kann dann sogar, besonders wenn das Wohlwollen sehr schwach ist, Trieb der Zerstörung des Lebens, Trieb zu tödten, Grausamkeit werden. Ist der Thätigkeitssinn gegen die übrigen, besonders die Gemüthssinne, sehr schwach, so ist Mangel an Kraft, Unfleiß, Ruhe und Gleichmuth, Geduld, Schwäche aus Gutheit davon die Folge.

Der Verheimlichungssinn gibt jenen instinktartigen Zug des Verbergens der Gefühle und Gedanken, wie er zur Lebensklugheit erfordert wird. Vor den meisten übrigen Sinnen, besonders vor der Gewissenhaftigkeit, sehr vorragend, begründet der Sinn den Hang zu unedler Verstellung, zu Lüge und Betrug. Ist der Verheimlichungssinn sehr schwach, so hat dies zu große, unbedachtsame Offenheit zur Folge.

Der Eigenthumssinn (Erwerbssinn) gibt die Neigung, Werthsachen als Eigenthum zu besitzen, zu sammeln. Der Sinn sehr

vorragend führt zum Geiz, allzu schwach zur Verschwendung. (Der Geiz läßt aus Leidenschaft für die Sachen selbst nicht an deren Gebrauch, die Verschwendung läßt aus Gleichgiltigkeit gegen die Sachen selbst nur an deren Gebrauch denken.

Der Sinn der Vorsicht (Sorglichkeit, Behutsamkeit) gibt das Gefühl der Gefahr, den Instinkt, sie zu erkennen und zu vermeiden. Ist der Sinn sehr stark, so veranlaßt er Furchtsamkeit, Aengstlichkeit, ist er sehr schwach, Unvorsichtigkeit, Leichtsinn, Uebereiltheit.

Der Sinn des Selbstgefühls (der Selbstachtung) gibt dem Menschen das Gefühl seines Werthes und seiner Würde, das nöthige Selbstvertrauen, den nöthigen Stolz. Aus der Stärke und der Schwäche des Sinnes entstehen die Gegensätze: Hochmuth, Anmaßung, Herrschsucht — Mangel an Selbstvertrauen, Unselbstständigkeit, Selbsterniedrigung.

Der Sinn der Beifallsliebe gibt das Gefühl für den Beifall unsrer Mitmenschen. Gegensätze: Eitelkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht — Rücksichtslosigkeit, gänzliche Nichtachtung des Urtheils Andrer über uns.

Der Sinn der Festigkeit gibt den Zug der Ausdauer, des Beharrens bei dem Vorgenommenen. Gegensätze: Halsstarrigkeit, unvernünftige Consequenz — Wankelmuth, Unschlüssigkeit.

Der Sinn der Gewissenhaftigkeit gibt das Gefühl für Wahrheit, Recht und Pflicht. Gegensätze: Unweise Wahrheitsliebe, unbillige Gerechtigkeit (summum jus summa injuria) — Unredlichkeit, Gewissenlosigkeit.

Der Sinn der Verehrung (Ehrerbietung, Ehrfurcht) gibt das Gefühl der Abhängigkeit und Unterwerfung, sowol in Bezug auf die Gottheit (religiöses Gefühl), als auch gegen höher gestellte Menschen, gegen die Heiligkeit der Obrigkeit, gegen die Majestät des Fürsten. Gegensätze: Bigotterie, Religionsschwärmerei, blindes Unterwerfen und Gehorchen — Irreligiosität, Unehrerbietigkeit, unberechtigte Widerspänstigkeit gegen Recht und Ansehen.

Der Sinn der Hoffnung läßt den Menschen Günstiges von

Verhältnissen und Menschen erwarten, heiter in die Zukunft schauen. Gegensätze: überspanntes, überschwengliches Hoffen — Hoffnungslosigkeit, Trostlosigkeit.

Der Sinn des Wohlwollens gibt Theilnahme, Menschenliebe, Mitleid. Gegensätze: sich selbst vergessende Güte, opferfähige Liebe — Kälte, Theilnahmlosigkeit, Gefühllosigkeit.

Der Sinn für Neues oder Wunderbares begründet die allgemeine Wißbegierde, die Neigung, Neues, Interessantes, Auffallendes zu sehen und zu hören. Gegensätze: Neuerungssucht, Wundersucht, Leichtgläubigkeit, Aberglaube — Abneigung gegen geistigen Fortschritt, blindes Kleben am Alten und Gewohnten.

Der Sinn der Idealität (Schönheitssinn) gibt das Gefühl für Schönes, Erhabenes, Edles. Gegensätze: Schönheitsschwärmerei, ideale Ueberspanntheit — allzu nüchternes, allzu prosaisches Wesen, Verachtung des Idealen und Schönen.

Der Sinn für Scherz gibt die Neigung, komische Dinge komisch zu finden, zu scherzen, zu lachen. Gegensätze: übertriebene Komik, beständiges Scherzen und Witzeln — trockenes, zu ernstes Wesen, Abneigung gegen jeden Scherz.

Der Sinn der Nachahmung (oder Darstellung) gibt das Gefühl oder die Gabe für das Handeln nach Beispielen, für das Darstellen des Gedachten und Gefühlten in Handlungen und Werken. Der Sinn sehr vorragend begründet das allgemeine Talent des darstellenden Künstlers.

Der Gegenstandsinn läßt die Dinge und Einzelwesen als solche auffassen, er begründet das sogenannte Sachengedächtniß. Der Gestaltsinn, die Gabe, Formen und Gestalten zu beurtheilen, begründet (unter anderm) das Personen- oder Physiognomiengedächtniß, er ist ein Haupttheil des Talentes des Zeichners, des Bildhauers ꝛc. Der Farbensinn, die Gabe der Farbenbeurtheilung, ist ein Haupttheil des Malertalents. Der Zahlensinn, die Gabe des Zählens und Rechnens, begründet das Talent des Rechners (nicht das des Mathematikers, welches auf den höheren Denkkräften beruht). Der Ortsinn, die Gabe,

sich in Oertlichkeiten zurechtzufinden, begründet das Ortsgedächtniß; der Thatsachensinn, die Gabe, Ereignisse und Thatsachen aufzufassen, das Geschichtsgedächtniß; der Wortsinn, die Gabe der Rede, das Wortgedächtniß. Der Tonsinn begründet das Talent des Musikers, der Kunst- oder Bausinn das Talent des zusammensetzenden, construirenden, componirenden Künstlers.

Von den beiden höhern Denkkräften begründet das Vergleichungsvermögen die Gabe des Fassens, Begreifens, Verstehens, Urtheilens, oder das allgemeine Talent des Lernens und Wissens, insofern z. B. der Lehrer dem Schüler im Allgemeinen Talent zuspricht, abgesehen davon, ob er besser Sprachen oder Rechnen oder Geschichte rc. lernt. Das Schlußvermögen begründet die Gabe der Berechnung von Ursache und Wirkung, des folgerichtigen Handelns, den praktischen, politischen Verstand. Alle diese Gaben oder Talente (die Verstandessinne) finden sich ebenso wie die niederen und die Gemüthssinne in sehr verschiedenem, bald in sehr geringem, bald in mittlerem, bald in sehr hohem Maße bei den einzelnen Menschen vor. Gegensätze sind je die verschiedenen Arten des Genies und der Talentlosigkeit.

Obgleich diese sämmtlichen inneren Sinne, ihrer gegenseitigen Unabhängigkeit wegen, bei den einzelnen Menschen von sehr ungleichem Maße unter sich sein können, indem jeder derselben bei einem Menschen schwach, und dabei jeder andere stark sein kann, so können doch, wie sich versteht, auch alle inneren Sinne in einem Menschen in ziemlich gleichem, entweder in geringem, oder in mittlerem, oder in bedeutendem Maße sich vorfinden. Dies ist jedoch der weit seltenere Fall. Während die äußeren Sinne in der Regel oder im gesunden Zustande in jedem Menschen ziemlich gleich stark sind, so bildet dagegen das verschiedene Maß der inneren Sinne bei den einzelnen Menschen die große Regel und die gleichmäßige Stärke derselben die Ausnahme. Selten wird ein Mensch gefunden, bei welchem, wenn auch die Mehrzahl der inneren Sinne in ziemlich gleichmäßiger — entweder in geringer oder in mittlerer oder in bedeutender —

Stärke vorhanden sind, nicht wenigstens ein oder einige niedere Sinne oder Gemüthssinne oder Verstandessinne vor den übrigen sehr vor oder hinter ihnen sehr zurückstehen.

Die inneren Sinne sind dem Wesen oder der Thätigkeit nach mehr oder weniger einander ähnlich, oder mehr oder weniger einander entgegengesetzt. Die ähnlichen Sinne unterstützen, die entgegengesetzten widerstreiten und schwächen sich gegenseitig in ihrer Thätigkeit. So unterstützen sich z. B. Kinderliebe und Wohlwollen, Anhänglichkeit und Wohlwollen, Kampfsinn und Thätigkeitssinn, Verheimlichungssinn und Vorsicht, Selbstgefühl und Beifallsliebe, Idealität und Sinn für Wunderbares, Vergleichungsvermögen und Schlußvermögen. Es bekämpfen und schwächen sich z. B. Eigenthumssinn und Wohlwollen, Vorsicht und Hoffnung, Selbstgefühl und Verehrung. Allein die unter sich ähnlichen Sinne können natürlich ganz ebensowol wie die unähnlichen von ungleichem Maße unter sich sein. Es kann z. B. ein Mensch bei verschiedener Stärke der beiden Sinne der Kinderliebe und des Wohlwollens eine große Liebe zu Kindern haben, aber sonst keineswegs theilnehmend und gütig sein, oder er kann kein Kinderfreund, aber sonst sehr menschenfreundlich und liebevoll sein. Bei verschiedener Stärke des Kampfsinnes und des Thätigkeitssinnes kann ein Mensch sehr kühn und muthig, aber wenig thatkräftig im Zerstören der Hindernisse; oder er kann sehr zerstörungssüchtig und thatkräftig, aber wenig muthig sein. Bei verschiedener Stärke des Selbstgefühls und der Beifallsliebe kann er viel Stolz und wenig Eitelkeit, oder viel Eitelkeit und wenig Stolz, bei verschiedener Stärke des Vergleichungsvermögens und des Schlußvermögens kann er viel Talent für wissenschaftliche Studien und wenig praktischen Verstand, oder viel praktischen Verstand und wenig Talent für wissenschaftliche Studien haben.

So sehr groß auch die Maßverschiedenheit der inneren Sinne, wie sie der unendlichen Charakterverschiedenheit der Menschen zum Grunde liegt, schon ist, so begnügt sich doch die Natur mit dieser Maßverschiedenheit noch nicht, sondern sie gibt

nicht selten einen oder einige innere Sinne theils in krankhafter Ausartung oder Steigerung, theils bis zu einer Schwäche herab, welche Verkrüppelung ist. Dies sind die Fälle der Geisteskrankheit oder des Wahnsinns, und des Schwachsinns oder Blödsinns. Wegen der Trennung der inneren Sinne kann natürlich sowol der Wahnsinn als der Blödsinn ein theilweiser sein und ist in den meisten Fällen ein solcher. Ein Mensch kann geisteskrank in der einen Beziehung und bei gesunden Sinnen in der andern, blödsinnig in der einen, talentvoll in der andern Beziehung sein. Daß es auch einen allgemeinen Wahnsinn, einen allgemeinen Blödsinn geben kann, versteht sich von selbst.

Die (angeborene) Maßverschiedenheit der inneren Sinne gibt nicht einen vollständigen oder nicht den einzigen Aufschluß über die (angeborene) Charakterverschiedenheit der Menschen. Denn neben jener Maßverschiedenheit kommt noch wesentlich die körperliche oder Temperamentsverschiedenheit in Betracht, weil das körperliche Geistesorgan, das Gehirn, in seiner verschiedenen Beschaffenheit eine verschiedene Thätigkeit der inneren Sinne bedingt. Ein Sanguiniker ist in gewisser Hinsicht ein geistig anderer Mensch, als ein Phlegmatiker rc. Das Verhältniß der Temperamentsverschiedenheit zu der aus der Maßungleichheit der inneren Sinne hervorgehenden Charakterverschiedenheit der Menschen ist dieses. Die gegenseitige Stärke der einzelnen inneren Sinne zu einander und die darauf sich gründende Geistesbeschaffenheit bleibt immer die gleiche unveränderte, das Temperament sei welches es wolle. Denn das Temperament ist immer ein allgemeines, es ist das gleiche in (dem ganzen Menschen) dem ganzen Gehirn, also in Bezug auf alle inneren Sinne; das Temperament ist also in Bezug auf den Geist nichts anderes, als die Art und Weise, wie die sämmtlichen inneren Sinne in Thätigkeit treten, ob in leicht erregbarer Weise (nervöses Temperament), oder in lebhafter und flüchtiger (sanguinisches Temperament), oder in langsamer und schläfriger (phlegmatisches Temperament), oder endlich in energischer, thatkräftiger Weise (cholerisches Temperament). Wenn daher in einem Menschen

z. B. einer der Verstandessinne, ein Talent, vor den übrigen hervorragt, so bleibt dieses Vorragen oder dieses gegenseitige Verhältniß der Verstandessinne ganz das gleiche, ob der Mensch ein Choleriker oder ein Phlegmatiker ꝛc. ist, wenn auch freilich der Choleriker in Bezug auf jenes Talent (in dem betreffenden Beruf) thätiger sein und mehr leisten wird, als der Phlegmatiker. Allein dieses allgemeine Gesetz, obwol es keine eigentliche Ausnahme erleidet, erhält noch den folgenden näher bestimmenden Zusatz. Obgleich die Gehirnbeschaffenheit immer eine allgemeine ist, also das Maßverhältniß der einzelnen inneren Sinne unter sich gegenüber allen Temperamenten dasselbe bleibt, so steht doch bei der großen Verschiedenheit der inneren Sinne im Wesen oder in der Bedeutung der eine Sinn zu diesem, der andere zu jenem Temperamente in näherer Beziehung und wird so von ihm mehr angeregt. Dies gilt weniger von den Verstandessinnen oder Talenten, welche, wie oben im Beispiele angedeutet, in Bezug auf alle Temperamente ziemlich das gleiche gegenseitige Verhalten zeigen, als von den niederen und den Gemüthssinnen, den Leidenschaften und den Gefühlen. So steht z. B. der Kampfsinn und der Thätigkeitssinn zum cholerischen, der Verheimlichungssinn und der Sinn der Vorsicht zum phlegmatischen Temperament in näherer Beziehung. Nehmen wir daher diese beiderlei Sinne in einem Menschen als an sich gleich stark an, so wird, wenn der Mensch cholerischen Temperaments ist, mehr der Kampfsinn und der Thätigkeitssinn, wenn er phlegmatischen Temperaments ist, mehr der Verheimlichungssinn und der Sinn der Vorsicht in seinem Charakter hervortreten.

12.

Welches ist der angebornen Maßverschiedenheit der inneren Sinne gegenüber die Aufgabe der Erziehung? Wir haben oben (6) bereits die allgemeine Regel kennen gelernt, daß eine gewisse Harmonie der inneren Sinne durch die Erziehung anzustreben sei, daß aber unter dieser Harmonie keineswegs eine Gleichmäßigkeit dieser Sinne, sondern diejenige ganze Maßver-

schiedenheit derselben, welche innerhalb der Grenzen der geistigen Gesundheit liegt, zu verstehen sei. Da aber diese Grenzen das ganze große Gebiet der menschlichen Charakterverschiedenheit umfassen, — da z. B. ein Mensch geistig gesund sein kann, wenn er viel und wenn er wenig Liebe zu Kindern hat, wenn er sehr kampfbereit und streitlustig, und wenn er sehr friedliebend, wenn er stolz und wenn er demüthig, wenn er poetischen und wenn er prosaischen Sinnes ist, wenn er ein großes Talent für Musik und wenn er ein solches für Malerei, und auch wenn er gar kein vorragendes Talent besitzt: — kurz, da alle die verschiedenen menschlichen Charakterzüge in das Gebiet der geistigen Gesundheit fallen, da aber gleichwol andererseits der Charakter in seiner Verschiedenheit nicht etwas Gleichgiltiges ist, indem oft das ganze Glück und Unglück des Menschen von seinem Charakter oder von diesem oder jenem Zug desselben abhängt, so muß die Aufgabe der Erziehung für die Ausbildung des Charakters, für die Entwicklung mehr dieser oder mehr jener angebornen Charakterzüge, näher und bestimmter gefaßt werden.

Um bei dieser Fassung möglichst gründlich zu sein, wollen wir bis auf die Frage nach dem Zweck der (geistigen) Erziehung zurückgehen. Die Beantwortung dieser Frage könnte eine selbstverständliche zu sein scheinen, ist es aber nicht ganz, da wir im Leben die Frage auf verschiedene Weise beantwortet finden können. Die Mutter in der süßen Liebe zu ihrem neugebornen Kinde wünscht, daß es sich einst des Lebens freue, sie würde es zur Freude, zum Glück erziehen wollen; der zu erziehende Mensch selbst, wenn man an ihn die Frage richtete, würde wol eben dieselbe Antwort geben; der Sittenlehrer wird die Sittlichkeit, die Tugend, der Religionslehrer die Religiosität, die Gottseligkeit als den Zweck der Erziehung nennen. Jedoch wir wollen auf die Verschiedenheit dieser Ansichten nicht zu viel Gewicht legen, wir wollen hier (einstweilen) annehmen, daß diese verschiedenen Zwecke nicht weit auseinander liegen, sondern im Grunde in Eins zusammenfallen. Wir wollen die Sittlichkeit oder die Tugend als den Zweck der Erziehung betrachten, indem

wir voraussetzen, daß mit diesem Zweck zugleich die übrigen, Freude, Glück, Gottseligkeit erreicht seien.

Hiernach könnte die oben gesuchte nähere und bestimmtere Fassung der Erziehungsaufgabe die zu sein scheinen, daß die Erziehung die zum sittlich Guten führende Entwicklung der inneren Sinne anzustreben, und dagegen die zum sittlich Schlimmen führende möglichst zu verhüten habe. Allein damit ist keineswegs das, was wir suchen, ein näheres Verständniß der Erziehungsaufgabe gegenüber der angeborenen Maßverschiedenheit der inneren Sinne, gewonnen, weil die Frage, welche Entwicklung der inneren Sinne zum Guten und welche zum Schlimmen führt, eine bestimmte Beantwortung gar nicht zuläßt. So wie nämlich jede, sowol die starke als die schwache Entwicklung eines inneren Sinnes an und für sich eine gesunde ist, so führt sie auch an und für sich, — d. i. in Bezug auf den Zweck, für welchen die Natur sie geschaffen, — zum Guten. Da aber bei der unendlichen Mannigfaltigkeit und dem beständigen Wechsel der menschlichen Verhältnisse dieser Zweck bald vorliegt, bald nicht, so führt jeder Charakterzug, jede, sowol die starke, als die schwache Entwicklung eines inneren Sinnes, je nach den Verhältnissen ebensowol zum Guten, als zum Schlimmen, ist ebensowol ein Vorzug, eine Tugend, als ein Fehler, eine Untugend des Charakters. Veranschaulichen wir uns dieses durch einige Beispiele. Ein sehr starker Kampfsinn, Kampflust und Tapferkeit begründend, ist da ein Vorzug des Charakters, wo es Kämpfen und Streiten gilt, da ein Fehler, wo Friedensliebe und Nachgiebigkeit am Platz ist, sowie umgekehrt ein sehr schwacher Kampfsinn in jener Beziehung ein Fehler, in dieser ein Vorzug ist. Ein sehr starker Verheimlichungssinn ist da ein Vorzug, wo die Verhältnisse Verschwiegenheit und Zurückhaltung, und da ein Fehler, wo sie Offenheit fordern, sowie das Umgekehrte von einem sehr schwachen Verheimlichungssinn gilt. Ein sehr starker Eigenthumssinn und die daraus hervorgehende große Sparsamkeit führt insofern zum Guten, als ohne sie ein Vermögen nicht gesammelt, das zeitliche Glück der Familie

nicht gegründet werden kann, insofern dagegen zum Schlimmen, als eine große Sparsamkeit an den Geiz grenzt; umgekehrt ist ein sehr schwacher Eigenthumssinn, als Bedingung großer Wohlthätigkeit und Freigebigkeit, ein Fehler und eine Tugend zugleich. Ein großes Selbstgefühl, Selbstvertrauen und Stolz begründend, ist da ein Vorzug des Charakters, wo der Mensch Selbstständigkeit und Herrschertalent bedarf, ein Fehler da, wo er sich fügen und unterwerfen soll; in umgekehrter Weise kann ein schwaches Selbstgefühl, kann Demuth und Selbstverleugnung ein Fehler und ein Vorzug zugleich sein. Ein großes Wohlwollen ist, als Menschenliebe und Theilnahme, ein Vorzug des Charakters, ein Fehler da, wo es zur Schwäche und zur zwecklosen Selbstaufopferung wird. Ein großer Sinn der Verehrung führt, je nachdem er der Religiosität oder der Religionsschwärmerei zum Grund liegt, zum Guten oder zum Schlimmen. Mit einem Worte, keine Entwicklung irgend eines inneren Sinnes, weder die starke, noch die schwache, begründet an und für sich einen Vorzug oder einen Fehler des Charakters, führt an sich zum Guten oder zum Schlimmen, sondern sie kann zu Beidem führen, und führt je nach den Verhältnissen, nach Ort und Zeit, zu dem einen und zu dem andern.

Wenn aber auf diese Weise nicht bestimmt werden kann, was ein Vorzug und ein Fehler des Charakters, was Tugend und was Untugend sei, auf welche andere Weise kann es bestimmt werden? Die Naturlehre des Menschen, welche uns die Grundkräfte des menschlichen Geistes kennen lehrt, wird gewiß auf die vorliegende Frage eine bestimmte und klare Antwort zu geben wissen. Gehen wir, um diese Antwort zu finden, auf die Natur oder das Wesen des menschlichen Geistes und seiner einzelnen Kräfte etwas näher ein.

Man hat den Menschen die kleine Welt genannt. Er ist dieses in der That im vollen Sinne des Wortes. Sowie sein Körper alle Elemente der ihn umgebenden Körperwelt in sich vereinigt, so ist sein Geist nichts anderes, als gleichsam der Spiegel oder die Wiederholung der geistigen Außenwelt. Die

äußeren Sinne (welche aus mehrfachen Gründen noch nicht zu den eigentlichen Geisteskräften gehören) entsprechen noch den materiellen Dingen, Kräften, Thätigkeiten selbst, die Sehkraft dem Lichte, die Hörkraft dem Schalle rc. Die inneren Sinne entsprechen je den verschiedenen (geistigen) Verhältnissen oder Lagen oder Beziehungen der Dinge der Außenwelt zum Menschen oder zu einander. Der Sinn der Kinderliebe entspricht dem eigenthümlichen Verhältniß des Menschen zur Kinderwelt, der Kampfsinn der Lage des Widerstandes gegen die ankämpfende Außenwelt, der Verheimlichungssinn der Lage der nöthigen Zurückhaltung, der Eigenthumssinn dem Verhältniß der Aneignung von Werthsachen, der Sinn der Vorsicht der Lage der Gefahr, der des Selbstgefühls dem Verhältniß des Höherstehens, der Würde des Menschen, einem Theile der Außenwelt gegenüber, die Verehrung dem Verhältniß des Niederstehens, der Abhängigkeit des Menschen, einem andern Theil der Außenwelt gegenüber, der Sinn des Wohlwollens entspricht dem Verhältniß des Menschen zum Theilnahmwerthen und Guten, die Verstandessinne endlich entsprechen den verschiedenen geistigen Verhältnissen oder Beziehungen der Dinge selbst nach Raum, Zeit, Gestalt, Farbe, Gewicht, Zahl rc. Mit einem Worte, nach allen Richtungen hin wiederholt sich die Außenwelt im Menschen, die große Welt in der kleinen. Es gibt keine Beziehung, kein Verhältniß der Außenwelt, welches sich nicht im menschlichen Geiste wiederholte, sowie es andererseits keine Kraft des Geistes, keinen inneren Sinn gibt, der nicht lediglich eine Wiederholung oder Spiegelung einer geistigen Beziehung der Außenwelt wäre. Auf diese Weise also ist der Mensch Eins mit der Außenwelt, bildet mit ihr ein harmonisches Ganzes. Und weil die Außenwelt selbst in sich ein harmonisches Ganzes ist, so muß auch der Mensch, als Bild der Außenwelt, mit sich selbst Eins, ein harmonisches Ganzes sein, und ist es in der That, wie in körperlicher, so in geistiger Hinsicht. Die einzelnen Geisteskräfte sind gegen einander aufs Schönste in Ordnung und Gleichgewicht gestellt. Dem Sinn der Kinderliebe z. B. steht die Denk-

kraft zur Seite, dem Sinn der Anhänglichkeit die Vorsicht, dem Kampfsinn, dem Verheimlichungssinn, dem Eigenthumssinn die Gewissenhaftigkeit, dem Selbstgefühl die Verehrung, der Vorsicht die Hoffnung, der Festigkeit die Denkkraft, dem Wohlwollen der Eigenthumssinn, dem Sinn für Wunderbares das Schlußvermögen, der Denkkraft, an sich kalt und leer an That, die Gemüthssinne mit ihrer Wärme und Begeisterung. Kurz, nicht minder, als der Körperbau des Menschen, zeigt der Organismus seines Geistes eine wundervolle Einheit und Harmonie.

Allein diese Harmonie des Menschen mit der Außenwelt und mit sich selbst besteht nur insofern, als wir ihn als Gegenstand oder im Bilde, d. i. im Zustand der Ruhe betrachten. Die Ruhe ist aber nicht der Zustand des Menschen, sondern das Leben, dessen wesentliche Eigenschaft die Freiheit ist. Die Freiheit ist nichts anderes, als die Möglichkeit der Abweichung von derjenigen vollkommenen Harmonie, welche Welt und Mensch, diese im Bilde oder im Zustand der Ruhe gedacht, zeigen. Das Maß der Freiheit entspricht je der Stufe des Lebens. Das Leben wird stufenweise ein höheres und die Freiheit eine größere im Krystall, in der Pflanze, im Thier, im Menschen. Das Leben des mit Vernunft begabten Menschen ist ein selbstbewußtes und daher auch seine Freiheit selbstbewußte Freiheit, oder, wie wir zu sagen pflegen, Willensfreiheit, sittliche Freiheit. Mit der Größe dieser Freiheit ist auch die Möglichkeit der Abweichung von der allgemeinen Harmonie am größten, und in dieser Beziehung das Leben des Menschen vielmehr das Gegentheil dieser Harmonie, ein ewiger Zwiespalt und Kampf mit der Außenwelt und mit sich selbst. Aber dennoch steht in Bezug auf die allgemeine Harmonie das Leben des Menschen nicht niederer, als das Leben der übrigen Natur, dennoch hat die Natur in dem Leben des Menschen keinen Rückschritt von der allgemeinen Harmonie gemacht, sondern vielmehr noch einen Fortschritt in dieser Harmonie. Denn in dem Leben des Menschen ist in höherem Sinne die Welt wieder zu der Harmonie, von welcher sie im Zustand der Ruhe ausgegangen, zurückgekehrt.

Im Leben des Menschen hat sich die materielle, unlebendige Harmonie, die Harmonie der Ruhe, in eine geistige, lebendige Harmonie, eine Harmonie der That verwandelt: die Harmonie ist eine selbstbewußte geworden. Diese Harmonie der That, das selbstbewußte Streben des Menschen nach der Harmonie mit der Außenwelt und mit sich selbst, ist das, was wir Sittlichkeit, Tugend nennen. Wenn der Zweck des irdischen Daseins des Menschen, also auch die Aufgabe der Erziehung, in der Sprache des gewöhnlichen Lebens die Tugend ist, so ist in der Sprache der Naturlehre des Menschen dieser Zweck und diese Aufgabe die, daß der Mensch zum möglichst vollkommenen Bewußtsein seiner sittlichen Freiheit, und durch dieses Bewußtsein zur möglichst vollkommenen Harmonie mit der Außenwelt und mit sich selbst herangebildet werde.

13.

Das Maß der sittlichen Freiheit ist ein sehr verschiedenes bei den einzelnen Menschen; es steht je mit dem Maße der allgemeinen Geistesentwicklung im Verhältniß. Die Freiheit des Menschen im Mutterschooße ist die der Pflanze, die Freiheit des neugebornen Kindes die des Thieres; erst nach und nach erwacht die menschliche oder sittliche Freiheit; sie steigt stufenweise mit der allgemeinen Entwicklung der Geisteskräfte und erreicht die gleiche Höhe mit dieser. Es gibt erwachsene Menschen, deren Geistesentwicklung kaum über die des Kindes hinaufreicht; ihre sittliche Freiheit steht auf der niedersten Stufe. Andrerseits ist die sittliche Freiheit natürlich niemals, auch nicht beim geistig höchstgebildeten, sittlich freiesten Menschen eine unbedingte oder unbeschränkte, und soll es nicht sein. Wäre sie es, so hätte der Kampf des Menschen aufgehört und so sein Streben: der Mensch wäre kein Mensch mehr. Die Natur, gleichsam eifersüchtig auf ihr Recht über den Menschen, hat alle Mittel und Wege benutzt, um den Kampf des Menschen mit sich und der Außenwelt zu einem endlosen zu machen, und sie hat hier, wie immer, ihr Ziel auf's Vollkommenste erreicht. In den meisten Fällen hat die

Natur schon durch die große Maßungleichheit der inneren Sinne für die nöthigen Schwächen des Charakters, die nöthigen Steine des Anstoßes im sittlichen Leben gesorgt. Bald, z. B. bei sehr vorragendem Kampfsinn, ist der Mensch streitsüchtig und hat sein ganzes Leben gegen diese Schwäche anzuringen, oder, bei sehr schwachem Kampfsinn, fehlt ihm da, wo es gilt, der nöthige Muth. Bald, bei sehr starkem oder sehr schwachem Verheimlichungssinn, bei sehr starkem oder sehr schwachem Selbstgefühl ꝛc. hat der Mensch gegen zu große Verschlossenheit oder gegen zu große Offenheit, gegen Selbstüberhebung über Andere oder gegen Mangel an Selbstvertrauen einen immerwiederkehrenden endlosen Kampf mit sich selbst zu bestehen. (Dies hindert nicht, wie wir wissen, daß derselbe Zug der Charakterschwäche zu anderer Zeit und Gelegenheit ein Zug der Charakterstärke sein kann.) Ist dagegen die Entwicklung der inneren Sinne eine mehr gleichmäßige, so kann es nicht fehlen, daß der Mensch vermöge seines Berufs oder seiner Stellung im Leben bald diesen, bald jenen Sinn entweder in stärkerem oder in schwächerem Maße besitzen sollte, und auf diese Weise mit sich und der Außenwelt in Zwiespalt geräth. Allein auch zuletzt angenommen, daß die Geistesbildung des Menschen mit seinen Lebensverhältnissen, wie sie jetzt sind, auf's Vollkommenste übereinstimmt, so wechseln doch die menschlichen Verhältnisse: sie wechseln oft genug im Großen und Allgemeinen, und wechseln jede Stunde, jeden Augenblick im Kleinen und Einzelnen, so daß eine jetzt mit allen Verhältnissen in Einklang stehende Geistesbildung im nächsten Augenblick mit sich oder der Außenwelt in Kampf gerathen kann. Daher kann auch das Maß der sittlichen Freiheit, welches ein Mensch erreicht hat, niemals genau bestimmt werden, da ein Mensch in der einen Lage des Lebens auf einer hohen, in einer andern Lage auf einer niederen Stufe dieser Freiheit stehen kann. Ein Mensch, welcher z. B. als Soldat im Kriege ganz an seiner Stelle ist, sich in seiner Pflichterfüllung sittlich hochstehend fühlt, wird vielleicht im Familienleben wegen großer Schwächen des Charakters nur eine niedere Stelle auf der Stufenleiter der

sittlichen Freiheit einnehmen. Ein Mensch, welcher als Diener einen vergleichungsweise tadellosen Charakter hat, wird vielleicht als Herrscher großer Charakterfehler anzuklagen sein, und umgekehrt. Daher auch die mangelhafte sittliche Selbstkenntniß der meisten Menschen. Wer hätte im wechselvollen Leben nicht Handlungen begangen, die er von sich nicht erwartet, sich nicht zugetraut hätte?

Aus dem Gesagten erklärt sich auch — beiläufig bemerkt — die sonderbare Erscheinung, daß nicht selten die Menschen, durch dieses endlose Ringen und Kämpfen fast zur Verzweiflung gebracht, dasselbe dadurch auf ein geringeres Maß zu beschränken suchten, daß sie sich einer göttlichen oder menschlichen Autorität blind unterwarfen und so dieser einen Theil ihrer Freiheit, ihrer Verantwortlichkeit für ihr Handeln zu übertragen hofften. Vergebliches Hoffen! Wol darf und soll der Mensch sich jeder Autorität als solcher unterwerfen, aber nicht blind, nicht so, daß er auch nur den kleinsten Theil seiner sittlichen Freiheit an sie verlöre: er behält diese, auch wider seinen Willen, ganz und voll. Denn wenn der Mensch auch nicht, wie oft geschieht, zwischen zwei oder mehreren einander widerstreitenden Autoritäten selbst zu wählen hat, so widerstreiten sich noch öfter die Auslegungen der Gebote einer und derselben Autorität, und der Mensch muß unter diesen Auslegungen wählen: jede Wahl aber ist ein Kampf, ein sittlich freier Kampf.

Wenn nun aber, wie wir gesehen (12), die Aufgabe der Erziehung die ist, daß der Mensch zum höchstmöglichen Maß der sittlichen Freiheit und der Harmonie mit sich und der Außenwelt herangebildet werde, kann wol bei der eben angedeuteten großen Mannichfaltigkeit und dem beständigen Wechsel der menschlichen Verhältnisse diese Erziehungsaufgabe ein bestimmt vorgezeichnetes Ziel haben? Oder welches sind die praktischen Regeln, welche sich aus dieser Erziehungsaufgabe trotz jener Mannichfaltigkeit und jenes Wechsels ergeben?

Zuerst und vor Allem sollen die sämmtlichen inneren Sinne im Allgemeinen (abgesehen von ihrer Maßverschiedenheit oder

Maßungleichheit) zum möglichst höchsten Maß der Entwicklung gebracht werden, damit der Mensch dem Kampf der sittlichen Freiheit so wohl als möglich ausgerüstet entgegengehe. Die Erziehung soll also nach allen Seiten hin eine fördernde (positive), nicht eine hemmende (negative) sein. Diese Regel ist besonders in unserer Zeit von großem Gewicht: denn die heutige Menschenwelt hat durch die Naturwissenschaften, die Industrie, die Eisenbahnen, die Zeitungen und Volksbücher ꝛc. eine außerordentlich große Umwandlung erfahren und ist noch in dieser begriffen: sie ist die Zeit der allgemeinen Aufklärung. Man hat darüber gestritten und kann streiten, ob die Menschen durch diese Aufklärung sittlicher geworden sind oder nicht. Die richtige Antwort auf diese Frage möchte die sein, daß die heutige Menschheit in manchen Beziehungen Fortschritte, in manchen andern Rückschritte in der Sittlichkeit gemacht hat. (Z. B. Fortschritte in der Humanität, der allgemeinen Bruderliebe, Rückschritte in der sittlichen Einfachheit und Genügsamkeit, durch die gesteigerte Zerstreuungs- und Vergnügungssucht). Allein wenn wir auch diese Frage unentschieden lassen, oder wenn wir selbst einen allgemeinen Rückschritt der heutigen Menschheit in der Sittlichkeit annehmen wollten, so folgt daraus für die Erziehung keineswegs, — was manche Erzieher daraus haben folgern wollen, — daß die Erziehung eine hemmende, beschränkende sein solle, damit die Menschheit von der falschen Aufklärung wieder zu der früheren Sittlichkeit zurückgeführt werde. Nichts weniger! Nicht deswegen sind ja die Menschen jetzt (in mehreren Beziehungen) weniger sittlich, weil die Erziehung eine allzu aufklärende geworden, zu schnell oder zu weit vorgeschritten, sondern im Gegentheil, weil die Erziehung gegen die mächtig fortschreitende Vielseitigkeit des Lebens zu weit *zurückgeblieben* ist. Die neue Zeit ist der Menschheit gleichsam über den Kopf gewachsen: diese unterliegt nur allzuoft in dem sittlichen Kampfe mit ihr, weil sie dafür nicht gerüstet genug ist, weil das große Leben die Menschen unvorbereitet und unreif aus der Hand der einseitigen, mangelhaften Erziehung empfängt. Die Forderungen unserer

Zeit an die Erziehung sind daher groß und dringend, und unter diesen Forderungen ist die erste und dringendste die, daß die Erziehung eine allseitig fördernde und entwickelnde sei, daß alle inneren Sinne des Menschen ihre ganze und volle Entwicklung erhalten. Erst dann wird die Aufklärung der Zeit, wie sie ihrem Wesen nach soll, auch eine allgemeine Steigerung der sittlichen Freiheit der Menschen werden.

14.

Eine weitere Regel, welche sich aus der von uns erkannten Erziehungsaufgabe ergibt, ist diese. Wenn auch die Verhältnisse, in welchen der zu erziehende Mensch einst leben wird, oder sein ihm vom Schicksal bestimmter Lebensberuf theils uns nicht bekannt, theils dem Wechsel unterworfen sind, so sind doch in einer Beziehung die Lebensverhältnisse, der Lebensberuf des Menschen uns ebenso bestimmt bekannt, als von allem Wechsel ausgeschlossen: es ist der Lebensberuf des Menschen, Mensch zu sein. Der Mensch ist dadurch ein Mensch, ein sittlich freies Wesen, daß er neben den niedern Gefühls- und Verstandessinnen, welche er mit dem sittlich unfreien Thier gemein hat, noch die höheren menschlichen Gemüthssinne und Verstandessinne besitzt. Zwar sind alle inneren Sinne für den Menschen gleich nothwendig, indem keiner derselben zu schwach sein darf, ohne daß dadurch ein Mangel im Charakter entsteht. Allein da der Zweck der Erziehung der ist, daß der Mensch das möglichst höchste Maß der sittlichen Freiheit erreiche, und da das Maß dieser Freiheit Eins ist mit dem Maße der Kraft, womit die höheren menschlichen Sinne neben den niederen thierischen, diese leitend und regelnd, thätig sind, so ist die genügende Entwickelung der höheren menschlichen Sinne vorzugsweise die Aufgabe der Erziehung. Die sittliche Freiheit des Menschen hängt unmittelbar von der Stärke der höheren Sinne (der Gewissenhaftigkeit, des Wohlwollens, des Schlußvermögens rc.), und nur mittelbar von Der der niederen (des Kampfsinns, des Verheimlichungssinns, des Eigen-

thumssinns ꝛc.) ab; sie wird also ungleich mehr durch die Schwäche der ersteren Sinne, als durch die der letzteren gefährdet. (Wenn z. B. der Eigenthumssinn allzu schwach und der Mensch ein Verschwender ist, so kann seine Stellung im Leben und dadurch seine Sittlichkeit verloren gehen). Die niederen Sinne verhalten sich daher zu den höheren ungefähr so wie das Mittel zum Zweck, oder wie das Werkzeug zur Hand. Die Hand mit einem zu schwachen Werkzeug ist ohnmächtig; ein für die Hand zu großes, zu schweres Werkzeug ist gefährlich, da es nicht, wie es soll, regiert werden kann. Diese in Bezug auf die sittliche Freiheit unbedingt höhere Rangstufe der höheren menschlichen Sinne vor den niederen thierischen wird auch durch die Sprache bestätigt. Das Wort Tugend wird nur von der Thätigkeit der höheren Sinne, nicht von der der niederen gebraucht. Nicht das Thier, nur der Mensch kann tugendhaft sein. So ist z. B. die Kinder- oder Jungenliebe als solche keine Tugend, wol aber die allgemeine Menschenliebe, das Wohlwollen; der physische Muth, die Thätigkeit des bloßen Kampfsinnes, ist keine Tugend, wol aber der moralische Muth, die mit dem Kampfsinn verbundene Thätigkeit der höheren Sinne, die für höhere Zwecke kämpfende Tapferkeit; das Thätigsein (das Schaffen oder Zerstören) ist keine Tugend, wol aber der Fleiß, das Thätigsein zu einem vernünftigen Zweck (das Schaffen des Guten, das Zerstören des Schlechten); das Sammeln von Geld und Gut als solches ist keine Tugend, wol aber die von der Vernunft geleitete Sparsamkeit ꝛc. Die höheren Sinne ihrerseits müssen, damit ihre Thätigkeit Tugend sei, nicht in dieser Weise von den niederen, sondern nur von einander selbst unterstützt werden, z. B. Gewissenhaftigkeit von Wohlwollen, Hoffnung von Religiosität, Festigkeit von Gewissenhaftigkeit, alle Gemüthssinne von den (höheren) Denkkräften, die Denkkräfte von den Gemüthssinnen.

Ein fernerer Grund für die Regel, daß die Erziehung vorzugsweise die höheren oder menschlichen Sinne zu entwickeln suchen soll, ist der, daß die Thätigkeit der höheren Sinne die der niederen im Interesse der Tugend oder sittlichen Freiheit zum

Theil ersetzen kann und ersetzt. Mangelhafte Kinderliebe und Anhänglichkeit z. B. kann durch Wohlwollen, mangelhafter Verheimlichungssinn und Eigenthumssinn durch die Denkkräfte theilweise ersetzt werden; ein Soldat, dessen Kampfsinn oder physischer Muth nur schwach ist, kann in der Schlacht tapfer sein durch die Kraft des Selbstgefühls, der Beifallsliebe, der Festigkeit, der Gewissenhaftigkeit. Dieses Ersetzen der schwächeren (niederen) Sinne ist, wie sich versteht, zum Theil ein Unterstützen, ein Anregen derselben, und dieses Anregen, insofern es wiederholt geschieht, ist nichts anderes, als ein Erziehen dieser Sinne. Die niederen Sinne werden daher von den höheren, wenn nur diese stark genug sind, gleichsam von selbst erzogen; die Tugend, die sittliche Freiheit, wenn sie nur in genügendem Maße vorhanden ist, schafft sich die zu ihrer Bethätigung nöthigen Mittel zum Theil selbst.

Ein letzter Unterstützungsgrund für die vorliegende Regel endlich (er fällt im Wesen mit dem vorigen zusammen) ist der, daß das Leben als solches, d. i. jedenfalls und immer, die niederen Sinne hinreichend anregt oder erzieht. Durch Tausende immer wiederkehrender Begegnisse des täglichen Lebens wird der Mensch zum Widerstandleisten und Kämpfen, zum Schaffen oder Zerstören, zum Verheimlichen rc. angeregt, darin geübt. Anders bei den höheren Sinnen, der Gewissenhaftigkeit, der Verehrung oder Religiosität, dem Wohlwollen rc. Diese Sinne können wohl, aber sie müssen nicht vom Leben erzogen werden; sie werden es dann, wenn das erziehende Leben ein höheres, und sie werden es nicht, wenn dasselbe ein niederes ist. Da nämlich der Mensch ein doppeltes Wesen, zugleich Thier und Mensch ist, so kann sein Leben entweder ein niederes, thierisches, oder ein höheres, menschliches sein. Wohl sollte das Leben jedes Menschen ein höheres sein, indem Mensch zu sein die Lebensaufgabe des Menschen ist. Allein vielen Menschen ist die Erfüllung dieser ihrer Aufgabe nicht oder nur in geringem Maße gelungen: sie leben nicht ein höheres, menschliches, sondern ein niederes, dem Zustand der Thierheit, der sittlichen Unfreiheit nä-

her stehendes Leben. Wenn nun der zu erziehende Mensch mit Menschen dieser Art zusammenlebt, so werden dadurch seine höheren Sinne nicht angeregt und erzogen. Während also die niederen Sinne immer, durch das höhere wie durch das niedere Leben, ihre Erziehung finden, da auch der sittlich höchststehende Mensch zugleich Thier ist, der thierischen Sinne gleich als Mittel für die höheren bedarf, so ist dagegen die Erziehung der höheren Sinne nur durch das höhere, menschliche Leben möglich. Hieraus ergibt sich selbstverständlich die Aufgabe, den zu erziehenden Menschen mit sittlich möglichst hochstehenden Menschen zusammenleben, oder, was dasselbe ist, von ihnen erziehen zu lassen. Denn das erziehende Leben, von dem hier die Rede ist, und die eigentliche Erziehung sind natürlich eins und dasselbe. Es gibt keine andere Erziehung, als das erziehende Leben, und es gibt kein Leben, welches für den zu erziehenden Menschen nicht Erziehung ist. Jeder Mensch, ob er dieses will oder nicht, jedes Kind, ob es dieses weiß oder nicht, ist für seinen zu erziehenden Mitmenschen ein Erzieher. Dieses erziehende Leben kann aber entweder ein zufälliges, oder ein für den Zweck gewähltes sein, welches letztere dann vorzugsweise Erziehung genannt wird. Ob das erziehende Leben das eine oder das andere sei, ist an und für sich gleichgiltig, es kommt blos darauf an, ob dadurch mehr die niederen Sinne, oder vorzugsweise die höheren angeregt und erzogen werden. Oft kann die zufällige Erziehung eine gute, die (unweise) gewählte eine schlechte sein.

Die Erziehung darf, wie sich versteht, mehr dem Zufall überlassen bleiben, oder muß mehr eine weise gewählte sein, je nach der angeborenen Geistesbeschaffenheit des zu erziehenden Menschen. Ein Kind, bei welchem die sämmtlichen höheren Sinne von Geburt in entschieden vorragendem, die sämmtlichen niederen in untergeordnetem (doch nicht allzu schwachem) Maße vorhanden sind, wird fast bei jeder Erziehung, unter jeder Umgebung zu einem sittlich hoch oder ziemlich hochstehenden Menschen heranwachsen. Es gibt solche besonders günstige Geistesbildungen, solche unter fast allen Verhältnissen sich selbst erziehende

Kinder, aber nicht viele. Kinder, deren Geistesbildung eine gemischte genannt werden kann, wo im Ganzen die höheren Sinne vor den niederen vorragen, aber einer oder der andere der ersteren sehr schwach, einer oder der andere der letzteren sehr stark ist, sind mit Sorgfalt, durch weise Wahl der Umgebung, zu erziehen. Die Schwäche eines einzigen der höheren Sinne, die vorragende Stärke eines einzigen der niederen kann den Menschen auf der Stufenleiter der sittlichen Freiheit um viele Stufen herabziehen. Ist die Geistesbildung des Kindes eine entschieden ungünstige, indem die niederen Sinne im Ganzen vor den höheren vorragen, so ist die Erziehung von der frühesten Kindheit an mit der höchsten Sorgfalt zu überwachen, damit der Mensch wenigstens die Stufe der sittlichen Freiheit erreiche, daß er ein Glied der menschlichen Gesellschaft zu sein nicht unwerth befunden werde. Gewiß ist keines Menschen angeborene Geistesbildung eine so niedere, daß er nicht wenigstens bis zu diesem Maße der sittlichen Freiheit erzogen werden könnte. Wol ist der eine Mensch von Geburt menschlicher, sittlich höher stehend, der andere thierischer, sittlich niederer stehend, aber doch gibt es keine geborene, sondern nur gewordene, erzogene schlechte Menschen, Verbrecher. Sollte — wie wol geschehen ist — die Natur der Parteilichkeit angeklagt werden, daß sie dem einen Menschen von Geburt aus die Tugend leicht, dem andern schwer gemacht hat, so wäre in dieser Anklage zugleich die des Schicksals inbegriffen, daß es dem einen Menschen eine bessere, dem andern eine schlechtere Erziehung zu Theil werden ließ. Auf beide Anklagen ist die Antwort der Natur und des Schicksals die, daß der Mensch *nicht müde werden soll*, seine Pflichten als Mensch zu erfüllen, vor allem die Pflicht einer weisen Erziehung der heranwachsenden Geschlechter.

15.

Eine dritte aus unserer Erziehungsaufgabe zu folgernde Regel, — oder ein dritter Gesichtspunkt, von welchem aus die in den beiden vorigen Regeln (13, 14) ausgesprochene Wahrheit in's Auge

gefaßt werden kann, — endlich ist, daß die Erziehung dem Entstehen von Leidenschaften im menschlichen Geiste vorbeugen oder entgegenwirken soll. Der Mensch ist zur Thätigkeit geschaffen, die sämmtlichen Sinne sind nur insofern Geisteskräfte, als sie thätig sind. Vor allem beruht die sittliche Freiheit des Menschen auf der freien, ungehemmten Thätigkeit seiner sämmtlichen Geisteskräfte. Die Leidenschaft dagegen ist, wie schon das Wort andeutet, das Gegentheil der Thätigkeit, ist ein Zustand des Leidens. Die Leidenschaft ist derjenige Zustand des menschlichen Geistes, wo nicht mehr die sämmtlichen Geisteskräfte in Harmonie, wie sie der harmonischen Außenwelt entsprechen, zusammenwirken, sondern wo einige wenige dieser Kräfte durch ihre maßlose Thätigkeit alle übrigen überwältigen und beherrschen. Da nun die sittliche Freiheit nichts anderes ist, als die selbstbewußte Thätigkeit der sämmtlichen Geisteskräfte in ihrer Harmonie unter sich und mit der Außenwelt, so ist der Zustand der Leidenschaft gerade das Gegentheil des Zustandes der sittlichen Freiheit.

Da jede Geisteskraft zu maßloser Thätigkeit ausarten kann, so gibt es so viele und im Wesen verschiedene Leidenschaften, als Geisteskräfte. Doch bezeichnet die Sprache nicht alles Das, was äußerste Thätigkeit einer Geisteskraft ist, mit dem Worte Leidenschaft. Gewöhnlich wird nur die äußerste Thätigkeit der meisten niederen Sinne und einiger (untergeordneter) Gemüthssinne (des Selbstgefühls und der Beifallsliebe) Leidenschaft genannt. Man sagt: die Leidenschaft der Geschlechtsliebe, der Streitsucht, der Zerstörungssucht oder der Heftigkeit, der Habsucht oder des Geizes, des Stolzes oder Hochmuths, der Gefallsucht oder des Ehrgeizes. Weniger spricht man von der Leidenschaft der Kinderliebe, der Anhänglichkeit oder Freundschaft, der Falschheit oder Lüge (Verheimlichungssinn); noch weniger von der Leidenschaft der Gewissenhaftigkeit, der Verehrung oder Religiosität, der Hoffnung, des Wohlwollens, der Idealität. Von der überwältigenden Thätigkeit dieser höheren Gemüthssinne gebraucht man gewöhnlich die Worte Begeisterung, Schwärmerei ꝛc.

Ebenso selten wird das Wort Leidenschaft von der höchsten Thätigkeit der Verstandessinne oder Talente gebraucht; man spricht hier vielmehr von Genie, Phantasie, z. B. des Malers, Musikers, Rechners, Mechanikers, Historikers, Redners, Denkers.

Die Leidenschaft kann eine einfache oder eine zusammengesetzte sein, je nachdem ein oder einige Sinne durch ihre übermäßige Thätigkeit die übrigen bewältigen. Die Streitsucht kann aus übermäßiger Thätigkeit des Kampfsinns allein, oder des Kampfsinns und des Selbstgefühls (Rechthaberei), oder des Kampfsinns und der Festigkeit (Eigensinn) hervorgehen. Der Geiz kann auf der übermäßigen Thätigkeit des Eigenthumssinns allein, oder zugleich der Sorglichkeit beruhen. Der Neid ist zusammengesetzt aus der das Wohlwollen überwältigenden Thätigkeit des Selbstgefühls (Egoismus) und zugleich der des Eigenthumssinns, der Beifallsliebe ꝛc., je nachdem Geld und Gut, oder Ruhm und Anerkennung der Gegenstand des Neides ist. Ebenso ist die Eifersucht (eine andere Form des Neides) eine verschiedene, je nachdem sie eine Eifersucht der Geschlechtsliebe, der Freundschaft ꝛc. ist. Auch die übermäßige Thätigkeit derjenigen Sinne, welche sonst nicht Leidenschaft heißt, wird dann so genannt, wenn zu dieser Thätigkeit noch die eines oder einiger niederen Sinne hinzukommt. So kann man z. B. von einer Leidenschaft der Religiosität sprechen, wenn mit einer übermäßigen Thätigkeit des Sinnes der Religiosität noch die des Kampfsinns oder die des Thätigkeitssinns (Zerstörungssinns) sich verbindet.

Es ist keine zufällige Inkonsequenz der Sprache, daß die übermäßige Thätigkeit nur einiger Sinne, hauptsächlich der niederen, Leidenschaft genannt zu werden pflegt. Dieser Sprachgebrauch hat eine tiefere und ganz richtige Bedeutung, wie denn die Sprache immer folgerichtig und logisch ist. Es kommt nämlich bei der Leidenschaft nicht nur in Betracht, daß sie die maßlose oder überwältigende Thätigkeit irgend eines Sinnes ist, sondern es fragt sich dabei hauptsächlich, ob und wieweit dadurch die sittliche Freiheit beeinträchtigt wird. Diese

Beeinträchtigung ist aber bei den verschiedenen Sinnen verschieden, sie ist sehr bedeutend bei den niederen Sinnen und findet nicht statt oder ist weit geringer bei den Gemüths- und den Verstandessinnen. Das Wort Leidenschaft wird daher nicht einseitig von der Thätigkeit der niederen Sinne als solcher gebraucht, sondern ganz allgemein von der Thätigkeit irgend welcher Sinne, wenn und sofern dadurch die sittliche Freiheit beeinträchtigt ist. So wird sogar das Wort Leidenschaft von der Thätigkeit der thierischen Sinne bei den Thieren selbst niemals gebraucht, weil bei den Thieren von sittlicher Freiheit nicht die Rede sein kann. Andrerseits wird das Wort ganz ebensowol von den Gemüths- oder Verstandessinnen dann gebraucht, wenn durch deren überwältigende Thätigkeit die sittliche Freiheit als gefährdet bezeichnet werden soll. Man spricht gewöhnlich nicht von einer Leidenschaft der Gewissenhaftigkeit, der Religiosität, des Wohlwollens &c., weil diese Geistesthätigkeiten innerhalb der sittlichen Freiheit sehr groß sein können. Wenn aber z. B. die Wohlthätigkeit eines Menschen Maß und Vernunft überschreitet, so kann man von ihm sagen, sie sei bei ihm eine Leidenschaft. Man spricht beim Maler, beim Musiker &c. nicht von einer Leidenschaft der Malerei, der Musik, weil die äußerste Thätigkeit dieser Sinne in den entsprechenden Berufsarten sogar eine geforderte ist, aber man kann z. B. vom Kaufmann sagen, er treibe mit Leidenschaft die Malerei, wenn und sobald er dadurch seine Pflichterfüllung, seinen Beruf als Kaufmann, vernachlässigt.

Eine Leidenschaft als solche ist niemals angeboren, sondern erworben oder anerzogen. Wol kann durch ein angeborenes großes Maß eines Sinnes die Anlage zu einer Leidenschaft angeboren sein, aber es ist die Aufgabe der Erziehung und es steht in ihrer Macht, zu verhüten, daß diese Anlage zur Leidenschaft werde. Sehr oft ist das größte Maß und die stärkste Thätigkeit eines (niederen) Sinnes vorhanden, ohne daß darum diese Thätigkeit die aller übrigen Sinne überwältigt und beherrscht, d. i. ohne daß sie Leidenschaft ist. Denn nicht schon das, wie

sich versteht, ist Leidenschaft, daß ein starker Sinn zu starker Thätigkeit bei entsprechender Veranlassung augenblicklich angeregt wird, — diese Anregung ist naturgemäß und findet immer statt, — sondern erst das ist Leidenschaft, wenn der Mensch durch eine solche Einzelanregung zu Handlungen veranlaßt oder in dauernde Gemüthsstimmungen versetzt wird, welche mit seinen Gesammtsinnen in ihrer Harmonie (mit seinen höheren Denkkräften und Gemüthssinnen) im Widerspruch stehen. Wer seine Streitlust, seine Begierde, zu haben, seinen Stolz ꝛc., seien auch diese Thätigkeiten noch so mächtig, beherrscht und sie in den richtigen, vernünftigen Schranken hält, bei dem ist die Leidenschaft der Streitsucht, der Habsucht, des Hochmuths nicht vorhanden.

16.

Um der Entstehung von Leidenschaften vorzubeugen, hat die Erziehung vor Allem auf die Gesundheit und Kraft des Körpers (des Gehirns) Bedacht zu nehmen. In einem körperlich gesunden und kräftigen Menschen kann sich viel schwerer eine Leidenschaft ausbilden, als in einem körperlich schwächlichen und reizbaren. Denn wie der kränkliche Körper als solcher leicht den schädlichen Eindrücken unterliegt, leicht erkrankt, so der Körper als Geistesorgan, das Gehirn. Wol ist die Leidenschaft noch keine wirkliche Geistes- (oder Gehirn-) krankheit (kein Irr- oder Wahnsinn), aber sie nähert sich dieser, sie ist Geisteskränklichkeit. Die Krankheit, das Leiden des Geistes, die einem Fieber oder einer Entzündung zu vergleichende auflodernde Thätigkeit eines Einzelsinnes, stellt sich bei jeder Veranlassung ein. Man könnte daher die Leidenschaft einen vorübergehenden (akuten) Wahnsinn nennen. Daher ist auch die Leidenschaft dann doppelt gefährlich und verderblich, wenn auch sie ihrerseits, wie z. B. die Leidenschaft des Geschlechtssinnes, die Gesundheit und Kraft des Körpers untergräbt. Als allgemeines Vorbeugungsmittel gegen die Leidenschaft oder als deren Heilmittel stellt sich aus diesen Gründen die möglichst umfassende Uebung und Stär-

kung des Körpers, oder, um das hauptsächlichste Mittel dieser Uebung und Stärkung zu nennen, das Turnen dar. Die Herrschaft des Menschen über seinen Körper und die über seinen Geist sind, weil das Geistesorgan ein Theil des Körpers ist, im Wesen nicht getrennt. Beide fallen auch im innersten Gefühl des Menschen in Eins zusammen. In gleichem Maße daher, wie durch das Turnen das Bewußtsein der Herrschaft des Menschen über seinen Körper, so wird dadurch das Bewußtsein seiner Herrschaft über seinen Geist gesteigert. Hier finden Schillers Worte eine Stelle: „Gönne dem Knaben zu spielen, in wilder Begierde zu toben: nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.“ Da die umfassendste und vollendetste Sättigung der Kraft im Turnen erreicht wird, so ist dieses das erste und mächtigste Mittel der Selbstbeherrschung, der sittlichen Freiheit. Die Anmuth, von welcher Schiller spricht, ist eben die Anmuth des Maßes und der Harmonie im Menschengeiste nach innen und nach außen, die Anmuth der Sitte in der vollsten Bedeutung des Wortes.

Ein weiteres Verhütungs- oder Heilmittel der Leidenschaften ist die Gewöhnung des Menschen zur geregelten Thätigkeit, zur Arbeit. Wie nach dem wahren Worte die Unthätigkeit, der Müßiggang der Laster oder Leidenschaften Anfang ist, so ist die Arbeit die Bedingung oder die Grundlage der sittlichen Freiheit, der Harmonie des Menschen mit sich und der Außenwelt. Die ganze Welt ist eine lebendige, ununterbrochen thätige, und auch der Mensch, weil er lebt, ist zur Thätigkeit geschaffen, genöthigt. Diese nothwendige Thätigkeit des Menschen ist entweder eine höhere (menschliche), oder eine niedere (thierische). Die höhere, geregelte Thätigkeit, in welcher alle Sinne des Menschen harmonisch zusammenwirken, ist Arbeit; die niedere, ungeregelte Thätigkeit, wo die Harmonie aller Sinne des Menschen fehlt, ist die Thätigkeit der Leidenschaften, der Laster. (Die leidenschaftslose Trägheit, wenn sie gefunden wird, ist Krankheit, geistiger Tod, und in dieser Weise das Gegentheil der Harmonie des Menschen mit der lebendigen Außenwelt). Nur in der Arbeit

und durch sie kann sich der Mensch in Harmonie mit sich selbst und mit der Außenwelt, kann er sich als Mensch an seiner Stelle, in seiner Würde fühlen: nur in der Arbeit genießt der Mensch sein Menschenthum, seine sittliche Freiheit. Man kann daher die Arbeit die That der sittlichen Freiheit oder die thatsächliche sittliche Freiheit nennen. Es versteht sich, daß hier unter dem Worte Arbeit die menschlich lebendige, „freiwillige" Arbeit (die Thätigkeit des „freien Willens") verstanden ist. Die Arbeit des Sklaven als solche ist für diesen eine todte Arbeit, sein Menschenthum, seine sittliche Freiheit ist ihm durch dieselbe nicht nur nicht bethätigt, sondern, soweit es möglich ist, verkürzt, genommen. Die erziehende Gewöhnung zur Arbeit muß natürlich eine Gewöhnung zur menschlich lebendigen Arbeit sein, zur Arbeit, bei welcher der sittlich freie Menschengeist in seiner Harmonie unverkümmert thätig ist.

Endlich ist als wichtiges Verhütungsmittel der Leidenschaften noch der Unterricht in der Naturlehre des menschlichen Geistes, als der Lehre der Menschenkenntniß und der Selbstkenntniß zu nennen. Wenn der Mensch sich selbst beherrschen soll, so muß er sich selbst kennen. Man könnte noch weiter gehen und hier von dem Unterricht im Allgemeinen, der allgemeinen Geistesbildung sprechen, da z. B. die Geschichte der Verbrechen und der Verbrecher genugsam zeigt, daß je ungebildeter und unwissender der Mensch ist, je mehr er sich dem Geisteszustand des Thieres nähert, er desto leichter seinen vorherrschenden Sinnen unterliegt. Allein da eine umfassendere Geistesbildung den meisten Menschen aus äußeren Gründen nicht zu Theil werden kann, so bleibt immer die erste Frage die, welche Geistesbildung als Schutzmittel gegen die Leidenschaften wenigstens gefordert werde, oder für diesen Zweck die wichtigste sei. Die erste Stelle aber nimmt hier in jeder Beziehung die Naturlehre des Geistes ein, schon weil sie das allgemeinste Bildungsmittel ist. Sie gibt dem Menschen nicht nur über sich selbst Licht, sondern als Mittel- und Vereinigungspunkt der gesammten Naturwissenschaft erweitert sie seinen Blick nach allen Richtungen hin. Dabei ist sie

in ihrer naturgeschichtlichen Anschaulichkeit so leicht verständlich, auch der gewöhnlichsten Fassungskraft zugänglich. Wer daher immer die Menschenkenntniß und Selbstkenntniß besitzt, wie die Naturlehre des menschlichen Geistes in ihren umfassenden Charakterbildern sie lehrt, ist nicht länger „ungebildet", seien auch seine übrigen Kenntnisse noch so unbedeutend. Allein noch ungleich wichtiger ist diese Lehre dadurch, daß sie selbst unmittelbar praktische Sittenlehre ist. Die Menschennatur oder das Menschenthum, wie wir gesehen haben, ist nichts anderes, als die Sittlichkeit, die sittliche Freiheit. Indem also die Naturlehre des menschlichen Geistes dem Menschen im Einzelnen zeigt und nachweist, wie und wodurch er Mensch, sittlich frei ist, sich über das unfreie Thier erhebt, so spricht sie ihm eben dadurch das Gebot aus, aus allen Kräften immer weiter auf der Stufenleiter der Menschlichkeit, der sittlichen Freiheit emporzusteigen, immer höher über das Thier sich zu erheben. Dieses Gebot der Sittlichkeit, dieser Unterricht in der sittlichen Freiheit ist von desto größerer Wirksamkeit, da er in der Lebendigkeit und dem Reichthum der naturgeschichtlichen Thatsachen dem Menschen sein eigenes sittliches Bild gleich wie im Spiegel zeigt, den Menschen unwiderstehlich zur Selbstprüfung und Selbstkenntniß führt. Wenn bisher so viele Menschen, besonders solche, denen andere Bildungsmittel fehlten, ohne Selbstkenntniß und Selbstprüfung nur ein äußeres Leben führten, kaum jemals einen Blick in ihr eignes Innere warfen, und wenn die hauptsächlichste Ursache der Laster, Leidenschaften, Verbrechen dieses sich selbst nicht kennende, sittlich gedankenlose Dasein ist, so wird man leicht die Ueberzeugung theilen, daß der Unterricht in der Naturlehre des menschlichen Geistes, als einer anschaulichen und thatsächlichen Sittenlehre, wenn er erst ein allgemeiner geworden, die Menschheit auf eine bisher nicht geahnte Stufe der sittlichen Bildung, der sittlichen Freiheit erheben wird.

17.

Wir haben oben (12) angenommen, daß die verschiedenen möglichen Zwecke der Erziehung — Freude, Glück, Sittlichkeit oder Tugend, Religiosität oder Gottseligkeit — sowol unter sich als mit dem von der Naturlehre des Menschen erkannten Erziehungszwecke: Harmonie des Menschen mit sich und mit der Außenwelt, in Eins zusammenfallen. Prüfen wir kurz diese Annahme. Was ist Glück? Im Wesen nichts Aeußerliches. Ein Mensch kann alle äußeren Güter der Welt besitzen und unglücklich sein. Das Glück ist wesentlich etwas Innerliches, es ist die Zufriedenheit. Dieses Wort kommt von Friede: die Zufriedenheit ist der Friede, die Harmonie des Menschen mit sich und der Außenwelt, dasselbe, was wir auch als Sittlichkeit oder Tugend erkannt haben. Der Mensch ist der glücklichste, zufriedenste, sittlich freiste, welcher sich der vollkommensten geistigen Gesundheit erfreut, welcher einen klaren Verstand hat, das Richtige zu erkennen, ein warmes Gemüth, das Gute, Edle, Schöne zu fühlen, eine frische Thatkraft, um stets nach seiner Erkenntniß und seinem Gefühl zu handeln. Unglücklich, mit sich unzufrieden, sittlich unfrei ist jener geistig Kränkliche, welchem entweder die gesunde Einsicht fehlt, oder das warme Gemüth, oder die Thatkraft des richtigen Handelns. Und gerade dieses wahre innere Glück, diese geistige Gesundheit, wird dem Menschen hauptsächlich durch die Erziehung entweder zu Theil oder nicht zu Theil. Wol gibt es auch ein äußeres Glück, welches in der Erfüllung der menschlichen Wünsche von Seite des Schicksals besteht. Aber dieses Glück ist überall ein unvollkommenes: überall hat das Schicksal dafür gesorgt, daß die Erde nicht der Himmel sei. Die Aufgabe für den Menschen ist eben, daß er trotz der Unvollkommenheiten des äußeren Glückes sein wahres Glück in sich selbst trage, in sich und mit sich zufrieden sei. Auch das erste und vorzüglichste äußere Glück, daß der Mensch in seinem menschlichen Beruf an seiner Stelle sei, daß er sich nach allen Richtungen seines Geistes und Herzens ausleben könne (vergl. oben

S. 89), dieses äußere Glück kann der Mensch am leichtesten durch das innere, durch die geistige Gesundheit und Tüchtigkeit, erringen.

Was ist Religiosität, Gottseligkeit? Die im Einzelnen sehr mannichfaltigen Ansichten hierüber lassen sich zuletzt auf zwei Grundansichten zurückführen, die eine, daß die wahre Religiosität im Glauben, die andere, daß sie in den Werken bestehe. Nach der ersteren Ansicht kann der Mensch nur allein durch den Glauben, d. i. durch die wahre Andacht und Gottesverehrung, durch das geistige Sichhingeben, Sichzueigengeben an die Gottheit die Seligkeit erlangen. Diese Ansicht behauptet wol auch, ganz folgerichtig, damit der Glaube, die wahre Andacht im Menschen recht lebendig werde, müsse dieser alle übrigen geistigen Regungen in sich tödten: um Gott zu leben, müsse der Mensch der Welt sterben. Nach der zweiten Ansicht bedarf es zur Gottseligkeit nicht dieses Glaubens, sondern nur der guten Werke; der Mensch lebt Gott, behauptet diese Ansicht, wenn er nach dessen Geboten handelt, wenn er Gutes thut.

Wie einseitig sind doch die Menschen in ihrer Streitlust! Wie muß man die einfachsten Wahrheiten in der Mitte zwischen zwei streitigen Gegensätzen suchen! Wie leicht war es zu erkennen, daß keine dieser beiden einseitigen Ansichten die wahre sei, sondern daß nur beide in ihrer Vereinigung die Wahrheit bilden! Der Schöpfer hat dem Menschen den Sinn der Religiosität und neben diesem auch andere Sinne gegeben. Kann es sein Wille sein, daß der Mensch entweder jenen Sinn allein oder daß er diese Sinne allein gebrauche? Nein, jener Sinn und diese sollen beide zugleich im Menschen thätig sein; dies um so mehr, da die beiderlei Sinne sich nicht nur nicht widersprechen, sondern sich vielmehr ergänzen und unterstützen. Es wäre so schwer, ja unmöglich, den Sinn der Religiosität in seiner Thätigkeit von den übrigen Sinnen zu trennen. Man denke sich in die Seele eines Menschen, welcher alle übrigen menschlichen Gefühle in sich tödten und nur andächtig, nur fromm sein wollte. Fürwahr, dies wäre eine gezwungene, eine unnatürliche, gleichsam

eine todte Frömmigkeit. Die Frömmigkeit des Menschen dagegen, welcher fromm und auch Mensch ist, wird von allen übrigen menschlichen Gefühlen noch gehoben, sie ist eine freudige, eine lebendige, sie ist die wahre Frömmigkeit. Andrerseits kann der Mensch ebenso wenig blos durch gute Werke religiös, gottselig sein. Wenn auch alle übrigen Sinne in ihm thätig, alle übrigen Tugenden in ihm lebendig sind, und es fehlt ihm die Thätigkeit des Sinnes der Religiosität, der wahre innige Gottesglaube, die wahre Frömmigkeit, so fehlt ihm eine wesentliche, ja die erste menschliche Tugend, und er ist nicht ganz und wahrhaft tugendhaft, nicht religiös, nicht gottselig.

Auch die Religiosität, die Gottseligkeit also besteht in der Harmonie der menschlichen Geistesthätigkeit, eben darin, worin das Glück und die Tugend besteht.

18.

Durch die erkannten Wahrheiten (12—17) ist die Aufgabe oder das Ziel der geistigen Erziehung unserem Verständniß näher gerückt. Das Mittel zur Erreichung dieses Zieles ist die richtige Uebung oder Thätigkeit des Geistes, der Geisteskräfte. Von der schon besprochenen körperlichen Uebung, welche gewissermaßen auch eine geistige ist, sehen wir hier ab.

Wir haben (12) gesehen, daß der Mensch, wie körperlich, so geistig, die kleine Welt ist, daß die einzelnen inneren Sinne nichts anderes sind, als Wiederholungen oder Spiegelungen der verschiedenen Verhältnisse der großen Außenwelt in der kleinen Innenwelt des Menschengeistes. Jede Thätigkeit eines inneren Sinnes ist also das Ergebniß zweier Faktoren, eines bestimmten Verhältnisses der Außenwelt, und der diesem Verhältniß entsprechenden Geisteskraft. Aehnlich so wie bei den äußeren Sinnen. Wie die Thätigkeit des Sehens das Ergebniß des Lichtes außerhalb und der Sehkraft innerhalb des menschlichen Geistes ist, so wird z. B. die Thätigkeit des Kampfsinns angeregt durch einen Angriff auf die Person oder das Interesse des Menschen, die Thätigkeit des Eigenthumssinns durch eine dem Besitz sich

darbietende Werthsache, die der Vorsicht durch eine entstehende Gefahr, die der Gewissenhaftigkeit durch das Bedürfniß der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, die des Wohlwollens, der Theilnahme durch Gutheit oder Hülfsbedürftigkeit, die der Idealität durch schöne oder erhabene Dinge und Handlungen, die des Formensinns durch Formenverhältnisse, die des Tonsinns durch Musik, die des Vergleichungsvermögens durch Aehnlichkeiten oder Verschiedenheiten der Dinge oder Ereignisse, die des Schlußvermögens durch deren Aufeinanderfolge. Diese beiderlei Faktoren reizen sich immer, suchen und finden sich immer: jedoch so sehr sie stets im Wesen (qualitativ) übereinstimmen, so selten ist dies in der Stärke (quantitativ) der Fall. Bald ist der äußere Faktor stärker, als der innere, der Angriff z. B. stärker, als der Kampfsinn des Menschen, bald der innere stärker, als der äußere, der Kampfsinn des Menschen stärker, als der Angriff, so daß wol der Mensch einen Angriff nicht abwartet, sondern selbst angreift. Aus dieser Ungleichheit der beiderlei Faktoren in der Stärke geht, wie wir wissen, das höhere Leben, der sittliche Kampf, die sittliche Freiheit des Menschen hervor. (Bei den äußeren Sinnen entsprechen sich gewöhnlich die beiden Faktoren, Licht und Sehkraft ꝛc., in der Stärke).

Als eine andere wesentliche Eigenschaft der inneren Sinne (wie der äußeren) haben wir deren Trennung und Selbstständigkeit kennen gelernt (11). Diese liegt nicht nur der unter sich verschiedenen Stärke der inneren Sinne bei den einzelnen Menschen, also der menschlichen Charakterverschiedenheit zum Grunde, sondern auch der unter sich verschiedenen Thätigkeit der einzelnen Sinne bei einem und demselben Menschen. So wie die Sehkraft (bei geschlossenem Auge) ruhen, und die Hörkraft in Thätigkeit sein kann, oder umgekehrt, so kann in einem Menschen jeder einzelne innere Sinn in Thätigkeit, und daneben jeder andere in Ruhe sein. Daher die gewöhnliche Erscheinung, daß ein und derselbe Mensch zu verschiedenen Zeiten verschiedenartig geistig thätig sein, gut und böse, vernünftig und leidenschaftlich, menschlich edel und thierisch niedrig handeln kann.

Die jeweilige Thätigkeit der verschiedenen Sinne wird je durch die verschiedenen Verhältnisse der Außenwelt hervorgerufen. Ein Mensch z. B., dessen „Zerstörungssinn" durch eine Beleidigung auflodert, kann die niedersten Ausbrüche des Zornes oder der Rache zeigen, und derselbe Mensch kann kurz darauf, indem sein Wohlwollen und Mitleid durch das Unglück eines Mitmenschen angeregt wird, Thaten des Edelmuths und der Uneigennützigkeit thun. Dies sind, wie wir sehen, klar verständliche Geistesthätigkeiten, nicht, wie man so lange ohne die Kenntniß der wahren Natur des menschlichen Geistes meinte, unerklärte und unerklärbare Widersprüche des menschlichen Herzens; dieses so wenig, als wenn der Mensch ohne zu sehen hört, oder wenn er bei ruhendem Fuße die Hand oder bei ruhender Hand den Fuß bewegt.

Der Wechselreiz, das gegenseitige Sichsuchen und Finden der beiderlei Faktoren der geistigen Thätigkeit des Menschen beginnt natürlich mit dessen Geburt: jedoch nicht gleichmäßig bei allen Geisteskräften zugleich. Denn die Trennung und Selbstständigkeit der einzelnen inneren Sinne macht sich auch dadurch geltend, daß nicht alle zugleich erwachen oder gleich schnell sich entwickeln. Wie der Geisteszustand des Kindes dem des Thieres nahe steht, so kommen die niederen thierischen Sinne früher, als die höheren menschlichen zur Entwicklung. Der Nahrungssinn, das Gefühl des Bedürfnisses nach Speise und Trank, tritt gleich bei der Geburt in voller Thätigkeit auf. Allmälig kommen, einer nach dem andern, die übrigen niederen Sinne zur Entwicklung, der Thätigkeitssinn (beim Kinde noch Zerstörungssinn, Sinn der Heftigkeit), der Kampfsinn, der Sinn der Anhänglichkeit ꝛc.; ebenso — zugleich mit den äußeren Sinnen — der Gegenstandsinn, der Gestaltsinn, der Thatsachensinn ꝛc. Etwas später oder langsamer entwickeln sich die Gemüthssinne; noch später und noch langsamer die höheren Denkkräfte (das Vergleichungsvermögen und das Schlußvermögen). Spät und schnell entwickelt sich der Geschlechtssinn.

Die geistige Erziehung des Menschen beginnt demzufolge

mit dessen Geburt und erreicht sehr bald, schon innerhalb des ersten Lebensjahres, ihre volle und hohe Bedeutung. Wenn auch einige wenige Sinne, wie z. B. die höheren Denkkräfte, so frühe noch wenig in der Entwicklung vorgeschritten sind, und an der Geistesthätigkeit oder Geistesübung nur geringen Antheil nehmen, so sind doch die meisten übrigen Sinne schon sehr thätig und bildsam, ja früher bildsamer als später. Denn eben weil die Erziehung eine Bildung, die noch nicht ist, schaffen soll, so ist die frühe, die erste Erziehung die wahre. Der Geist (Charakter, Gemüth) kann eine richtige Bildung nicht erst dann erhalten, wenn er schon eine unrichtige erhalten hat, das Kind kann nicht erst dann erzogen werden, wenn es schon verzogen ist. Uebrigens wirken, je jünger, gleichsam zarter noch der Geist, je weicher das Gehirn ist, die äußeren Reize desto mächtiger auf die inneren ein. Auch trägt das so viel raschere Heranbilden des Geistes und Wachsen des Gehirnes in früher Jugend zur Wichtigkeit der frühen Erziehung bei. In den drei ersten Lebensjahren entfaltet sich oder wächst der Geist wol ebenso viel (was Charakter und Gemüth, nicht was die höheren Denkkräfte betrifft), als in der ganzen übrigen Jugend. Daher können scheinbar unbedeutende Verhältnisse oder wenige Thatsachen hier mächtiger bildend auf den Geist einwirken, als viel bedeutendere Verhältnisse, viel zahlreichere Thatsachen in späteren Jahren.

Da die einzelnen inneren Sinne unter sich getrennt und selbstständig sind, so daß einige thätig sein oder geübt werden können, während andere ruhen und der Uebung entbehren, so löst sich die allgemeine geistige Erziehung gleichsam in so viele einzelne Erziehungen oder Uebungen auf, als es selbstständige innere Sinne gibt. Es ist daher die erste und unerläßlichste Forderung an den Erzieher, daß er, um keine jener Uebungen zu vernachlässigen, um nicht einseitig in der Erziehung zu sein, die inneren Sinne des Menschen kenne. Der Hauptgrund, warum die bisherige Erziehung oft eine so mangelhafte war, ist, daß die Naturlehre des menschlichen Geistes, eine neue Wissenschaft, den meisten Erziehern bisher fremd geblieben war.

So lange man z. B., wie am gewöhnlichsten, von einer Trennung und Selbstständigkeit der inneren Sinne nichts wußte, und nur eine einfache Kraft als im menschlichen Geiste vorhanden annahm, so glaubte man und mußte man glauben, daß die Bildung des Verstandes und des Gemüthes im Grunde Eins und dasselbe sei, daß daher der Mensch nur vermittelst seines Verstandes, seiner Vernunft erzogen werden könne und müsse, und vernachlässigte so die Uebung und Bildung der Gemüthssinne oft fast gänzlich. Dieselbe Ansicht war zugleich eine Ursache des großen Irrthums mehr, daß man die hohe Wichtigkeit der frühen und frühesten Erziehung verkannte, da, wie man meinte, das kleine Kind noch nicht den nöthigen Verstand zur Erziehung habe. Ein anderer ähnlicher, ebenso oft gefundener Irrthum ist der, daß man glaubt, der ganze Geist des Menschen bestehe nur aus den äußeren Sinnesthätigkeiten oder gehe nur aus diesen hervor. Von diesem Gesichtspunkt aus ist man zwar auf die frühe Erziehung bedacht, aber man bildet nur die äußeren Sinne und dadurch die ihnen unmittelbar entsprechenden Verstandessinne aus, und die wichtige Bildung des Charakters und des Gemüths bleibt auch hier vernachlässigt.

19.

Die Menschennatur des Menschen, das Geschenk seiner Geburt, soll durch die Erziehung die möglichst vollständige Entwicklung erhalten. Da der Erzieher, selbst wenn er wollte, von der Menschennatur so wenig etwas wegnehmen, als zu ihr hinzuthun könnte, so kann seine Aufgabe zum Zweck jener Entwicklung nur die sein, für die naturgemäße Thätigkeit (Uebung) der sämmtlichen Geisteskräfte Sorge zu tragen, nach Kräften die Hindernisse dieser Thätigkeit wegzuräumen und die entsprechenden Gelegenheiten und Veranlassungen zu ihr herbeizuführen. Alle geistige Thätigkeit hat, wie wir wissen, zwei Faktoren, die Einwirkung der Außenwelt auf die Sinne, und die Gegenwirkung der Sinne auf diese Einwirkung. Die Einwirkung

ist das Mittel, welches dem Erzieher zu Gebote steht, um die Gegenwirkung, seinen ausschließlichen Zweck, hervorzurufen. Die ganze Erziehung besteht in dieser Gegenwirkung und ihrer richtigen Thätigkeit. Wir können, um uns diese wichtige Wahrheit noch besser zu veranschaulichen, die Erziehung mit der Heilung vergleichen. Wie unmittelbar nicht der Arzt, nicht die Arznei heilt, sondern die Lebenskraft im Menschen, indem sie, durch die Arznei angeregt, in Gegenwirkung gegen die Krankheit tritt, so erzieht unmittelbar nicht der Erzieher, nicht die Einwirkung der Außenwelt, sondern der Geist sich selbst, indem er der Einwirkung entgegenwirkt.

Die erste und allgemeine Aufgabe des Erziehers ist daher, der Geistesthätigkeit, damit sie sich möglichst allseitig entwickle, zu dieser Entwicklung nach allen Richtungen hin Raum zu geben. Die Richtungen der Geistesthätigkeit sind aber doppelter Art. Der Geist und seine einzelnen Sinne sind erstens nach außen, nach den entsprechenden Einwirkungen der Außenwelt hin thätig, zweitens nach innen, indem jeder Sinn auf die Einwirkung jedes andern Sinnes auf ihn zurückwirkt. Hiernach ist die Aufgabe des Erziehers eine doppelte, die Anregung der Geistesthätigkeit nach den beiderlei Seiten hin. Jedoch diese beiden Aufgaben können nicht jede für sich allein, sondern sie müssen beide zugleich erfüllt werden. Denn weil der menschliche Geist ein Organismus von Kräften, ein lebendiges Ganzes ist, so kann kein einzelner Sinn abgeschlossen für sich thätig sein, sondern jede Einwirkung der Außenwelt wirkt zwar zunächst auf den ihr entsprechenden Sinn ein, aber die Gegenwirkung dieses Sinnes auf die äußere Einwirkung wird ihrerseits wieder zu einer Einwirkung auf die in Wechselwirkung zu diesem Sinn stehenden übrigen Sinne und ruft sie zur Gegenwirkung auf. Diese Gesammtwirkung aller Geisteskräfte in jedem einzelnen Fall ist das, was wir Handlung nennen. Jede Handlung, — dieses Wort in der weitesten Bedeutung genommen, wornach auch jede zum Abschluß gekommene Geistesstimmung oder Gesinnung Handlung ist, — ist das Ergebniß

theils der Gegenwirkung eines oder einiger Sinne auf irgend welche Einwirkungen der Außenwelt, theils der Gegenwirkungen aller der verschiedenen einzelnen Sinne auf die Einwirkungen unter sich selbst. Da nur allein in der Handlung die Wechselwirkungen der Sinne unter sich selbst statt haben, so besteht die naturgemäße Thätigkeit oder Uebung der sämmtlichen Geisteskräfte nach ihren beiderlei Richtungen hin nur allein im Handeln des zu erziehenden Menschen. Das einzige Mittel also, welches dem Erzieher zu Gebote steht, um seine Aufgabe der Anregung der naturgemäßen vollen Thätigkeit der sämmtlichen Sinne zu erfüllen, ist, daß er das Kind sich im Handeln üben läßt.

Jedoch die Handlung ist nicht blos das einzige Mittel der Erziehung, sondern auch, indem sie alle die verschiedenen Geistesthätigkeiten in sich vereinigt, der einzige Zweck, das einzige Ziel derselben. Denn dieses Ziel besteht, wie wir wissen, nicht etwa in der Thätigkeit irgend welcher einzelner Sinne als solcher, sondern eben in der Uebereinstimmung der Thätigkeit aller Sinne nach außen und nach innen hin: wie wir so oft sagten, in der Harmonie des Menschen mit der Außenwelt und mit sich selbst, in der sittlichen Freiheit des Menschen.

Die Erziehungslehre läßt sich daher in der vorliegenden Beziehung in diese zwei Worte zusammenfassen. Der Zweck der Erziehung ist, daß der Mensch richtig (d. i. naturgemäß oder harmonisch oder sittlich frei) handeln lerne; das einzige Mittel zu diesem Zweck ist, daß der zu erziehende Mensch sich in diesem richtigen Handeln übe.

Diese Wahrheit ist so klar, daß sie sich von selbst zu verstehen scheint. Allein man erkennt und befolgt allgemein die in dieser Wahrheit für die Erziehung gegebene Vorschrift nur in gewissen einzelnen Beziehungen. Um z. B. dem Kinde die Kunst des Schreibens oder des Singens zu lehren, läßt man es sich in diesen Künsten üben; man weiß, daß dies das einzige Mittel ist, dieselben zu erlernen. Wol macht das Kind anfangs viele Fehler, aber man hält diese, wie sie es sind, für naturge-

mäß, für unvermeidlich: denn damit das Kind irgend eine Kraft gebrauchen lerne, muß es erst diese Kraft durch den Gebrauch kennen lernen, sie in seine Gewalt bekommen. Die gemachten Fehler sind nichts anderes, als noch ungeregelte Thätigkeiten dieser Kraft: dieselbe bleibt entweder hinter dem erforderten Maße der Thätigkeit zurück, oder, gewöhnlicher, die noch ungebundene, lebendige Kraft überschreitet dieses Maß, und schwankt überdies allenthalben seitwärts von der Regel ab. Die Striche sind zu stark und ungleich, die Töne roh, unsicher rc.

Allein diese richtige Erkenntniß in gewissen einzelnen Punkten der Erziehung erstreckte sich nicht auf alle Punkte, namentlich und vor Allem nicht auf die große allgemeine Aufgabe der Erziehung als eines e i n i g e n umfassenden Ganzen. Die Erziehung — hauptsächlich die theoretische, denn in der Praxis stellte sich die Sache etwas besser — war bisher meistens nur Stückwerk, und mußte es sein, weil man die verschiedenen einzelnen Kräfte des Geistes nicht kannte, sie also nicht in ihrer organischen Einheit als lebendige, einheitliche Grundlage der Erziehung zusammenfassen konnte. Weil man z. B. Verstand, Charakter, Gemüth für zuletzt eines und dasselbe hielt, ihre gegenseitige Selbstständigkeit nicht kannte, so meinte man, den Charakter, das Gemüth durch und mit dem Verstand zu bilden, und übersah ganz die Nothwendigkeit der selbstständigen Uebung und Bildung der Gemüthssinne in ihrer Herrschaft über die niederen Sinne. Ja nicht einmal den Lebensverstand, die Kunst des Handelns im Leben, — die Verstandessinne in ihrem Verhältniß zu den Gemüthssinnen und den niederen Sinnen, — übte man im Leben durch das Handeln selbst, eben weil man den Verstand in seinen verschiedenen Beziehungen nicht trennte und so die genügende allseitige Bildung desselben sogar schon durch das bloße Wissen, durch die Kenntnisse, welche der Zögling sammele, zu erreichen glaubte. Kurz, die Erziehung war hauptsächlich nur Verstandesbildung und auch als solche noch eine sehr einseitige, statt, wie sie soll, eine Bildung der sämmtlichen Geisteskräfte, der niederen Sinne, der Gemüthssinne und der

Verstandessinne, besonders in ihren allseitigen Wechselbeziehungen, zu sein. Die Erziehung glich so etwa der Ausbildung eines Künstlers, welchem man die Theorie, aber nicht die Praxis seiner Kunst gelehrt, eines Malers z. B., welchem man aufs Beste gesagt und gezeigt, wie man malen müsse, vor dessen Augen man die Farben gemischt, welchem man den Stift und den Pinsel in die Hand gegeben und die Hand geführt hätte, ohne daß dieser jemals selbst und selbstständig sich im Malen versuchte. Welch ein Künstler! Wenn er selbst seine Kunst zu üben beginnt, welche große und kindische Fehler wird er in der Zusammensetzung, in den Formenverhältnissen, in der Farbengebung machen!

Wenn man einem Menschen die große Kunst des Lebens, die Kunst zu handeln, in eben dieser Weise gelehrt, ist es ein Wunder, wenn er trotz alles Wissens, wie er handeln soll, doch die Kunst zu handeln nicht versteht? wenn er trotzdem, daß sein Fuß, so lange er geführt wurde, niemals strauchelte, dann, wenn er allein gehen soll, allenthalben und gerade an den gefährlichsten Stellen anstößt und vom rechten Wege abirrt? Man kann daher den Fortschritt von der bisherigen einseitigen Erziehung, hervorgegangen aus der mangelhaften Kenntniß der menschlichen Geistesnatur, zu der umfassenden oder allseitigen Erziehung, wie sie als der praktische Theil der Naturlehre des Geistes sich darstellt, unter Anderm als einen Fortschritt vom (einseitigen) Wissen zum (allseitigen) Können bezeichnen. Die bisherige Erziehung war eine Erziehung zum Wissen, die Erziehung der Zukunft wird eine Erziehung zum Können sein. Das Wissen aber ist nichts, das Können ist Alles, — das Wissen ist dem Menschen von Andern gelehrt, ist geliehenes Gut, das Können ist vom Menschen selbst gelernt, sein Eigenthum, — das Wissen ist der Diener, das Können der Herr, — das Wissen ist Schwäche, das Können Stärke, — das Wissen kann das Laster sein, nur das Können ist die Tugend, — das Wissen kann der Tod sein, nur das Können ist das Leben.

20.

Die Uebung in der Kunst zu handeln, der schwierigsten von allen Künsten, muß auch am frühesten beginnen. Die Geisteskraft — wie die Körperkraft — muß früh sich „sättigen", damit sie frühe zum Maße, zur Harmonie, zur „Anmuth", zurückkehre. Die Geistesthätigkeit des Kindes sei daher von ihrem ersten Erwachen an nach allen Seiten hin möglichst frei, unbeschränkt: man lasse das Kind selbst handeln, gebiete oder verbiete ihm so wenig als möglich, stelle ihm frei zu thun und zu lassen, was ihm gutdünkt, wenn nicht ein besonderer und dringender Grund für das Gegentheil spricht. Ist eine Leitung nöthig, so lasse man sie das Kind nicht fühlen, es glaube selbstständig zu handeln. Wol handelt das Kind kindisch thöricht, aber soll es männlich weise handeln? Ist nicht bekanntlich die eigene Erfahrung die beste, ja die einzige wahre Lehrmeisterin des Lebens? Man nehme doch dem Kinde nicht diese Lehrmeisterin, zumal da sie vom Kinde keinen, vom Jünglinge, vom Manne einen allzuhohen Lehrpreis fordert. Die Unbesonnenheiten und Thorheiten des Kindes sind unschädlich, weil sie natürlich sind, weil diese Jahre die Lehrjahre in der Kunst des Kraftgebrauchens, des Handelns sind. Hat aber der Jüngling, der Mann diese Kunst noch nicht erlernt, bedarf es für ihn zur Selbst- und Lebenskenntniß, zur Sättigung und Regelung der Kraft erst noch der unbesonnenen und thörichten Handlungen, welche ins Kindes- und Knabenalter gehören, so hängen sich hieran schwere und üble Folgen; ungerechnet, daß die versäumte Lehrzeit kaum nachgeholt, die Kunst des selbstständigen Handelns kaum noch vom Manne erlernt wird.

Noch ein andrer Grund kommt hinzu. Wo große Kraft des Geistes, des Charakters ist, da macht sie sich schon beim Kinde, nach Sättigung drängend, auf naturgemäße, kindische Weise geltend, — trotz zahlreicher Gebote und Verbote, ja zum Theil gerade in Folge derselben. Das Kind wird daher durch diese Gebote und Verbote veranlaßt, seine naturgemäßen, harm-

losen Handlungen der Unbesonnenheit, des Muthwillens, für unerlaubt, für böse zu halten, und wird so seines kostbarsten sittlichen Gutes, seines reinen Gewissens, schon frühe beraubt. Diesem Verlust folgen unmittelbar andere nach. Das Kind sucht seine Handlungen zu verbergen: seine Aufrichtigkeit, seine Wahrhaftigkeit gehen verloren. Es muß bestraft, wiederholt bestraft werden, und es schwindet mit der steigenden Furcht vor dem Erzieher die Liebe, das Vertrauen zu ihm; u. s. w. So nimmt die ganze Geistesthätigkeit die falsche Richtung, sie wird eine niedere, statt eine höhere zu werden. Es ist der ganze Zweck der Erziehung, daß die niederen Sinne, der Kampfsinn, der „Zerstörungssinn", der Verheimlichungssiun rc., welche durch ihre vorragende Entwicklung beim Kinde der kindischen Kraft und Thätigkeit zum Grund liegen, so frühe als möglich unter die Leitung der höheren Sinne, der Gewissenhaftigkeit, der Ehrfurcht, des Wohlwollens rc. treten. Und dies geschieht, wenn das Kind offen und frei, in Freude und Liebe, in Unschuld und Vertrauen seine kindische Kraft zu handeln unter den Augen des Erziehers versucht, welcher gleichsam die Thätigkeit der höheren Sinne beim Kinde, soweit diese noch fehlt, ersetzt und vertritt, und so das Kind durch die ungeregelte, unverstandene zur geregelten, verstandenen Kraft, zur freien Sitte hinleitet. Anders bei jener hemmenden Erziehungsweise des Gebietens und Verbietens, Verweisens und Strafens. Hier geht zugleich mit dem Zweck der Erziehung auch die Möglichkeit der nothwendigen Aufsicht über die Handlungen des Kindes verloren. Und so werden nicht selten gerade die tüchtigsten Geister, deren sprudelnde Kraft bei einer richtigen Leitung den Vorzug und das Glück des Menschen begründet hätte, durch eine falsche Erziehung gebeugt, mißleitet, verderbt. Ist im anderen Falle der Geist des Kindes ein minder kräftiger, so wird durch die gedachte Erziehungsweise die Selbstständigkeit schon im Kinde oder im Knaben erdrückt, deren Erwachen gehindert; es tritt niemals, weder früher noch später, eine Zeit der selbstständigen Kraftäußerung, ein Bedürfniß der Kraftsättigung ein, eben weil

die Kraft fehlt. Die Folge ist die gleiche: Schwäche, Unselbstständigkeit, Mangel an Thatkraft.

Fürwahr, eine höhere sittliche Kraft thäte der Menschheit noth, besonders in unserer Zeit, da mit der so weit vorgeschrittenen Bildung des Verstandes keineswegs auch die sittliche Bildung gleichen Schritt gehalten. Der Charakter ists, der allenthalben fehlt. Man blicke ins Leben. Nicht schlecht, nicht böse sind die Menschen, sie sind es nicht und sind es nie gewesen: aber sie sind schwach, unselbstständig. Sie wollen nicht das Schlechte, das Niedere, aber sie geben ihm nach, weil sie darüber zu herrschen nicht die Kraft haben. Untugend, Laster, Sünde, — es ist Schwäche!

21.

Die menschliche Geistesthätigkeit ist immer eine ganze und allgemeine, insofern jede Einwirkung der Außenwelt auch nur auf einen einzelnen Sinn nicht blos diesen Sinn zur Gegenwirkung anregt, sondern durch die Wechselwirkung dieses Sinnes mit andern den ganzen Geist in Thätigkeit bringt. Dieser allgemeinen Geistesthätigkeit gegenüber ist auch die Aufgabe der Erziehung eine allgemeine, es ist diejenige, von der wir eben gesprochen (19, 20). Allein die Geistesthätigkeit ist auch insofern eine besondere oder einzelne, als ein einzelner Sinn durch die Einwirkung der Außenwelt unmittelbar und vorzugsweise zur Thätigkeit kommt. In Bezug auf diese Einzelthätigkeit des Geistes ist auch die Aufgabe des Erziehers eine einzelne oder besondere, d. i. eine so vielfache, als es einzelne Sinne gibt. Man kann, wie wir oben gethan, die Sinne in drei Klassen eintheilen, wornach die Aufgabe des Erziehers (wieder im Allgemeinen) eine dreifache wäre. Allein wir haben gesehen (14), daß und warum die Entwicklung der niederen oder thierischen Sinne nur eine untergeordnete, gleichsam sich von selbst lösende Aufgabe der Erziehung ist. Wir können daher, um die Darstellung abzukürzen, die Aufgabe der Erziehung als eine im Allgemeinen zweifache betrachten: die Entwickelung der Ge-

müthssinne und die der Verstandessinne. Diese Trennung der Erziehung ist schon der Sprache geläufig, indem man die erstere Erziehung vorzugsweise Erziehung (in engerer Bedeutung), die letztere Unterricht zu nennen pflegt.

Insofern die Entwicklung (die Thätigkeit, die Uebung) der Gemüthssinne die Aufgabe des Erziehers ist, so hat dieser Sorge zu tragen, daß dem Kinde Thätigkeiten dieser Sinne, des Wohlwollens, der Gewissenhaftigkeit 2c. in seiner Umgebung entgegentreten. Die Umgebung des Kindes bilden der Erzieher und des Kindes Spielgenossen, andere Kinder. Vor Allem lasse der Erzieher in seinem eignen Benehmen gegen das Kind die Thätigkeit der Gemüthssinne vorwalten.

Der Erzieher sei wohlwollend, gut gegen das Kind, er liebe das Kind: die Liebe ist die Seele der Erziehung. Liebe schafft Liebe, Güte macht gut. Der Erzieher kann nicht zu liebevoll, zu gütig gegen das Kind sein. Der Mensch entbehrt für sein ganzes Leben sehr viel, wenn er als Kind die innige, tiefe Liebe der Mutter entbehrt hat.

Der Erzieher sei fest, entschieden, sicher in seinem Benehmen gegen das Kind. So wenig er auch gebiete oder verbiete, wenn das Gebot oder Verbot gegeben ist, sei es unwiderruflich. Ohne Gehorsam ist jede Erziehung unmöglich. Und der Gehorsam muß ein unbedingter sein, denn ein bedingter Gehorsam ist kein Gehorsam. Abgesehen davon, daß vernünftige Festigkeit fest macht, so wird auch dem Kinde der Gehorsam sehr erleichtert, wenn es diesen als einen unbedingten kennt, wenn es nicht mit sich erst zu Rath zu gehen versucht ist, ob es gehorchen oder nicht gehorchen soll. So viele Erzieher, besonders Mütter, obwol im Uebrigen voll Gemüth und Verstand, machen sich das Erziehen und dem Kinde das Erzogenwerden nur dadurch schwer, daß sie nicht fest zu sein wissen. Dieser in ihrer Allgemeinheit nicht naturgemäßen Schwäche liegt theils die irrige Ansicht zum Grunde, daß die gute Erziehung in möglichst vielem Gebieten und Verbieten bestehe (statt umgekehrt), wodurch eine feste Durchführung der Gebote und Verbote unmöglich

werden muß, theils der Irrthum, daß die Erziehung erst mit dem voll entwickelten Verstande des Kindes beginne, wodurch man es versäumt, früh genug gegen das Kind fest zu sein, und später natürlich das Versäumte nicht nachholen, das Verdorbene nicht leicht gut machen kann. Was von dem Gebieten und Verbieten, dasselbe gilt auch vom Drohen. Eine Drohung ist ein Gesetz. Man drohe dem Kinde so wenig als möglich, aber die ausgesprochene Drohung muß unnachsichtlich Folge erhalten.

Der Erzieher sei gewissenhaft, d. i. wahr und gerecht gegen das Kind. Der Erzieher sei wahr gegen das Kind, wenn er wünscht, daß dieses wahr gegen ihn sei. Die häufigen Täuschungen, die sich manche Erzieher (Erzieherinnen) gegen das Kind zum Zweck der Leitung desselben erlauben, sind sehr verwerflich. Das Kind versteht wol Anfangs die Täuschung nicht, aber es fühlt sie, und schon dieses Gefühl genügt, um dem Kinde das Täuschen anzulernen. Nicht einmal im Scherze sollte man gegen das Kind die Unwahrheit sagen: das Kind lernt im Scherz dasselbe thun und thut es im Ernste. Der Erzieher sei gerecht gegen das Kind: Unrecht erbittert, empört schon das Kind; der Erzieher vermeide daher auch den Schein des Unrechts, er begünstige nicht das eine Kind vor dem andern, er halte dem Kind sein Versprechen, er belohne und bestrafe nach Verdienst. Belohnungen, nicht zu häufig gegeben, entsprechen dem Zweck der Erziehung besser und sind wirksamer, als Strafen. Da die Strafe, ein Mittel, die Stimme des kindlichen Gewissens zu verstärken, ein dem Kinde zugefügtes Uebel ist, so darf sie nur selten, nur in der Noth, in Anwendung kommen. In den meisten Fällen, besonders wenn nicht ein verzogenes Kind erst erzogen werden soll, genügen die mildesten Strafen. Der Erzieher hat das Höchste erreicht, wenn schon sein Unwille zur Strafe genügt. Zu häufige, besonders auch zu strenge Strafen drücken das Gemüth des Kindes nieder, schwächen daher die Thätigkeit der Gemüthssinne statt sie zu verstärken. Zu häufige oder zu strenge Strafen sind zu vielen oder zu starken Arzneien zu vergleichen, die einen machen den Körper, die andern den

Geist nur noch kränker. Die Fälle sind nicht selten, daß Kinder durch eine harte Erziehung boshaft, heimtückisch geworden sind. Wie könnte der Druck anders als niederdrücken!

Indem der Erzieher liebevoll, fest, wahr, gerecht gegen das Kind ist, so bildet er, wie er soll, für das Kind den Gegenstand der Verehrung. Die Eltern müssen dem Kinde nicht sagen, daß es seine Pflicht sei, sie zu ehren: Worte erwecken nicht das Gefühl, weil sie kein Gefühl sind. An die Verehrung gegen die Eltern reiht sich beim Kinde die Verehrung gegen Gott, den Vater Aller, an. Besonders auch hier wecke man das Gefühl durch das Gefühl, vermeide bloße Worte. Bei passenden Veranlassungen stimme man das Herz des Kindes zur Verehrung gegen den Vater im Himmel. Man spreche des Morgens und des Abends aus der Seele des Kindes mit ihm einige Worte des Gebetes, des Dankes, der Bitte. Es ist nicht gut, das Kind ein Gebet, wenn auch noch so kurz, auswendig lernen und sagen zu lassen. Das Kind mag der Mutter einige Worte nachsprechen oder blos zuhören, bis es selbst aus dem Herzen einige Worte sprechen lernt. Die alte und schöne Sitte, vor Tische ein Wort des Gebetes zu sprechen, ist leider selten geworden. Wir sollten unsern Kindern zu lieb zu dieser Gewohnheit zurückkehren.

Auch die Anregung und Thätigkeit des Sinnes der Hoffnung, der Heiterkeit des Gemüths ist für die Erziehung wichtig. Wir haben gesehen, daß Glück, Freude, Tugend eines und dasselbe sind. So wie nun die Thätigkeit der höheren Sinne zur Heiterkeit, zur Freude stimmt, so regt ihrerseits die Freude jene Sinne zur Thätigkeit an. Man trage daher Sorge für die Freude des Kindes, für die Heiterkeit seines Gemüths. Ein Kind, das immer froh ist, wird nicht leicht ein böser Mensch werden.

Von großer Wichtigkeit endlich für die Erziehung ist der Nachahmungssinn, welcher beim Kinde sehr früh erwacht und die hier besprochene Regel der Erziehung noch ganz besonders und wesentlich unterstützt. Weit früher, als das Kind durch

den Verstand zu unterscheiden vermag, was gut und böse, edel und niedrig, tugendhaft und lasterhaft ist, lernt es durch den blinden Sinn der Nachahmung fühlen und denken und handeln, wie sein Erzieher, seine Umgebung fühlt und denkt und handelt.

Das Kind wird theils von seinem Erzieher, theils von seiner übrigen Umgebung, von seinen Alters- und Spielgenossen, erzogen. Unter diesen beiden Erziehungen ist die letztere die wichtigere, da nöthigenfalls wol jene, aber nicht diese entbehrt werden kann. Es wäre einem Erzieher ganz unmöglich, ein Kind allein gut zu erziehen, während man andrerseits von Eltern, welche, durch Berufsgeschäfte verhindert, um die Erziehung ihrer zahlreichen, aber doch wohlgerathenen Kinder sich nur sehr wenig kümmerten, nicht selten das wahre Wort aussprechen hört, nur das erste Kind bedürfe der Erziehung, die andern erzögen sich selbst. Die Nothwendigkeit, daß das Kind in Gesellschaft mit andern Kindern lebe, ist darin begründet, daß das Wesen der Erziehung in der Uebung zum Handeln besteht. Das Kind soll durch Uebung lernen, einst unter seinen Mitmenschen richtig, d. i. in allen Beziehungen menschlich würdig — sittlich frei — zu handeln. Diese Uebung aber würde dem Kinde, wenn es allein wäre, fehlen; fast keiner seiner Sinne könnte sich ausleben, sich sättigen; die praktische Selbstkenntniß und Menschenkenntniß ginge dem Kinde verloren. Ein Kind welches allein erzogen würde, würde zum Alleinsein erzogen werden, was eben im vollsten Widerspruch mit dem Zweck der Erziehung stünde. Das Zusammenleben mehrerer Kinder ist daher eine Grundbedingung der Erziehung. Je zahlreicher die Kinder und je verschiedeneren Charakters sie sind, desto besser. Wenn daher in einer Familie zu wenige Kinder ähnlichen Alters sind, so sollen sich mehrere Familien vereinigen, ihre Kinder täglich einige Stunden — am besten im Freien — zusammen sein, zusammen spielen zu lassen. Die Aufgabe des die Kinder beaufsichtigenden Erziehers ergibt sich nach dem Bisherigen von selbst. Das Kind hat zweierlei Neigungen, niedere

und höhere. Es hat die Neigung, zu streiten, heftig zu sein und zu zerstören, versteckt und hinterlistig zu sein, die Dinge ausschließlich sich anzueignen, stolz und abstoßend zu sein, u. s. w. Aber es hat auch die Neigung, fügsam und ehrerbietig zu sein, gerecht und wahr zu sein, gut, liebevoll, mittheilend zu sein, das Edle und Schöne zu lieben, u. s. w. Würde das Kind, oder würden alle Kinder nur jenen ersteren Neigungen folgen, so wären sie einer Zahl kleiner wilder Thiere ähnlich, es würde kein allgemeines Zusammenleben, sondern eine allgemeine Trennung, ein Kriegen und Streiten aller gegen alle stattfinden. Folgen aber die Kinder den letzteren, höheren Neigungen, so gleichen sie Menschen, edeln Menschen, welche in geselliger Vereinigung zusammen leben, welche sich achten und lieben, gerecht und wahr gegen einander sind, Freud und Leid in Liebe und Friede mit einander theilen, — alle mit allen und jeder mit sich selbst in Harmonie. Sollte es schwer sein, die Kinder auf den letzteren Weg zu leiten? Nein, sie lernen ja bald erkennen, daß dieser Weg zugleich der des Glückes, der Freude ist. Kinder lernen leicht menschlich, — fügsam und gerecht und wahr und liebevoll gegen einander sein und handeln, weil sie in diesen Gesinnungen und Handlungen ihre eigne Freude finden lernen. Die Kinder sind gern gut, weil sie gern froh sind, weil sie zwischen Tugend und Glück einen Unterschied, der nicht ist, nicht kennen. Wol verschwinden andrerseits die niederen Neigungen des Kindes nicht und sollen nicht verschwinden, aber das Kind lernt es, sie mit den höheren Neigungen in Einklang zu bringen, ihnen unterzuordnen. Das Kind darf und soll streiten, aber für das Gute und Rechte, es darf und soll verheimlichen, aber in edler Absicht, z. B. um Andern eine frohe Ueberraschung zu bereiten, es darf und soll Eigenthum besitzen, aber nicht fremdes beeinträchtigen, es darf und soll stolz und abstoßend sein, aber gegen das Niedrige und Schlechte rc. Wohl ist es eine edle und hohe Kunst, das Gleichgewicht, die Harmonie unter allen diesen mannichfaltigen Neigungen zu finden und zu halten: aber weil die Kunst eine menschliche ist, so wird deren Erlernen

dem Menschen nicht allzuschwer. Doch lernen muß der Mensch diese Kunst, durch frühe, eigne Uebung lernen. Der Erzieher halte unverrückt im Auge, daß er dem Kinde diese Kunst nicht lehren, daß er ihm nur Anleitung geben kann, sie selbst zu lernen.

22.

Was die Trennung der Verstandessinne von den Gemüthssinnen, oder die Trennung des Unterrichts von der Erziehung in engerer Bedeutung betrifft, so haben wir uns von vorn herein vor der Täuschung zu hüten, als ob irgend ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen beiderlei Sinnen, zwischen Erziehung und Unterricht bestünde. Die beiderlei Sinne sind nur im Gegenstand (objectiv) verschieden, und selbst hier ist der Unterschied der beiden Klassen als solcher kein scharfer oder allgemeiner. Zwischen dem Sinn der Festigkeit z. B. und dem des Wohlwollens, zwei Sinnen derselben Klasse, ist der Unterschied ebenso groß, als z. B. zwischen dem Sinn des Wohlwollens und dem des Vergleichungsvermögens, zwei Sinnen verschiedener Klassen. Die ganze Eintheilung der Sinne in Klassen ist überhaupt nicht von der Natur, sondern nur von der Wissenschaft zu dem Zwecke gemacht, um die Uebersicht über die große Zahl der Sinne zu erleichtern. Der von der Natur gemachte Unterschied zwischen den einzelnen Sinnen ist so groß, daß kein von der Wissenschaft zu machender scharfer und allgemeiner Unterschied zwischen ganzen Klassen der Sinne übrig geblieben ist.

In Bezug auf die Frage der Erziehung ist erstens insofern kein wesentlicher Unterschied unter den Gemüths- und den Verstandessinnen, als die Gemüthssinne gewissermaßen auch Verstandessinne und die Verstandessinne Gemüthssinne, also die Erziehung gewissermaßen auch Unterricht, der Unterricht Erziehung genannt werden kann. Denn indem z. B. das Kind durch Anregung seiner Umgebung wohlwollend, religiös, gewissenhaft &c. zu sein lernt, so erhält es damit zugleich einen Unterricht, es

lernt die betreffenden Verhältnisse, seine eignen Gefühle und deren Aeußerungen kennen. Andrerseits ist z. B. der sogenannte Gegenstandsinn oder Sachensinn (der unter andern die Neigung begründet, Sammlungen von Sachen anzulegen) gewissermaßen ein Gefühl für Sachen; oder es kann der Tonsinn ein Gefühl für Töne, für Musik genannt werden, auch abgesehen davon, daß dieser Sinn die Gemüthssinne in ihrer Thätigkeit wesentlich unterstützt. Am wenigsten aber findet zweitens zwischen den beiderlei Sinnen ein wesentlicher Unterschied in Bezug auf den Zweck der Erziehung statt. Denn dieser Zweck ist, wie wir wissen, eben die harmonische Thätigkeit der sämmtlichen vereinigten Sinne, als Grundlage der sittlichen Freiheit des Menschen. Die sittliche Freiheit wäre ebenso wenig möglich, wenn der Mensch blos die Verstandessinne hätte und ihm die Wärme des Gemüths fehlte, als wenn er blos die Gemüthssinne besäße und das Licht der Verstandessinne entbehrte. Es war einer der Mängel der bisherigen Erziehung, daß die wesentliche Einheit des Zweckes von Erziehung und Unterricht nur zu häufig verkannt wurde oder unbeachtet blieb.

In Bezug auf die Uebung oder Entwicklung der Verstandessinne ist es — ganz so wie bei den Gemüthssinnen — die Aufgabe des Erziehers oder Lehrers, dem Erwachen der einzelnen Sinne zu folgen und für die naturgemäße Thätigkeit derselben, gleichsam für ihre Nahrung und Sättigung, Gelegenheit und Veranlassung zu geben.

Einer der wichtigsten und beim Kinde am frühesten erwachenden Sinne ist der Gegenstandsinn. Welcher Reichthum von Stoff bietet sich hier dem Erzieher dar oder drängt sich ihm auf. In der ersten Zeit, so lange das Kind selbst noch der Thierheit nahe steht, sind die Thiere der anziehendste Gegenstand für dasselbe. Man mache daher das Kind früh auf möglichst viele und verschiedene Thiere, auf deren Körpertheile, Bewegungen, Stimme rc. aufmerksam; ein Hund, ein Pferd, eine Fliege geben reichen Stoff, um die Beobachtungsgabe des Kindes zu beschäftigen. Bald dienen auch leblose Gegenstände, Steine, Pflan-

zen rc. zur Nahrung für den Sachensinn des Kindes. Auch in geistiger Beziehung ist daher der Aufenthalt des Kindes in der freien Natur vorzugsweise anregend und nützlich.

Der Gestaltsinn erwacht später; er wird zum Theil schon durch den Gegenstandsinn gebildet, indem die verschiedenen Gegenstände auch verschiedene Gestalten dem Kinde zur Anschauung bringen. Bald jedoch kann man das Kind die Gestalt als solche erkennen lassen, die Kugel, den Würfel rc., Dreiecke, Vierecke rc. in hölzernen Formen zum Spielen und Bauen, woran sich dann der Kunst- oder Bausinn anreiht, der durch die Erweckung der Selbstthätigkeit des Kindes so vieles zu dessen geistiger Regsamkeit beiträgt. Der Thatsachensinn erwacht sehr früh beim Kinde; Dinge und Sachen allein genügen ihm nicht, es will auch mit Ereignissen unterhalten sein, es will Thatsächliches erleben: doch ist das Alltäglichste, was geschieht, für das Kind eine interessante Thatsache. Später sind Erzählungen ein vortreffliches Mittel, dem Sinne Nahrung zu geben. Der Ton- oder Musiksinn ist ein wichtiges Mittel für die Erziehung und schon frühe beim Kinde anzuregen, theils durch Musik, welche es hört, theils durch kleine Lieder, die es in Gesellschaft mit seinen Spielgenossen singt. Philosophen haben gefragt und die Frage nicht zu beantworten gewußt, was die Musik und wie ihre Gewalt über das Gemüth zu erklären sei? Die Musik, die Harmonie der Töne, ist ein Bild der geistigen Harmonie, des Lebenszweckes des Menschen, und daher ihre Gewalt. Der Zahlensinn ist dadurch anzuregen, daß man dem Kinde Dinge zum Zählen gibt, zum Zuzählen und Abzählen. Die meisten Kinder zählen und rechnen gerne; sie schon erfreuen sich, wie es scheint, an der Bestimmtheit und Sicherheit, welche in den mathematischen Wahrheiten liegt.

Auf die Anregung des Wortsinnes braucht nicht sowol hingewiesen, als von dessen zu starker Anregung oder Anstrengung abgemahnt zu werden. Nicht das ist ein Misbrauch des Wortsinns, daß die Mutter zu dem Kind spricht, ehe es die Worte versteht. Denn theils spricht die Mutter nicht die

Worte zu dem Kind, sondern die Gefühle durch die Worte, und die Gefühle versteht das Kind; theils muß das Kind die Worte, ehe es sie versteht, verstehen lernen. Sondern das ist ein Misbrauch des Wortsinnes, daß das Kind Worte auswendig lernen, d. i. gebrauchen soll, welche es nicht oder nur halb versteht. Der Wortsinn muß immer zugleich mit den übrigen Sinnen thätig sein, da er nur allein zur Bezeichnung der Thätigkeit dieser Sinne dient. Das Kind werde daher nie zum Gebrauch von Worten veranlaßt, ohne daß es deren Bedeutung, d. i. deren bestimmte Beziehung zu irgend welchen anderen Sinnen kennt. Man will durch das Auswendiglernen das Gedächtniß, das Wortgedächtniß üben; allein das wahre Wortgedächtniß wird durch das Auswendiglernen nicht geübt, sondern vielmehr beeinträchtigt. Das wahre Wortgedächtniß besteht darin, daß uns die Worte leicht und sicher zu Gebot stehen, wenn wir sie zum Sprechen, d. i. um die Thätigkeit unserer übrigen Sinne zu bezeichnen, brauchen. Dieses Wortgedächtniß kann aber nur darunter leiden, wenn die Worte auswendig gelernt, d. i. außer thätiger Verbindung mit unseren Gefühls- und Verstandessinnen gebraucht werden. Die wahre Uebung des Wortsinns, des Wortgedächtnisses besteht daher darin, daß wir das Kind über eine Sache, über ein Ereigniß, über ein Gefühl in ihm sprechen, uns von ihm etwas beschreiben, etwas erzählen lassen. Die Worte dienen zum Sprechen: daher muß auch der Wortsinn, das Wortgedächtniß durch das Sprechen geübt werden. Kurz, das Wortlernen, wie jedes andere Lernen, darf kein „Auswendiglernen", sondern muß ein „Inwendiglernen" sein.

Obwohl das Vergleichungsvermögen und das Schlußvermögen später zur Ausbildung kommen, als die übrigen Verstandessinne, so beginnt doch deren Entwicklung beim Kinde schon früh genug, und muß daher auch vom Erzieher berücksichtigt werden. Man veranlasse das Kind, die Dinge mit einander zu vergleichen, ihre Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten aufzufinden, nach dem Grund der Dinge und Ereignisse zu fragen. Man frage das Kind darum und lasse sich von ihm fragen. Der

aber ist der wahre Lehrer, welcher dem Kinde auch die Antworten auf dessen Fragen abzufragen weiß.

Bei dieser Uebung und Entwicklung der Verstandessinne oder dem Unterricht kommt noch das richtige Maß der Anregung in Betracht. Die Anregung der Sinne muß der natürlichen Kraft derselben entsprechen, darf weder zu schwach noch zu stark sein. Gewöhnlich ist die Anregung zu schwach, geschieht für die geistige Entwicklung des Kindes zu wenig, entweder im Allgemeinen in Bezug auf alle Sinne, oder indem der Lehrer die große Mannichfaltigkeit der Verstandessinne nicht berücksichtigt. Manches schöne Talent geht nur darum verloren, weil man an dessen Anregung und Entwicklung nicht einmal denkt. Allein nicht selten ist auch die Anregung zu stark, wird die geistige Entwicklung des Kindes dadurch, daß zu viel dafür geschieht, verkümmert. Wenn das Kind natürliches Talent zeigt, so will man dieses möglichst pflegen, und überschüttet, übersättigt das Kind mit geistiger Nahrung. So wird auch manche Geistesblume durch die ungeschickt pflegende Hand geknickt: um so leichter, da gewöhnlich ein Einzeltalent, — das der Musik, des Rechnens, des Wortsinns ꝛc. — gepflegt werden soll.

Die Frage, welches das richtige Maß der geistigen Anregung sei, steht in genauer Beziehung zu der Wahrheit, daß der einzige Zweck und das einzige Mittel des Unterrichts, — gleich wie der Erziehung, — das Handeln des Kindes ist. Das Kind soll die vom Lehrer erhaltenen Kenntnisse einst im Leben gebrauchen. Diese Kunst des Gebrauchens kann aber das Kind nur dadurch lernen, daß es sich darin übt, eine Uebung, welche so früh beginnen muß, als der Unterricht selbst, eine Uebung, welche der Unterricht selbst ist. Wie der Erzieher das Kind nicht unmittelbar erzieht, so unterrichtet es der Lehrer nicht unmittelbar, sondern das Kind unterrichtet sich selbst, indem die Anregung der Verstandessinne in Wechselwirkung mit den übrigen Sinnen tritt und eine harmonische Thätigkeit der sämmtlichen Sinne, des ganzen Geistes hervorruft, d. i. indem das Wissen lebendig in dem Kinde wird, sein Herz erwärmt, —

indem das Wissen in ihm zum Können wird. Hieraus aber ergibt sich das richtige Maß der geistigen Anregung des Kindes von selbst. Die Anregung irgend welcher Verstandessinne ist so lange eine naturgemäße, gedeihliche, als sie ein geistiges Handeln des Kindes zur Folge hat, d. i. als das Kind die Anregung verarbeitet, gleichsam die geistige Nahrung verdaut. Dies wird leicht daraus erkannt, daß der Geist des Kindes der Anregung mit Lust entgegenkommt, sie lebendig aufnimmt, von der Nahrung mehr begehrt. Und nur bis zur Sättigung, nicht bis zur Uebersättigung darf die Anregung fortgesetzt, darf die Nahrung gereicht werden. Dabei lege man nicht den Maßstab der Geisteskraft des Erwachsenen an die Geisteskraft des Kindes, diese ist sehr viel geringer, für anhaltende Thätigkeit viel weniger geeignet.

Jedoch bei der großen gebotenen Vorsicht in dieser Beziehung kommt Eines dem Lehrer sehr zu statten, daß nämlich der Verstandessinne, deren aller naturgemäße Anregung seine Aufgabe ist, so viele sind; so daß schon der nothwendigen Allseitigkeit des Unterrichts wegen ein häufiger Wechsel in der Anregung derselben stattfinden muß. Bei diesem Wechsel aber wird natürlich eine Erschöpfung oder Uebersättigung eines Einzelsinnes nicht so leicht stattfinden. Wenn man dem Kinde kurze Zeit Sachen vorgezeigt hat, mag es mit frischer Lust singen, oder wenn es dem Lehrer etwas erzählt oder eine Erzählung gehört hat, mag es gern etwas zusammensetzen, eine Handarbeit machen ꝛc. Uebrigens verlangt, wie sich versteht, das Bedürfniß der Körperbewegung beim Kinde gegenüber jeder Art geistigen Unterrichts immer die erste Berücksichtigung; körperliche Uebungen oder mit körperlichen Uebungen verbundene geistige Anregungen sollen daher bei dem Wechsel am häufigsten in der Reihe sein.

Die geistige Selbstthätigkeit des Kindes, das lebendige Selbstlernen im Gegensatz zum todten Gelehrtwerden, ist noch als eine Anleitung des Kindes zur Arbeit sehr wichtig. Wir wissen, welchen Werth für den Menschen die Arbeit hat: sie ist gleichsam die thatsächliche sittliche Freiheit. Was aber für den

Erwachsenen die Arbeit, ist für das Kind die kindliche Thätigkeit, bestehe sie im Spielen oder in irgend welchem körperlichen oder geistigen Thun. So lange das Kind thätig ist, ist es gut, froh, glücklich. Ist es ohne Thätigkeit, so wird es unzufrieden, „unartig", unglücklich. Weil das Thätigsein des Kindes seine Arbeit ist, und weil das Arbeiten ein Können ist, welches durch Uebung erlernt werden muß, so erziehen wir das Kind zur Arbeit oder unterrichten es im Arbeiten, indem wir für seine fortwährende Thätigkeit Sorge tragen.

23.

Indem ich von der Erziehung, besonders der frühen Erziehung spreche, wie sie als der praktische Theil der Naturlehre des Geistes sich darstellt, kann ich nicht umhin, einen Mann zu nennen, welcher, ohne jene Lehre in ihren Thatsachen zu kennen, mit genialem Blick ihre tiefen Wahrheiten erkannte und dadurch sehr segensreich für die Erziehung des Kindes gewirkt hat: es ist Friedrich Fröbel. Statt selbst über die Fröbel'sche Erziehungsweise einige Worte zu sagen, erlaube ich mir ein Blatt „Friedrich Fröbel's Kindergärten" (gedruckt in Meiningen und K—l. D. Sch. unterzeichnet), welches den Geist der Fröbel'schen Erziehungsweise sehr gut andeutet, hier wiederzugeben.

„Den folgenden Bildern aus meinem Kindergarten, die ich Ihnen zu geben versprochen, erlauben Sie mir einige Bemerkungen über die Kindergärten im Allgemeinen vorauszuschicken.

Den Kindergärten entgegen wirken hauptsächlich noch drei Vorurtheile. Zunächst meint man, der Kindergarten entwende das Kind in einem zu frühen Alter der Mutter. Dann: er berücksichtige nicht genug die Individualität, und drittens fürchtet man, der Kindergarten bilde Demokraten.

Was den ersten Vorwurf betrifft, so sollen die Kinder nicht der Mutter entzogen werden, sondern einer selbst unerzogenen Wärterin oder einer Bonne ohne pädagogische Einsicht, welcher das Kind in Stunden, wo die Mutter sich nicht seiner anneh-

men kann, überlassen ist. Denn unter allen Verhältnissen kann die Mutter sich nicht ausschließlich ihrem Kinde widmen. Und das Alter, in welchem der Kindergarten das Kind aufnimmt, ist gerade hauptsächlich die Zeit der Charakterbildung, die Zeit, wo die Seele auch den leisesten Eindruck aufnimmt und zurückspiegelt. Das Elternhaus aber, das aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, und dessen Einrichtung nicht einzig nach den Bedürfnissen des Kindes geschaffen sein kann, vermag ihm weder alle nothwendigen Anregungen zu gewähren, noch alle schädlichen Einflüsse fernzuhalten. Der Kindergarten aber umschließt es täglich auf einige Stunden, als eine kleine ideale Welt, wo es nichts sieht und hört, als was seinem Alter angepaßt und für sein Gedeihen berechnet ist, wo das Ganze nur wie für jedes Kind besteht.

Ein Hauptvortheil der Erziehung im Kindergarten ist eben die Gemeinschaft der Kinder; sie ist auch bei den Schulen anerkannt; wie viel wichtiger ist sie aber in jener Zeit der hauptsächlichsten Charakterbildung. Einsam verlebte Kinderjahre werden durch das ganze Leben hindurch in einer bestimmten Einseitigkeit sich kund geben. Die Kinder wirken bei richtiger Leitung gegenseitig anregend und veredelnd auf einander durch die verschiedenen Temperamente, Fähigkeiten und Eigenschaften. Man kann keiner stärkern Einwirkungen auf die Kinder sich bedienen, als die Kinder selbst auf einander üben. Geschwister bieten nicht den vollen Ersatz, theils da in den wenigen Kindern auch weniger Eigenthümlichkeit sich findet, theils da sie seltener in ziemlich gleichem Alter und auf gleicher Entwicklungsstufe sind. Der Kindergarten, diese Welt im Kleinen, führt das Kind sogleich zu seiner Bestimmung ein, das Glied eines geordneten Ganzen zu sein. Wie oft verliert doch ein gut erzogenes Kind, wenn es in die Welt tritt, das Gleichgewicht, weil es nur lernte, allein gut zu sein.

Der zweite Vorwurf — der Kindergarten berücksichtige nicht genug die Individualitäten — wird durch die Sache selbst widerlegt, deren Grundidee eben ist, den Menschen allseitig zu er-

fassen und zu entwickeln. Man schrickt aber zurück, weil nach einem bestimmten „System" verfahren werde, und fürchtet es wie ein Prokrustesbett, in welches jedes Kind gezwängt werden soll. Wenn freilich die bestimmten Beschäftigungsmittel, in welchen der Idee Ausdruck gegeben ist, nur zu einer Mechanik geworden und ihr Geist nicht über dem Ganzen weht, dann freilich ist man im Recht, und von vornherein konnte man wohl in einer deutschen Einrichtung fürchten, daß Theorie und Ausführung gerade entgegengesetzter Natur seien. Aber, daß dieser deutsche Fehler vermieden und das äußere Wesen der getreue Ausdruck des Innern werde, dazu soll eben der Kindergarten durch seine ganze Art und Weise mitwirken. Freilich wird er nur mehr oder weniger seinen Zweck erreichen, so weit die Kindergärtnerin selbst von jenem deutschen Fehler sich frei gemacht, und der Gedanke nicht nur als Doktrin in ihrem Kopfe lebt, sondern in ihr zu Fleisch und Blut geworden, so weit sie nicht nur mit jenen gegebenen Formen, sondern durch ihr ganzes inneres Wesen auf die Kinder entwickelnd einwirkt. Indem sie in ihnen das allgemein Menschliche erfaßt, darf sie die Individualität nicht unberücksichtigt lassen.

Der dritte Vorwurf scheint dem zweiten zu widersprechen. Vor dessen Beantwortung müßte man sich erst über den Begriff verständigen. Indem man fürchtet, der Kindergarten bilde Demokraten, kann man doch nicht denken, es würden den Kindern revolutionäre Ansichten beigebracht; das kann doch wohl kein Verständiger glauben, ein Blick auf das ganze Verfahren, die Pflege des Kindlichen, könnte es widerlegen. Oder man kann doch nicht die Anerkennung des innern Menschen, welche in der allseitigen Entwicklung des Kindes liegt, misbilligen? Freilich ist jedes Kind für mich eine Idee Gottes, die zu ergründen und zur Erscheinung zu bringen ich mir als Aufgabe gestellt. Ist das die Demokratie, die man im Kindergarten fürchtet, — ja, dann könnte nur ein Bethlehemitischer Kindermord die Demokratie vertilgen.

Besser aber als alles Theoretisiren sprechen wol gegen diese

Vorurtheile einzelne Beispiele des Verfahrens im Kindergarten und des Erfolges in demselben.

Ich muß voraussenden, daß wir in unserm ganzen Benehmen, gegenüber den Kindern, von dem Gedanken geleitet werden, daß nur gute Kräfte in den Menschen niedergelegt sind, in deren Zusammenwirken seine Bestimmung ruht; daß die in die Erscheinung tretenden Fehler und Gebrechen nur die Folge einer einseitigen Entwicklung sind, und daß, um einen Fehler aufzuheben, man nur dessen Ursache aufzuheben hat. So erkenne ich in der sogenannten Ungezogenheit, dem ausgearteten Uebermuthe, nur einen Ueberschuß Einer Kraft; schon das Wort bezeichnet es: Uebermuth. Die physische Kraft ist der geistigen überwachsen; man gebe ihr eine gute Richtung und Gedanken. Zugleich rufe ich gern eine entwickelte gute Eigenschaft in dem Kinde mir zur Hülfe auf gegen seine Fehler, vorzüglich aber den eignen guten Willen, indem ich das Gute lebendig in ihm mache. So gelang es mir in Kurzem, einen äußerst wilden, unbändigen Knaben, dem eine ruhige Beschäftigung oder ein geordnetes Spiel eine Unmöglichkeit schien, zu bändigen. Sein treues, leicht sich färbendes Gesicht verrieth mir bald ein zu weckendes Rechts- oder Ehrgefühl in ihm. Ich stellte ihn an, mir zu helfen, Recht und Ordnung herstellen, indem ich ihm zeigte, wie ihre Abwesenheit das Ganze störe; ich ließ ihn die im Garten sich verfliegenden Kinder herbeiholen, oder mit Sorge tragen, daß sie an ihren Plätzen blieben, vorzüglich durch eignes gutes Beispiel; daß die Beschäftigungsmittel rein gehalten und gut aus- und eingepackt wurden; ich ließ ihn beim Kommen oder beim Fortgehen voraus gehen, mit dem Auftrage, als Vorbild guten Betragens zu dienen, und es war wahrhaft wunderbar, wie plötzlich das ganze Wesen dieses Knaben gezügelt war. Mit wahrhafter Begeisterung hielt er sich im Zaume, und diese Begeisterung übertrug er auch zugleich auf mich; meinen Augen lauschte er wirklich ab, was ich von ihm wünschte. Ich bin öfters gefragt worden, welcher Zauber die Kinder so rasch an mich fessele und sie zum Gehorsam zwinge, ohne daß ich sie in Furcht und Strenge halte?

Mein unerschütterlicher Glaube an das Gute in ihnen ist es! und indem ich es ihnen zum eignen Gefühl und zur Erscheinung bringe, werden sie mir dankbar und liebreich.

Ein einziger Knabe machte mir wirklich einen Monat Sorge: er schien förmlich Freude daran zu finden, andere Kinder zu quälen; er stach und kniff sie heimlich, wenn sie ganz ruhig und unbekümmert da saßen. Dabei war ihm wie ein böses Gewissen ins Gesicht geschrieben, und mir ging er möglichst aus dem Wege. Natürlich konnte ich solche Uebelthaten an andern Kindern nicht ohne Vorwürfe hingehen lassen, ich wußte aber wohl, daß diese nur die andern Kinder beschützten, aber den häßlichen Trieb in ihm nicht aufhoben, nur sein verstecktes Wesen noch begünstigten. Ich suchte mir baldigst über die Ursache seines Wesens klar zu werden. Ich bemerkte, daß er für sein Alter sehr unentwickelt, geistig ganz zurückgeblieben war; nun verstand ich sein Wesen. Die Körperkraft hatte sich auch einseitig entwickelt, und wirkte nun ohne Gemüth und ohne Verstand; die Strafen aber, die sein Wesen ihm zugezogen, hatten ihm nur Hinterlist gelehrt. Meine Aufgabe war nun: sein Gemüth zu erwärmen und Verstand in ihm zu erwecken; ich zog ihn in meine Nähe, ich heftete mein Auge auf ihn, wenn ich etwas erklärte; wenn ich Bilder herumzeigte, wies ich sie ihm zuerst, ich fragte ihn zuerst bei den Bewegungsspielen, ob er mit unter den Darstellenden sein wolle; das gab ihm, der wahrscheinlich schon lange nur an Strafen und Zurücksetzung gewöhnt war, den Eindruck einer Bevorzugung von meiner Seite, und frischte zugleich immer seine Aufmerksamkeit an. Es währte nicht lange, daß er mich nicht mehr mied, sondern mich innigst liebte, und indem sein Gemüth warm wurde und zugleich Interesse in ihm rege, hörten von selbst jene kleinen Bosheiten auf. Sein Gesicht klärte sich förmlich auf.

Mit einem häßlichen Ausdruck im Gesichtchen hatte ich noch ein kleines Mädchen; es war der Ausdruck einer entschieden rohen Sinnlichkeit; dabei war sie heftig, leidenschaftlich in allen Aeußerungen, und zeigte für jeden Gegenstand entweder eine ungebän-

digte Neigung oder Abneigung. Auf das Essen hatte sie eine wahrhaft wilde Gier; wenn ihr das Frühstücken einfiel und es wurde ihr noch verweigert, wollte sie sich oder ein anderes Kind beißen. Sie mußte gezwungen werden, ihr Wesen zu zügeln; aber das allein hätte sie nicht kultivirt, wenigstens nicht ihr Gefühl, wenn auch ihre Manieren. Ihr Wesen war durch eine sehr lebendige und ungezügelte Phantasie veranlaßt und es galt nur, diese in eine angemessene Bahn zu lenken, indem künstlerische Elemente in ihr geweckt wurden; ich fand und regte besonders Lust und Talent zum Bauen in ihr an, wie zu ähnlichen kleinen Beschäftigungen; sie wird später mit Geschick zeichnen. Vorzüglich suchte ich sie zu eigenen Erfindungen aufzumuntern, indem ich zugleich den Schönheitssinn in ihr anregte. So wurde ihre Phantasie gebildet und gefesselt, indem sie doch zugleich den Raum gewann, sich frisch auszuleben. Die Entwicklung der geordneten Produktionskraft und des ästhetischen Gefühles ist der Weg zum moralischen Menschen. Das kleine Mädchen wurde gesitteter in ihrem ganzen Wesen und auch ihre Züge gewannen einen edleren Ausdruck. — Auch bei einem Knaben habe ich Rohheit, wenn auch in anderer Form, durch künstlerische Einwirkungen bezwungen. Er fand nur Vergnügen im Schreien und Toben; ich bemühte mich, auch in ihm das ästhetische Gefühl zu wecken, besonders durch Gesang, indem ich ihm denselben vorzüglich lieb zu machen suchte, ebenso durch Bauen, Zeichnen u. s. w., durch symmetrische Figuren ihn überall auf das Schöne aufmerksam machte, und so währte es nicht lange, daß ihm das Schreien und alles rohe Durcheinander zuwider wurde.

So bietet der Kindergarten die Mittel zu den verschiedensten Anregungen und je nach den Bedürfnissen kann man sie stärker oder geringer einwirken lassen. Aber zu der Einwirkung auf den Einzelnen dienen die Darstellungen der Anderen. Das von einem Kinde Geleistete wirkt am lebendigsten wieder auf ein Kind. So gelingt es mir immer mehr, bei einem Knaben, der in seinem Thun sehr gedankenlos war, indem ich bei allen Beschäftigungen seine Aufmerksamkeit auf die phantasiereichsten

Kinder lenke, Phantasie in ihm selbst zu wecken. Zugleich litt er an Vertrauen zu sich selbst; aber das Beispiel an andern Kindern, daß sie etwas leisten können, gibt ihm mehr Muth und Willenskraft.

Ich lasse immer die Kinder erst spielen und sich beschäftigen, wenn ich ihre Lust dazu angeregt; ich suche immer gleichsam ihre eigenen Wünsche zu befriedigen. So strafe ich sie auch fast nur mit ihrem eigenen Verlangen; z. B. habe ich einem Knaben Lust zur Beschäftigung eingeflößt, indem ich, wenn er gern träge war, ihn der Beschäftigung ganz entzog und der Trägheit und Langeweile preisgab. Ich halte es für das größte Verderben, wenn die Kinder in den Schulen durch Nacharbeiten gestraft werden; wie kann ihnen die Arbeit zum Genuß werden, wenn sie sie als Strafe kennen gelernt? So wie sie aber der Unbeschäftigtheit als Strafe anheim gegeben werden, lernen sie sie verabscheuen und sich ihrer schämen. Natürlich aber werde ich Schlaffheit, die aus Schwächlichkeit hervorgeht, nicht mit Trägheit verwechseln und mich hüten, anstatt Regsamkeit krankhafte Aufregung hervorzurufen.

Es haben nur ein paar Fälle stattgefunden, wo ich mit wirklicher Strenge verfahren bin. Die Kinder mit entschiedenen Charakteren sind am schwersten zu fesseln, sie stoßen das Neue als solches zunächst zurück und hängen am Schlendrian. Ich freue mich aber viel mehr der Kinder, die in den ersten Tagen dem Kindergarten entgegenstreben, als derer, die mit Enthusiasmus sogleich eintreten; jene werden die tüchtigeren. So ging ein noch ziemlich kleiner Knabe, energisch in seinen Formen wie in allen Bewegungen, immerfort seinen eigenen Weg im Kindergarten, keine unserer Beschäftigungen rührte ihn; ich richtete aber auch keine unmittelbare Aufforderung an ihn, bis er Zeit gehabt hatte, sich zu gewöhnen und sein Widerstand Eigensinn wurde. Da hielt ich ihn einmal bei einer besonderen Widersetzlichkeit so lange in einer Ecke gefangen, bis er sich bereit erklärte, zu thun, was ich von ihm verlangte, was erst nach unzähligen abschlägigen Antworten geschah. Von diesem Moment

an hat dieser Knabe nie wieder eine Spur von Ungehorsam gezeigt, er ist der eifrigste von Allen, und noch dazu liebt er mich unbeschreiblich seit jener Scene. Solche Charaktere gewinnt man nur, indem man sich ihnen stärker zeigt, als sie selbst sind; aber man hüte sich, zu früh, wenn ihr Widerstand noch in ihrer ursprünglichen Natur begründet ist, mit Strenge einzuschreiten, dann wird man nie einen wohlthätigen Einfluß auf sie üben, denn sie haben den Eindruck einer Ungerechtigkeit empfangen.

Ein anderer Fall, wo ich Strenge anwenden mußte, war bei einem Knaben ganz entgegengesetzter Art; es war eine ganz entschiedene Künstlernatur, der es so schwer wird, mit ihrer reichen Phantasie und dem Ueberströmen eigener Einfälle und Gedanken sich an Gesetz und Ordnung zu knüpfen, und welche so leicht nicht nur in die Gefahr der Charakterlosigkeit geräth, sondern auch in die, mit dem ganzen Wesen sich zu verflüchtigen. Man muß mit solchem Kinde genau die Mitte halten, um auch nicht Charakter auf Kosten des Genies zu erreichen. Ich überließ ihn erst einige Zeit seinen eigenen Ideen und es war wirklich reizend, ihn in seiner ganzen Unmittelbarkeit anzuschauen: er nimmt gern an Spielen Theil, die irgend eine künstlerische Form haben, aber unwillkürlich trifft er überall Abänderungen, es ist ihm gar nicht möglich, sich ganz in fremden Gedanken zu bewegen, er muß überall eigene hinzufügen, die fremden dienen ihm nie zur Unterhaltung, nur zur Anregung eigener. Hier lasse ich ihn stets gewähren, es hieße die Produktivität unterdrücken, wollte ich ihn hier an das fremde Wort binden, doch seine Freiheit muß genau ihre Grenzen haben: da nämlich, wo den Gehorsam nicht Gedanken ersetzen, sondern Laune und Eigenwille eintritt, gegen den gerade bei diesen, obgleich ganz weichen Naturen, nicht mit freundlichem Zureden zu wirken ist, eben weil sie vermöge ihrer Produktivität nicht gern fremden Gedanken folgen. Ich wartete aber wohl ab, bis ich der Liebe dieses Kindes ganz sicher war, ehe ich mit Strenge gegen seine Launen einschritt, denn diese Naturen sind wie Mimosen, sie schrecken zusammen bei jeder Berührung; indem er mich aber liebte, war

er auch von meiner Liebe noch durch die Strenge überzeugt und so fühlte er dabei keine rauhe Hand.

Wird man nicht fragen, ob mein Benehmen nicht oft den Eindruck der Ungerechtigkeit macht, da die Kinder es doch einander gegenüber ungleich finden müssen? O nein! Vielmehr lehrt ihnen ihr noch unverdorbenes unmittelbares Gefühl, daß in dieser scheinbaren Ungerechtigkeit die strengste Gerechtigkeit waltet, indem nicht für bestimmte Vergehen ein für allemal dieselbe Strafe stattfindet, sondern diese nach der individuellen Zurechnungsfähigkeit sich richtet. Indem ich an jedes Kind die Forderungen seiner Natur gemäß stelle, fühlen sich alle von mir verstanden. Und wem kann es ein heißeres Bedürfniß sein, verstanden zu werden, als gerade dem Kinde, das sich selbst noch nicht klar ist? Daher gibt es auch keine Heimlichkeit unter ihnen mir gegenüber. Uebrigens führe ich die Kinder auch selbst, so weit es in den Bereich ihrer Begriffe reicht, mit ein in das Verständniß eines für das andere, ich zeige ihnen die Schwäche des Einen und lasse sie in ihrem Gefühle Milde mit mir üben und zeige ihnen die Kräfte Anderer, und lasse sie meine Ansprüche mit erkennen. Gern bin ich ihnen überhaupt klar, es stellt sie mir näher: so verlange ich fast nie blinden Gehorsam, er bildet auch nur Gedankenlosigkeit, sondern erkläre ihnen das Warum meiner Verlangen, und wo sie es nicht verstehen können, fordere ich erst Gehorsam, wenn sie mich schon lieb haben und mir etwas zu Liebe thun können.

Was aber weiter das Verhältniß der Kinder zu einander betrifft, so wehre ich ihnen nicht, wie es gewöhnlich in den Schulen der Fall ist, daß eines das andere unterstütze, sondern fordere sie dazu auf; die ganze Welt besteht ja aus den Unterstützungen, die Einer dem Andern leistet, — hingegen leisten sie sich nicht heimlich Hülfe; sie fordern sich aber selbst auf, auf eigenen Füßen zu stehen, und nehmen gegenseitig Antheil an ihren Leistungen. So regen sie sich zur Thätigkeit an. Indem fast Alles gemeinschaftliche Angelegenheit wird, verbreitet sich auch über den Kindergarten immer mehr Gemüthlichkeit, und sie

ist großen Theils mit der Zauber, den er über die Kinder übt. — Wird sie das aber der Mutter nicht entwenden? Indem ihr Gemüth erwärmt und entwickelt wird, kann es auch nur der Mutter noch mehr zugewendet werden, und es gehört mit zu den Gesetzen des Kindergartens, das Herz der Kinder für die Liebe der Eltern dankbar und empfänglich zu stimmen. Wir streben gleichsam eine Familie zu bilden, um die Familie dem Kinde immer theurer zu machen.

Es ist wunderbar zu schauen, welche Veränderung in das freie Spiel der Kinder tritt. Im Anfange, in ihrer freien Zeit, toben sie nur wüst und vereinzelt umher, jedes eigener Laune folgend; bald aber kommen Gedanken in ihre Spiele und sie vereinigen sich, sie geben den Egoismus auf, um zu einem Ganzen zu gelangen. Wie der Egoismus den Kindern überhaupt bei dieser Gemeinsamkeit verschwindet, davon habe ich schöne Beispiele erlebt, wie denn von Tag zu Tag mehr sittliches Streben in ihnen rege wird. So gibt es auch keine Verheimlichung eines Vergehens bei uns, indem keine Furcht die Kleinen irgend mir fern hält; sie kommen und klagen mir es gleichsam, wenn sie etwas begangen, damit ihnen das Herz wieder leicht werde, indem ich es ihnen verzeihe und ihnen Muth zu sich selbst zurückgebe, indem ich für die Zukunft an ihren guten Willen und ihre Kraft appellire. Es ist wirklich rührend, wie schon nach wenigen Tagen die Kinder mir am Morgen mit der freudigen Versicherung entgegenkommen: sie wollen gut sein. Alle Talente, alle Bildung gelten mir nirgends als Zweck, sondern als Mittel zur Sittlichkeit. Dieses Gefühl athmet auch in meinen Kindern, und mit jedem Tage singen sie ihr kleines frommes Morgenlied mit mehr Andacht, mit sichtlicherer Erhebung. Es taucht auch zuweilen das Vorurtheil auf: der Kindergarten sei atheistischer Natur. Man muß nur die Kinder ihr Morgenlied singen hören und man wird den Irrthum erkennen. Uebrigens, ist ein Kindergarten auch äußerlich nach Fr. Fröbel's Vorschrift ausgestattet, so schmückt ihn das bekannte Bild, wo Christus die Kinder um sich versammelt mit dem Spruche: „Lasset die Kindlein zu

mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.""

Wie schön hat die Verfasserin in diesen kurzen Zügen, indem sie in Fröbel's Geiste von ihrem Kindergarten spricht, den Geist einer wahren Erziehung des Kindes gezeichnet. Wir können Fröbel wegen des tiefen Blickes, den er in die menschliche Natur gethan, unsere Bewunderung nicht versagen. Bei näherer Betrachtung seiner Erziehungsweise könnte man oft glauben er müsse die Naturlehre des Geistes gekannt haben, wenn seine Unbekanntschaft mit derselben nicht aus Anderem hervorginge. Fröbel hat die wesentliche Einheit von Erziehung und Unterricht nicht nur klar erkannt, sondern auch diese große Wahrheit durch kindliche Beschäftigungen und Spiele, die er mit reicher Phantasie und tiefem Gemüth ausdachte, für die Erziehung des Kindes lebendig gemacht. Ich kann hierauf natürlich nicht näher eingehen, auch die Verfasserin der obigen Zeilen hat hierüber keine näheren Andeutungen gegeben. Allein jeder Erzieher und jede Erzieherin sollte gründliche Kenntniß von dieser Sache nehmen. Es versteht sich, daß der sogenannte Kindergarten nicht das Wesen, sondern nur die äußere Einkleidung der Fröbel'schen Erziehungsweise ist. Der Kindergarten ist jedes Haus, jede Familie, wo eine Zahl von Kindern in Fröbel's Geist mit Hilfe seiner Beschäftigungen und Spiele erzogen wird.

Da Fröbel die Naturlehre des Geistes nicht kannte, so konnte er trotz seiner tiefen Kenntniß der kindlichen Natur manche Einseitigkeiten in seiner Erziehungsweise nicht vermeiden. Die Entwicklung der meisten Geisteskräfte ist von ihm wohl berücksichtigt, aber auf einige derselben auch legt er zu wenig, auf andere zu viel Gewicht. Unter den Gemüthssinnen ist der Sinn der Religiosität von ihm zu wenig beachtet. Es fehlt gerade für diesen wichtigen Sinn die entsprechende Anregung des kindlichen Gemüths. Man hat Fröbeln dies auch von andrer Seite zum Vorwurf gemacht. Unsere Verfasserin meint zwar, das Kind singe mit Andacht sein Morgenlied. Allein das Singen ist für das Kind nur eine allgemeine Gefühlsanregung.

Die Andacht ist aber ein **besonderes** Gefühl, für welches Fröbel auch, wie für andere Gefühle, ein besonderes Symbol geben mußte, zumal da dies so leicht war, so nahe lag. Den Gelegenheiten angepaßte, das Gemüth des Kindes anregende Hinweisungen auf Gottes Größe und Allmacht, und täglich einige Worte des Gebets mit den Kindern und aus ihrem Herzen unter den äußeren Zeichen der Andacht gesprochen, ist hinreichend. Zuviel soll nicht und darf nicht gegeben werden; ein Verstandesunterricht z. B. in der Religion, — eine Anregung der Denkkräfte in ihrer Beziehung zum religiösen Gefühl, — wäre beim Kinde sogar unmöglich. Wenn in der Familie eine Anregung des religiösen Gefühls stattfindet, so darf diese im Kindergarten nicht fehlen, eben da dieser die große Idee der Einheit von Erziehung und Unterricht lebendig machen soll. Unter den Verstandessinnen hat Fröbel zu viel den Formensinn und den Bausinn, zu wenig den Gegenstandsinn, welcher beim Kinde jenen Sinnen weit voransteht, berücksichtigt. Das Kind braucht zur geistigen Nahrung zuerst die Dinge selbst in ihrer großen Zahl und Mannichfaltigkeit, und dann erst die Formen und das Schaffen mit den Dingen. Es müßten also in einem Kindergarten Sammlungen von passenden Dingen aller möglichen Art aus dem Gebiete der Natur und der Kunst, von Thieren aller Gattungen, Mineralien u. s. w. angelegt und den Kindern davon immer etwas vorgezeigt werden; jeden Tag müßten die Kinder etwas ihnen Interessantes sehen. Dies steht als erster naturgemäßer Unterricht des Kindes obenan. (Die Bilder der Sachen ersetzen in keiner Weise die Sachen selbst.)

Alle Verbesserungen oder Ergänzungen, welche die Fröbel'sche Erziehungsweise bedarf, wird sie durch die Naturlehre des Geistes erhalten, oder jene Erziehungsweise wird mit Allem, was sie Vorzügliches bietet, sich von selbst der Erziehung, wie sie aus der Naturlehre des Geistes hervorgeht, einreihen. Wenn wir jedoch die beiden Erziehungsweisen vergleichend einander gegenüberstellen, so ist zwischen ihnen, auch abgesehen von den Fehlern oder Mängeln der Fröbel'schen Erziehungs-

weise, ein sehr großer praktischer Unterschied. Indem nämlich Fröbel zwar der geniale Schöpfer seiner Erziehungsweise, nicht aber deren Träger ist und sein kann, weil er sein Genie, seinen großen Blick in die kindliche Natur nicht Andern übertragen konnte, so hat sein Kindergarten, weil ihm oft sein Geist fehlt, weil Kindergärtnerinnen von dem Geist und Gemüth, wie unsere Verfasserin, selten sind, in der Praxis lange nicht den Werth, wie in der Theorie. Bei andern Reformatoren der Erziehung oder des Unterrichts, wie z. B. bei Pestalozzi, haben wir Aehnliches gesehen. Nur in geistig höher stehenden Lehrern wurde die Pestalozzi'sche Unterrichtsmethode lebendig; bei mittelmäßig Begabten blieb von ihr oft nur die Form übrig. Ganz anders bei der Erziehungsweise, wie sie aus der Naturlehre des Geistes sich als die wahre ergibt. In dieser Wissenschaft sind eben die von genialen Geistern nur geahnten Wahrheiten als klar erkannte und allgemein zu erkennende Thatsachen zu Tag getreten, sind Jedermanns, auch des minder Begabten geistiges Eigenthum geworden, machen gleichsam Jedermann, insofern es auf die klare Erkenntniß dieser Wahrheiten ankommt, zum Genie. Mit der Kenntniß der Naturlehre des Geistes wird kein Erzieher mehr in Einseitigkeiten verfallen oder sich in bloßen Formen bewegen, weil die Gründe für die richtige Erziehungsweise lebendig in Thatsachen vor seinem Auge stehen.

24.

Wir haben im Vorhergehenden die Erziehung des Kindes im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf die sehr große Geburtsverschiedenheit der Menschen in's Auge gefaßt. Allein obwol zufolge dieser Verschiedenheit die Erziehung jedes Kindes eine besondere ist, so genügen doch zum richtigen Verständniß auch jeder besonderen Erziehung schon die obigen allgemeinen Erziehungsgesetze. Die Aufgabe der Erziehung, das Kind zur sittlichen Freiheit, zur richtigen Leitung seiner niederen Sinne durch seine höheren heranzubilden, erfordert nach der Eigenthümlichkeit des Kindes bald nach dieser, bald nach jener Seite hin eine

besondere Sorgfalt, indem bald irgend ein niederer Sinn sehr stark, bald irgend ein höherer sehr schwach ist, und so die Leitung der niederen Sinne durch die höheren bald diese, bald jene Schwierigkeit darbietet. Allein da unsere Erziehungslehre in ihren allgemeinen Gesetzen schon die einzelnen Fälle umfaßt, indem jene Gesetze eben nur aus diesen Fällen abgeleitet sind, so ergibt sich das Verständniß dieser Einzelfälle aus jenen Gesetzen von selbst.

Der Unterschied unter den Kindern in Betreff der Schwierigkeit der Erziehung ist sehr groß. Einige wenige Kinder sind von Natur so vorzüglich gebildet, daß ihre Erziehung fast keinerlei Schwierigkeit darbietet, fast keinerlei Sorgfalt erfordert. Die meisten Kinder haben eine ziemlich gute Bildung, sie gedeihen sittlich besser oder weniger gut, ihr Geist nimmt eine Richtung mehr nach oben oder mehr nach unten, je nachdem ihre Erziehung eine mehr oder minder günstige ist. Noch andere wenige Kinder endlich haben von Natur eine sehr üble, niedere Geistesbildung, ihre Erziehung bietet sehr große Schwierigkeiten dar, erfordert die äußerste Sorgfalt (S. 502 f.) *) Zu den Fällen dieser letzteren Art kann man in Betreff der Schwierigkeit der Erziehung auch solche Kinder zählen, welche in ihrer Geistesbildung etwas Ungewöhnliches, dem Erzieher schwer Verständliches haben.

---

*) Einige Wiederholungen, welche sich, wie die obige, in diesem Aufsatz finden, sind zur besseren Verständlichkeit der Sache, auch wol zur Bequemlichkeit des Lesers gemacht. Dasselbe gilt von einigen Wiederholungen in den verschiedenen Aufsätzen des vorliegenden Werkes überhaupt, welche hauptsächlich durch die beabsichtigte Selbstständigkeit und Selbstverständlichkeit der einzelnen Aufsätze veranlaßt sind. Mehr Anstoß vielleicht, als diese Wiederholungen, möchten bei manchen Lesern einige Veränderungen geben. Der zuletzt sogenannte Sinn der Verehrung wurde zuerst Sinn der Ehrerbietung oder Ehrfurcht, dann Sinn der Veneration genannt. Den früher und allgemein sonst sogenannten Zerstörungssinn habe ich zuletzt Thätigkeitssinn genannt, eine Benennung, die doch nur mangelhaft ist, während das Wort Zerstörungssinn hier ein unrichtiges ist. Die Naturlehre des Geistes, so stark sie im Ganzen in der Sache ist, so schwach ist sie in den gewählten Namen der von ihr aufgefundenen inneren Sinne.

Solche Kinder sind vielleicht nicht ungünstig gebildet, aber ihre unverstandenen Eigenthümlichkeiten müssen insofern die Erziehung erschweren, als die gründliche Kenntniß des kindlichen Charakters von Seiten des Erziehers die erste Bedingung einer gedeihlichen Erziehung ist. Solche Kinder werden ziemlich häufig gefunden.

In allen schwierigen Fällen der Erziehung, besonders in den Fällen der letztgenannten Art, findet die Erziehung eine große Unterstützung in der Gehirnlehre. Denn da das Gehirn das Gesammtorgan aller inneren Sinne des Menschen ist und in der Größe seiner einzelnen Theile von der Stärke der einzelnen Sinne Kunde gibt, so erhalten wir durch die Gehirnlehre Aufschuß über die wahren Charakterzüge des Kindes und so den Schlüssel zu allen seinen Eigenthümlichkeiten. (Ausführliches hierüber s. oben S. 314 ff.)

Hier liegt die (oben noch nicht erörterte) Frage nahe, ob, wenn der Geist durch die Erziehung einen verändernden Einfluß erfährt, auch das Gehirn ein diesem Einfluß entsprechendes verändertes Wachsthum zeige, oder ob vielmehr die Größenverhältnisse des Gehirns in allen seinen Theilen von Geburt aus fest vorausbestimmt seien. Die Antwort auf diese Frage ist diese. Das Gehirn als Theil des Körpers unterliegt allen körperlichen Gesetzen. Die Uebung des Gehirns ist also im Wesen ganz dieselbe und hat dieselben Folgen, wie die Uebung des übrigen Körpers. Zwar hat z. B. die Uebung oder Bewegung der äußeren Körperglieder sichtbar einen viel weiteren Umfang, als die des Gehirns, aber schon z. B. die Uebung oder Bewegung der Lunge ist in dieser Beziehung der Uebung oder Bewegung des Gehirns ähnlich. Daß die Uebung des Gehirns eine Bewegung desselben ist, versteht sich von selbst, so wie wir uns auch die Thätigkeit des Geistes nur als eine Bewegung desselben denken können. Wir bewegen also das Gehirn, indem wir wollen oder fühlen oder denken, gerade so wie wir den Fuß bewegen, indem wir gehen. Man hat bei Schädelverletzungen, wenn das Gehirn bloß lag, Beobachtungen über diese Bewegung gemacht. Wenn der Kranke schlief oder geistig ruhig war, zeigte

das Gehirn keine Bewegung, war er aber geistig aufgeregt, so sah man eine gewisse besondere Bewegung des Gehirns. Wenn wir angestrengt nachdenken, so fühlen wir, sind wir anders auf uns aufmerksam, daß dieses Nachdenken im Vorderkopf an der obern Stirne geschieht; wir fühlen dabei uns körperlich warm werden, das Blut uns nach dem Kopfe strömen, und bei fortgesetzter Anstrengung des Denkens kann sich dieses Gefühl bis zum Kopfschmerz steigern. Wenn wir das Gehirn in diesem Zustand sehen könnten, so würde es gewiß eine körperlich sichtbare Bewegung zeigen. Daß nun aber diese Bewegung des Gehirns, welche eine größere Blutzuströmung zur Folge hat, auch eine stärkere Ernährung desselben zur Folge haben wird und muß, ergibt sich von selbst. Also ist — um auf die obige Frage zurückzukommen — das Größenverhältniß des Gehirns und seiner einzelnen Theile so wenig von Geburt aus unabänderlich fest bestimmt, als das Größenverhältniß des übrigen Körpers und seiner Theile und Glieder. (Ueber das richtige Maß der Bewegung oder Uebung des Gehirns s. S. 49 f. Ueber den Spielraum der möglichen Veränderung des Gehirns durch Uebung gegenüber dem natürlichen Größenverhältnisse s. oben (5). Ueber den Schädelknochen und sein Verhältniß zum wachsenden Gehirn s. S. 51.)

Die Uebung oder Bewegung des Gehirns unterstützt nicht blos in dieser Weise die Ernährung und ist so zugleich eine Bedingung der Kraftsteigerung, (s. oben 2.), sondern die Uebung oder Bewegung (sowol des Körpers als des Geistes) hat auch einen selbstständigen Werth, indem sie die Bedingung der (körperlichen und der geistigen) Bildung ist, oder, wie man sagen kann, indem die Bildung in der Uebung besteht, Uebung und Bildung Eins sind. Wenn wir eine körperliche Bewegung zum ersten Mal machen, so kostet uns dieselbe vielleicht einige Anstrengung; wiederholen wir sie, so wird sie leichter und leichter, bis sie bei lange fortgesetzter Wiederholung fast ohne alle Kraftanstrengung geschehen, fast zur unwillkürlichen werden kann. Beim Klavierspiel z. B. bedarf es zwar einestheils der Kraft

als solcher, aber anderntheils vorzüglich auch der Uebung oder der Bildung der Kraft. Vom Geiste gilt ganz dasselbe. Es bedarf zu allen geistigen Thätigkeiten vor Allem der Kraft, aber diese Kraft wird desto mehr leisten, je mehr sie durch Wiederholung der Thätigkeit geübt, gebildet ist. Diese Uebung oder Bildung nennen wir auch Gewohnheit. Die bekannte und viel berufene, doch aber für die Erziehung lange nicht genug benutzte Macht der Gewohnheit ist nichts anderes, als die Macht der Uebung oder der Bildung. Die ganze Erziehung beruht daher neben der Kraftsteigerung auf der Gewohnheit. Wie das Laster, so ist die Tugend, und sie soll eine Gewohnheit sein. Das Gesetz der Gewohnheit ist, wie aus dem Gesagten erhellt, daß jedes (körperliche und geistige) Thun das folgende gleiche Thun erleichtert, und das folgende entgegengesetzte Thun erschwert. Erzieher, in diesen Worten ist deine Macht und deine Pflicht ausgesprochen. Wenn du erziehen willst, so erziehe früh. Ueberlasse nicht das erste Thun der Leitung des Zufalls, denn diese Leitung könnte eine falsche sein und eine spätere richtige Leitung könnte dir schwer oder auch unmöglich werden.

25.

Damit ich nicht die Aufgabe überschreite, die ich mir bei dieser kleinen Abhandlung gestellt, die Gesetze der Erziehung als in der Naturlehre des Geistes begründet nachzuweisen, so will ich die Andeutungen über den so reichen Gegenstand nicht zu weit ausdehnen.*) Dem über die Erziehung des kleinen Kindes Gesagten füge ich nur noch wenige Bemerkungen über die weitere Erziehung bei.

---

*) Mit Vergnügen theile ich dem Leser mit, daß unlängst ein umfassendes Werk über die Erziehungslehre als praktischen Theil der Naturlehre des Menschen erschienen ist, worin das von mir Angedeutete eine ausführliche Erörterung gefunden. Das Werk ist: „Buch der Erziehung. Die Gesetze der Erziehung und des Unterrichts, gegründet auf die Naturgesetze des menschlichen Leibes und Geistes. Von Dr. Karl Schmidt. Köthen 1854."

Der Geschlechtssinn erwacht bekanntlich bei den Kindern, bei welchen er sehr groß ist, ungewöhnlich früh. Hier ist die größte Sorgfalt, und früh genug anzuwenden, um für das Kind Unglück zu verhüten. Unablässige Beschäftigung des Kindes, körperliche Bewegung, wenig Morgenschlaf, keine reizenden, erhitzenden Speisen und Getränke.

Dem Kampfsinn, welcher sich beim Knaben früh geltend zu machen pflegt, wehre man nicht zu sehr. Der Knabe möge sich bisweilen raufen; doch lehre man ihn nach der Gerechtigkeit seiner Sache zu fragen. Der wackere Mann soll muthig für das Rechte und Wahre einstehen und kämpfen können. Was beim Knaben körperliches Raufen ist, wird beim Manne geistiger Muth sein.

Noch mehr als der Kampfsinn bedarf der Thätigkeitssinn oder Zerstörungssinn der Leitung beim Knaben, da diese von Natur gewöhnlich erst spät eintritt. Der Knabe ist zerstörungssüchtig, auch grausam z. B. gegen Schmetterlinge. Daher soll der Knabe nicht selbst Sammlungen von Insekten ꝛc. anlegen. Die richtige Leitung des Zerstörungssinnes ist dadurch bezeichnet, daß dieser Sinn im Wesen Thätigkeitssinn ist. Zerstören und Schaffen ist in Bezug auf die dazu führende Geistesthätigkeit Eins und Dasselbe. Das unvernünftige Kind zerstört, der vernünftige Mann schafft. Wer als Kind nicht den Muthwillen des Zerstörens gehabt, wird als Mann der Kraft des Schaffens entbehren. Das Kind muß aber nicht zerstören, es muß nur thätig sein. Wenn das Kind seine Kraft recht früh an richtig geleiteter Thätigkeit sättigen lernt, desto besser.

Um den Eigenthumssinn beim Kinde sich entwickeln, sich „sättigen" zu lassen, gebe man ihm frühzeitig Geld in die Hände. Mit dem Gelde richtig umzugehen ist eine Kunst, welche der Mensch lernen muß. Die Erfahrung zeigt, daß, wenn erwachsene junge Leute plötzlich diese Kunst, ohne sie gelernt zu haben, üben sollen, sie oft darin schlecht bestehen. — Der Eigenthumssinn als solcher bildet zugleich einen Gegenstand des Unterrichts. Mit der Thatsache, daß die Natur diesen Sinn in den

Menschen gelegt, ist allem sogenannten Communismus als einer unnatürlichen, also gänzlich unpraktischen Idee für immer das Urtheil gesprochen. So wie es immer und überall ein Sondereigenthum gegeben hat, so wird es immer und überall ein solches geben. Es ist nicht ganz ohne Bedeutung, daß das, was dem denkenden Menschen noch aus vielen anderen Gründen klar ist, auch dem weniger im Denken Geübten oder weniger dazu Geneigten als eine thatsächliche Naturwahrheit vor Augen tritt.

Wenn die Sorglichkeit von Natur sehr groß ist, so tritt sie beim Kind oft als (unbestimmte) Furcht auf. Auch das schon ältere, verständigere Kind fürchtet sich z. B. im Dunkeln zu sein rc., ohne daß eine falsch geleitete Phantasie (Ammenmärchen rc.) die Ursache hiervon ist. Man schreite hier nicht gewaltsam ein: diese Furcht verliert sich später von selbst. Ist die Sorglichkeit oder Vorsicht beim Kinde sehr klein, so halte man dasselbe, wo es sein kann, nicht von seinen Uebereilungen ab, sondern lasse es selbst deren Folgen erfahren.

Das Selbstgefühl ist die Grundlage der Selbstständigkeit. Der Mensch ist im Leben Das, was er selbst aus sich schafft, er ist sein eigner Schöpfer. Schon das Kind muß dieses Selbstschaffen, dieses Ringen nach seiner richtigen Stellung üben. Und nur das Thätigsein, das Können gibt dem Menschen das richtige Selbstgefühl, welches sich selbst achtet, ohne Andere, die auch selbstständige Glieder in der großen Kette der menschlichen Thätigkeit sind, zu verachten. Das Selbstgefühl des bloßen Wissens ist oft ein falsches, wird oft Eigendünkel.

Die Beifallsliebe, der Ehrgeiz des Kindes erhält von manchen Eltern vorzugsweise eine Richtung nach Außen: das Kind wird angeleitet, im äußeren Schein, in schönen Kleidern, in wohlgesetzten Worten, in einer richtigen Verbeugung rc. sein Lob zu suchen und zu finden. Andere Eltern weisen das Kind frühe auf den inneren, wahren Werth des Menschen hin, auf das Lob der edlen Gesinnungen und Handlungen. Da die Beifallsliebe eine große Rolle im Geistesleben des Men-

schen spielt, so ist es wichtig, welche Richtung sie beim Kinde erhält.

Die Gewissenhaftigkeit ist als die Vertreterin der Harmonie der sämmtlichen Sinne die höchste und zugleich die geringste menschliche Tugend. Man lehre das Kind, in allen Beziehungen wenigstens gewissenhaft zu sein, seinen Pflichten der Gerechtigkeit nachzukommen. Es gibt sogenannte gute Menschen, deren Gutheit wenig sittlichen Werth hat und nur Schwäche ist, weil sie nicht einmal gerecht zu sein wissen.

Der Sinn der Verehrung oder Religiosität ist ein Sinn der Gemüthswelt, ein Gefühl. Was wir gewöhnlich Religiosität nennen, hat eine doppelte Grundlage, beruht theils auf diesem Gefühl, theils auf der Denkkraft, doch weit mehr auf dem ersteren, als auf der letzteren, weil diese als solche doch die Gottheit nicht erfassen kann und so nur gleichsam die negative Aufgabe hat, unverständige Begriffe von der Gottheit in der Religion nicht aufzunehmen. Die Erziehung zur Religion ist demzufolge eine doppelte, eine Religionserziehung und ein Religionsunterricht. Die erstere besteht in der Anregung und Ausbildung des Sinnes der Religiosität als eines Gefühlssinnes. Gefühl kann nur durch Gefühl angeregt werden, und hier fast mehr als sonst gilt das Wort, daß nur das zum Herzen spricht, was vom Herzen kommt. Nur der Erzieher daher, in welchem selbst das religiöse Gefühl lebendig ist, kann dasselbe beim Kinde anregen und ausbilden. Der Religionsunterricht als solcher muß eben aus dem obigen Grunde zugleich Religionserziehung, der Verstand muß vom Gefühl getragen sein. Bisweilen suchen Religionslehrer das ihnen fehlende religiöse Gefühl beim Unterricht durch eine andere falsche Wärme zu ersetzen, und fügen so zu dem unwirksamen Religionsunterricht noch einen positiven Nachtheil hinzu. Zwei Fehler hauptsächlich werden in dieser Hinsicht begangen. Einige Religionslehrer bringen den Sinn der Religiosität nicht mit den übrigen höheren Sinnen, mit dem Wohlwollen, der Gewissenhaftigkeit, den Denkkräften 2c., sondern mit den niederen Sinnen, dem

Kampfsinn, dem Zerstörungssinn ꝛc. in Verbindung, indem sie mit Eifer gewisse besondere, von ihnen für wahr gehaltene Lehrsätze als die unbedingt und allein richtigen, und gewisse besondere andere, von Andern für wahr gehaltene Sätze als verfolgungs- und vernichtungswürdig darstellen. Andere Religionslehrer glauben das ihnen fehlende religiöse Gefühl dadurch zu ersetzen oder zu heben, daß sie bei sich selbst und ihren Schülern den Verstand, weil dieser ja das religiöse Gefühl beeinträchtige, auf das allergeringste Maß zu beschränken oder wol ganz zu unterdrücken suchen. Damit ist aber, da das religiöse Gefühl natürlich etwas anderes ist, als die Negation des Verstandes, nichts gewonnen, sondern nur noch mehr verloren. Wol ist eine Religion ohne Gefühl nichtig und werthlos, aber eine Religion ohne Gefühl und ohne Verstand ist weniger, als dieses, kann etwas sehr Schlimmes werden. Diese beiden nicht allzu selten gefundenen, auch wol zusammen vorkommenden Fehler des Religionsunterrichts beeinträchtigen diesen ungemein, schwächen das von Natur vorhandene religiöse Gefühl des Schülers, statt es zu stärken und auszubilden. Lehrer der Religion, dein Beruf ist ein heiliger, du stehst an Christi Stelle: lehre wie er gelehrt, lehre so, als ob noch Niemand seine Lehre kenne, und du zuerst der Menschheit das Evangelium verkünden sollest. Kennst du den Zauber, durch welchen dieses die geistig höchststehenden Völker der Erde sich gewann und noch alle Völker gewinnen wird? Der Zauber ist, daß es mit allen Gemüthssinnen und Verstandessinnen des Menschen so wundervoll zusammenstimmt. Jedem Menschen sagt ebenso der kalte Verstand wie das warme Gefühl, daß, wenn alle Menschen der Lehre Christi nachlebten, alle in diesem Leben glücklich und in jenem selig sein würden. Lehre dieses Christenthum, und deine Schüler werden dich segnen und dir nachfolgen. Bleibe ferne jenem sogenannten Christenthum, nach welchem die Menschen, wenn sie ihm nachlebten und nicht glücklicher Weise besser wären, als die Lehre selbst, sich gegenseitig verachten und hassen, in vernichtendem Zwiespalt und Kampf ihr irdisches Dasein hin-

bringen würden. Alle guten Schüler würden sich von dir abwenden und einen andern Lehrer suchen, oder — des Lehrers ganz entbehren.

Der Sinn der Idealität wird häufig bei der Erziehung nicht so, wie er sollte, beachtet. Manche wackere Menschen schätzen wol die Tüchtigkeit und den Edelmuth eines Charakters, aber sie verachten das Schöne, das Ideale in Kunst und Wissenschaft als unnütz, als unpraktisch. Dies ist ein Widerspruch. Ein schönes Bild z. B., ein schönes Gedicht, eine schöne Musik, und eine schöne That sind sich sehr nahe verwandt, entspringen zum Theil einer und derselben geistigen Quelle. Es ist daher für die allgemeine Sittlichkeit des Kindes von großem Werth, wenn es in einer schönen, gefälligen äußeren Umgebung heranwächst. Ein Zeichen, wie sehr z. B. der deutsche Volkscharakter in der neueren Zeit im Allgemeinen sich gehoben, ist der allgemeine Fortschritt, den der Geschmack, der Sinn für das Schöne, gemacht hat. Die Gedichte Schillers, des Vertreters der Idealität unter den Dichtern, finden sich in jedem Hause. Mit dem heutigen Geschmack vergleiche man z. B. den vor hundert Jahren.

Der Sinn der Nachahmung ist, wie schon oben angedeutet, für die Erziehung von besonderem Gewicht. Manche Erzieher pflegen den Kindern gleichsam Predigten darüber zu halten, wie sie handeln, was sie thun und was sie lassen müßten. Dies ist nicht gut. Die Nachahmung, das lebendige Beispiel, erzieht weit mehr, als das todte Wort. Wenn Eltern wollen, daß das Kind gute Lehren empfange, so dürfen sie nur selbst so handeln, wie sie das Kind handeln lehren wollen: es bedarf dann der Predigten nicht. Handeln sie nicht so, so nützen die Predigten nicht und führen nur zu einem gewissen Scheinwesen.

Der Gegenstandsinn hat nicht blos, wie oben angedeutet, beim kleinen Kinde, sondern er behält durch die ganze Jugend seine vorzügliche Berechtigung für die Erziehung oder den Unterricht. Aller Unterricht muß sich zuletzt auf den Gegenstand-

sinn gründen, muß ein objektiver sein. Das Denken, das Vergleichen und Schließen des Menschen wäre werthlos, wenn es ein blos subjektives wäre, wenn ihm der Gegenstand fehlte. Die Vereinigung aller Gegenstände ist die Natur. Alle Wissenschaft ist daher Naturwissenschaft. Die Wissenschaft steht heutzutage hauptsächlich deswegen gegen früher so hoch, weil sie zur Erkenntniß ihrer selbst gekommen, weil sie selbstbewußt Naturwissenschaft geworden ist. Der vollkommenste Gegenstand, das vollkommenste Einzelwesen in der Natur ist der Mensch. Der Mensch als die kleine Welt vereinigt in sich alle Gegenstände der Natur und bildet so die Einheit und die Spitze aller Wissenschaft. Was hier von der Wissenschaft gesagt ist, gilt auch von dem Unterricht, welcher nichts anderes ist, als eine Einführung des Kindes, des Knaben, des Jünglings in die Wissenschaft. Aller Unterricht muß ein naturwissenschaftlicher sein. Von den niederen und einzelnen Naturgegenständen ausgehend und dadurch zum Verständniß der höheren und der vereinigten vorbereitend, schreitet der Unterricht, alle Dinge unter sich selbst und mit dem Mittelpunkte in Verbindung bringend, diesem seinem Mittelpunkte und seiner Spitze — der Menschenlehre zu. Weil das Wesen der Menschennatur die sittliche Freiheit, die Sittlichkeit ist, so fällt in der Menschenlehre der Unterricht mit der Erziehung in Eins zusammen. Bisher ist bekanntlich von jeher ein großer Streit über den höchsten Grundsatz des Unterrichts geführt, sind viele und verschiedene sogenannte Schulpläne aufgestellt worden, indem einige Lehrer den gegenständlichen oder naturwissenschaftlichen, andere den menschlichen oder menschlich bildenden Unterricht mehr hervorhoben. Durch die Naturlehre des Menschen ist dieser aus Einseitigkeit hervorgegangene und zu Einseitigkeiten führende Streit für immer beseitigt.

Der Gestaltsinn wird am besten durch das Zeichnen geübt. Dieses sei hauptsächlich und gleich von Anfang an ein Zeichnen nach der Natur und gehe vom Einfachen zum Zusammengesetzten fort: Krystall, Pflanze, Thier, Mensch. Auch die Gestalten der

Kunstgegenstände lassen sich bekanntlich auf die Formen der niederen oder höheren Naturgegenstände zurückführen. Das Zeichnen hat in unserer Zeit der objektiven Wissenschaften eine weit größere Bedeutung als früher erhalten.

Der Ortsinn wird hauptsächlich durch den Unterricht in der Erdbeschreibung geübt und gebildet. Dieser Unterricht muß mit dem Nächsten und Einfachsten beginnen. Der Schüler zeichne die Grundfläche des Zimmers, in welchem er sich befindet, des Hauses, des Hofs und Gartens, der Stadt, der Umgegend, so weit er kann. Hieran reiht sich, was Andere gesehen und gezeichnet haben, an, die Karte des Bezirks, des Landes, des Erdtheils, der Erde, und hieran die Karte unseres Sonnensystems und des Fixsternhimmels. Mit dem Unterricht in der Erdbeschreibung wird am besten — vor sehr großen und umfassenden Landkarten — der erzählende Unterricht in der Geschichte verbunden.

Die Uebung des Zahlensinnes ist einfacher, als oft geglaubt wird. Alles Rechnen ist Zählen, entweder Zuzählen oder Abzählen. Vermehren ist mehrfaches Zuzählen, Theilen ist mehrfaches Abzählen. Das Kind (der Knabe, Jüngling) lerne, um ein vollkommener Rechner zu werden, vollkommen zählen. Das Zählen beginnt mit dem einfachen Zählen (dem Zählen mit der einfachen Zahl), und steigt nach und nach in dem zusammengesetzten Zählen (in dem Zählen mit zusammengesetzten oder Massenzahlen) höher und höher auf. Das Kind zählt zuerst einfach: 1, 2, 3 .... bis 100 und zurück. Dann folgt das zusammengesetzte Zählen: 2, 4, 6 .... bis 100 und zurück. Und so fort: 3, 6, 9 ...., 4, 8, 12 ...., 5, 10, 15 ...., 10, 20, 30 ...., je bis 100 und zurück. Ist dieses Zählen dem Kinde, dem Knaben geläufig, so geht man zu den größeren Massenzahlen fort: 11, 22, 33 ...., 12, 24, 36 ...., 13, 26, 39 .... u. s. w. zuerst bis 200 oder 300 und endlich bis 1000 und zurück. Der Schüler hat das Höchste erreicht, wenn er von jeder Zahl (unter 1000) sogleich zu bestimmen weiß, in welcher Zählreihe sie liegt: er wird dann im Rechnen Außer-

ordentliches leisten. Erreicht er auch, bei geringerem angebore- nen Talent, nicht diese höchste, sondern nur eine mittlere Stufe im Zählen, so bleibt der Gewinn dieser Unterrichtsweise immer ein sehr großer für das praktische Rechnen. Denn nur hier- durch wird das sonst todte und trockene Zählen und Rechnen im Geiste lebendig. Das sogenannte Einmaleins darf das Kind nicht „auswendig" lernen, denn eben dies mit noch manchem Andern in der gewöhnlichen Rechenkunst ist ein todtes Lernen.

Was oben über die Uebung des Wortsinns beim Kinde ge- sagt ist, gilt auch von der späteren Jugend. Gleich wie ein Bleigewicht hing fast an allem bisherigen Unterricht die einseitige und unrichtige Uebung des Wortsinns, „das Aus- wendiglernen". Man kann in dieser Beziehung die bisherige Erziehungs- und Unterrichtsweise eine doppelt einseitige nennen. Nicht nur wurde die selbstständige Uebung der Gemüthssinne zu Gunsten der einseitigen Uebung der Verstandessinne vernach- lässigt, (nicht nur war die Erziehung eine Erziehung zum Wis- sen statt zum Können), sondern die Uebung der meisten Ver- standessinne selbst wurde zu Gunsten der einseitigen Uebung des Wortsinns versäumt. Also bestand die Erziehung mit sammt dem Unterricht in vielen Beziehungen in der unrichtigen Uebung des Wortsinns. Von der Religion bis zu den Regeln der Grammatik herab wurde fast Alles „auswendig" gelernt! Natürlich wurde hierbei nichts anderes mehr versäumt, als eben der wahre und richtige Wort- unterricht, das „Inwendiglernen" der Worte. Zum Zwecke dieses über- aus wichtigen Unterrichts müssen vom Kindheits- bis zum vollendeten Jünglingsalter umfassende und vielseitige Uebungen im Sprechen stattfinden. Der Schüler muß über die verschiedensten Gegen- stände und auf die verschiedenste Weise frei sprechen, theils indem ihm Zeit gegeben wird, seinen Gegenstand zu überdenken, theils indem er sofort über seine Aufgabe zu sprechen hat. Damit wird für ältere Schüler zweckmäßig der Unterricht in der Schnell- schrift (Stenographie) verbunden. Was das Erlernen fremder Sprachen betrifft, so muß natürlich auch dieses ein „Inwendig-

lernen" sein, d. i. der Wortsinn muß in lebendiger Verbindung mit den übrigen Verstandessinnen geübt, die Sprache muß im Gebrauchen derselben erlernt werden. Der Satz besteht aus dem Subjekt (Gegenstandsinn), dem sich das Prädikat in Thatsachensinn, Zeitsinn, Ortsinn ꝛc. anreiht. Der Sprachunterricht kann und soll sogleich mit diesem Gebrauchen der Sprache beginnen. Wir besitzen seit einiger Zeit Lehrbücher in diesem Geiste geschrieben, wie z. B. das vortreffliche kleine Buch von Ahn zum Erlernen des Französischen.

Der Kunst- oder Bausinn sollte allgemeiner, als gewöhnlich geschieht, geübt werden. Es wäre schön, wenn jeder Jüngling neben seinem sonstigen Beruf ein Handwerk lernte. Dies würde auch zur allgemeineren Anerkennung der Arbeit beitragen. Unsere Zeit kränkelt an der falschen Eitelkeit, daß man sich in gewissen Kreisen der Arbeit um Geld schämt. Und doch ist das Geld das Mittel zur Geltung, zur Selbstständigkeit, also zur Sittlichkeit. Besonders die weibliche Welt trifft dieser Vorwurf. Nicht blos der Jüngling, auch die Jungfrau soll arbeiten, für Geld arbeiten, um selbstständig zu sein. Wir sehen so oft nur ein Tändeln der Jungfrau, und ein Abwarten der Selbstständigkeit durch eine Verbindung. Wol ist die Verbindung die eine Lebensaufgabe der Jungfrau, aber die andere gleichgeltende ist die Arbeit. Und gerade die Erfüllung dieser letzteren Aufgabe führt aus vielen Gründen am leichtesten zur Erfüllung der ersteren. Der Mensch soll nicht müssig auf das Glück warten: dieses ist dem Fleiße hold.

Im Vergleichungsvermögen und Schlußvermögen kehrt der Unterricht, indem er Alles umfaßt und zusammenfaßt, indem das Subjekt zugleich Objekt, das Objekt Subjekt wird, zu sich selbst zurück; der Unterricht wird sich als solcher selbstbewußt; der Verstand vereinigt sich mit dem Gefühl und wird zur Vernunft (S. 130—142). Der letzte Ring in dem großen Kreise der Harmonie schließt sich ab: die Wissenschaft wird zur Philosophie.

Die vorstehende Darstellung der Erziehungslehre als des

praktischen oder angewandten Theils der Naturlehre des Menschen ist insofern eine mangelhafte, als ich so oft, wol zur Ermüdung des Lesers, auf die Einheit der ganzen Erziehung und aller ihrer Zwecke hingewiesen habe, — und doch nicht oft genug! Nie habe ich so lebhaft wie hier gefühlt, wieviel vor dem Schriftsteller der darstellende Künstler voraus hat. Dieser gibt die Einheit seines Gegenstandes auch in einem Bilde, er sagt gleichsam Alles auf einmal. Dem Schriftsteller wird die Darstellung seines Gegenstandes desto schwerer, je größer die Einheit desselben ist, je weniger er bei jedem einzelnen Punkte auf dessen innere Einheit mit jedem andern einzelnen Punkte hinweisen kann. Die Harmonie des Menschen mit sich und der Außenwelt, — die Menschlichkeit, das Menschenthum, — die geistige Gesundheit, — die sittliche Freiheit, — die Sittlichkeit, Tugend, — die Vernünftigkeit, — die Selbstbeherrschung, — die Zufriedenheit, — die Arbeitsamkeit, der Fleiß, — die Selbstständigkeit, — die Freude, das Glück, — die Gottseligkeit, — alle diese Ziele, nach welchen der junge Erdenbürger an der Hand des Erziehers wandert, sind ein Ziel und auf einem Wege zu erreichen.

IV.

Phrenologie und bildende Kunst.

Künstler, du malst die Natur: o schaue dem herrlichen Weibe,
Ehe das Bild du beginnst, tief in die Seele hinein.

1. Phrenologie und Physiognomik.

Die Aufgabe der bildenden Kunst ist, die Natur darzustellen. Das Wesen der Natur ist ihre Harmonie; es gibt keinen Widerspruch in der Natur zwischen Aeußerem und Innerem, zwischen Geist und Form. Da dem darstellenden Künstler nur die eine Seite der Natur, die Form, zu Gebote steht, um das Ganze, auch den Geist, wieder zu geben, so ist seine große und unendlich schwierige Aufgabe die, nicht in Widerspruch zu fallen zwischen Dem, was er gibt, der Form, und Dem, was er geben will, dem Geist. Je höher der Künstler steht, je genialer er ist, desto mehr wird in seinen Schöpfungen das Gegebene dem Gedachten, die Form dem Geiste entsprechen. Denn das Genie des Künstlers ist eben nichts anderes, als das Erfassen der Harmonie in der Natur, das Erkennen der ewigen Uebereinstimmung zwischen Geist und Form.

Die Kunst ist oder soll eine selbstbewußte sein, sie steht desto höher, je mehr sie dieses ist. Die erste Frage der Kunst

ist daher, ob es eine Wissenschaft von der Harmonie in der Natur gebe? Beschränken wir jedoch diese umfassende Frage hier auf ein kleineres Gebiet, auf die Frage nach der Wissenschaft von der Harmonie zwischen dem Innern und dem Aeußern des Menschen. Eine solche Wissenschaft würde die den Menschen darstellende Kunst auf feste Regeln gründen, sie würde das Genie des Künstlers, welches ja niemals ein vollkommenes ist, vor Irrthümern und Fehlgriffen schützen.

Als eine solche Wissenschaft galt bisher die Physiognomik, über deren Wahrheit oder Werth jedoch bekanntlich die Meinungen getheilt sind. Einige sind der Ansicht, die Physiognomik gebe vollständigen Aufschluß über die Harmonie zwischen dem Innern und dem Aeußern des Menschen, sie lehre also einerseits den Charakter jedes Menschen aus seinem Aeußern (Gesicht, Körperform 2c.) erkennen, andererseits gebe sie dem Künstler feste Regeln darüber, welche Formen für die Darstellung dieses oder jenes bestimmten Charakters zu wählen seien. Andere, dieser Ansicht widersprechend, legen der Physiognomik keinen oder fast keinen Werth bei, weder in der einen, noch in der andern jener beiden Beziehungen. Diese die Physiognomik verwerfende Ansicht mag wol von Künstlern selbst kaum jemals getheilt worden sein. Denn da der Künstler, um den Geist darzustellen, nichts als die Form hat, so könnte es keine darstellende Kunst geben, wenn es kein Verständniß der Harmonie zwischen Geist und Form gäbe. Gleichwol waren von jeher auch die Künstler selbst über den Werth der Physiognomik insofern getheilter Meinung, als es sich fragt, ob diese Lehre eine Wissenschaft von der Harmonie zwischen Geist und Form sei, d. i. ob feste Regeln und Gesetze dieser Harmonie aufgefunden und nachgewiesen seien, eine Frage, welche von Einigen bejaht, von Anderen verneint wurde.

Dieser Streit ist so zu entscheiden. Die Frage, ob es ein Verständniß der Harmonie zwischen Geist und Form gebe, ist schlechthin zu bejahen; dem Zweifelnden würde jede wahre Kunstschöpfung den Zweifel lösen müssen. Die andere Frage

aber, ob es eine Wissenschaft dieses Verhältnisses gebe, ist ebenso entschieden zu verneinen. Oder mit anderen Worten: die Physiognomik, weil sie durchaus wahr ist, sollte wol eine Wissenschaft sein, aber sie ist es nicht, ihre Wahrheiten sollten auf Regeln und Gesetze zurückgeführt sein, aber bis jetzt wenigstens ist dies nicht geschehen. Wir können dieses Verhältniß, wenn wir wollen, durch andere ähnliche, z. B. durch das der menschlichen Geisteslehre (Psychologie) veranschaulichen. Wol gibt es ein Verständniß der Thätigkeitsgesetze des menschlichen Geistes: denn wie weit haben es oft geniale Menschen in der Kenntniß des menschlichen Herzens gebracht! Aber feste Regeln und Gesetze, um dieses Verständniß nachzuweisen und zu lehren, gab es bisher nicht, d. i. die menschliche Geisteslehre, — wie schon ihre nur von Widersprüchen der Forscher berichtende Geschichte zeigt, — war bisher keine Wissenschaft. So sind die Lehren von den Grundstoffen und von den Kräften der Körperwelt (die Chemie und die Physik), nachdem sie auch lange Zeit keine Wissenschaften gewesen, es erst in der neuern Zeit geworden. Die Wissenschaft, das Höchste, was der Menschengeist erreichen kann, ist immer das späte Ergebniß langen und mühevollen Strebens.

Jedoch warum war die Physiognomik bisher keine Wissenschaft, was oder wieviel fehlte ihr dazu? In jeder Lehre ist (nach dem bekannten Worte) soviel Gewißheit oder Wissenschaft, als Mathematik. In der Physiognomik nun fehlte bisher das mathematische Element, da man noch keine Größenverhältnisse in den Formen als bestimmend oder bedeutsam für die Bezeichnung des Charakters aufgefunden hatte. So kann z. B. ein Mensch von großem oder von kleinem Körperbau ganz ohne Unterschied wenig oder viel Geist besitzen; ebenso kann, im Einzelnen, eine große oder eine kleine, eine so oder so geformte Nase, ein großer oder ein kleiner Mund, ein rundes oder ein breites Kinn &c. bei diesem oder bei dem entgegengesetzten Zuge des Gemüths, der Neigungen, der Talente &c. gefunden werden. Der Charakter des Menschen gibt sich also nicht in dem Größen-

verhältnisse der Formen kund, sondern in einem gewissen geistigen Ausdrucke, der zwar vom Talent oder vom Gefühl leicht wahrzunehmen und zu verstehen ist, der aber nicht in Gesetzen und Regeln wissenschaftlich nachgewiesen werden kann. Das Gesagte erleidet jedoch die folgende kleine Beschränkung oder Ausnahme.

Der menschliche Charakter beruht theils auf dem Maße der verschiedenen einzelnen Grundkräfte des Geistes (der Triebe, der Gefühle, der Verstandeskräfte rc.), theils auf dem Temperament oder der allgemeinen Körperbeschaffenheit. Jene erstere Grundlage des Charakters ist die ungleich wichtigere, denn nur sie gibt Aufschluß über den besondern eigentlichen Charakter, während das Temperament nur die allgemeine (schnelle, langsame, kräftige rc.) Thätigkeitsweise der sämmtlichen Charakterzüge ausspricht. Wir wissen daher vergleichsweise sehr wenig von einem Menschen, wenn wir nur sein Temperament kennen; denn ein Sanguiniker z. B. kann wenig, ein Phlegmatiker viel Geist besitzen, von zwei Sanguinikern kann der eine ein großes Talent für Sprachen, der andere für Mechanik haben; von zwei Cholerikern oder von zwei Phlegmatikern rc. kann der eine geizig, der andere verschwenderisch, der eine muthig, der andere feig, der eine offen, der andere versteckt, der eine poetischen, der andere prosaischen Gemüths sein rc. Insoweit nun der Charakter des Menschen auf seinem Temperamente oder seiner allgemeinen Körperbeschaffenheit beruht, besitzt die Physiognomik für ihr Urtheil allerdings eine *wissenschaftliche*, weil mathematische, auf Größenverhältnissen beruhende Grundlage. Bei dem Phlegmatiker z. B. findet sich eine Fülle und Rundung des Körpers und seiner Theile, volle oder hängende Wangen, stumpfe Nase, gerundetes Kinn rc., bei dem Choleriker sind die Umrisse des Körpers scharf gezeichnet, magere Wangen und Kinn, spitze oder scharfgeschnittene Nase rc.

Wenn nun die Physiognomik in ihrer ungleich wichtigsten Beziehung, in der zum eigentlichen Charakter des Menschen, die wissenschaftliche Grundlage bisher entbehrt hat, dürfen wir

wol hoffen, daß sie diese noch erhalten werde? Ja, diese Hoffnung ist sogar schon erfüllt. So lange die menschliche Geisteslehre keine Wissenschaft war, so lange konnte natürlich die Physiognomik, welche als Lehre der Harmonie zwischen Geist und Form hauptsächlich auf der Geisteslehre beruht, keine Wissenschaft sein. Nun ist aber die Geisteslehre in unserer Zeit in der Phrenologie zur Wissenschaft geworden, und wie dadurch alle diejenigen Lehren, welche den Menschen zum Gegenstande haben, die lang entbehrte wissenschaftliche Grundlage erhielten, so auch die Physiognomik. Die Phrenologie ist eine doppelte Wissenschaft, sie ist Geisteslehre und Organenlehre, indem sie erstens die Grundkräfte des menschlichen Geistes, zweitens die Gehirnorgane dieser Grundkräfte nachgewiesen hat. In dieser zweiten Eigenschaft, als die Lehre von den Gehirnorganen der menschlichen Geisteskräfte, bildet die Phrenologie die wissenschaftliche Grundlage der Physiognomik.

Der (gegenseitigen) Stärke der einzelnen Geisteskräfte nämlich entspricht die (gegenseitige) Größe ihrer Gehirnorgane. Die Gestalt des Gehirns, des Sammtganzen der Geistesorgane, ist daher je nach dem gegenseitig verschiedenen Maße der Organe eine höchst mannichfaltige, sowol was die Gruppen der Organe (die Stirn, den Oberkopf, den Hinterkopf), als was die einzelnen Organe (die besonderen Stellen jener Kopftheile) betrifft. So wie die Stirn, welche die Organe der Verstandeskräfte oder Talente umschließt, gegen den übrigen Kopf entweder im allgemeinen groß oder klein, voll oder flach sein kann, so können auch bestimmte einzelne Theile der Stirn, die Stellen bestimmter Geistesorgane, entweder stark vorragen oder stark zurücktreten. Ebenso beim Oberkopf, dem Sitze der Organe der höheren oder Gemüthssinne, und beim Unter- und Hinterkopfe, dem Sitze der Organe der niederen oder thierischen Sinne. Die Gestalt des Gehirns beherrscht jedoch auf diese Weise nur die Gestalt der Stirn und des über und hinter ihr liegenden Kopfes, nicht die Gestalt des Gesichts unterhalb der Stirn, und noch weniger natürlich die Gestalt des übrigen Körpers. Das Gebiet der

Phrenologie als Organenlehre reicht daher nicht so weit, als das der Physiognomik, und wenn die erstere der letztern zur wissenschaftlichen Grundlage dienen soll, so kann diese Grundlage sich nur auf das gemeinschaftliche Gebiet der beiden Lehren, also nur auf einen Theil des Gebiets der Physiognomik erstrecken.

Gleichwol ist diese Grundlage, weil eine wissenschaftliche, für die Physiognomik von unendlichem Werthe; sie würde es sein, wenn das an sich sehr große Gebiet der Phrenologie auch um vieles kleiner wäre. Denn es ist werthvoller, eine Wahrheit fest und bestimmt, als unzählige nur halb, d. i. gar nicht zu wissen; eine Thatsache ist gewichtiger, als tausend der wahrscheinlichsten, vom Genie gezogenen Schlüsse. Die Phrenologie ist aber gegen die Physiognomik, was das Wissen gegen das Glauben, die Thatsache gegen das Schließen ist. Während die ganze Physiognomik ohne die Phrenologie nur eine Zeichenlehre ist, deren Wahrheiten vom Genie oder vom Gefühl erfaßt werden müssen, die nicht wissenschaftlich nachgewiesen und nicht gelehrt werden können, die endlich der Täuschung unterliegen, so fragt die Phrenologie nicht nach bloßen Zeichen, sie urtheilt über die Sache, die Organe selbst, ihre Wahrheiten also, weil auf Größenverhältnisse gegründet, können wissenschaftlich nachgewiesen, leicht und allgemein aufgefaßt, also allgemein gelehrt werden, sie sind endlich nicht der Täuschung unterworfen. Bei diesen Andeutungen ist übrigens die Wahrheit als bekannt vorausgesetzt, daß nur dann, wenn ein Organ sehr groß oder sehr klein ist, ein wissenschaftliches Urtheil darüber gegeben werden kann; was aber gleichwol nicht ein Mangel der Wissenschaft ist, da Das, was wir im Leben Charakterzug nennen, was uns an Jemandem auffällt, was ihn vor Anderen auszeichnet, eben auf solcher entschiedener Stärke oder Schwäche einzelner seiner Geisteskräfte beruht.

Seit es eine bildende Kunst gibt, waren die Künstler, weil sie Physiognomiker waren, unbewußte Phrenologen. Wir finden allenthalben geistreiche Männer mit voller Stirn, Ge-

müthsmenschen mit hohem Oberkopfe, leidenschaftliche Menschen mit breitem Unterkopfe dargestellt. Die Griechen gaben ihrem Zeus eine stark gewölbte Oberstirn, ihrem Herkules eine flache Oberstirn, aber einen starken Unterkopf und Nacken u. s. w. Doch es bedarf für eine Wahrheit, für welche jedes Bild Zeugniß gibt, der einzelnen Beispiele nicht. Aber eben weil die hierbei befolgten Gesetze nur unbewußte waren, so sehen wir auch sehr viele Fehler dagegen begangen, die meisten von mittelmäßigen, aber einzelne auch von großen Künstlern.

Die unbewußte Kunst kann als solche nur eine allgemeine sein. Die starke oder schwache Entwicklung der Stirn, des Oberkopfs, des Unterkopfs, sind allgemeine Merkmale von starken oder schwachen Denkkräften, Gefühlen, Leidenschaften. Der Charakter des Menschen ist aber selten oder nie ein allgemeiner, vielmehr gewöhnlich ein besonderer. Ein Mann kann geistreich in der einen Beziehung und geistlos in der andern sein, er ist ein großer Feldherr, aber ein schlechter Dichter, er ist Maler, aber nicht Musiker u. s. w. Ebenso mit den Gefühlen und Leidenschaften. Es kann Jemand ein starkes Gefühl für Schönheit und für Kunst, aber ein schwaches für Religiosität und Frömmigkeit haben, Jemand kann leidenschaftlich in der Geschlechtsliebe, aber unempfindlich für Ehre sein u. s. w. Also die Stirn des Feldherrn ist anders gestaltet, als die des Dichters, der Hinterkopf des Ehrgeizigen anders, als der des Sinnlichen u. s. w. In dieser Beziehung wird aber unendlich häufig von den Künstlern gegen die Natur gefehlt, nicht allzuselten auch von großen Meistern. Es möchte fast scheinen, als ob die phrenologischen Kenntnisse auch bei vielen deutschen Künstlern Eingang gefunden hätten, denn während von manchen derselben in der fraglichen Beziehung noch häufiger gefehlt wird, müssen wir bei anderen ein fast immer glückliches Treffen des Richtigen bewundern.

Manche Künstler unserer Tage hegen die Ansicht, die phrenologischen Regeln, wenn sie auch auf Wahrheit begründet seien, hätten für die Kunst nur untergeordneten Werth; ein Bild, meinen sie, könne vortrefflich sein trotz vieler „phrenologischer“

Fig. 1. G. Winckelmann, große Denkkräfte und große Idealität.

Fehler; es könne sich den Beifall und die Anerkennung aller Anderen erwerben, ganz unabhängig von dem Beifalle der Phrenologen. Allein dies ist ein großer und sonderbarer Irrthum. Ein Bild verliert durch einen „phrenologischen" Fehler in den Augen des Nichtphrenologen ganz genau ebensoviel, als in den Augen des Phrenologen; der Unterschied ist nur, daß der Phrenolog sich über sein ungünstiges Urtheil Rechenschaft zu geben

weiß, der Nichtphrenolog nicht. Denn alle Menschen sind ja Physiognomiker und also, da der Kopf so gut zur Physiognomie gehört wie das Gesicht, zugleich unbewußte Phrenologen. Die (bewußte) Phrenologie verhält sich daher zur längst gekannten und geübten Physiognomik des Kopfes nur wie die Theorie zur Praxis, wie die Erklärung zur Sache. Wenn z. B. ein Künstler einen denkenden Mann mit flacher, eingedrückter Oberstirn darstellen wollte, so könnte dies ihm trotz alles in den übrigen

Fig. 2. Jakob Böhme, großer Sinn der Ehrfurcht oder Religiosität.

Gesichtszügen ausgesprochenen Geistes nicht gelingen; das Bild würde Den, der nicht weiß, daß die Organe der Denkkräfte an der obern Stirn liegen, gerade so wenig ansprechen, als Den, der es weiß. So kann der Künstler den Feldherrn, den Maler nur darstellen mit voller und offner Unterstirn, den Mann des Idealen, den Dichter mit oben an den Schläfen vollem Seitenkopfe, den religiösen, frommen Menschen mit in der Mitte hohem Oberkopfe, den festen Charakter mit von vorn nach hinten

Digitized by Google

ansteigendem Oberkopfe, den Stolzen mit an der Stelle des Wirbels ausgewölbtem Hinterkopfe, den Jähzornigen und den Grausamen mit zwischen den Ohren vollem und breitem Kopfe u. s. w. Begeht der Künstler irgendwie in der Gestalt des Kopfs einen Fehler, so verliert sein Werk gerade so viel, als der Fehler beträgt, an Wirkung und allgemeiner Anerkennung; sind andererseits diese Verhältnisse richtig beobachtet, so ist damit schon die halbe Wirkung erreicht.

Fig. 3. Van Dyk, große Beobachtungsgabe.

So Vieles die Phrenologie schon an sich dem Künstler bietet, so wird doch dessen Werth noch wesentlich dadurch erhöht, daß sich an das Gegebene, als an den wissenschaftlichen Mittelpunkt, vieles andere anreihen und so in wissenschaftlichen Zusammenhang bringen läßt. Ein schönes Beispiel ist die Lehre von der Mimik oder Geberdensprache der Körperbewegungen, welche bekanntlich durch die Phrenologie bereits ihre vollkommene wissenschaftliche Begründung erhalten hat. So sind fer-

Digitized by Google

ner schon Versuche gemacht, und sie werden immer mehr gelingen, mit der Kenntniß der Grundkräfte des Geistes und ihrer Organe die Wahrnehmungen über die ihnen entsprechenden beweglichen Züge des Gesichts in erklärende Verbindung zu bringen. Auf diesem Wege kann also auch die Physiognomik des Gesichts selbst — als die Lehre von den beweglichen oder aus beweglichen zu festen gewordenen Gesichtszügen — zur Wissenschaft werden. Es ist in der Wissenschaft wie im Leben; nur der Anfang ist schwer: wenn einmal der Grund angewiesen und das feste Fundament gelegt ist, so läßt sich darauf bald das

Fig. 4. M., Mörder, großer Zerstörungssinn, kleine Idealität.

Fig. 5. D., wenig Charakterfestigkeit.

ganze Gebäude aufführen. Man glaube übrigens nicht, daß schon in der Lehre von den Temperamenten als einem, wie oben angedeutet, wissenschaftlichen Elemente der Physiognomik ein solcher Anfangs- oder Mittelpunkt für die Wissenschaft vorhanden gewesen sei. Die Erfahrung hat das Gegentheil gezeigt und es konnte nicht anders sein. Denn die Geistes- oder Charakterlehre, weit entfernt, durch die Lehre von den Temperamenten aufgeklärt zu werden, wurde durch dieselbe auf einen falschen Weg

geführt und so nur noch mehr verwirrt. Denn man wollte bekanntlich die Charaktere selbst auf die Temperamente zurückführen. Also auch die Lehre von den Temperamenten hat vielmehr ihrerseits aus der Phrenologie durch die richtige Abgrenzung ihres Gebiets einen bedeutenden Gewinn gezogen.

Die ungleich wichtigste Hälfte der Phrenologie ist ihre Geisteslehre, — auch sogar für den Künstler. Denn des Künstlers erstes Wissensfeld ist das des Geistes, erst das zweite darauf gegründete das der Form. Wenn wir den Geist, der uns aus einem Bilde anspricht, am höchsten stellen; wenn eine gewisse schwächliche Familienähnlichkeit sich in allen Figuren manches Künstlers wieder findet; wenn in der bildenden Kunst, wie beim Dichter und Romanschreiber, die Darstellung vollendeter Charaktere den Meister macht: so ist durch dieses Alles der Künstler auf das Studium der Geisteslehre der Phrenologie hingewiesen, welche als die Lehre von den sämmtlichen Grundkräften des Geistes ihm die unendlich reiche Mannichfaltigkeit und Fülle der menschlichen Charaktere erschließt.

Die wenigen zur Veranschaulichung des Obigen gegebenen Abbildungen bedürfen keiner nähern Erklärung. Es würde dem Künstler nicht gelingen, einen gedankenlosen und gemeinen Menschen mit dem Kopfe von Fig. 1 vermittelst irgend welcher Züge des Untergesichtes darzustellen, oder einen unmoralischen irreligiösen Menschen mit dem Kopfe von Fig. 2, oder einen Menschen von mangelhafter Beobachtungsgabe mit dem Kopfe von Fig. 3 oder einen guten, sanftmüthigen und idealen Menschen mit dem Kopfe von Fig. 4, oder endlich einen charakterfesten Mann mit dem Kopfe von Fig. 5: wogegen jene Charakterzüge auch bei gleichgültiger Gesichtsphysiognomie uns schon aus der Physiognomie des Kopfes entgegensprechen würden.

---

2. Die Physiognomik des Kopfes.*)

Die Physiognomik ist die Kunst, aus der Körperbeschaffenheit des Menschen seine Geistesbeschaffenheit zu erkennen. Der ganze Körper bestimmt diese Erkenntniß. Der geistig hochstehende Mensch hat z. B. eine ganz andere Hand, als der geistig nieder stehende. Allein am meisten maßgebend ist hierbei das Gesicht des Menschen, Auge, Mund, Nase, Stirn rc. Die Physiognomik ist so eine Zeichendeutekunst: sie schließt aus Zeichen auf die Sache. Diese Schlüsse sind nicht mathematischer, oder wissenschaftlicher Natur, da sie sich nicht auf ein Größenmaß gründen. Große und kleine Menschen, beide können viel und können wenig Geist haben; weder die Größe noch die Kleinheit der Hand, der Nase, der Augen rc. ist ein Maßstab der Geistesstärke oder der Geistesbeschaffenheit. Nur der geistige Ausdruck bestimmt das physiognomische Urtheil, ein Ausdruck, welcher leicht täuscht, weil er nur gefühlt werden kann. Da auch dieses Gefühl Dem, welcher es nicht hat, nicht gegeben werden kann, so kann die Physiognomik nicht gelehrt werden. Aus Lavater's trefflichem Werk über Physiognomik hat wol Niemand praktische Physiognomik gelernt; wogegen sehr Viele ohne alle Lehre und Anleitung große Physiognomiker und Menschenkenner sind. Sogar Kinder haben oft ein sehr richtiges physiognomisches Gefühl oder Urtheil.

Das Gesagte erleidet jedoch eine Ausnahme. Das physiognomische Urtheil über einen Körpertheil gründet sich nicht blos auf den geistigen Ausdruck, sondern auch auf das Größenverhältniß desselben. Dieser Körpertheil ist der Kopf des Menschen mit der Stirn ohne das übrige Gesicht, d. i. der Theil des Kopfes, welcher unmittelbar das Gehirn

*) Obgleich dieser kleine Aufsatz nur das im vorigen Aufsatz Enthaltene wiedergibt und in einem Beispiele etwas näher ausführt, so gebe ich ihn doch hier unverändert, wie er zuerst unabhängig von dem ersteren Aufsatz geschrieben ist.

umschließt. Während daher z. B. ein geistreicher Mensch eine kleine, ein geistloser eine große Nase ꝛc. haben kann, so wird ein Mann von sehr vielfassendem Geiste immer und ohne Ausnahme eine volle, ausgewölbte Stirn (ein großes Vordergehirn) haben; ebenso wird ein Mensch, der eine sehr flache und enge Stirn (ein sehr kleines Vordergehirn) hat, immer und ohne Ausnahme geistlos sein. (Blödsinn aus Kleinheit des Vordergehirns. Vergl. oben S. 45.)

Die Erklärung dieses physiognomischen Unterschiedes zwischen dem Kopf und den übrigen Gesichts- und Körpertheilen liegt nahe. Das Gehirn ist das Organ des Geistes. Während daher die Physiognomik in Bezug auf alle übrigen Körpertheile eine bloße Zeichendeutekunst ist, welche auf eine Sache aus gewissen außer ihr liegenden Zeichen schließt, so hat es die Physiognomik des Kopfes nicht mit bloßen Zeichen, sondern mit den Organen des Geistes und insofern mit der Sache selbst zu thun. Da auch die Größe des Gehirns und seiner einzelnen Theile der Stärke des Geistes und seiner einzelnen Kräfte entspricht, so hat dadurch die Physiognomik des Kopfes jene volle mathematische oder wissenschaftliche Sicherheit und Mittheilbarkeit, welche ihr in Bezug auf alle übrigen Körpertheile fehlt.

Die Physiognomik des Kopfes hat in dieser Weise eine doppelte Grundlage, theils, wie die übrige Physiognomik, das bloße unverstandene, nicht wissenschaftliche Gefühl, theils die klar verstandene wissenschaftliche Erkenntniß. Die Physiognomik des Kopfes erhielt diese letztere Grundlage erst in unserer Zeit dadurch, daß sie mit der erst ins Leben getretenen Wissenschaft der Phrenologie — in einer ihrer Hälften, der Organenlehre — in Eins zusammenfällt, und so mit ihr zur Wissenschaft geworden ist. Die beiden Grundlagen der Physiognomik des Kopfes, die des Gefühls und die der Wissenschaft, stimmen natürlich, da es nur eine Wahrheit gibt, unter sich völlig überein. Zur Veranschaulichung möge uns ein Beispiel dienen.

Wenn der Künstler z. B. das Bild Alexander's v. Humboldt, als eines Mannes von vielfassendem Geiste, ohne es zu

kennen, darstellen sollte, so würde er dem Bilde eine große, volle Stirn geben; oder wenn wir das wirkliche Bild Humboldt's, gleich wie von uns nicht gekannt, physiognomisch beurtheilen sollten, so würden wir diesem Kopfe einen vielfassenden Geist zuschreiben. Ebenso würde er das Bild des römischen Kaisers Vitellius, eines bekannten Schlemmers und rohen Menschen, aus der Phantasie mit niederm und breitem Kopfe darstellen, und der Physiognom würde in dem wirklichen Bilde eben diesen Charakter ausgesprochen finden. Alle diese Urtheile könnten bloße Urtheile des Gefühls ohne alle wissenschaftliche Erkenntniß sein. Kommt diese Erkenntniß zu jenem Gefühle hinzu, so bekräftigt und erklärt sie dasselbe dadurch, daß sie die Gehirntheile der Oberstirn als die Organe der Denkkräfte, die Theile des untern Gehirns als die Organe der niederen oder thierischen Sinne des Menschen nachweist rc.

In der Physiognomik des Kopfes steht natürlich die wissenschaftliche Erkenntniß in jeder Hinsicht an Werth weit höher als die bloße Gefühlserkenntniß. Die letztere ist vielfachen Täuschungen unterworfen, die erstere als solche nicht. Die letztere ist gewöhnlich nur eine unbestimmte oder allgemeine, die erstere gibt Aufschluß über die besonderen bestimmten Charakterzüge. Auch hat die wissenschaftliche Erkenntniß die früher ganz verkannte hohe Bedeutung der Physiognomik des Kopfes selbst ins richtige Licht gestellt. Man glaubte bisher, getäuscht durch die Unklarheit des bloßen Gefühls, das physiognomische Urtheil gründe sich viel weniger auf den Kopf und die Stirn, als auf die übrigen Gesichtszüge, Auge, Mund, Nase rc. Wechseln wir, um die Einseitigkeit dieser Ansicht darzuthun, die Stirnen der beiden Männer, während die übrigen Gesichtszüge dieselben bleiben. Die beiden Charaktere sind dadurch mehr als zur Hälfte geändert.

Noch sei wenigstens eines von den häufigen Mißverständnissen über diese neue Sache hier erwähnt. Die Phrenologie, meint man oft, urtheile nur über die allgemeine Größe des Kopfes, d. i. sie vergleiche die allgemeine Größe eines Kopfes mit der eines andern. Keineswegs: die Phrenologie vergleicht

Alexander v. Humboldt.

Humboldt mit Vitellius' Stirn.

Digitized by Google

Vitellius.

Vitellius mit Humboldt's Stirn.

Digitized by Google

vor Allem die verschiedenen Theile eines und desselben Kopfes unter sich. Die beiden Köpfe (Gehirne) von Humboldt und Vitellius können ganz die gleiche allgemeine Größe haben, aber der Unterschied der beiden Charaktere ist und bleibt derselbe sehr große: bei Humboldt ragen die höheren Sinne stark über die niederen vor, bei Vitellius umgekehrt. Der Humboldt mit Vitellius' Stirn ist ein Mann von geringeren Denkkräften und zugleich schwächeren niederen Sinnen, der Vitellius mit Humboldt's Stirn ein Mann von stärkeren niederen Sinnen und zugleich größeren Denkkräften.

---

3. Ein Wort über Geberdensprache.

Die Phrenologie bildet als Organenlehre auch die Grundlage der Mimik oder Geberdensprache. Während die Wortsprache,

Fig. 1. Geberdensprache des Scherzes oder Witzes.

größtentheils das Ergebniß zufälliger Wahl, tausendfältig verschieden ist, so ist dagegen die Geberdensprache, weil sie auf der

Fig. 2. Geberdensprache der Idealität.

menschlichen Gehirnbildung beruht, bei allen Menschen und allen Völkern der Erde wesentlich eine und dieselbe. Das Gesetz der Geberdensprache ist ebenso einfach als klar. Wenn irgend ein Sinn und sein Organ besonders thätig ist, so nimmt der Kopf eine Bewegung nach der Richtung hin, wo das Organ seine Stelle hat, und oft ist dies von einer entsprechenden Körper-

Digitized by Google

Fig. 3. Geberdensprache der Sorglichkeit.

bewegung begleitet. Auf diesem Gegensatz z. B. beruht es, wenn wir bei einem freundlichen Gruß mit dem Kopfe nicken, oder wenn wir bei einer Regung des Stolzes den Kopf zurückwerfen, oder wenn wir in Verlegenheit oder im Zweifel mit den Schultern zucken oder mit der Hand hinterm Ohr „— —“, oder wenn wir beim Besinnen auf ein Wort mit den Fingern die

Digitized by Google

Fig. 4. Geberdensprache der Sorglichkeit und der Festigkeit.

Augen drücken u. s. w. Hier einige Bilder zur Veranschaulichung dieser Geberdensprache. Die Bilder sind durch sich selbst verständlich. In Fig. 3. wird die Stelle des Organs der Sorglichkeit mit den Fingern berührt; in Fig. 4. nähern sich dieses Organ und die Schulter einander. Von der Geberdensprache des Kunstsinns (Fig. 8.) sagt Gall: „Bei der Anregung des

Digitized by Google

Fig. 5. Geberdensprache der Kinderliebe.

Organs (der beiden Organe) des Kunstsinns werden der Kopf und der Körper bald auf die eine, bald auf die andere Seite geneigt, und machen eine ähnliche Bewegung, wie ein Vogel, der eine Sache betrachtet, bald mit dem einen, bald mit dem andern Auge, oder ein Hund, der lauscht, und bald mit dem linken, bald mit dem rechten Ohr horcht. Man betrachte eine

Fig. 6. Geberdensprache der Beifallsliebe.

Modearbeiterin, welche einen Hut macht; nie wird sie, um zu beurtheilen, ob er gut gelingt, ihn gerade vor sich hinstellen, sondern stets schief und den Kopf schief nach vorn neigen; sie betrachtet ihn wechselweise bald von der einen, bald von der andern Seite; sie nähert ihn bald dem rechten, bald dem linken Organ. Sonst würde sie ihn gerade vor sich halten und mit

Fig. 7. Geberdensprache des Gegenstandsinns.

beiden Augen zugleich ansehen. Wenn ein Bildhauer seine Werke aufmerksam ansieht, steht er etwas schief; mit der linken Hand unterstützt er den Ellbogen des rechten Arms, und mit dem Ausdruck des Nachdenkens setzt er zwei Finger der Hand gerade auf das Organ des Kunstsinns. Sein Kopf ist schief zur Seite geneigt. Ermüdet er in dieser Stellung, so nimmt er dieselbe

Fig. 8. Geberdensprache des Kunst- oder Bausinns.

von der andern Seite an. An dem Grabe von Piranesi sieht man eine Statue eines nachdenkenden Künstlers gerade in derselben Stellung."

Digitized by Google

V.

Phrenologie und Politik.

Die höchste Politik ist heutzutage die, welche am tiefsten das Wesen des Menschen erfaßt.

Bittschreiben an die Polizeibehörde in Würzburg.

Eine Hochlöbliche Königl. Baiersche Polizeibehörde in Würzburg

bittet der gehorsamst Unterzeichnete um geneigtes Gehör und um gerechte Entscheidung. Nach den folgenden Blättern (Beilage I—XII) ist ihm ein Unrecht geschehen, gegen welches sich zu vertheidigen er gehindert ist. Er wendet sich vertrauensvoll — a Pontifice male informato ad Pontificem melius informandum — an die Humanität und Gerechtigkeit Einer Hochlöblichen K. Bair. Polizeibehörde und bittet gehorsamst und ergebenst, Dieselbe wolle gütigst diese Blätter und die darin niedergelegten Beweise der näheren Beachtung würdigen und ihm die nothwendige Vertheidigung möglich machen.

Einer Hochlöblichen K. B. Polizeibehörde in Würzburg

Leipzig, am Christabend 1854.

gehorsamster
Dr. Gustav Scheve.

Beilage I.

Hochlöbliches Oberamt Heidelberg!

Einem hochlöblichen Oberamt Heidelberg habe ich die Ehre anzuzeigen, daß mir soeben hier in Würzburg ungeachtet meines in Ordnung befundenen Passes der Befehl ertheilt wurde, die Stadt und das Königreich zu verlassen. Trotz meiner Bitten, mir die Ursache dieser unerklärlichen Maßregel mitzutheilen, wurde mir auch nicht die geringste Andeutung darüber gegeben, sondern nur gesagt, es geschehe auf höhere Weisung.

Ich werde dem Befehl Folge leisten, da es hier keine augenblickliche Hilfe dagegen gibt, aber ich werde meine dadurch verletzte Ehre vollständig zu wahren wissen. Ich werde nämlich die Beweise, daß der Befehl auf irgend welchem Mißverständniß beruhen muß, sobald ich sie habe — in längstens 8—10 Tagen — Einem hochlöblichen Oberamt vorlegen mit der gehorsamen und dringenden Bitte, mir mit Rath und That beizustehen, daß das verletzte Recht eines badischen Unterthans wiederhergestellt, d. i. daß mir die Gründe jenes Befehls mitgetheilt, meine Rechtfertigung gehört und der Befehl zurückgenommen werde.

Eines hochlöblichen Oberamts

Würzburg, 7. Februar 1853.

gehorsamster
Dr. Scheve.

Beilage II.

Hochlöbliches Oberamt Heidelberg!

Nachdem ich Einem hochlöblichen Oberamt in einem Schreiben vom 7. d. M. mein Begegniß in Würzburg pflichtschuldigst angezeigt, habe ich nun die Ehre, einerseits den Beweis, daß keinerlei Schuld an dem Vorfall auf mir ruhen kann, anderer-

seits meine Bitte um gütigen Rath und Beistand, gehorsamst vorzutragen.

Während der letzten vier Jahre habe ich bereits in den meisten bedeutenderen Städten Deutschlands Vorträge über Phrenologie gehalten, ohne daß mir jemals die Erlaubniß zu denselben oder der dazu nöthige Aufenthalt verweigert wurde. Schon dies allein würde volles Zeugniß dafür geben, daß jene Maßregel in Würzburg nur durch irgend ein Mißverständniß veranlaßt sein kann. Diesem allgemeinen Beweis füge ich noch einige einzelne Thatsachen aus den unendlich vielen, welche vorliegen, bei. Viele Lehrer höherer Schulanstalten haben ihre Schüler auf die Vorträge aufmerksam gemacht und gemeinsam mit ihnen dieselben besucht; in Halle wurde ich durch die Direktion des Gymnasiums im Waisenhause veranlaßt, einen besonderen Cursus in dieser Anstalt für die zahlreichen erwachsenen Schüler zu geben. In vielen Städten haben die Herren der Polizeibehörde die Vorträge besucht; ich kann u. A. den Namen eines Herrn Polizeiraths in B. nennen, welcher den sämmtlichen Vorträgen beigewohnt und mir ausdrücklich seine Anerkennung darüber ausgesprochen hat. Se. Hoheit der Herzog von Meiningen, welcher in Liebenstein einige meiner Vorträge gehört, lud mich ein, in Meiningen einen Cursus zu geben, wo er dann alle Vorträge mit seiner Gegenwart beehrte und mir wiederholt seine Anerkennung aussprach. Alles dieses und so vieles Aehnliche wäre nicht möglich gewesen, wenn meine Vorträge auch nur entfernt etwas politisch Gefährliches enthielten.

Da der wichtigere Theil meiner wissenschaftlichen Wirksamkeit nicht in meinen Vorträgen, sondern in meinen Schriften besteht, so ist noch die Frage übrig, ob diese nicht etwas in jenem Sinne Tadelnswerthes enthalten. Meine Schriften liegen vor (ich lege sie hier bei)*); wenn in denselben irgend

*) Es waren 1) Katechismus der Phrenologie, 2) Phrenologie und Medizin, jetzt in zweiter Auflage das 3. Heft der Phrenologischen Bilder, 3) Phrenologische Bilder, die 2 ersten Hefte der 2. Auflage.

politische Beziehungen gefunden werden können, so sprechen auch diese vielmehr für die politische Ungefährlichkeit der Phrenologie; so z. B. das beim Sinn der Ehrfurcht über Republik und Monarchie Gesagte. „Das Gefühl der Ehrfurcht gegen die Gottheit schließt seinem Wesen nach auch die Ehrfurcht überhaupt in sich, z. B. gegen die Majestät des Fürsten, gegen die Heiligkeit der Obrigkeit. Republiken gedeihen darum nur selten und nur unter besonders günstigen Umständen, weil die Menschen geborene Monarchisten sind.“ Phrenologische Bilder S. 70.

Wie ist aber nach diesem jene Maßregel in Würzburg zu erklären, welche doch eine veranlassende Ursache haben muß? Die meisten Menschen, welche die Phrenologie nicht näher kennen, glauben, daß diese Lehre zum Materialismus und so zur Irreligiosität führe. Wenn daher eine Behörde diese Ansicht hat, so kann sie es für Pflicht halten, die Verbreitung dieser Lehre auf alle Weise zu hindern. Dies aber ist ohne Zweifel der Fall bei der Behörde in Würzburg. Jedoch diese Ansicht ist leicht als eine irrige zu erkennen, schon darum, weil sich ja die Phrenologie in der fraglichen Beziehung gar nicht von der übrigen allgemein anerkannten Naturwissenschaft unterscheidet. Da Niemand mehr leugnet, daß das Gehirn das Organ des Geistes ist, und da es für den Materialismus ganz gleichgiltig ist, ob das Gehirn weniger oder mehr Organe enthält, so würde also die ganze Naturwissenschaft zum Materialismus führen und ihre Verbreitung zu verhindern sein. Gründlich betrachtet jedoch enthält die Phrenologie vielmehr eine Widerlegung des Materialismus. Hierüber gibt der kleine beiliegende Aufsatz kurz das, was ich in meinen Vorträgen weiter auszuführen pflege. (Beilage VIII. „Die Phrenologie in Schwaben.“ Auch der beiliegende Aufsatz „Natur und Geist“ Beilage IX. gehört hierher.) In den Vorträgen hätte mir überhaupt nicht jene Anerkennung werden können, wenn dieselben nicht auch in religiöser Beziehung durchaus als ungefährlich erkannt worden wären. In dem strenggläubigen England hat die Phrenologie bisher die ausgedehnteste Anerkennung gefunden. Sehr viele

katholische und protestantische Geistliche, weit entfernt, in meinen Vorträgen etwas Irreligiöses zu finden, erkannten in den Thatsachen der Phrenologie einen Beweis mehr für die Grundwahrheiten der Religion.

In einem Fall jedoch könnte allerdings die Phrenologie, zwar nicht dem Staat oder der Religion, aber wol irgend einer staatlichen oder religiösen Autorität gefährlich werden. Nämlich so. Wenn die Phrenologie wahr ist, so wird sie natürlich früher oder später trotz aller Hinderungen zur allgemeinen Anerkennung gelangen. Hat nun irgend eine Autorität diese Lehre eine Irrlehre genannt, so hat sie sich dadurch selbst großen Schaden gebracht. Galilei's Entdeckung vom Lauf der Erde um die Sonne hätte keinerlei religiöse Autorität verletzend berührt, wenn sie von keiner als irrig bekämpft worden wäre. Wenn die Inquisition noch einmal diese Lehre für ketzerisch und religionsgefährlich zu erklären hätte, so würde sie es gewiß nicht thun. Denn nichts hat, nicht der Religion, sondern der Autorität der Inquisition in der allgemeinen Meinung mehr geschadet, als der große Irrthum, dessen sie bei der Verdammung jener Lehre überführt wurde. Dies spricht natürlich gegen jede gewaltsame Maßregel gegen die Phrenologie von Seiten irgend einer Autorität in deren eigenem Interesse.

So habe ich kurz die innere Seite dieser Sache zu besprechen mir erlaubt. Meine gehorsamste Bitte an Ein hochlöbliches Oberamt ist nun, mich mit Rath und That gütigst unterstützen zu wollen, damit ich auf dem geeigneten Wege die Zurücknahme jener Maßregel erwirke. Da meine Ehre verletzt ist, so muß ich alle Mittel und alle Kraft dafür einsetzen. Auch gedenke ich nach Wien zu gehen, wo leicht jene Maßregel, so lange sie nicht zurückgenommen ist, von bestimmendem Einfluß sein könnte. Sollten sich große Schwierigkeiten finden, so würde ich mich wol an den König selbst wenden, doch nicht in einer schriftlichen Eingabe, da ich den Zufälligkeiten eines Referats mißtraue,

sondern in einer an den König gerichteten gedruckten Denkschrift, in der ich so viele Belege für meine gerechte Sache zusammenstellen würde, daß ich des Erfolgs meiner Bitte um Gehör und um gerechte Entscheidung gewiß wäre.

Dies sind nur unmaßgebliche Ideen, die ich mir hier auszusprechen erlaubte. Ich werde gerne jeder Weisung Eines hochlöblichen Oberamts gehorsam sein, die mich zu meinem Ziel führen kann. Ich bitte mir Tag und Stunde einer Audienz bei dem Herrn Vorstand Eines hochlöblichen Oberamts gütigst bestimmen zu wollen.

Baden-Baden, 16. Februar 1853.

Dr. Scheve.

Beilage III.

Herrn Dr. phil. Gustav Scheve in Baden-Baden.

Großherzogliches Oberamt Heidelberg, d. 1. März 1853.

Dem Herrn Dr. Gustav Scheve wird auf seine Eingabe vom 16. v. M. erwidert, daß der Unterzeichnete jeden Tag bereit ist, Sie in der fraglichen Angelegenheit zu sprechen.

v. Uria. v. Jung.

Beilage IV.

Hohes Königlich Bairisches Staatsministerium in München!

Des Unterzeichneten polizeiliche Ausweisung aus Würzburg betreffend.

Zufolge der Anleitung meiner Behörde, des Großherzoglichen Badischen Oberamts Heidelberg, habe ich die Ehre, Einem hohen Staatsministerium Folgendes vorzutragen.

Am 7. Februar d. J. wurde ich aus Würzburg von der dortigen Polizeibehörde ausgewiesen, ohne daß mir dafür ein Grund genannt wurde. Ich machte hiervon sofort (7. Februar)

meiner Behörde Anzeige (Beilage I.) und legte derselben darauf (16. Februar) die Beweise vor, daß jene Maßregel nur auf einem Mißverständniß beruhen konnte. (Beilage II.) Ich bat zugleich um Audienz, um die für die Zurücknahme der Maßregel nöthigen Schritte zu besprechen. Auf erhaltenen Bescheid (Beilage III.) erschien ich (6. März) vor meiner Behörde, wo Herr Stadtdirektor mir seinen gütigen Rath dahin ertheilte, daß ich zu jenem Zweck mich unter Darlegung der Sache und unter Mittheilung meiner Beweise an Ein hohes Königlich Bairisches Staatsministerium wenden möge. Auf meinen ausgesprochenen Zweifel, ob mein Ansuchen bei jener hohen Behörde nicht durch meine Regierung, das Badische Ministerium, bevorwortet werden müsse, bemerkte Herr Stadtdirektor, dies verneinend, daß ich mich am besten selbst direkt an ein hohes Königlich Bairisches Staatsministerium wenden werde. Da, wie ich von Herrn Stadtdirektor vernahm, von der Würzburger Behörde ein besonderer Grund meiner Ausweisung nicht einmal meiner Behörde (in einer ihr über meine Ausweisung gegebenen Nachricht) genannt wurde, so wurde ich noch mehr in der Ansicht bestärkt, daß meiner Ausweisung das von mir vorausgesetzte (in Beilage II. bezeichnete) Mißverständniß zum Grund gelegen hat, und vertraue daher mit Zuversicht, daß es zur Aufhebung jener Maßregel genügen werde, wenn ich die das Mißverständniß hebenden Beweise der Einsicht Eines hohen Königlich Bairischen Staatsministeriums zu unterbreiten mir erlaube.

Die gedachten Beweise sind in Beilage II. genannt. Dem dort Gesagten erlaube ich mir noch Weniges anzufügen. Die Phrenologie als die Naturwissenschaft des Geistes ist die Lehre von dessen Grundkräften, also von den wahren Quellen des menschlichen Strebens und Handelns. Als solche gibt sie uns zugleich Einsicht in die Ursachen und die Heilmittel fehlerhafter und einseitiger Geistesrichtungen. Es ist nicht zu bestreiten, daß unsere Zeit trotz vieler Vorzüge an einem Uebel leidet, das man ein Revolutions- oder ein Reformfieber genannt hat. Der Name des Uebels ist gleichgiltig, sein Wesen ist die gestörte Har-

monie der menschlichen Verstandes- und Gemüthsthätigkeit. Der bloße Verstand zersetzt und zerstört, das Gemüth schont und erhält. Der Verstand hat in unserer Zeit die einseitige Herrschaft über das Gemüth erhalten — durch die mächtig aufblühenden und in alle Klassen der Gesellschaft Eingang gewinnenden Naturwissenschaften, durch die Maschinen und Manufakturen, durch die Zeitungen und Volksbücher, vor Allem durch die Eisenbahnen und das Reisen. Daher in der Masse der Menschen die erwachte Vergleichung und die Kritik, das Selbstvertrauen und das Negiren der Autorität, die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und die Weltverbesserungsideen, endlich das Leben nach Außen und das Suchen des Glücks außerhalb, die Sucht nach Zerstreuung und nach Vergnügen. Die Heilung dieses Uebels, die Wiederherstellung der Harmonie der menschlichen Geistesthätigkeit kann nicht in negativer Weise durch das Zurücknehmen der Geschenke der Zeit, durch Schwächung des Verstandes, Vernichtung der Naturwissenschaften, Zerstörung der Eisenbahnen &c. erreicht werden, sondern nur in positiver Weise durch die gleiche Hebung und Belebung der Gemüthskräfte. Das Verkümmern dieser letzteren, die Einseitigkeit der menschlichen Geistesrichtung nach Außen war aber im letzten Grunde die Folge der Einseitigkeit der Kenntnisse, die nur die äußere Natur, die materielle Welt umfaßten, und denen die beste Hälfte, die Naturkenntniß der menschlichen Geistes- und Gemüthswelt fehlte. Diese Kenntnisse mit ihren materiellen Entdeckungen haben den Menschen aus sich heraus geführt, haben ihn fast vergessen lassen, daß er auch ein Herz- und ein Gemüth hat, daß er seine beste Heimat, sein bestes Glück in sich selbst trägt. Die Naturkenntniß seiner reichen Geistes- und Gemüthswelt wird ihn diese Heimat wieder erkennen und lieben lehren, wird ihn wieder zu sich selbst zurückführen. Man ist wol geneigt, wenn man die Naturwissenschaft des Geistes und ihre gewaltige geistige Macht nicht kennt, diese Hoffnung ausschweifend zu finden. Aber man hätte seiner Zeit nach weniger erwartet, daß z. B. die Kraft des Dampfes einst die Welt umgestalten werde. Wie der Geist an

41*

Werth über dem Körper, der Mensch über der übrigen Natur steht, so werden die Entdeckungen in der Naturwissenschaft des menschlichen Geistes an segensreichen Folgen weit die Entdeckungen in den materialistischen Naturwissenschaften übertreffen; die ersteren Entdeckungen werden vollständig die Nachtheile wieder ausgleichen, welche die letzteren in ihrer Einseitigkeit zur Folge gehabt haben. So wird z. B. die Naturwissenschaft des Geistes, die Phrenologie, den vielköpfigen Parteihaß vermitteln und versöhnen. Denn als Charakterlehre weist sie nach, daß die Gegensätze der menschlichen Ansichten in Leben, Politik, Religion ꝛc. in dem wahren Charakter der Menschen, nicht, wie die Parteien einander vorwerfen möchten, in moralischer Böswilligkeit begründet sind. So tritt die Wissenschaft an die Stelle der Leidenschaft, die nachsichtige Duldung an die Stelle des Hasses. Ein noch wichtigeres Verdienst der Phrenologie ist es, daß sie als Naturlehre des Menschengeistes die großen menschlichen Parteifragen auch wirklich — naturwissenschaftlich und endgiltig, versöhnend und vermittelnd — entscheidet. Denn sie lehrt in allen jenen Fragen die festen, in der Menschennatur niedergelegten Grundwahrheiten erkennen, denen gegenüber alle ausschweifenden (aus einseitiger Charakterbildung hervorgegangenen) Ansichten von selbst als Irrthümer zerfallen. So zeigt z. B. die Phrenologie, daß die Menschen im Ganzen oder durchschnittlich geborene Monarchisten, ebenso geborene Gottesgläubige oder Religionsfreunde sind. Es ist aber bekannt, — um hier eine auf meine Angelegenheit besonders bezügliche Andeutung hinzuzufügen (s. Beilage II.) — wie schroff z. B. die extremen religiösen Parteiansichten einander gegenüberstehen und welches unsägliche Unglück für die Menschheit von jeher aus diesem Zwiespalt erwachsen ist, für den es eine wirkliche Versöhnung, d. i. eine die Gegensätze vermittelnde unbestrittene Grundwahrheit bisher nicht gab und nicht geben zu sollen schien. Die Phrenologie hat diese Grundwahrheit aufgefunden, indem sie den dem Menschen eingeborenen christlichen Gottesglauben erkannte, von welchem sich die extremen Parteiansichten gleich weit ent-

fernen: sowol die Ansicht der Ultrarationalisten oder kalten Verstandesmenschen (der Atheisten), welche die Religion in Naturreligion und Moral auflösen möchten, als die Ansicht der Ultraorthodoxen oder leidenschaftlichen Gefühlsmenschen (der Fanatiker), welche die Religion für eine äußere Zwangsanstalt halten, zwei ausschweifende Gegensätze, welche durch ihren Kampf und ihre Leidenschaft bisher der wahrhaften Religion, welche in der harmonischen Thätigkeit der Verstandes- und Gemüthskräfte begründet ist, den Frieden und die Weihe raubten und welche, was an ihnen lag, in der Menschheit die Religion, wenn sie vernichtet werden könnte, vernichtet hätten. — Da diese kurzen Andeutungen über eine so neue Sache leicht dem Mißverständniß unterworfen sind, so erlaube ich mir hier, zur Bewahrheitung des von mir der Phrenologie zugeschriebenen Verdienstes der Vermittlung der Gegensätze eine kleine Abhandlung über diesen Gegenstand beizulegen („Phrenologie und Religion" Beilage X.), welche bei sehr vielen Männern der beiden Hauptparteien in allen Confessionen (der orthodoxen und der rationalistischen) eine übereinstimmende Anerkennung gefunden hat, was gewiß in diesem früher nie versöhnten Zwiespalt eben so neu als von schlagender Beweiskraft ist. Als einen Einzelbeweis für dieselbe Wahrheit darf ich noch das beiliegende kleine Schriftchen nennen, welches ein Preußischer Beamter (dessen Name ich nennen kann), veranlaßt durch meine Vorträge und meine Schriften, unter dem Titel erscheinen ließ: „Die Phrenologie oder Geisteslehre, ein sicherer Beweis für Christi unübertreffliche Lehren unbegrenzter Menschenliebe. Von einem ihrer Verehrer." (Beilage XI.) So wie dieser würdige Mann zufällig sich veranlaßt sah, seine Ueberzeugung durch den Druck zu veröffentlichen, so haben noch Tausende im Wesentlichen dieselbe Ueberzeugung von dem segensreichen Einfluß der Phrenologie auf die Religion gewonnen.

Nach diesen Andeutungen wage ich es, an Ein Hohes Königl. Bair. Staatsministerium eine unterthänige zweifache Bitte zu richten, zuerst die Form meiner Ausweisung, dann die Ausweisung selbst betreffend.

In der ersteren Beziehung darf ich gegen die Würzburger Polizeibehörde wegen Verletzung meiner Ehre Klage führen. Diese Behörde hat meine Ausweisung verfügt und dies auf meinen Paß bemerkt, ohne den Grund der Ausweisung anzugeben. Auch auf meine dringendsten Bitten wurde mir derselbe nicht genannt. Dadurch ist meine Ehre verletzt. Ich bin durchaus unbescholten, bin niemals auch nur entfernt politisch betheiligt oder verdächtig gewesen und habe mein ganzes Leben nur der Wissenschaft gewidmet. (Ich erlaube mir eine kurze Skizze meines Lebens hier beizulegen. Beil. XII.) Durch jene Ausweisung aber könnte leicht bei denen, welche mich nicht kennen, oder bei einer Behörde der Verdacht irgend welches Vergehens, dessen ich mich schuldig gemacht, entstehen, eine Verdächtigung, deren sich gewiß am wenigsten eine Polizeibehörde schuldig machen möchte, welche ja die Person und die Ehre der Staatsbürger vielmehr zu beschützen die Aufgabe hat. Dieses Unrecht konnte so leicht dadurch vermieden werden, daß mir die Behörde meine Wissenschaft oder meine Vorträge als den Grund meiner Ausweisung nannte. So wäre meine Ehre völlig unverletzt und die Behörde in ihrem Recht geblieben. Ich hätte zwar Schritte zur Zurücknahme dieser Maßregel thun, aber nicht Klage führen können. Jetzt aber habe ich als unbescholtener Mann das Recht, ja gegen mich selbst die Pflicht, eine Wiederherstellung meiner Ehre, insofern sie durch jene Maßregel verletzt ist, nachzusuchen. Ich bitte daher Ein Hohes Königl. Bairisches Staatsministerium dringend um diese Wiederherstellung, etwa in der Weise, daß Hochdasselbe jene Behörde zur nachträglichen bestimmten Mittheilung des Ausweisungsgrundes veranlaßt.

Was den zweiten Punkt, meine Ausweisung selbst betrifft, so ergeht meine unterthänige Bitte an Ein Hohes Staatsmini-

sterium dahin, die Zurücknahme dieser Maßregel von Seite der betreffenden Behörde gütigst veranlassen zu wollen. Sollten gegen diese sofortige Zurücknahme irgend welche unvorhergesehene oder außergewöhnliche Hindernisse vorliegen, — ich denke hier z. B., um etwas zu denken, an die Möglichkeit, daß einflußreiche Personen gegen die Phrenologie ein Vorurtheil hätten, — so bitte ich auch deswegen, mir den bestimmten Grund meiner Ausweisung mittheilen zu lassen, damit ich ausführlicher und gründlicher, als in den obigen Andeutungen geschehen konnte, die Phrenologie gegen unrichtige Ansichten vertheidigen könne. Ich wage sogar, an Ein Hohes Staatsministerium die, wie ich vertraue, nicht zu kühne Bitte zu richten, mir durch das Vorschreiben der Art und Weise, wie mögliche außergewöhnliche Hindernisse zu beseitigen seien, gewogentlichst zur Seite stehen, und meine Sache als die des Regierungsinteresses selbst, wie sie es in der That ist, betrachten zu wollen. Hierüber erlaube ich mir noch diese letzte Andeutung beizufügen. Die Phrenologie ist eine naturgesetzliche Wahrheit. (Auch ihre wissenschaftlichen Gegner erkennen sie jetzt in den Grundzügen als wahr an.) Wie aber ihrem Wesen nach jede Wahrheit, so kann auch die Phrenologie nicht eine verderbliche, sondern nur eine heilsame sein. Jede Wahrheit ist besonders in unserem geistig lebendigen Jahrhundert eine Macht, desto bedeutender, je näher sie die Menschheit berührt. In der Politik stehen sich zwei Elemente in feindlichem Kampf gegenüber, nicht das monarchische und das demokratische Element, — dies ist nur eine äußere Form des Kampfes, — sondern der innere wahre Kampf wird zwischen allem Dem, was der Menschheit heilsam, und Dem, was ihr verderblich ist, geführt. Jede Regierung strebt und muß streben, nur das Heilsame zu pflegen und zu verwirklichen, indem sie es ihren Feinden überläßt, das Verderbliche zu wollen und zu vertreten. Wenn einer Regierung möglichst vollständig ihr Streben gelingt, so ist ihre Macht fest und gegen alle Stürme gesichert. Die Aufgabe ist jedoch, wie die Geschichte lehrt, eine schwierige, da oft das Heilsame und das Verderbliche

nicht ersten Blickes zu erkennen sind. Um so weniger darf eine Regierung in ihrem Wirken und in ihrem Kampf gegen ihre Feinde irgend eine sichere Hilfsmacht — und eine Wahrheit ist immer eine solche — von sich stoßen; sie würde sich dadurch selbst schwächen. Vollends eine Wahrheit wie die Phrenologie, die große Lehre der Versöhnung und des Maßhaltens im menschlichen Thun und Lassen, den mächtigsten Bundesgenossen, der jemals einer Regierung zur Seite gestanden und zur Seite stehen wird! Auch schon als Wissenschaft selbst ist die Phrenologie eine Lehre des Friedens: denn da sie in ihren klaren, dem Menschen so nahe liegenden Wahrheiten für Jedermann verständlich und anziehend ist, so wird sie sehr viele Menschen zu besonnenen Anhängern und Pflegern dieser Wahrheiten und so zu Freunden der öffentlichen Ordnung und Ruhe machen, wie ich z. B. dies von mir sagen darf. Revolution, Krieg sind mir schon darum ein Greuel, weil sie das Streben meines ganzen Lebens gefährden oder vernichten würden.

Ich bitte ein Hohes Königl. Bairisches Staatsministerium vertrauensvoll um einen günstigen Bescheid.

Ich verharre

Eines Hohen Staatsministeriums

unterthänigster

Baden-Baden, 3. Mai 1853. **Dr. Scheve.**

Beilage V.

Ein Hohes Königl. Bairisches Staatsministerium

bitte ich um Erlaubniß, meiner Eingabe vom 3. Mai d. J. nachträglich Folgendes beifügen zu dürfen.

Ein in der Gelehrtenwelt sehr hochgestellter Mann, welcher meine Würzburger Angelegenheit von Beginn an mit allen be-

treffenden Dokumenten kennt, schreibt mir eben: da man es doch für allzu unwahrscheinlich halten müsse, daß ich der Phrenologie wegen aus Würzburg ausgewiesen sei, so falle ihm bei, ob man vielleicht zufällig in Baiern wisse, daß ich früher mit Struve (dem badischen Revolutionär), als er sich noch mit Phrenologie beschäftigte, in Verbindung gestanden und dieses Verhältniß mit einer politischen Uebereinstimmung unserer Ansichten verwechsle; ich möge daher nicht versäumen, Einem Hohen Staatsministerium nachträglich über diesen Punkt Aufklärung zu geben. Ich stimme dieser Ansicht um so mehr bei, weil es mir vor einigen Jahren wirklich schon einmal begegnete, daß ich Struve's wegen verdächtigt werden sollte. Ich kann zur Entschuldigung meiner Vergeßlichkeit nur das anführen, daß diese Sache so gänzlich allen Grundes entbehrt, daß sie mir bei meiner Würzburger Ausweisung nicht einmal beifiel.

Zur Aufklärung hierüber wird es wol genügen, wenn ich folgendes Schreiben, welches ich in Bezug auf jenen Vorfall am 21. Merz 1851 von Hamburg aus an den Herrn Stadtdirektor in Heidelberg richtete, hier kurz mittheile.

„Verehrtester Herr Stadtdirektor! Als Bürger von Heidelberg und Privatdocent an dortiger Universität wage ich es, in einer für mich sehr wichtigen Sache eine dringende Bitte an Sie zu richten. Meine Frau sagt mir in einem soeben erhaltenen Briefe, daß ich als politisch verdächtig in Heidelberg „ausgeschrieben" sei. Mein Erstaunen hierüber ist groß. Wenn Jemand durch Nichtbetheiligung an politischen Sachen sich auszeichnen könnte, so würde dies von mir gelten. So viel ich auch z. B. geschriftstellert, so habe ich noch nie auch nur eine Sylbe über Politik in einer Zeitung oder sonst drucken lassen. [Dies hat seitdem in meinen Schriften in Bezug auf das Verhältniß der Phrenologie zur Politik einzelne kleine Ausnahmen erfahren. S. z. B. oben S. 591.] Ich war nie in einem politischen Verein, habe nie einer politischen Versammlung beigewohnt. Als i. J. 1848 die große Volksversammlung auf unserem Schlosse gehalten wurde, wo Alles aus der Nähe und Ferne zusammen-

strömte, so ging ich nicht hinauf; erst den andern Tag besah ich mir die errichteten Triumphbogen u. s. w., was mich mehr interessirte, als die schönen Reden über Politik. Die Männer von politischer Geltung bei uns, z. B. Hecker, Bassermann, Mathy, Brentano, Itzstein, Peter, habe ich niemals auch nur gesehen. Nur mit Struve kam ich früher, als dieser noch Phrenologie trieb, zusammen, aber seit sechs Jahren nicht mehr, und seit dem Jahr 1848, wo Struve thätig in der Politik auftrat, habe ich ihn nicht einmal auch nur erblickt. Mit einem Worte, alles Politisiren halte ich für unfruchtbar und verachte es; politische Gewaltthat, Revolution ist mir ein Greuel; eine Republik für Deutschland scheint mir eine Unmöglichkeit, also ein Unsinn; als das große Parlament in Frankfurt zusammentrat, machte ich sogar eine Wette, daß sie da nichts zu Stande bringen würden u. s. w. Da also meiner Verdächtigung oder jener Maßregel des „Ausschreibens" irgend ein sonderbares Mißverständniß zum Grunde liegen muß, so erlaube ich mir, verehrtester Herr Stadtdirektor, an Sie die dringende Bitte zu stellen, mir gefälligst mittheilen zu wollen, ob dieses Gerücht über mich von der Behörde Heidelbergs ausging und welche Schritte nöthig sind, dasselbe zu widerlegen. Ich glaube mich mit dieser Bitte vertrauensvoll an Ihre Humanität wenden zu dürfen, da jenes Gerücht, wenn es nicht widerlegt würde, für mich später von den nachtheiligsten Folgen werden könnte. Mit vorzüglicher Hochachtung und Ergebenheit. Hamburg, 21. März 1851. Dr. Scheve."

Auf dieses Schreiben erhielt ich keine schriftliche Antwort (wenn ich mich recht erinnere, weil der Herr Stadtdirektor ganz kurz darauf starb), aber meine Frau, welche persönlich um Antwort bat, erhielt von dem folgenden Herrn Stadtdirektor oder einem andern Herrn der Behörde die Auskunft, daß allerdings nichts wirklich Verdächtiges gegen mich vorliege, daß es aber bei Gelegenheit meiner zur Sprache gekommen, daß ich früher mit Struve in Verbindung gestanden und daß in der badischen Revolution (Sommer 1849) in Heidelberg die Familie des preu-

fischen Revolutionärs Schlöffel einige Zimmer bei mir gemiethet, (als Heidelberg voll einheimischer und fremder Revolutionäre war!). So löste sich also der politische Verdacht gegen mich in Nichts auf, oder vielmehr der Verdacht war noch gar kein solcher und konnte keiner sein, sondern es lag nur der Versuch einer, wahrscheinlich nicht einmal böswilligen, sondern durch die Zeitumstände als nothwendig erkannten allgemeinen Denunciation vor.

Was nun noch das „Ausschreiben" betrifft, was für mich bei weitem das wichtigste war, weil ich es der Merkwürdigkeit wegen mit meinen Augen gedruckt sehen wollte, daß ich als politisch verdächtig gelten solle, so wurde meiner Frau, welche sich darnach erkundigte, von den Herren erwidert, man wisse ihr davon nichts zu sagen, wenn aber etwas der Art wirklich geschehen sei, so müsse es in dem „Allgemeinen Polizeianzeiger" gewesen sein, der in Dresden redigirt werde; ich habe mich daher, wenn ich nähere Auskunft darüber wünsche, dorthin zu wenden. Ich that dies in mehreren wiederholten Schreiben und erhielt endlich die folgende (in Original vor mir liegende) Antwort.

„Herrn Dr. Scheve in Berlin. Auf Ihre hierher gerichteten bezüglichen Anfragen wird Ihnen hiermit zurückeröffnet, daß im hier redigirten Polizeianzeiger Ihrer Erwähnung nicht geschehen ist. Dresden, den 26. Juni 1851. Die Stadt-Polizei-Deputation. Müller. Schmid."

Sollte ich Ein Hohes Königl. Bairisches Staatsministerium mit diesem Schreiben nutzlos belästigt haben, indem die Ursache meiner Ausweisung aus Würzburg nicht die hier berührte war, oder sollte auch nicht die in meiner vorigen Eingabe genannte Ursache, sondern irgend eine andere mir gänzlich unbekannte die wahre sein, so bitte ich meiner schlechten Vertheidigung wegen um Entschuldigung. Ich erlaube mir daher meine in der vorigen Eingabe an Ein Hohes Staatsministerium gerichtete unterthänigste Bitte hier zu wiederholen, daß mir zum Zweck meiner

genügenden Vertheidigung die Ursache jener Maßregel gütigst mitgetheilt werden wolle.

Creuznach, 22. Juni 1853.

Dr. Scheve.

Beilage VI.

Hohes Großherzoglich Badisches Staatsministerium!

Unterthänigste Bitte des Dr. Scheve aus Heidelberg um Rath und Hilfe gegen Verdächtigung und Ausweisung aus Würzburg.

Am 7. Febr. d. J. wurde ich aus Würzburg von der dortigen Polizeibehörde ohne Angabe des Grundes ausgewiesen. Ich that gegen diese Maßregel, wie aus den anliegenden Dokumenten hervorgeht, alle mir nöthig scheinenden Schritte und wendete mich hauptsächlich auf den gütigen Rath des Herrn Stadtdirektors zu Heidelberg an Ein Hohes Königl. Bairisches Staatsministerium, indem ich vor Allem um Angabe des Grundes meiner Ausweisung bat. Unterm 18. Juli wurde mir durch das Hochlöbl. Großh. Oberamt Heidelberg folgender „Beschluß der Königl. Bairischen Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg" schriftlich mitgetheilt:

> „Das Großh. Oberamt Heidelberg wird beauftragt, dem Dr. Scheve daselbst zu eröffnen, daß die Königl. Bairische Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg sich nicht bewogen findet, seinem Gesuch um Aufenthaltsgestattung in den genannten Kreisen zu entsprechen."

Aus diesem Beschluß geht hervor, daß mein Gesuch an Ein Hohes Königl. Bairisches Staatsministerium von Hochdemselben der Würzburger Behörde zur Entscheidung zugefertigt worden, daß aber diese Entscheidung unglücklicher Weise erfolgte, ohne daß mein Gesuch von der Würzburger Behörde wirklich

gelesen worden war, sondern indem nur, wahrscheinlich aus der Rubrik des Gesuchs, dessen Gegenstand und Inhalt, aber irrthümlich, vermuthet wurde. Denn meine eigentliche Beschwerde war nicht, daß ich aus Würzburg ausgewiesen sei, mein Hauptgesuch nicht, daß die Ausweisung zurückgenommen werden möge: sondern von den beiden Punkten, in welche mein Gesuch an Ein Hohes Bairisches Staatsministerium (Beil. IV.) zerfällt, ist der erste die Beschwerde, daß durch die Nichtangabe des Grundes meiner Ausweisung meine Ehre verletzt ist, und die dabei gestellte Bitte, durch Angabe jenes Grundes diese Verletzung zurückzunehmen. Auch der zweite Punkt, der die Ausweisung selbst betrifft, enthält die wiederholte Bitte um die Angabe jenes Grundes. Ebenso wiederholt eine spätere ergänzende Eingabe an Ein Hohes K. Bair. Staatsministerium (Beil. V.) vor Allem die Bitte um Angabe des Grundes meiner Ausweisung.

Es wäre der Einsicht Eines Hohen Großh. Staatsministeriums gegenüber überflüssig, wenn ich hier erklären wollte, wie sehr groß der Unterschied ist zwischen jener Ausweisung selbst und der Nichtangabe des Grundes derselben. Ueber die Ausweisung selbst könnte ich mich möglicher Weise beruhigen, (obgleich ich es keineswegs thue, noch thun werde,) über die Nichtangabe des Grundes aber kann ich mich unmöglich beruhigen: ich würde ja, wenn ich es thäte, die Nichtachtung jedes rechtlichen Menschen und vor Allem meiner Behörde selbst verdienen. Da nun mein Gesuch an Ein Hohes K. B. Staatsministerium den gewünschten Erfolg nicht hatte, so wage ich an Ein Hohes Großh. B. Staatsministerium die unterthänige Bitte zu richten, mich mit gütigem Rath und wenn es sein kann, mit Hilfe in dieser Sache unterstützen zu wollen. Der innere Stand derselben ist kurz dieser.

Zweierlei Mißverständnisse können (wie in den beiliegenden Schriften, Beil. II, IV, V, näher ausgeführt ist) der Würzburger Maßregel zum Grund liegen, entweder, daß ich für politisch gefährlich, für einen Mann der Umsturzpartei gehalten werde, oder daß die Phrenologie als religionsgefährlich betrachtet wird.

Im ersteren Fall könnte es nur sehr leicht sein, das Mißverständniß bei der Würzburger Behörde aufzuklären, da ja durch alles wirklich Vorliegende vielmehr das Gegentheil dieser irrigen Meinung erwiesen ist, einer Meinung, die, falls sie bestehen sollte, nur aus irrigen Schlußfolgerungen aus einigen fernliegenden Umständen (Beil. V.) hervorgegangen sein könnte. (Dem, was in dieser Beziehung in den beiliegenden Schriften gesagt ist, erlaube ich mir hier zum Ueberflusse mein politisches Leumundszeugniß von Heidelberg beizufügen. Beil. VII.)

Ganz anders, wenn meine Ausweisung aus Würzburg durch den letzteren Irrthum, daß die Phrenologie religionsgefährlich sei, veranlaßt ist. Diesen Irrthum in den Augen Derer, welche ihn theilen, zu widerlegen, ist nach meiner Erfahrung nicht nur schwer, sondern fast unmöglich. Denn es gibt bekanntlich Leute, welche in religiösen Dingen gegen Alles, was nicht mit ihrer Ansicht übereinstimmt, unbedingt eingenommen sind, welche nicht nur die Phrenologie, sondern alle Naturwissenschaft, Astronomie, Physik rc. für religionsgefährlich halten und auch dem klarsten Beweis des Gegentheils kein Gehör geben. Wenn daher meine Ausweisung aus Würzburg durch diese Ansicht veranlaßt ist, so würde ich nicht hoffen dürfen, durch Beweise und Gründe die Zurücknahme dieser Maßregel oder die Angabe des Grundes zu erwirken, wenn nicht eine Appellation von der Würzburger Behörde an eine höhere möglich wäre. Diese höhere Behörde ist für mich, weil eine Appellation an Ein Hohes K. Bair. Staatsministerium keinen Erfolg hatte, Seine Majestät der König. Obgleich ich nun des Erfolges meines Gesuchs an den König gewiß sein würde, theils wegen dessen unzweifelhafter Gerechtigkeit, theils weil er den Naturwissenschaften nicht abgeneigt ist, sondern sie sogar liebt, so würde ich doch nur ungern diesen Schritt thun, weil ich ihn als den einzigen letzten unmöglich dem Unglück des Einzelreferats verfallen lassen, also nicht in einer blos schriftlichen Eingabe thun dürfte, eine Behörde aber in einer Druckschrift des Irrthums zu beschuldigen gegen mein Gefühl sein würde. Wenn ich daher

diesen Schritt vermeiden kann, so ist es mein Wunsch und halte ich es für meine Pflicht, ihn zu vermeiden.*)

Ueber die Nothwendigkeit überhaupt, in dieser Sache Schritte zu thun, bitte ich noch einige Worte hinzufügen zu dürfen. Man hat gegen mich (privatim) geäußert, ich sollte auf meine Ausweisung aus Würzburg nicht so großes Gewicht legen, wie ich thue. Es stehe einer Behörde frei, Jedermann, dessen Ansichten, sei es in Politik oder Religion &c. ihr nicht gefielen, aus ihrem Gebiet auszuweisen; dies geschehe sehr häufig, ohne daß eine Verletzung der Ehre des Ausgewiesenen nothwendig damit verbunden sei oder von diesem darin gesucht werde; ich könne daher die Klage gegen die Würzburger Behörde ohne Schaden meiner Ehre fallen lassen.

Allein diese Ansicht ist eine durchaus irrige. Es kann Fälle geben, wo Jemand von notorischer politischer oder religiöser &c. Gesinnung eben wegen dieser, also aus allgemein bekannten

---

*) Es ist, seitdem ich das Obige geschrieben, wieder mehr als ein Jahr verflossen und ich habe Zeit genug gehabt, die vorliegende Sache und mich selbst nochmals reiflich zu prüfen. Die Beschuldigung des Irrthums der Würzburger Behörde von meiner Seite hat — auch abgesehen davon, daß das der einzig mögliche Weg ist, den ich gehen kann, — im Wesen fürwahr nichts Verletzendes, und ich bin überzeugt, dadurch gegen die strengste Rücksicht nicht zu verstoßen. Denn der Irrthum an sich kann, weil Irren aller Menschen Loos ist, niemals ein Vorwurf sein. Dazu kommt, daß ich ja nicht einmal die Würzburger Behörde selbst des Irrthums beschuldige. Denn daß diese Behörde selbst nicht mein Gegner ist, geht, außer aus Anderem, schon aus den ausdrücklichen Worten derselben hervor. Ich kenne also meinen Gegner, oder den ich des Irrthums anklage, nicht einmal. Allein selbst dieser mein wirklicher Gegner — kann ich, darf ich ihn tadeln oder ihm übel wollen? Nein, er ist gewiß vollkommen von der politischen oder religiösen Gefährlichkeit der Phrenologie überzeugt und handelte nur nach Pflicht und Gewissen, als er meine Vorträge in Würzburg auf jede Weise verhinderte. Allein auch ich hoffe von ihm, daß er mich nicht tadelt und mir es nicht verargt, wenn ich entgegengesetzter Ueberzeugung bin, also entgegengesetzt handle. Unser beider Streit ist also nur eine gleichsam wissenschaftliche Meinungsverschiedenheit. Daß ich die Entscheidung über diese gleich in eines hohen Königs Hand legen zu müssen glaubte, war ein Irrthum von mir. (Vor dem Druck beigefügt. Leipzig, 30. Jan. 1855.)

Gründen von einer Behörde ausgewiesen wird, ohne daß er dadurch seine Ehre für verletzt erachtet oder zu erachten vorgibt. Mein Fall dagegen ist ein ganz anderer. Ich bin aus Würzburg ausgewiesen worden, nachdem ich seit vier Jahren in den meisten Städten Deutschlands mit dem Beifall von hohen und höchsten Personen, von Geistlichen und Lehrern (Beill.) Vorträge gehalten. Also liegt nicht nur kein allgemein bekannter, sondern nicht einmal irgend ein wahrscheinlicher Grund dieser Ausweisung vor. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß die Phrenologie der offenbare Grund meiner Ausweisung war, da die Würzburger Behörde wol nicht eine Wissenschaft für politisch gefährlich würde erklären wollen. Es ist ebenso unwahrscheinlich, daß ich meiner politischen Gesinnung wegen aus Würzburg ausgewiesen bin, da diese Gesinnung sowol nach meinen Handlungen als nach meinen Schriften nicht als eine revolutionäre, sondern vielmehr als eine echt conservative zu erkennen ist. (Beil. II, IV, V.) Meiner Ausweisung aus Würzburg könnte also ganz ebenso wahrscheinlich die Anschuldigung irgend eines, wer weiß welches niederen Vergehens zu Grunde liegen. Darum ist es zur Wahrung meiner Ehre unbedingt nothwendig, daß ich den Grund meiner Ausweisung kennen lerne, um ihn, welcher es immer sei, als irrig nachzuweisen. Ich bin niemals nur im mindesten verdächtig gewesen, aber ich bin durch die Ausweisung aus Würzburg verdächtigt worden. Verdächtig sein ist ehrlos sein, verdächtigt werden kann auch der Ehrenmann. Eben damit die in der Würzburger Ausweisung vorliegende Verdächtigung nicht zum Verdächtigsein werde oder dazu anwachse, muß ich sie in der Entstehung vernichten. Ich glaubte einmal, vor zwei Jahren, verdächtigt worden zu sein, und schon dieser Glaube genügte mir, der vermeintlichen Verdächtigung beharrlich nachzuforschen und mich nicht zu beruhigen, bis ich erfahren, daß dieselbe nicht existirte. (Beil. V.) Jetzt, da die Verdächtigung wirklich vorliegt, ist es um so mehr meine heilige Pflicht gegen mich selbst, dieselbe bis zu ihrer gänzlichen Vernichtung zu verfolgen. Wenn ich die ganze vorliegende Sache

so nüchtern und so gründlich als ich kann, betrachte, so scheint es mir außer Zweifel zu sein, daß die Phrenologie oder der Meinungseifer gegen sie der eigentliche Grund meiner Ausweisung aus Würzburg ist; denn dieser Meinungseifer kann, wovon ich die auffallendsten Beispiele erfahren habe, äußerst weit gehen. Da aber die Phrenologie zu einem offenbaren Grund der Ausweisung sich nicht wohl eignet, so hat die Person oder haben die Personen, welche meine Ausweisung bei der Würzburger Behörde bewirkten, wahrscheinlich von irgend welchen Verdächtigungen, von deren wahrer Natur ich vielleicht keine Ahnung habe, Gebrauch gemacht. *)

Vielleicht wäre es möglich, wenn Ein Hohes Großh. Badisches Staatsministerium meine Angelegenheit mit einigen Worten Einem Hohen K. Bair. Staatsministerium zur gründlichen Berücksichtigung empfehlen würde, daß Letzteres die Sache nicht der Würzburger Behörde überweisen, sondern selbst begutachten und entscheiden würde. Vielleicht aber ist dies nicht der richtige

*) Gegner der Phrenologie gibt es allenthalben, in Heidelberg nicht minder als in Würzburg. Vielleicht haben daher meine Gegner in Würzburg Verdächtigungen irgend welcher Art gegen mich von meinen Gegnern in Heidelberg zu erhalten gewußt. Daß aber diese Verdächtigungen jedenfalls grundlos sind, geht außer aus allem Uebrigen aus den folgenden beiden einfachen Thatsachen hervor. In München habe ich im Winter 1850 Vorträge über Phrenologie gehalten, welche eine so große Theilnahme fanden, daß ich den Kursus der Vorträge mit steigender Zahl der Zuhörer, unter welchen ich sehr hochgestellte Persönlichkeiten nennen kann, viermal gab, und so mehrere Monate in München verweilte. Nachher, im Frühjahr und Sommer 1850, hielt ich die Vorträge in Augsburg, Nürnberg, Bamberg. Wenn die Phrenologie oder meine Vorträge im Mindesten für religiös oder politisch nachtheilig erkannt worden wären, so hätte die Behörde mir gewiß nicht erlaubt, dieselben in München viermal und dann noch in den andern Städten Baierns zu halten. In den letzten Jahren habe ich in den Städten Badens: Karlsruhe, Freiburg, Baden, Mannheim, Rastadt Vorträge über Phrenologie gehalten. Wenn ich im Geringsten politisch betheiligt oder verdächtig wäre, oder wenn in meiner Person irgend ein moralisches Hinderniß zu öffentlichem Auftreten vorläge, so hätte dies vor Allem den Behörden meines speciellen Vaterlandes bekannt sein müssen, welche mir alsdann das Auftreten nicht gestattet hätten. (Vor dem Druck zugesetzt.)

Weg. Ich erlaube mir hier nur, die unterthänige Bitte an Ein Hohes Großh. B. Staatsministerium zu richten, mir gütigen Rath ertheilen zu wollen, auf welche Weise ich wol meinen Zweck, die bedauerliche Verdächtigung zu Nichte zu machen, zu erreichen hoffen kann.

Ich verharre

Eines Hohen Staatsministeriums

unterthänigster

Baden-Baden, 3. Nov. 1853. **Dr. Scheve.**

Diese meine Eingabe an Ein Hohes Großh. Staatsministerium hatte, wie zu erwarten stand, keinen unmittelbaren Erfolg. Es wurde mir mündlich mitgetheilt, daß man meinem Wunsche zu entsprechen nicht veranlaßt sei. Theils brach damals gerade der badische Kirchenstreit aus, theils und hauptsächlich wol wollte man die Phrenologie von Seiten der Regierung nicht vertreten, was doch mittelbar, wenn man sich meiner annahm, geschehen wäre.

Beilage VII.

Der Gemeinderath der Stadt Heidelberg beurkundet hiermit kraft dieses, daß Herr Dr. Gustav Scheve, Bürger dahier, während seines Aufenthalts mit seiner Familie in hiesiger Stadt, stets des besten Leumundes genoß, und niemals Sympathien für die Umsturzpartei an den Tag gelegt hat. Heidelberg, 18. Juli 1853. Anderst.

Hierzu kommt noch das folgende Zeugniß, welches ich mir zum Zweck meiner Reise nach Wien kürzlich ausfertigen ließ. Zeugniß. Dem Herrn Scheve, Dr. philos. von hier, wird hiermit auf sein Verlangen bezeugt, daß nichts politisch Nachtheiliges über ihn hier zur Anzeige gekommen ist. Heidelberg, 16. Januar 1855. Grosch, Gr. Amtmann.

Beilage VIII.

Die Phrenologie in Schwaben.

(Illustrirte Zeitung v. 26. Februar 1852.)

Ein sehr häufiger Einwurf, den man gegen die Phrenologie erheben hört, ist, daß diese Wissenschaft zum Materialismus, zur Irreligiösität führe. Die Schwaben besitzen bekanntlich neben einer etwas rauhen Außenseite ein tiefes Gemüth: eine dieser Gemüthsseiten ist der lebendig religiöse Sinn, dem wir allenthalben in Schwaben begegnen. Als Dr. Scheve vor Kurzem seine phrenologischen Vorträge in Stuttgart hielt, fanden dieselben sehr vielen Anklang, aber besonders war es die Beziehung der Phrenologie zur Religion, welche viel besprochen wurde. Ein kleiner Aufsatz in einem stuttgarter Localblatte gibt Zeugniß von der sehr verständigen Auffassung der Sache von Seiten der dortigen Gelehrten; derselbe möge daher hier eine Stelle finden. „Die Vorträge, welche Hr. Dr. Scheve in zwei Cursen in unserer Stadt gehalten, haben viel über Phrenologie sprechen machen, sowol dafür als dagegen. Was mich veranlaßt, ja dazu drängt, über diese Lehre mich auszusprechen, sind vor Allem die erfahrenen Thatsachen selbst. Sowol ich als einige meiner Freunde sind aufs Höchste überrascht worden durch die Richtigkeit, mit der Hr. Dr. Scheve die einzelnen Charakterzüge aus der Kopfgestalt zu bestimmen wußte. Aehnliche öffentliche Zeugnisse sind schon öfter abgelegt worden, wie z. B. vor einiger Zeit in der Cölnischen Zeitung von dem rühmlichst bekannten Lustspieldichter Roderich Benedix. Er sagt dort unter Anderm: „Hr. Dr. Scheve besuchte mich und bat mich, meine Kopf phrenologisch untersuchen zu lassen. Ich bekenne hiermit offen, daß mich das Resultat dieser Untersuchung im höchsten Grade überrascht hat, indem Hr. Dr. Scheve eine Menge kleiner Charakterzüge von mir fand, die Jemand auch bei längerm Beisammensein durch bloße Beobachtung nicht füglich erforschen kann" u. s. w. Ebenso lesen wir in derselben Zeitung einen von dem Direktor

und dem katholischen Seelsorger des Strafhauses verfaßten Bericht von der auffallenden Bestätigung der Wahrheit der Phrenologie bei der durch Hrn. Dr. Scheve vorgenommenen Untersuchung der dortigen Strafgefangenen. Es kann diesen Thatsachen gegenüber als Beweis gegen die Phrenologie nicht gelten, daß diese Wissenschaft von manchen Gelehrten als Irrthum verworfen wird. Alles Neue wird bekanntlich anfangs hart bekämpft. Als Galilei den Lauf der Erde um die Sonne zuerst lehrte, wurde er ins Gefängniß geworfen und mußte diese Behauptung wieder abschwören. Als Harvey die Entdeckung des Blutumlaufs im menschlichen Körper machte, verfolgten ihn die Gelehrten so, daß er aus seinem Vaterlande flüchten mußte u. s. w. Wenn sich die Phrenologie durch die Thatsachen mehr und mehr als Wahrheit bestätigt, so muß der praktische Nutzen dieser Lehre ein sehr großer sein, z. B. für Menschenkenntniß, für Selbstkenntniß, für Charakterbildung und Selbstbeherrschung, für Kindererziehung, für Unterricht, für die Berufswahl u. s. w. Wie dem Menschen nichts näher liegt und wichtiger ist als er selbst, so läßt sich keine andere Naturwissenschaft an praktischer Wichtigkeit mit der Phrenologie, der Menschenkunde, vergleichen. Völlig grundlos ist daher die Meinung, die man bisweilen aussprechen hört, die Phrenologie, wenn sie wahr sei, könne auch Schaden bringen, sie könne namentlich zur Irreligiosität und zum Materialismus führen. Es ist mir speciell bekannt, daß mehre der strenggläubigsten Männer sich mit dem lebhaftesten Interesse dieser Wissenschaft und den Vorlesungen des Hrn. Dr. Scheve zugewendet haben. Es wäre auch führwahr sehr nieder vom Schöpfer gedacht, wenn man glaubte, daß seine Werke Zeugniß gegen ihn ablegen könnten, wie man wirklich anfangs die Wahrheit vom Laufe der Erde um die Sonne gotteslästerlich und religionsgefährlich genannt hat, statt daß man sie jetzt als einen Beweis mehr für die Größe und Herrlichkeit des Schöpfers geltend macht. Auch die Phrenologie spricht vielmehr für das Dasein Gottes und für Unsterblichkeit. Denn da sie z. B. ein Organ der Religiosität oder Gottesverehrung im Men-

schen nachweist, so muß auch der diesem Organe entsprechende Gegenstand, die Gottheit, existiren, weil ja die Natur nicht lügen, sich nicht widersprechen kann. Da ferner, wie Hr. Dr. Scheve näher ausführt, alle Gehirnorgane der Denk- und Gefühlskräfte doppelt vorhanden sind, während wir mit diesen doppelten Organen nur einfach denken und fühlen (sowie wir mit zwei Augen nur einfach sehen), so ist dadurch klar bewiesen, daß der einheitliche Geist etwas Anderes ist und sein muß, als der in Theile zerfallende Körper, die Materie, daß also der Materialismus so vieler Naturforscher, welche die Phrenologie nicht kennen, auf falschem Grunde beruht. Die Freunde der Religion sollten daher die Verbreitung und das Populärwerden der Phrenologie vielmehr mit Freuden begrüßen. Unsere Zeit, das läßt sich nicht leugnen, hat den alten Glauben verloren; die meisten Menschen wollen heutzutage denken und wissen, nicht mehr glauben. Der Grund liegt in dem einseitig materiellen Zeitgeiste, welcher von einigen Naturwissenschaften ausgeht. Vor lauter Chemie und Physik, vor Eisenbahnen und Maschinen, kurz vor der Körperwelt und ihren Kräften, hat man ganz vergessen, daß es auch einen menschlichen Geist, ein menschliches Herz und Gemüth gibt. Die Freunde der Religion suchen daher häufig den religiösen Sinn dadurch zu wecken, daß sie die Geister lieber vom Studium der Naturwissenschaften abwenden möchten. Allein die Naturwissenschaften können ja nicht mehr aus ihrer Stellung verdrängt werden: im Gegentheil, sie werden an Macht noch unendlich wachsen, und was wir davon heutzutage erblicken, ist nur ein schwacher Anfang von Dem, was noch kommen wird. Das Verhältniß der Religion zur Naturwissenschaft ist aber glücklicherweise ein ganz anderes, als jene Männer voraussetzen. Denn nicht die Naturwissenschaften als solche, sondern nur ihre Einseitigkeit steht der Religion entgegen. Ein großer Naturforscher hat schon vor langer Zeit gesagt: die halbe und falsche Wissenschaft führt von Gott ab, die ganze und wahre führt zu ihm zurück. Die Freunde der Religion werden daher dann und nur dann ihren Zweck und ihr Ziel erreichen, wenn

sie nicht nur der Naturwissenschaft nicht entgegentreten, sondern sie mit allen Kräften ihrem weitern Ausbaue entgegen zu führen, d. i. sie in ihrer zweiten, bisher zu wenig gepflegten Hälfte, der Phrenologie, als der menschlichen Geistes- und Gemüthslehre, kräftigst zu fördern suchen. W. Th. Sehring."

Beilage IX.

Natur und Geist.

(Illustrirte Zeitung v. 8. Januar 1853.)

Das menschliche Wissen ist im Laufe der Jahrtausende, vorzüglich aber in der Neuzeit, unendlich umfangreich und fruchtbar geworden. Daß der Mensch sich aus dem Zustande der Rohheit emporgearbeitet, daß der Deutsche nicht mehr, wie seine Altvordern, in den Wäldern lebt und nur die Jagd und den Krieg kennt, daß durch die Buchdruckerkunst der Geist, und durch die Eisenbahn selbst der Körper Flügel erhalten, daß der Mensch immer weiter auf der Bahn der Menschlichkeit und der Vervollkommnung voranschreitet, — alles dieses verdankt der Mensch seinem Wissen, seinen immer weiter und weiter sich ausbreitenden Kenntnissen. Wo er früher wähnte und meinte, wo er träumte und dichtete, da weiß er jetzt. Die Sternkunde, die Naturlehre, die Scheidekunst, die äußere und die innere Erdkunde, die Kunde des menschlichen Körpers u. s. w. sind aus vereinzelten schwachen Erfahrungen voll Ungewißheit und Aberglaube in der neuern und neuesten Zeit reiche und stolze Wissenschaften geworden.

Allein schnelles Glück und schnelle Macht kann auch der Wissenschaft gefährlich werden. Jene Naturwissenschaften überheben sich heutzutage ihrer Macht. So unendlich viel auch der Mensch weiß, so unendlich große Lücken sind noch in seinem Wissen. Jene Naturwissenschaften vertreten nur eine Hälfte des Wissensreiches der Natur: sie sind einseitig materiali-

stisch. Gleichwol halten sie sich für allmächtig und spielen die Tyrannen über jede andere Erkenntniß. Alle Thatsachen aus der zweiten Hälfte jenes Wissensreiches, aus dem Gebiete des Geistigen, werden als „wunderbar", „unbegreiflich", „übernatürlich" von ihnen verachtet, verworfen: nur was sich gleichsam mit Händen greifen, was sich mit Zahlen berechnen läßt, wird für ebenbürtige wissenschaftliche Thatsache erklärt.

Es gibt eine höhere Macht, als die jener Wissenschaften — die Macht der Wahrheit selbst. Jede wahre Thatsache als solche, sie scheine noch so unbegreiflich und übernatürlich, ist schlechthin ebenbürtig mit jenen materialistischen Thatsachen. Die für uns (bis jetzt noch) unbegreiflichen Thatsachen aus dem Gebiete des Geistigen sind aber unendlich zahlreich und mannichfaltig. Es gibt, nach dem bekannten Worte, so Vieles unter dem Monde, wovon sich unsere Philosophen nichts träumen lassen: Herausgreifen der Seele aus dem Körper, Ahnungen, Fernsehen, Somnambulismus, Mesmerismus, sympathetische Kuren und vieles Andere. Sehr viele tüchtige und geistesfreie Männer in Deutschland kennen solche Thatsachen und sind von ihrer Wahrheit aufs Vollständigste überzeugt. Allein dennoch unterscheiden sie zwischen diesen Thatsachen und den materialistischen als zwischen „unwissenschaftlichen" und „wissenschaftlichen"; sie legen nur auf die letzteren Werth, die ersteren sind gleich als werthlos aus der „Wissenschaft" verbannt. Ja manche Gelehrte gehen so weit, daß sie, ihre Ueberzeugung verleugnend, sich schämen, zu bekennen, daß sie jene „wissenschaftlichen" Thatsachen für Thatsachen halten.

Man muß den Männern der Naturwissenschaft wegen dieses in das Wort „Wissenschaft" gelegten Sinnes den Vorwurf der Kurzsichtigkeit machen. Ein unbefangener Blick auf die Geschichte hätte ihnen gezeigt, daß fast alle Thatsachen, ehe sie in jenem Sinne „wissenschaftliche" wurden, zuerst „unwissenschaftliche" gewesen sind. Denn was ist „unwissenschaftlich"? Was vereinzelt steht. Was ist „wissenschaftlich"? Was als zusammenhängend mit dem Ganzen erkannt ist. Was aber heute vereinzelt

steht, kann morgen seinen Zusammenhang, seine wissenschaftliche Erklärung finden. Als die Thatsache entdeckt wurde und noch vereinzelt stand, daß die Erde sich um die Sonne bewegt, wie stolz und schroff schloß die damalige „Wissenschaft" diese Thatsache von sich aus! Als Harvey den Blutumlauf entdeckte, so war es die „Wissenschaft", welche diese Thatsache mit Schmach als „unwissenschaftlich" von sich wies. So werden außer den oben genannten Thatsachen aus dem Gebiete des Geistigen auch die Thatsachen der Homöopathie, der Wasserheilkunde, der Phrenologie u. s. w. von der heutigen „Wissenschaft" verworfen. Und doch haben in unseren Tagen z. B. sogar viele von den Thatsachen, welche Kerner in seiner Seherin von Prevorst erzählt, durch die Entdeckung des sogenannten Od ihren Zusammenhang gefunden, sind wissenschaftlich erklärt worden. Die „Wissenschaft" hat also bisher gleichsam die Rolle eines umgekehrten Eroberers gespielt, sie hat Anfangs alle unerklärten Thatsachen verworfen und von sich ausgeschlossen, um sie später gezwungener Weise anzuerkennen und in sich aufzunehmen.

Es ist fürwahr endlich an der Zeit, daß die Wissenschaft diese niedere, ihrer so unwürdige Rolle ablegt, daß sie auf eine höhere, auf die höchste Stufe tritt, auf die der Wahrheit selbst. Die Wissenschaft muß die Wahrheit nicht über, sondern in sich erkennen: die Wissenschaft selbst muß Wahrheit, die Wahrheit Wissenschaft sein. Die bisherigen Schranken zwischen Wissenschaft und Wahrheit, zwischen „wissenschaftlichen" und „unwissenschaftlichen" Thatsachen müssen fallen.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen noch wenige Worte. Der hier ausgesprochene Gedanke hat im Grunde eine zweifache Bedeutung, er vertritt erstens die Einheit von Wissenschaft und Wahrheit als solche, zweitens die geistige Hälfte der Naturwissenschaft gegen die materialistische. In jener Bedeutung hat der Gedanke die gleiche unbedingte Geltung durch alle Zeiten und für alle Wissenszweige, in dieser nur eine bedingte Geltung für unsere Zeit. Denn im Mittelalter z. B.

hätte er die umgekehrte Bedeutung wie heute gehabt: damals war die materialistische Seite der Naturwissenschaft einseitig verkümmert oder unterdrückt, heute dagegen ist diese Seite durch ihr schnelles Aufblühen zur einseitigen Herrschaft gelangt. Das Gleiche gilt von der Verschiedenheit der Wissensgegenstände in unserer Zeit. Die Wasserheilkunde z. B. hat nur eine Stellung zu jener erstern Bedeutung des Gedankens, ihre Stellung zur materialistischen Ansicht ist eine ganz gleichgiltige. Anders schon die Homöopathie, was einen ihrer Sätze, das Dasein und das Wirken der unendlich kleinen Arzneigaben, betrifft. Wenn dieses Dasein und Wirken nur als ein dynamisches erklärt werden kann, so hat die Homöopathie auch der materialistischen Naturansicht gegenüber eine Stellung. Eigenthümlich ist die Stellung der Phrenologie: diese scheint oberflächlich betrachtet auf der Seite der einseitig materialistischen Ansicht zu stehen, im Grunde aber enthält sie wichtige Beweise gegen diese Ansicht. Nehmen wir aber auch ihre Stellung zum Materialismus als eine gleichgiltige an, so ist doch die Phrenologie für den vorliegenden Gedanken darum eine überaus wichtige Wissenschaft, weil sie Geisteslehre und Körperlehre zugleich ist, und so einen Vereinigungspunkt für die beiden sich bekämpfenden Ansichten bietet, welcher sonst nirgendwo gefunden werden könnte. Der Mesmerismus, das Hellsehen und alles Andere haben natürlich eine volle Stellung den beiden Bedeutungen des Gedankens gegenüber. Es ist von der höchsten Wichtigkeit, wie mir scheint, die Trennung der beiden Seiten des Gedankens und die unbedingte Herrschaft der erstern über die letztere streng festzuhalten und folgerichtig durchzuführen. Eine jede Wahrheit ist in dem Maße überzeugender und siegreicher, als ihre Logik allseitiger und schärfer ist.

Der Gedanke der Vereinigung von Wissenschaft und Wahrheit könnte noch dahin mißverstanden werden, als würde dadurch den unerklärten Wahrheiten oder Thatsachen unbedingt gleich viel Werth wie den erklärten beigelegt. Nichts weniger! Die zu einer Thatsache hinzukommende Erklärung gibt ihr natürlich doppelten Werth; alle erklärten Thatsachen also stehen als solche über den

unerklärten. Aber eben aus diesem Grunde sollen wir die letzteren in die ersteren zu verwandeln, soll die „Wissenschaft" ihr Gebiet durch immer neue Eroberungen auf dem Gebiete der „Wahrheit" zu vergrößern suchen. Für den Forscher als solchen also soll eine unerklärte Wahrheit einen wo möglich noch größern Werth haben, als eine bereits erklärte, sowie für den Ländereroberer ein noch nicht in seinem Besitze befindliches Gebiet mehr Interesse hat, als ein bereits gewonnenes. Die verschiedenen Wissenszweige haben auch in dieser Beziehung eine verschiedene Stellung. Die Phrenologie z. B. beruht nicht nur auf wahren Thatsachen, sondern diese sind auch bereits so vollständig erklärt, als sie erklärt werden können; die Phrenologie ist also bereits eine volle Wissenschaft, wie die Chemie oder die Physik. Die Ursache, daß sie noch häufig als Irrthum verworfen wird, ist nur, daß weder ihre Thatsachen, noch deren Erklärung von vielen deutschen Gelehrten gekannt sind. Eine andere Stellung ist die der Wasserheilkunde. Diese Lehre ist weit besser in ihren Thatsachen und deren Erklärung gekannt, sodaß sie auch bereits beinahe die ganze ihr gebührende Anerkennung gefunden hat; die Anerkennung nämlich, daß ihre Thatsachen nicht mehr blind verworfen, sondern einer gründlichen Prüfung werth gehalten werden. Nur soweit geht — beiläufig bemerkt — die Tragweite des vorliegenden Gedankens überhaupt und in Bezug auf jeden Wissenszweig, nur bis zu vorurtheilsloser gründlicher Prüfung. Das Ergebniß dieser Prüfung, die Frage also, wie weit im Einzelnen die Thatsachen z. B. der Wasserheilkunde begründet seien, liegt gänzlich jenseits des Gebiets unseres Gedankens. Die Homöopathie ist viel weiter als die Wasserheilkunde von ihrem Ziele, dem der allgemeinen vorurtheilslosen Prüfung, entfernt. Die Ursache ist, weil das Dasein und das Wirken der kleinen Arzneigaben noch keine genügende Erklärung gefunden hat. Noch mehr kommt dieser Mangel an Erklärung natürlich bei dem Mesmerismus und allem Aehnlichen in Betracht. Hier tritt noch eine weitere Schwierigkeit hinzu. Nicht nur fehlt hier die Erklärung, sondern diese

muß auch eine ganz andersartige sein, als die der bisherigen Zahl= und Maßwissenschaften. Ziehen wir zur Veranschaulichung irgend ein Beispiel bei, die bekannte Thatsache etwa, welche Zschokke in seiner Selbstschau von seinen Visionen erzählt, in denen ihm beim Anblicke vieler zum ersten Male von ihm gesehener Menschen deren ganzes vergangenes Leben mit allen Einzelheiten vor seinem geistigen Auge vorüberschwebte. Die Erklärung dieser (hinlänglich bezeugten und nicht zu bezweifelnden) Thatsache muß ihrem Wesen nach eine andersartige sein, als jene materialistischen Erklärungen, ohne natürlich dadurch minder wissenschaftlich zu sein. Es würde dafür genügen, sehr viele ähnliche Thatsachen zu sammeln und unter sich in Zusammenhang zu bringen. Wenn von Männern der materialistischen Naturwissenschaften gezweifelt werden sollte, daß hierdurch für diese Thatsachen der Charakter der echten Wissenschaftlichkeit gewonnen werden könnte, so darf man dieselben auf viele wichtige und tiefgehende Thatsachen ihrer Wissenschaft verweisen, welche auch blos auf Zusammenstellungen beruhen, ohne im Wesen weiter erklärt zu sein. In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist! Jene Visionen Zschokke's sind z. B. um nichts merkwürdiger oder unerklärlicher, als die Thatsache, daß der Magnet das Eisen anzieht. Wenn die letztere Thatsache heute vereinzelt stände, zum ersten Male bekannt würde, so würde sie von der heutigen „Wissenschaft“ ebensowol ungeprüft als irrig verworfen werden, wie jene Visionen. Ja dies noch entschiedener, denn vom ganz unbefangenen Standpunkte aus lassen sich eher von dem wunderbaren menschlichen Geiste jene Visionen erwarten, als von einem einfachen Steine das Anziehen des Eisens vermittelst unsichtbarer und undenkbarer Bande. Einige Worte aus Zschokke's Erzählung mögen hier eine Stelle finden. „Wir speisten an der zahlreich besetzten Wirthstafel zu Nacht, wo man sich eben über allerlei Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten der Schweizer, über Mesmer's Magnetismus, Lavater's Physiognomik u. dgl. herzlich lustig machte. Einer meiner Begleiter, dessen Nationalstolz die Spötterei beleidigte, bat mich,

etwas zu erwidern, besonders einem hübschen jungen Manne, der uns gegenüber saß und den ausgelassensten Witz trieb. Gerade das Leben desselben war an mir vorbeigeschwebt. Ich wandte mich an ihn mit der Frage, ob er ehrlich antworten werde, wenn ich ihm das Geheimste aus seinem Leben erzählen würde, während er mich so wenig kenne, als ich ihn. Das wäre denn doch mehr, meint' ich, als Lavater's Physiognomik. Er versprach, offen zu gestehen, wenn ich Wahrheit berichten würde. So erzählte ich, was mir mein Traumgesicht gegeben, und die ganze Tischgesellschaft erfuhr die Geschichte des jungen Kaufmanns, seiner Lehrjahre, seiner kleinen Verirrungen, endlich auch eine von ihm begangene kleine Sünde an der Casse seines Principals. Ich beschrieb ihm dabei das unbewohnte Zimmer mit geweißten Wänden, wo rechts der braunen Thür auf einem Tische der schwarze Geldkasten gestanden, u. s. w. Es herrschte Todtenstille in der Gesellschaft bei der Erzählung, die ich nur zuweilen mit einer Frage unterbrach, ob ich Wahrheit rede? Jeden Umstand bestätigte der Schwerbetroffene, sogar, was ich nicht erwarten konnte, den letzten."

Schließlich ist noch eines Einwurfs zu gedenken, welcher wol vor Allem von gewisser Seite gegen den hier ausgesprochenen Gedanken geltend gemacht werden wird. Durch denselben, so wird man sagen, würde die Wissenschaft dem Aberglauben verfallen, würde die Grenze zwischen beiden aufgehoben. Allein was ist Aberglaube? Es gibt einen doppelten Aberglauben, einen, der die Unwahrheit aus Unverstand glaubt, und einen, der die Wahrheit aus Unverstand nicht glaubt. Der eine ist gerade so schlimm und so verderblich als der andere, und immer da, wo Unverstand ist. Die gesunde wissenschaftliche Einsicht schützt überall gegen Mißgriffe, wird also auch die Grenzlinie zwischen Wissenschaft und Aberglaube recht wohl zu finden und festzuhalten wissen. Warum findet sich in unserer Zeit trotz der gepriesenen „Aufklärung" noch so viel Aberglaube? Gerade, weil diese Aufklärung eine theilweise überstürzte und falsche ist.

Beilage X u. XI.

Phrenologie und Religion, s. oben S. 403 bis 424. — Die Phrenologie oder Geisteslehre u. s. w., s. oben S. 438 bis 441.

Beilage XII.

Meine Lebensbeschreibung.

(Illustrirte Zeitung v. 13. März 1852.)

Ich bin zu Heidelberg im J. 1810 geboren. Schon als Knabe fühlte ich mich zum Lehrer geschaffen: mein Ideal war, einst vom Katheder herab über die menschlichen Seelenthätigkeiten zu sprechen, denn ich glaubte ein besonderes Talent dafür zu haben, mich in die Seele anderer Menschen zu denken und ebenso meine Gedanken Anderen leicht klar zu machen. Diesen Zug zu befriedigen, suchte ich mir von meinem 15. Jahre an Schüler, denen ich Unterricht im Lateinischen ꝛc. gab, und von jener Zeit an bis heute bin ich ununterbrochen neben meinen Studien Lehrer gewesen, in Sprachen und vielem Anderen. Mit 18 Jahren ging ich zur Universität, um mich dem Lehrfache in der Rechtswissenschaft zu widmen. Schwierige und verwickelte Rechtsfragen ins Klare zu stellen, darin meinte ich etwas leisten zu können. Unter den Professoren galt mir Zachariä als höchstes Muster juristischen Verstandes. Seine vierzig Bücher vom Staate wußte ich vom häufigen Lesen fast auswendig. Wenn mir einige Klarheit des Styls eigen ist, wie man mir sagt, so verdanke ich davon Vieles diesem mit wunderbarer Logik und Schärfe des Urtheils geschriebenen Werke. Nachdem ich fünf Jahre die Rechte studirt, erkannte ich, daß ich mich viel weniger für dieses Studium, als für das der Naturwissenschaften eignete. Ich wendete mich den verschiedenen medicinischen Fächern zu.

Hier nahm bald der damals lebhafte Streit der Homöopathie und Allopathie meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Als Ergebniß meiner, wie ich glaube, gründlichen Forschungen in dieser Sache, gab ich zwei Schriften in den Druck. Am meisten fühlte ich mich zur Physiologie, besonders zur Nerven- und Gehirnlehre hingezogen, obgleich es diese letztere eigentlich nicht gab. Ich beklagte die tiefe, auf diesem Gebiete herrschende Dunkelheit, in welche mein angestrengtes Nachdenken kein Licht brachte. Nur darüber glaubte ich im Reinen zu sein, daß von vielen Gelehrten für die Erklärung der Geistesthätigkeiten zu viel Gewicht auf die Nerven im Vergleich zum Gehirn gelegt werde. Wenn wir ein Gehirn unbefangen betrachten und die geringe Masse der einzelnen Nerven mit der großen Masse des Gehirns vergleichen, so gewinnen wir die Ueberzeugung, daß das Gehirn allein das Organ der sämmtlichen bewußten Geistesthätigkeiten sei, eine Ansicht, welche schon lange Johannes Müller gegen Andere vertreten.

In dieser Zeit kam mir ein kleines Schriftchen über die sogenannte Gall'sche Schädellehre in die Hand. Obwol mir einige Sätze dieser Lehre ganz wohl begründet zu sein scheinen, und es namentlich mich bestach, daß Gall die Organe sämmtlicher Gefühle und Leidenschaften im Gehirn nachweisen wollte, so däuchte mir wieder Anderes, z. B. die Eintheilung und die angebliche Bedeutung der einzelnen Seelenkräfte, fast eine wissenschaftliche Barbarei zu sein, sodaß ich einen Widerwillen gegen die Sache faßte und sie gänzlich fallen ließ. Allein, da es eine andere Gehirnlehre nicht gab, so kam ich nach einiger Zeit wieder zur Gall'schen Lehre zurück, und vielleicht weil sie mir jetzt nicht mehr so neu war, erschien sie mir in ihren Einzelheiten lange nicht mehr so sonderbar oder so unvernünftig. In meinem Charakter sind einige Züge sehr stark, andere sehr schwach ausgeprägt, und da die von Gall angegebenen Organe sich in meiner Kopfbildung entsprechend ausgebildet fanden und vollends, da ich durch das Lesen einiger ausführlicher phrenologischer Werke eine bessere Einsicht in das Wesen dieser Wissenschaft gewonnen,

so wurde ich bald aus einem Gegner der Gall'schen Lehre ein eifriger Forscher in derselben. Die Veränderung, die in meinem Wissen vorging, kann ich nicht besser als mit dem Ausdrucke bezeichnen, daß mir die Schuppen von den Augen fielen. Die Phrenologie will mit Mühe, vielleicht mit Widerstreben kennen gelernt werden, um dem Forscher sofort als die erste und höchste unter allen menschlichen Wissenschaften zu gelten. Sie gleicht jenem von einem dichten Walde umgebenen Feenschlosse, in dem eine wunderschöne Prinzessin schläft; wer durch den Wald hindurchdringt, weckt die Prinzessin und führt sie als Braut heim. In die Jahre, wo ich schon mit der Phrenologie vertraut war, fällt eine von mir durch Zufall gemachte Entdeckung, daß man bei einem schlafenden Menschen einen Traum hervorrufen kann, welcher der Thätigkeit irgend eines Organs entspricht, wenn man die Stelle des Organs im Schlafe drückt. Ich stellte diese Entdeckung in einem kleinen Aufsatze dar (i. J. 1839) und überreichte ihn der Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Pyrmont. Von den Gegnern wurde die Sache ohne Prüfung als nichtig verworfen. Man sagte, der starre Schädel könne auf einen Druck nicht nachgeben. Aber der Schädel ist so ganz starr nicht: man kann z. B. eine Fensterscheibe, welche noch starrer ist, merkbar biegen. Ueberdies wird vielleicht der Traum nicht durch das Zusammendrücken des Schädels hervorgerufen; vielleicht wirkt die Wärme oder ein gewisser Lebenseinfluß mehr als der Druck selbst.

Nachdem ich in der Phrenologie fest genug zu stehen glaubte und mir im J. 1842 den Doctorgrad der Philosophie erworben hatte, wollte ich an der Universität zu Heidelberg als Docent der Phrenologie auftreten. Die Sache fand jedoch Schwierigkeiten und erst im J. 1848 erreichte ich dieses mein lange ersehntes Ziel. Ich las zum ersten Male im Sommerhalbjahr 1849, als plötzlich der Ausbruch der Revolution die Vorlesungen unterbrach, was mich veranlaßte, nach der Schweiz zu gehen, wo ich während des Sommers in elf größeren und kleineren Städten Vorträge gab, deren guter Erfolg mir von Neuem Lust

zum Reisen machte. (Ich hatte nämlich schon einmal im J. 1845 mit wenig Glück in Carlsruhe, Frankfurt, Mainz Vorträge zu geben versucht.) Ich kehrte daher nicht nach Heidelberg zurück, sondern ging zu Anfang des Winters nach München, wo ich mich eines großen Erfolges erfreute; ich wiederholte viermal den Cursus der Vorträge. Von München ging ich über die Städte Baierns nach Leipzig, wo eine sehr günstige Erweiterung meiner Wirksamkeit dadurch eintrat, daß ich in der Illustrirten Zeitung Aufsätze über Phrenologie zu geben anfing. Von Leipzig besuchte ich Halle und die Städte Thüringens, dann Magdeburg und Dresden, in welch letzterer Stadt ich nächst München das Meiste für die Phrenologie gewirkt zu haben glaube. Während des Winters 1850/51 gab ich Vorträge zu Bremen, Hannover, Berlin, Hamburg, Breslau. In Hamburg wurde der Erfolg meines Auftretens dadurch erhöht, daß zwei Aerzte öffentliche Vorträge gegen die Phrenologie hielten. Es ist mir immer leicht, die Oberhand in solchen Streitigkeiten zu behalten, da die Herren Gegner über eine Sache sprechen, die sie fast gar nicht kennen.

Nachdem ich im Sommer 1851 einige Monate zu meiner Erholung in Baden-Baden bei meiner Familie zugebracht, ergriff ich im Herbste desselben Jahres von Neuem den Wanderstab. Denn nachdem ich einmal erkannt, wie viel ein einzelner Mann für eine gute Sache zu wirken vermag, habe ich das Apostelamt als Lehrer der Phrenologie als meine Lebensaufgabe betrachten gelernt. Daß ich von Frau und Kind getrennt bin, daß ich mit einem seit frühster Kindheit äußerst schwächlichen Körper wenig für die Strapazen des Reisens tauge, dies wiegt nur leicht gegen das Gefühl der Befriedigung, das ich in meiner geistigen Pflichterfüllung und in der steigenden Vermehrung meiner Kenntnisse finde. Ich trat zuerst im Bad Liebenstein mit einigen Vorträgen auf, an welchen der Herzog von Meiningen theilnahm und mich bestimmte, in Meiningen einen Cursus zu geben. Von dort besuchte ich Berlin, Potsdam, Magdeburg, Cöthen. Von hier (Leipzig) gedenke ich nach Cöln

und einigen Städten des Rheins zu gehen, nächsten Sommer nach Heidelberg, den kommenden Winter nach Wien.

Die Wirksamkeit meiner Vorträge hoffe ich noch erhöht zu sehen durch die unter der Presse befindliche zweite Auflage meiner „Phrenologischen Bilder", eines ganz neuen, ziemlich umfassenden Werkes, von dem ich viel für die Phrenologie hoffe. Daß die erste Auflage dieser Schrift und die meines „Katechismus der Phrenologie" so schnell vergriffen wurden, ist mir außer einigen anderen Zeichen der Zeit ein Beweis, daß die Anerkennung der Phrenologie in Deutschland nicht mehr allzu fern ist. Gerade die Aerzte, unter welchen vergleichungsweise die meisten Gegner der Phrenologie sich finden, sind im Allgemeinen einer bessern Einsicht in dieser Sache sehr wohl zugänglich. Unter meinen Zuhörern habe ich immer viele, zum Theil hochgestellte Aerzte gezählt, welche mit Vergnügen ein besseres Verständniß der so vielfach mißverstandenen Wissenschaft gewannen. Nur diejenigen Mediziner, welche einmal gegen die Phrenologie in Schriften oder Vorträgen öffentlich aufgetreten, besonders einige Gelehrte von Ruf, sogenannte Autoritäten in der Wissenschaft, sind nicht sowol Gegner, als unversöhnliche Feinde der Phrenologie, und ihr Eifer steigert sich mit der erkannten Gefahr des Sieges dieser Lehre. Allein die Phrenologie könnte leicht gegen diese Feinde ihre Vielseitigkeit als erfolgreiche Waffe gebrauchen, nämlich in dieser Weise. Die Phrenologie ist nicht, wie so vielfach geglaubt wird, nur ein Zweig der medizinischen Wissenschaften, denn sie ist vor Allem Geisteslehre und erst in zweiter Stelle Organenlehre. So wie man seit drei tausend Jahren die Geisteslehre bearbeitet hat, ohne von Organen des Geistes etwas zu wissen, oder nur daran zu denken, so würde die Phrenologie als Geisteslehre auf schwachen Füßen stehen, wenn sie nicht ihre Wahrheit aus sich selbst und abgesehen von ihrer Organenlehre nachweisen und geltend machen könnte. In der neuern Zeit hat der Psycholog Beneke, auch durchaus absehend von aller Organenlehre, der ganzen bisherigen Psychologie als einer Irrlehre den Krieg angekündigt und an deren

Stelle eine neue „naturwissenschaftliche“ Psychologie zu setzen gesucht, für deren praktische Anwendung auf Erziehung und Unterricht er bereits einen großen Anhang unter der Lehrerwelt gewonnen. Es ist nun leicht nachzuweisen (eine Arbeit, welche mich eben beschäftigt), daß Beneke seine Anerkennung und seine Erfolge nur der Uebereinstimmung seiner Psychologie mit der ihm freilich unbekannten Geisteslehre der Phrenologie verdankt, und daß der Grund, warum er vielfach anstößt und unpraktisch ist, nur in seinen Abweichungen von eben dieser Lehre zu suchen ist. Wenn daher die Geisteslehre der Phrenologie, wie nicht zu zweifeln, als nothwendige Grundlage der Erziehungslehre bald allgemeine Anerkennung gewinnt, so könnte die sehr große Zahl strebsamer und intelligenter Männer, welche sich unter den Lehrern finden, leicht in dem Kampfe der Phrenologie gegen ihre Feinde den Ausschlag zum allgemeinen Siege geben, indem jene Gelehrte, welche nur gegen die Organenlehre der Phrenologie zu Felde liegen, weil sie deren Hauptstreitmacht nicht einmal kennen, von eben dieser umgangen und zersprengt werden. Dies sind Erwartungen und Hoffnungen: werden sie täuschen?

Ich müßte nicht Phrenolog sein, wenn ich nicht zum Schlusse dieser Zeilen, in denen ich so viel von mir selbst gesprochen, auch meine phrenologische Charakteristik geben sollte. Temperament: sanguinisch-nervös. Das Gehirn im Allgemeinen zählt zu den großen, fast größten. Unter den einzelnen Sinnen ist Nahrungssinn mittelmäßig, Geschlechtssinn ziemlich groß, Kinderliebe groß bis sehr groß, Einheitssinn sehr groß, Anhänglichkeit sehr groß, Kampfsinn mittelmäßig, Zerstörungssinn mittelmäßig bis ziemlich groß, Verheimlichungssinn mittelmäßig, Eigenthumssinn mittelmäßig, Vorsicht mittelmäßig, Selbstgefühl sehr groß (zu groß), Beifallsliebe ziemlich groß, Festigkeit sehr groß (zu groß), Gewissenhaftigkeit groß, Ehrerbietung mittelmäßig (zu klein dem Selbstgefühl gegenüber), Hoffnung groß, Wohlwollen groß bis sehr groß, Nachahmung ziemlich groß, Sinn für Neues sehr groß, Idealität groß, Sinn für Scherz ziemlich groß, Gegenstands-

sinn sehr groß, Gestaltsinn groß, Raum- oder Fernsinn ziemlich groß, Gewicht- oder Wägesinn ziemlich groß, Farbensinn ziemlich groß, Ordnungssinn ziemlich groß, Thatsachensinn mittelmäßig bis ziemlich groß, Zeitsinn ziemlich groß, Tonsinn ziemlich groß, Bau- oder Kunstsinn ziemlich groß bis groß, Wortsinn mittelmäßig, Vergleichungsvermögen groß bis sehr groß, Schlußvermögen groß.

Anhang.

Die deutsche Literatur der Phrenologie.

Mit Einschluß der in französischer und englischer Sprache erschienenen Werke von Gall und Spurzheim.

Franz Joseph Gall philosophisch-medizinische Untersuchungen über Natur und Kunst im gesunden und kranken Zustande des Menschen. 1. Bd. Wien bei Gräffer, 1792. 8. — 2. Aufl. Leipz. b. Baumgärtner 1800. 8. XII u. 727 S. (Gall auf dem Wege zur Phrenologie.)

Lud. Friedr. Froriep Darstellung der ganzen auf Untersuchungen der Verrichtungen des Gehirns gegründeten Theorie der Physiognomik des Dr. Gall in Wien. Weimar im Industriecomptoir (1800 u. 1801) 1802. 8. Mit Kpf. — Nachgedruckt Wien 1802. 8. (Zuerst in Voigt's neuem Magazin.)

Beitrag zu Hrn. Dr. Gall's Schädellehre oder Kurze Lebensbeschreibung des Franz Mühlbergers, eines Jünglings, dessen, als eines vorzüglichen Rechners, Büste in des Hrn. Dr. Gall's Sammlung merkwürdiger Köpfe aufgestellt ist. Wien b. Doll u. Gräffer 1801. 8.

Fr. Heinr. Martens etwas über die Physiognomik als Beitrag zu Gall's Theorie des Gehirn- und Schädelbaues. Leipz. b. Mittler. 1801. 8.

W — r critische Darstellung der Gall'schen anatomisch-physiologischen Untersuchungen des Gehirn- und Schädelbaues. Mit beigefügten historischen Notizen über Hrn. Dr. Gall und dessen neuste Schicksale in Wien. Zürich b. Ziegler. 1802. 8.

Darstellung der neuen auf Untersuchungen gegründeten Theorie der Physiognomik des Hrn. Dr. Gall in Wien. Dritte sehr vermehrte Aufl. Wien 1802. 8.

Karl Villers Dr. Gall's Darstellung des Gehirns als Organs der Seelenfähigkeiten und Gemüthseigenschaften. Nebst der Kunst das Innere

des Menschen aus dem Aeußeren seines Schädels zu erkennen. Ein Schreiben an Cuvier. Uebersetzt mit vielen Bemerkungen, Zusätzen, Erweiterungen und Gall's eigner Nachricht an das Publikum vermehrt von einem Schüler Gall's. Wien und Leipz. b. Schiegg. 1803. 8. Mit 1 Kpf. (14 Gr.)

Fr. Heinr. Martens leichtfaßliche Darstellung der Theorie des Gehirn- und Schädelbaues und der daraus entspringenden physiognomischen und psychologischen Folgerungen des Dr. Gall in Wien. Mit Rücksicht auf die bisher darüber erschienenen Schriften. Leipz. b. Leo. 1803. 4. (2 Thlr.)

Marius Hagedorn Beschreibung und bildliche Darstellung der vom Dr. Gall im Gehirn entdeckten Organe, in welcher Form und Lage sie sich äußerlich am Schädel darstellen. Mit einem in Gyps modellirten Schädel. Dessau u. Leipz. b. Wienbrack 1803. 8.

Jo. Karl Friedr. Leune Entwicklung der Gall'schen Theorie über das Gehirn, vorzüglich betrachtet als ein Inbegriff der Organe unserer intellektuellen und moralischen Eigenschaften. M. Kpff. Leipz. b. Hinrichs 1803. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Jo. Dan. Metzger über den menschlichen Kopf in anthropologischer Rücksicht. Nebst einigen Bemerkungen über Dr. Gall's Hirn und Schädeltheorie. Königsberg 1803 8.

Jo. Adam Bergk Bemerkungen und Zweifel über die Gehirn- und Schädeltheorie des Dr. Gall in Wien. Leipz. b. Rein. 1803. 8.

(Ph. Fr. von) Walther neue Darstellungen aus der Gall'schen Gehirn- und Schädellehre, als Erläuterungen der vorgedruckten Vertheidigungsschrift des Dr. Gall, eingegeben bei der niederösterreichischen Regierung. Mit einer Abhandlnng über den Wahnsinn, die Pädagogik und die Physiologie des Gehirns nach der Gall'schen Theorie. München b. Scherer 1804. 8. (18 Gr.)

Karl Heinrich Schundenius (Dzondi) die Organe des Gehirns nach Dr. Gall's Beobachtungen. Eine Vorlesung. Wittenberg bei Zimmermann. 1804. 8.

Wilh. Gottl. Kelch über den Schädel Kant's, ein Beitrag zu Gall's Hirn- und Schädellehre. Königsberg 1804. 8.

Jo. Theod. Ferd. Kajetan Arnold Gall's System des Gehirn- und Schädelbaues nach den bis jetzt über seine Theorie erschienenen Schriften. Als Leitfaden bei akademischen Vorlesungen dargestellt. Mit 1 erläuternden Kpf. Erfurt b. Hennings, 1805. 8. 304 S. (1 Thlr. 10 Gr.)

Ausführliche Darstellung des Gall'schen Systems der Schädellehre. Nach den neuesten Vorlesungen des Hrn. Dr. Gall bearbeitet. Magdeburg b. Keil. 1805. 8. 112 S. Ebendas. b. Heinrichshofen. 1806. 8.

G. H. C. v. Selpert Dr. Gall's Vorlesungen über die Verrichtungen des Gehirns und die Möglichkeit, die Anlagen mehrerer Geistes- und Gemüthseigenschaften aus dem Baue des Schädels der Menschen und Thiere zu erkennen. Berlin b. Unger 1805. 8.

Anti-Gall oder kranioskopische Fragmente für Leser und Nichtleser der Schädellehre. Leipz. b. Bruder 1805. 8.

Jo. Gottl. Walter etwas über Hrn. Dr. Gall's Hirnschädellehre. Dem Berliner Publikum mitgetheilt. Berlin b. Wegener! 1805. 8. 2. Thl. ebendas.

Christoph Heinr. Ernst Bischoff Darstellung der Gall'schen Gehirn- und Schädellehre; nebst Bemerkungen über diese Lehre von Christoph Wilhelm Hufeland. Berlin b. Wittich 1805. 8. (16 Gr.)

Georg August Flemming Ideen zu einer künftigen Beurtheilung der Gall'schen Untersuchungen der Verrichtungen des Gehirns, der Gehirn- und Schädeltheorie des Dr. Gall, mit besonderer Rücksicht auf die Bergk'schen Bemerkungen und Zweifel. Berlin b. Schöne. 1805. 8.

Aug. Eduard Keßler Prüfung des Gall'schen Systems der Hirn- und Schädellehre. Jena u. Leipz. b. Gabler. 1805. 8.

(Heinr.) Steffens drei Vorlesungen über Hrn. Dr. Gall's Organenlehre. Halle in der Societätsbuchh. 1805. 8.

Karl Aug. Blöde Dr. F. J. Gall's Lehre über die Verrichtungen des Gehirns, nach dessen zu Dresden gehaltenen Vorlesungen in einer faßlichen Ordnung mit gewissenhafter Treue dargestellt. Mit einer dreifachen Abbildung eines von Galle bezeichneten Schädels. Dresden b. Arnold 1805. 8. 2. vermehrte u. verb. Aufl. ebendas. 1806. 8. XX u. 188 S.

Beleuchtung der Gall'schen Gehirn- und Schädellehre durch Vernunft und Erfahrung geleitet von einem von aller Parteilichkeit freien Beobachter; für Aerzte und Nichtärzte. Mit 1 Kpf. Berlin b. Schöne 1805. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Reisen eines Schädellehrers. Eine launige Geschichte, zuletzt ein ernsthafter Anhang. Halle b. Hendel. 1805. 8. Mit illumin. Titelvignette und 1 Kpf. in 4.

Jos. Gall meine Reise durch Teutschland, nebst pathognomischen Bemerkungen über meine gemachten Bekanntschaften und einzig wahre Darstellung meiner Lehre, für Freunde und Feinde. Ohne Druckort (Jena) 1806. 12. (1 Thlr. 16 Gr.) (Gall erklärte in der Hamburger Zeitung, daß die Schrift nicht von ihm sei.)

Die Hirnorgane des Menschen, nach Gall's Bemerkungen. Mit 2 Kpff. Kopenhagen b. Brunner 1806. 8.

Jo. Mendel Gall's Vorlesungen kritisch analysirt. Berlin b. Schmidt 1806. 8.

Jac. Fidelis Ackermann die Gall'sche Hirn-, Schädel- und Organenlehre, vom Gesichtspunkt der Erfahrung aus beurtheilt und widerlegt. Heidelberg b. Mohr u. Zimmer. 1806. 8. 203 S. (20 Gr.)

Beantwortung der Ackermann'schen Beurtheilung und Widerlegung der Gall'schen Hirn-, Schädel- und Organenlehre vom Gesichtspunkte der Erfahrung aus. Von einigen Schülern des Dr. Gall und von ihm selbst berichtigt. Halle, in der Societätsbuchh. 1806. 8. X u. 407 S. (2 Thlr. 6 Gr.)

Ernst Bartels anthropologische Bemerkungen über das Gehirn und den Schädel des Menschen, mit beständiger Beziehung auf die Gall'schen Entdeckungen. Berlin b. Oehmigke. 1806. 8.

Jo. Friedr. Wilh. Himly Erörterung des Gall'schen Versuchs einer fortgesetzten Gehirnlehre, nach seinem psychologischen Gehalte. Halle, in der Societätsbuchh. 1806. (1 Thlr.) Neuer Titel: Rudolstadt, Hofbuchhandl. 1807. (18 Gr.)

(Steph.) Aug. Winkelmann Beobachtungen über Wahnsinn, nebst Prüfung der Gall'schen Schädellehre. (Auch unter dem Titel: Archiv f. Gemüths- und Nervenkrankheiten. 1. Stück.) Berlin b. Oehmigke. 1806. 8.

Jo. Friedr. Wilh. Himly Gall und Lavater. Beitrag zur vergleichenden Würdigung der alten und neuen Physiognomik. Berlin b. Braunes 1808. 8.

Jo. Christian Lossius die Gall'sche Schädellehre in kritischer, psychologischer und moralischer Hinsicht betrachtet. Erfurt b. Gebhard. 1808. 8.

(Wernhard) Huber Gall's Lehre und das Gesetz der Gewohnheit. Basel b. Flick 1808.

Franz Jos. Gall und Jo. Casp. Spurzheim Untersuchungen über die Anatomie des Nervensystems überhaupt und des Gehirns insbesondere. Ein dem Französischen Institut überreichtes Memoire. Nebst dem Berichte der Commission des Instituts und den Bemerkungen der Verfasser über diesen Bericht. Paris und Strasburg b. Treuttel und Würtz, 1809. 8. Mit 3 Kpff. XII u. 468 S. (2 Thlr. 12 Gr.) Zugleich mit der franz. Ausgabe erscheinen.

Franc. Jos. Gall et J. Gasp. Spurzheim anatomie et physiologie du système nerveux en général, et du cerveau en particulier, avec des observations sur la possibilité de reconnaître plusieurs dispositions intellectuelles et morales de l'homme et des animaux par la configuration de leurs têtes. Paris 1810—1820. 4. Vier Bde. u. Atlas in 100 Taf. Fol. (Nur die beiden ersten Bände in Verbindung mit Spurzheim.) Deutsch: Anatomie und Physiologie des Nervensystems im Allgemeinen und des Gehirns insbesondere. Mit Beobachtungen über die Möglichkeit, die Anlagen mehrerer Geistes- und Gemüthseigenschaften aus dem Bau des Kopfes der Menschen und Thiere zu erkennen. 1. Bd.: Enthaltend die Anatomie und Physiologie des Nervensystems im Allgemeinen und die Anatomie des Gehirns insbesondere. Mit 17 Kpftaf. Paris b. Schöll, 1810. 8. (38 Thlr.) 2. Bd.: Enthaltend die Physiologie des Gehirns insbesondere. Mit 27 Kpftaf. Paris ebendas. 1812. 8. (42 Thlr.)

Franc. Jos. Gall et J. Gasp. Spurzheim des dispositions innées de l'âme et de l'esprit; du matérialisme, du fatalisme et de la liberté morale, avec des réflexions sur l'éducation et sur la législation criminelle. Paris 1812. 8.

(Jo. Casp.) G. Spurzheim the physiognomical system of Drs.

Gall and Spurzheim: founded on an anatomical and physiognomical examination of the nervous system in general and the brain in particular; and indicating the dispositions and manifestations of the mind. Being ad the same time a book of reference for Dr. Spurzheim's demonstrative lectures. Illustrated with 19 copperplates. London 1815. 8. — The second edition greatly improved. London and Edinb. 1815. 8.

— on the physiognomical system of Drs. Gall and Spurzheim. Lond. 1815. 12.

— phrenology or the doctrine of the mind and of the relation between its manifestations and the body. Lond. 1815. 8. Mit 15 Abbildungen.

— observations on the deranged manifestations of mind or insanity. Lond. 1817. 8. Mit 4 Taf.

— examination of the objections made in Britain against the doctrines of Gall and Spurzheim. Edinb. 1817. 8.

— observations sur la folie ou sur les dérangements des fonctions morales et intellectuelles de l'homme. Paris, Strasburg et Londres, 1818. 8. Mit 2 Taf.

— observations sur la phrénologie ou la connaissance de l'homme moral et intellectuel, fondée sur les fonctions du système nerveux, Paris 1818. 8. Mit 1 Steindr.

— essai philosophique sur la nature morale et intellectuelle de l'homme. Paris et Strasb. 1820. 8.

— view of the elementary principles of education founded on the study of the nature of man. Edinb. 1821. 12.

G. Spurzheim philos. Versuch über die moralische und intellektuelle Natur des Menschen. A. d. Franz. und mit Anmerk. begleitet von J. J. Hergenröther. Würzburg bei Stahel. 1822. 8.

Franc. Jos. Gall sur les fonctions du cerveau et sur celle de chacune de ses parties, avec des observations sur la possibilité de reconnaître les instincts, les penchans, les talens et les dispositions morales et intellectuelles des hommes et des animaux par la configuration de leur cerveau et de leur tête. Paris 1822—25. 8. 6 Bde.

Franc. Jos. Gall et J. Gasp. Spurzheim sur les fonctions du cerveau et sur celle de chacune de ses parties. Paris 1825. 8. 6 Bde. (Das vorige Werk hauptsächlich mit Weglassung des Anatomischen.)

J. Borott Akroama über Gall's Schädellehre mit nützlichen und unterhaltenden Reflexionen für gebildete Leser. Zittau b. Schöps 1825. 8. (4 Gr.)

(Jo. Casp.) C. Spurzheim a view of the philosophical principles of Phrenology. Lond. 1825. 8.

— the anatomy of de brain with a general view of the nervous system. Lond. 1826. 8. Mit 11 Taf.

(Jo. Casp.) G. Spurzheim Phrenology in connexion with the study of physiognomy. Part. 1. Characters. With 34 plates. Lond. and Edinb. 1826. 8.

— outlines of phrenology; being also a manuel of reference for the marked busts. With a frontispice. London 1827

Fr. Jos. Gall neue Physiologie des Gehirns und Psychologie des menschlichen Geistes. A. u. d. T.: Vollständige Geisteskunde oder auf Erfahrung gestützte Darstellung der geistigen u. moral. Fähigkeiten und ihrer körperlichen Bedingungen. Freie Uebersetzung der 6 Bände von Gall's Organologie. Mit 1 Steindr. Nürnb. b Leuchs. 1829. 8. 2. verm. Aufl. 1833. (2 Thlr.) (Guter Auszug aus Gall.)

Das Gall'sche System der Schädellehre (Cranioskopie). Ueber die Fähigkeiten u. Kräfte des Menschen und die Verrichtungen des Gehirns. Nach den letzten vom Dr. Gall kurz vor seinem Tode gemachten Beobachtungen (!) u. nach der 2. vom Dr. Fossati mit der größten Sorgfalt vermehrten u. verb. Auflage. Mit illum. u. schwarzen Abbild. Lpz. b. Baumgärtner. 1830. 1 Blatt in Fol. (16 Gr.)

F. H. Ungewitter die Hauptlehren der Physiognomik, Schädellehre u. anderer Theorien zur Beurtheilung des äußeren Menschen aus der Haltung des Körpers, dem Gange, der Handschrift u. s. w. Nach Lavater, Gall, Sanetty, Camper u. A. bearbeitet. Mit 47 Abbild. auf 16 Taf. Ilmenau b. Voigt. 1830. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

George Combe System der Phrenologie, übersetzt von S. Ed. Hirschfeld. Braunschw. b. Vieweg. 1833. 8. XIV u. 498 S. u. 9 lith. Taf. (3 Thlr. 12 Gr.)

— Das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zur Außenwelt. Aus d. Engl. v. Ed. Hirschfeld. Bremen b. Heyse. 1838. 8. XXII u. 423 S. M. eingedr. Holzschn. (1 Thlr. 16 Gr.)

Richard Chenevix über Geschichte u. Wesen der Phrenologie. Uebers. von Bernh. Cotta. Dresden u. Lpz. b. Arnold. 1838. 8. (18 Gr.)

R. R. Noel einige Worte über Phrenologie, hervorgerufen durch einen Aufsatz in dem Magazin f. d. Literatur des Auslandes. Dresden u. Lpz. b. Arnold. 1839. 8. (6 Gr.)

Einige Worte über die geistige Behandlung der ersten Kindheit. Aus d. Engl. des Andr. Combe von Ed. Hirschfeld. Zum Besten der Bremer Kinderbewahranstalten. Bremen b. Heyse. 1841. 8. (4 Gr.)

Carl Gustav Carus Grundzüge einer neuen u. wissenschaftlich begründeten Cranioskopie. Mit 2 lithogr. Taf. Stuttg. b. Balz. 1841. VIII u. 87 S. (1 Thlr.) (Eine treffliche Kritik dieser den Standpunkt der Naturwissenschaft in merkwürdiger Weise verleugnenden (antiphrenologischen) Schrift enthält das folgende Werk von Noel, 1. Aufl.)

R. R. Noel Grundzüge der Phrenologie oder Anleitung zum Studium dieser Wissenschaft, dargestellt in fünf Vorlesungen. Dresden u. Lpz. b. Arnold. 1841. 8. VI u. 378 S. mit 10 lithogr. Taf. (1 Thlr. 6 Gr.) Zweite stark verm. u. verb. Aufl. 1846. (3 Thlr. 24 Ngr.)

J. C. A. Grohmann Untersuchungen der Phrenologie oder Gall'schen Schädellehre. Für Menschenkenntniß, Seelenkunde und Pädagogik. Mit 5 lith. Tafeln. Grimma, Verlagscomp. 1842. 8.

Attomyr Theorie der Verbrechen auf Grundsätze der Phrenologie basirt. Lpz. b. O. Wigand. 1842. 8.

Leitfaden zu den phrenol. Vorlesungen von Georg Combe aus Edinburg. Mannheim, gedr. bei Hoff u. Hauser. 1842. 8. 14 S.

C. G. Carus Atlas der Cranioskopie oder Abbildungen der Schädel- und Antlitzformen berühmter oder sonst merkwürdiger Personen, Heft 1. Lpz. b. Weichardt, Paris u. London b. Baillière, 1843. Fol. 24 S. u. 10 Steindrucktafeln. 2. Heft 1845.

Gustav v. Struve die Phrenologie in und außerhalb Deutschland. M. Titelkupfer u. 5 (eingedr.) Abbildungen. Heidelberg b. Groos. 1843. 8. 57 S.

— Die Geschichte der Phrenologie. M. 1 Titelk. Heidelberg b. Groos. 1843. 60 S.

Gustav v. Struve u. Eduard Hirschfeld Zeitschrift für Phrenologie. Unter Mitwirkung vieler Gelehrten herausgegeben. 3 Bde. zu je 4 Quartalheften. Heidelberg b. Groos. 1843—1845. 8. (à Bd. 2 Thlr.)

M. Castle phrenologische Analyse des Charakters des Hrn. Dr. Justinus Kerner. Mit einem Briefe des Hrn. Dr. Kerner über das Werk an den Verf. M. Kerner's Bildniß. Heidelb. b. Groos. 1844. 8. 75 S.

M. Castle Phrenol. Untersuchung des Dr. David Friedrich Strauß, durch allgemeine phrenologische und philos. Anmerkungen erläutert. Heilbronn. 1844.

Dr. Ed. Hirschfeld Umrisse der Phrenologie. Der Naturforscherversammlung in Bremen gastlich dargeboten. Bremen 1844. 8.

Ludw. Choulant Vorlesung über die Kranioskopie oder Schädellehre, vor einem Kreise gebildeter Nichtärzte gehalten. Nebst einem Anhang: die Gesammtliteratur der Kranioskopie von Gall bis auf unsere Zeiten. Dresden u. Lpz. b. Arnold. 1844. 8. 81 S.

Ein Wort über die Phrenologie von einem Arzte. Lpz. b. Gebauer. 1844. 8.

Die Phrenologie vom wissenschaftlichen Standpunkte aus beleuchtet von G. H. Meyer. Tübingen 1844. 8. (Diese und die vorige Schrift sprechen gegen die Phrenologie vom Standpunkte der Nichtkenntniß der Sache aus. Vergl. oben S. 267—287.)

Gustav v. Struve u. Dr. Ed. Hirschfeld Atlas zur Erläuterung der Lehre von den Verrichtungen des Gehirns (12 von Gall's Tafeln). Mit deutschem, franz. u. engl. Text. gr. Fol. Heidelb. 1844, b. Groos. (3 Thlr.) (Sehr brauchbar.)

Gustav v. Struve Handbuch der Phrenologie. Mit 6 lith. Tafeln u. Text-Abbild. Leipz. b. Brockhaus. 1845. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

Dr. M. Castle die Phrenologie, mit 2 Taf. Abbild. Stuttgart

b. Krabbe. 1845. 8. (2 Thlr.) (Ein gutes Handbuch der Phrenologie, doch weniger für den Anfänger geeignet, als das von Combe, übers. von Hirschfeld, das von Noel oder das von Struve. Unter diesen drei sehr brauchbaren Handbüchern möchte das von Noel, 2. Aufl., den Vorzug verdienen. Sehr zu empfehlen ist auch der in Nürnberg 1829 (1833) erschienene recht gute Auszug aus Gall's Werk. s. oben.)

Dr. Engeldue u. Dr. Elliotson zur Würdigung der Physiologie des Gehirns und des Materialismus. Nebst Mittheilungen über den Einfluß des thierischen Magnetismus auf die Thätigkeit der Gehirnorgane. Mit Zeichn. der phrenol. Büste und deren Erklärung nach George Combe. Berlin b. Krause. 1846. (½ Thlr.) (Die Thatsachen des Einflusses des thierischen Magnetismus auf die Thätigkeit der Gehirnorgane sind höchst interessant.)

Bernh. Cotta Briefe über Alex. v. Humboldt's Kosmos. Lpz. b. Arnold. 1848. (Enthält eine sehr vorzügliche Darstellung der Phrenologie.)

J. B. Samong die populäre Phrenologie oder sichere Merkmale der Neigungen, Talente u. Fähigkeiten 2c. des Menschen, ganz einfach an den kleineren oder größeren Erhöhungen und Vertiefungen seines Hirnschädels zu erkennen. Lpz. bei Pönicke. 1850. 8. (¼ Thlr.)

Prof. Jul. Schaller die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem wissenschaftl. u. praktischen Werthe. Mit 1 Taf. Abbild. Lpz. b. Geibel. 1851. 8. (⅔ Thlr.) (Der Verf. will von dem wissenschaftl. Werth der Phrenologie sprechen, ohne auf seinem speculativ-philosophischen Standpunkte nur zu ahnen, daß die Phrenologie Naturwissenschaft ist, — von deren praktischem Werth, ohne eine einzige ihrer Thatsachen praktisch geprüft zu haben.)

G. Scheve Katechismus der Phrenologie. Mit Titelbild u. 18 in den Text gedr. Abbild. Lpz. b. Weber. 1851. 8. 3. Aufl. 1853. (⅓ Thlr.)

— Phrenologie u. Medizin. Aus meinen wissenschaftl. Begegnissen zu Hamburg. Mit Titelbild u. 7 in den Text gedr. Abbild. Lpz. b. Weber. 1851. (¼ Thlr.)

C. G. Allhusen, Gehirnlehre nach Dr. Gall. 1 Bog. gr. Fol. Kiel, Altona Verlagsbureau. 1851. (1½ Thlr.)

R. R. Noel die Begründung und das Wesen der Phrenologie. Dresden b. Arnold. 1852. 8. (6 Ngr.)

Die Phrenologie oder Geisteslehre, ein sicherer Beweis für Christi unübertreffliche Lehren unbegrenzter Menschenliebe. Von einem ihrer Verehrer. Breslau 1852. 8. (s. oben S. 438 ff.).

Dr. Karl Schmidt Anthropologische Briefe. Die Wissenschaft vom Menschen in seinem Leben und in seinen Thaten. Allen Gebildeten, vorzüglich allen Lehrern und Erziehern gewidmet. Mit 55 lith. Abbildungen. Dessau b. Katz. 1852. 8. 563 S. (Ein umfassendes Handbuch der phrenologischen Anthropologie.)

J. J. Naue Mimisch-Phrenologisches. Die Phrenologie im Verhältniß zur bildenden Kunst des Alterthums und der Jetztzeit. Mit 14 lith. Abbild. Köthen b. Scheffler. 1853. 8.

Theologische Zeitfragen, beantwortet von Dr. Karl Schmidt. Köthen b. Scheffler. 1853. 8. (s. oben S. 434 ff.)

Dr. Karl Schmidt. Die Harmonie der Welten. Lpz. b. Geibel. 1853. 8. (Was vom phrenol. Gesichtspunkt aus die Philosophie ist.)

Fr. Weinknecht. Umriß der Phrenologie. Ein Beitrag zur Verbreitung dieser Lehre des Geistes. Bunzlau 1853. (1/6 Thlr.)

G. Scheve Religion und Phrenologie. Mit einem Hinblick auf den Kirchenstreit in Baden und auf die relig. Wirren unserer Zeit. Ein Vortrag, gehalten im Museum zu Karlsruhe am 20. Dec. 1853. Karlsruhe b. Malsch u. Vogel. 1854.

Prof. Fuchs Religion und Phrenologie. Ein kritischer Vortrag, geh. in der Eintracht zu Karlsruhe im Winter 1853/54. Karlsruhe b. Herder. (2 Ngr.) (Eine äußerst schwache und unklare Beurtheilung der vorhergehenden Schrift, s. S. 403 ff. Der Verf. wird vielleicht sich selbst und dem Leser etwas klarer werden, wenn er auch die obige Abhandlung über Erziehung, S. 450 ff., einer Beurtheilung unterwirft.)

Dr. Karl Schmidt Buch der Erziehung. Die Gesetze der Erziehung und des Unterrichts gegründet auf die Naturgesetze des menschlichen Leibes und Geistes. Briefe an Eltern, Lehrer und Erzieher. Mit 8 Holzschn. Köthen b. Scheffler. 1854. 8. 536 S. 2 Thlr. (Erziehung und Unterricht nach phrenologischen Grundsätzen.)

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

H. HUTMACHER
Buchbinder in
MÜNCHEN.

Digitized by Google

Digitized by Google